

4  
21079  
24

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 1.

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DÜSSELDORF

Düsseldorf, 1. Januar

96/12.224

1916.



Neujahrspost im Felde.

Reifphot. Eberth.

# Die Okarina.

Eine Neujahrsgeſchichte von G. Frankel.

**D**ie ernſte, heilige Nacht, die Neujahrsnacht, begann ſich langſam herabzuſenken auf die Erde. Schatten deckten das Land, nur die Häupter der Berge umwob ein flimmernder Schein mondſilbernen Lichtes. Stark, beſtimmend wucherte das Schweigen. Den Menſchen ſtockte der Atem in der Bruſt. Es war die zweite Neujahrsnacht in der Kriegszeit, und noch war er nicht erloſchen, der große Krieg. Seine düſtere Glut ſtand über allen Tagen und Nächten. Man wagte nicht zu ſprechen, kaum zu flüſtern in dieſer Nacht. Man ſenkte das Haupt, faltete ſtumm die Hände und wartete auf den Augenblick, in dem die erzenen Gloden in den Türmen zu zittern, zu erzittern, hinzuhallen begannen durch die Weiten, um die Geburt des neuen Jahres zu verkünden.

Fritz Enderlein hatte das Fenſter ſeines Manſardenſtübchens geöffnet. Der eifige Hauch der kalten Nacht wehte herein. Er ſtand und ſah hinaus auf die leeren Straßen, auf die Nachbarhäuſer, hinter deren erhellten Fenſtern die Menſchen wie er warteten und harrten

auf die zwölfte Stunde und das feierliche Glodenklingen. Dann ſchaute er zum Sternenhimmel empor. Der breitete ſich dahin gleich dunkeln Samt, beſetzt mit diamantenen Punkten. Der Mond ſtand ſilbern in ruhigem Lichte da, eine ewige Lampe, die nie verſagt und nie verſäumt, den alabaſternen Glanz zu ſpenden.

Fritz Enderleins Auge hing an dem ſüßen Mond. Er dachte daran, wie oft der in Feindesland über ihm geleuchtet, geſtanden über Schluchten und Wäldern, über ſchlammigen, moräſtigen Wegen, in denen die Füße der Menſchen, die Räder der Wagen faſt verſanken. Da hatte er hell und friedvoll, wie troſtſpendend gehangen über dem nächtlichen Grauen, dem unwirtlichen Lande, und hatte hinabgeſchaut wie ein liebes Auge, das einen Gruß ſchicken will.

Fritz Enderlein ſchloß fröhlich das Fenſter.

Er ſetzte ſich wieder an den Tiſch, aber er konnte nicht weiter leſen. Erinnerungen kamen und Wehmut in dieſer einſamen, großen Nacht. Er ſtügte das Haupt in die Hand, ſchloß die Augen und ſann



Kaiser Wilhelm zeichnet öſterreichiſch-ungariſche Soldaten durch Verleihung des Eisernen Kreuzes aus.

Phot. Preſſe-Zentrale.

Plötzlich aber richtete er sich lauschend empor. Hatte er nicht deutlich —? Nein, nun klangen sie nicht mehr. Gespannt harrete er und lauschte. Doch, er hatte ganz recht gehört. Da kamen sie wieder aus einem unteren Stockwerke empor. Zarte, süße, langhinzitternde Töne einer Clarina. Das mußte ganz aus dem Erdgeschloß dringen bis zu ihm empor, denn das Stockwerk unter ihm war unbewohnt und das darunter befindliche zurzeit leer, da die alte Frau Doktor Schwalbe seit Weihnachten ihre Wohnung verlassen und zu ihren Söhnen und Enkeln gereist war, um an den Feiertagen nicht allein zu sein.

Er hatte sich im Stuhl zurückgelehnt und lauschte auf die zart hinperlenden Töne der Clarina.

Die Melodie kannte er doch? —

Einer hatte sie gespielt dort draußen, der bei einem Sturmangriff gefallen war neben ihm.

Und indes vor seinen Fenstern die dunkle Nacht ausgespannt lag und von unten die weichen, lodenden Klänge der Clarina zu ihm empordrangen, dachte er an Karl Gerecht, dessen Grab jetzt gewiß irgendwo lag im fremden Land auf verschneiter Flur, umstrichen von dem Wind.

Er war ein sonniger Bursche gewesen, der Karl Gerecht.

Einer, den man sich gar nicht blaß und leblos dahingestreckt vorstellen kann, den man, wenn man an ihn denkt, immer vor sich sieht in der Fülle des Lebens, den Schimmer eines verdeckten übermütigen Lächelns um die Mundwinkel, mit klingendem Tritt und festen, lebenswarmen Händen.

Früh Enderlein hatte ihn zwar für einen prächtigen Burschen und guten Kerl, auch für einen tapferen Soldaten gehalten, aber im Grunde seines Herzens hatte er doch geglaubt, der Karl Gerecht wäre ein oberflächlicher, leichtsinniger Mensch ohne Tiefe und Treue. Die

Clarina aber, die hatte ihm erst den eigentlichen Karl Gerecht kundgetan. Sie kam, wie das Gute im Leben so oft zu kommen pflegt, ganz unerwartet und unverhofft. Sie kam mit einem Liebesgabenauto aus der Heimat. Das kleine, zierliche Instrumentchen fand sich in dem Palet eines hollsteinischen Bauernburschen, der freudevoll nach den wollenen Strümpfen und der guten Dauermurk, die die Clarina begleitet hatten, griff und das Instrument verständnislos und verächtlich beiseite legte. Da aber griff Karl Gerecht

mit leuchtenden Augen danach. „Heilige, gib mir's,“ bettelte er und reichte dem Burschen sein Gabenpäckchen hinüber, damit er sich daraus als Ersatz für die Clarina etwas anderes aussuche. Heilige ging grinsend auf den für ihn so vorteilhaften Tausch ein. Karl Gerecht aber hütete seine Clarina neidischer und sorgenvoller als ein Geizhals seine heimlichen Schätze. Und in den Ruhestunden, wenn sie dasaßen in ihren Quartieren oder bei einer Kaffee am Wege oder beim Hinträumen am

Lagerfeuer, klangen die feinen Töne auf, süß und wehmütvoll, bald langgezogen, bald dahintrillernd, perlend und lodend.

Er, Enderlein, aber sah sich dann nicht satt an den strahlenden Augen des Kameraden, die waren zwar von den gesenkten Wimpern halb verdeckt. Aber durch den schimmernden Spalt hindurch quoll ein Glanz, den die Augen sonst nie hatten, und verschönte und adelte das ganze Gesicht. Die schone, verträumte Seele, am Mittag verdeckt und überdeckt von Ironie und Übermut, trat hell hervor, und in den Tönen bebte ein sehr süchtiges, heißempfindendes Herz. Da hatte Enderlein gewußt, daß dieser da ein Kamerad war, wie er ihn sich gewünscht, ein rechter Mann, wenn es sein mußte hart wie Stahl und im Grunde doch weichen Herzens wie ein Kind. Stumm hatten sie sich die Hand gereicht und nie ein Wort über die Stunde gesprochen, in der sie sich zueinander gefunden. Herzensbrüder waren sie geworden, ohne es erst lange durch Gelöbnis und Umarmung zu versprechen und zu geloben.

Getreulich teilten sie Strapazen und Gefahr, kämpften Seite an Seite, zogen nach Ost und nach West. Sie hatten das Gefühl, als könnte sie auch der Tod nicht trennen, als würden sie beide dahinsinken im Kampf oder beide dem Leben erhalten bleiben und sich nach dem

Kriege vereint eine Zukunft erbauen. Aber das Schicksal wollte es anders. Beim Erfürmen einer Festung sah Enderlein den Freund an seiner Seite stürzdie Handen, verkrampft auf dem Herzen. Eine Sekunde hatte es ihn durchzuckt, bei ihm niederknien, ihn auf seinen Armen aus dem Getümmel zu tragen, zu versuchen, das brechende, entfliehende Leben zurückzuhalten. Aber schon hatte es ihn weitergerissen. Er durfte nicht zurück. Er mußte vorwärts. — Und nach langen Stunden, nach fürchterlichen Kämpfen hatte es auch ihn

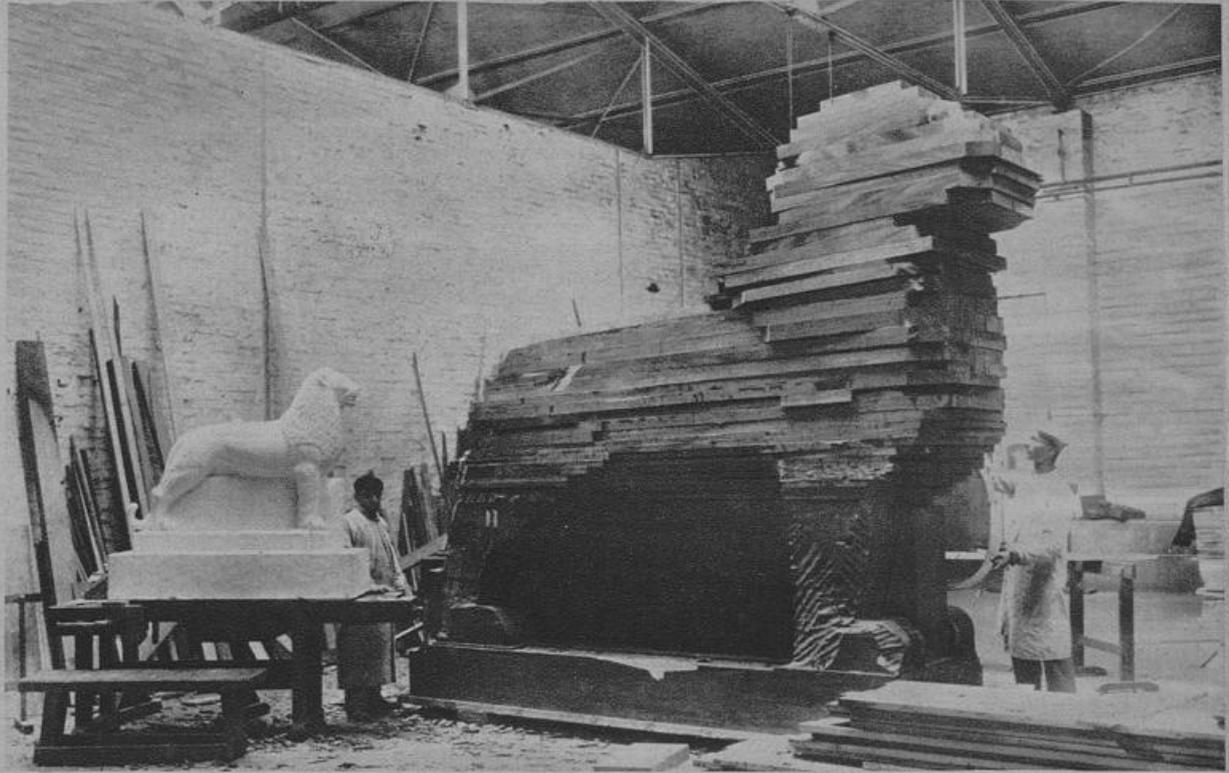
## Kriegsneujahr 1916.

Von Alice Freiin von Gaudy.

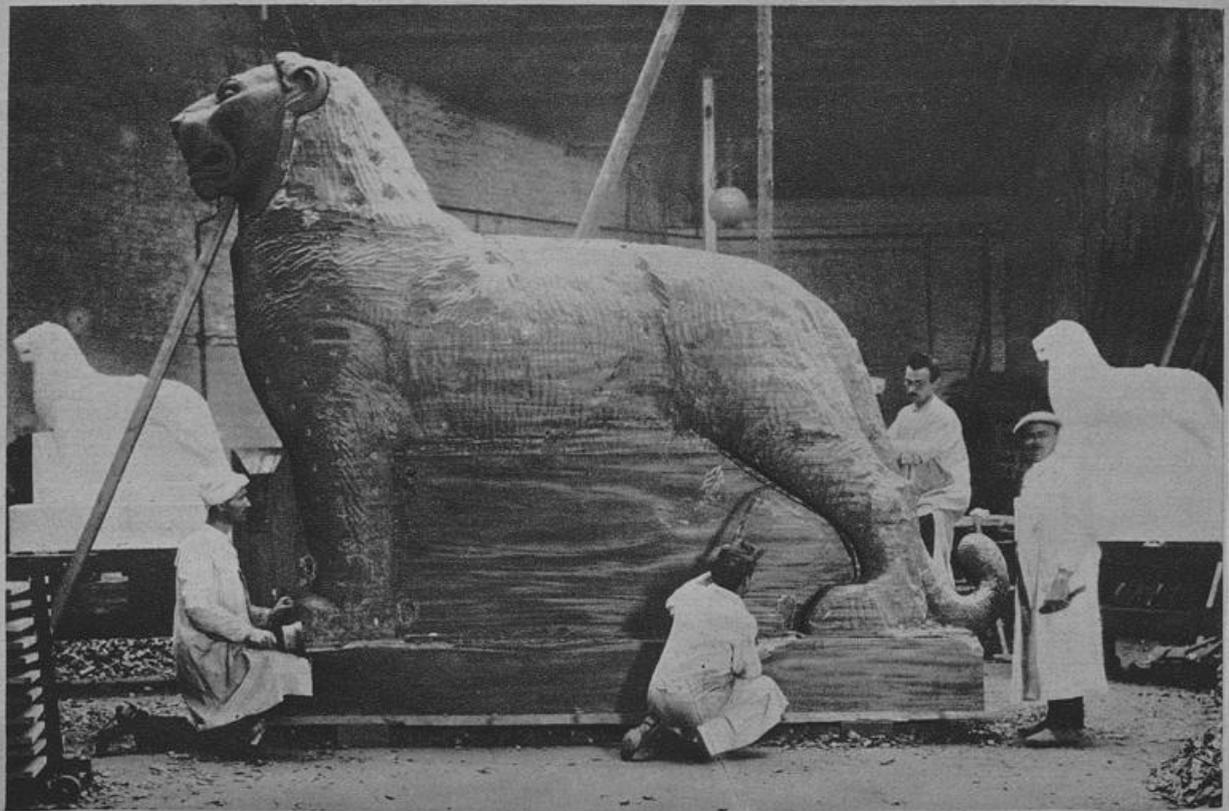
Ein neues Kriegsjahr hebt an zu tagen:  
Deutschland, was hält es für dich bereit?  
Hinweg mit allem Bangen und Zagen  
Vor der eisenklirrenden, drohenden Zeit!  
Wohl kommt sie geschritten, wuchtig und schwer,  
Doch in Zuversicht grüßt sie dein starkes Heer.  
Die unter dem Meer, die in den Lüften ringen,  
Deine tapferen Kämpfer verbürgen Gelingen,  
Sie müssen, sie müssen siegen!  
In allen lodert ein heilig Gebot:  
„Deutschland die Zukunft! Sieg oder Tod!  
Gott läßt uns nicht unterliegen!“

Schon dämmert es leise im Osten fern,  
Schon rauscht es wie heimliches Friedensahnen . . .  
Deutschland, glaube an deinen Stern,  
An die unzerstörbare Kraft der Germanen!  
Und sollte dies Kriegsjahr das letzte nicht sein,  
Und schnürte der Feind dich noch fester ein:  
Der Väter denke, die schwer gerungen  
Und lange — und dennoch durchgedrungen!  
Sei stark im Entbehren, sei fest im Ertragen,  
Deutschland im Felde und Deutschland drinnen,  
All dein Wollen, dein Beten, dein Sinnen  
Sei einzig: die Dränger zurückzuschlagen!

Durch Schicksalsdunkel hinauf zum Licht,  
Durch Opfertiefen empor zum Leben:  
Gott wolle dir siegendes Hoffen geben,  
Felsenstarkes, das Tod nicht zerbricht!  
Deutschland, glaube an deinen Stern,  
Glaube, er führt dich, der herrlich entglommen!  
Auch dieses Kriegsjahr ist Fügung des Herrn —  
So neige dem Sendling dich: „Gottwillkommen!“



Der Bergische Löwe, das Düsseldorfer Kriegswahrzeichen: Beginn der Ausarbeitung in Holz durch den Bildhauer Johannes Knubel in Düsseldorf. Phot. Jol. Henne



Bei der Arbeit am Düsseldorfer Kriegswahrzeichen: Dorgeschrittener Zustand der Ausarbeitung in Holz. Phot. Jul. Söl, n.

getroffen. Er sank dahin. Vor seinen Augen wallten purpurne Schleier. Ohnmacht umfing seine Sinne.

Von fern, ganz von fern her schienen ihm die Töne einer Clarina zu kommen.

Und er lallte, allmählich immer tiefer in Bewußtlosigkeit versinkend, leise die Worte zu dem alten, schönen Liebe mit:

„Ich hatt'  
einen — Ka-  
meraden, —  
einen — be-  
sinn — findst  
du — nit —“

Lange lag  
er auf dem  
Krankenlager.  
Als er genesen  
war, war es  
Winter gewor-  
den. Den lin-  
ken Arm hatte  
er hergeben  
müssen. Ins  
Feld konnte er  
nicht wieder.  
Erehrte nun-  
mehr heim.

Den Freund  
betrauerte er  
als einen To-  
ten. Keiner  
wußte ihm  
Kunst über  
ihn zu geben.

Alle Nach-  
forschungen  
blieben erfolg-  
los. Was half  
es auch, wenn  
er zurückblät-  
tete in den  
Totenlisten  
und den Na-  
men Karl Ge-  
recht suchte?

Er hatte  
ihn ja stützen,  
hatte ja das  
Zeichen des  
Todes auf sei-  
ner Stirn ge-  
sehen. Ihm  
war wohlter  
als dem Le-  
benden, der  
nun einsam  
umherging,  
bittere Seh-  
nucht nach ihm,  
dem Dahinge-  
schiedenen, in  
der Brust. Und  
die kleine Cla-

rina? — Wer hätte es ihr gesagt, die so süß und sehnsüchtig, so rilleind und schluchzend erklingen konnte, daß sie in einem Grabe in fernem Polenlande ruhen würde?

Und nun klang sie wieder in dieser seltsamen Neujahrsnacht. — Klang sie aus dem Grabe heraus, und war es ein Gruß des Toten an seinen Freund?

Enderlein sprang vom Stuhl empor und reckte sich.

Er fühlte, er mußte sich Bewegung machen, wach werden. Erinnerung und Traum hatten ihn umspinnen — bald wußte er nicht mehr, was Wahrheit war, was Wirklichkeit.

Aber näher, immer näher klang die Clarina. Es war ihm, als verfolge jeder Ton ihn herauszuziehen wie an unsichtbaren Fäden.

— Und Enderlein konnte dieser Zauber-  
gewalt nicht  
widerstehen.

Er ging  
ganz langsam,  
schrittweise  
aus dem Zim-  
mer, aus dem  
Flur, die Trepp-  
en hinunter  
bis in das  
Erdschoß,  
wo, wie er  
wußte, die ver-  
witwete Ge-  
heimrätin  
Krudenberg  
wohnte mit  
ihrer schönen  
Tochter Käthe,  
die ihm in  
der Kleidjamen  
Schwestern-  
tracht des Ro-  
ten Kreuzes so  
oft auf der  
Straße und im  
Hauseingang  
begegnet war.

So stand  
er nun in dem  
alten, zugigen  
Flur und  
schaute jinnend  
auf den Na-  
men am blan-  
ken Messing-  
schild. Jetzt  
hörte er die  
Clarina ganz  
deutlich.

Es war  
kein Zweifel  
mehr möglich;  
dort drinnen  
erklang sie.

Wer spielte  
sie, spielte sie,  
wie sie einst  
der Tote ge-  
spielt? —

Auf der  
Kellertreppe  
wurden eilige

Schritte laut und das Klirren von Schlüsseln. Eine Magd, in einem Korbe Weinflaschen tragend, kam herauf.

Dort drinnen bei Krudenberg sollte wohl ein Punsch gebraut werden in der Silvesternacht.

Er wollte sich beschämt davon schleichen. Wenn ihn hier jemand sah? Mußte man ihn nicht für einen dummen Jungen halten,



Der Bergische Löwe, das Düsseldorf'sche Kriegswahrzeichen, nach seiner Vollendung.

Das Wahrzeichen soll Anfang Januar auf dem südlichen Rundplatz der Königsallee seiner Bestimmung übergeben werden.

Phot. Julius Sahn.

Schritte laut und das Klirren von Schlüsseln. Eine Magd, in einem Korbe Weinflaschen tragend, kam herauf.

Dort drinnen bei Krudenberg sollte wohl ein Punsch gebraut werden in der Silvesternacht.

Er wollte sich beschämt davon schleichen. Wenn ihn hier jemand sah? Mußte man ihn nicht für einen dummen Jungen halten,



Verwundeten- und Krankenpflege auf dem Balkankriegsschauplatz: Das Typhushospital auf einer Anhöhe in Üstüb.

Nach einer Abbildung in einer ausländischen Zeitschrift.

wie er da vor der Tür fremder Leute stand und auf die Töne einer Clarina lauschte?

Aber schon hatte die Magd mit dem Drücker die Korridor tür geöffnet. Und im selben Augenblick öffnete sich auch drinnen die gerade davor befindliche Stubentür: Käthe Krudenberg, heute nicht in Schwestertracht, sondern im weißbräutlichen Seidengewande, hellrosa Rosen an der Brust, trat heraus. Und Enderlein sah gerade in das offene Zimmer hinein.

Da brannte der Tannenbaum. Im Erker sah eine alte Dame. Unter dem Baum aber stand ein schlanker Mann, die Clarina am Mund.

Von zwei Lippenpaaren erklang zu gleicher Zeit ein Schrei, der sich einte. Käthe Krudenberg stand in ihrem weißen Seidenkleid zitternd an die Korridorwand gelehnt und sah staunend auf die beiden Männer, die sich schluchzend umschlungen hielten.

„Dich seh ich noch einmal wieder in der Welt!“ stammelte der, der die Clarina gespielt hatte. „Sie sagten mir doch alle, du wärest

gefallen in jener Schlacht, in der mir die Kugeln in die Lungen drangen und —“

„Und ich glaubte dich tot,“ stammelte Enderlein. „Ich sah dich doch fallen dicht neben mir —“

„Aber ich ward aufgefunden, verbunden, gerettet. Der Himmel hat Engel, die er schützt —“ antwortete Karl und zog die erglühend Käthe mit strahlenden Augen an sich heran. „Käthe, das ist mein Herzensfreund Fritz Enderlein, um den wir so getrauert. Fritz, die ist meine Braut. Werde ihr ein Freund, wie du es mir gewesen —“

Am Tannenbaum verknirschten die Lichter. Käthe hatte das elektrische Licht ausgedreht. Es war nun dunkel im Zimmer, nur der Mondschein erhellte es schwach. Von den Türmen aber begannen die Gloden zu klingen und die heilige Nacht einzuläuten. Erst eine dann eine zweite, die dritte, die vierte, die fünfte. — Am Fenster standen die beiden Männer schweigend Hand in Hand.

Am Boden aber, dort wohin sie aus den zitternden Händen gefallen, lag unbeachtet und unbemerkt die kleine Clarina.

## Vision. Eine Silvestergeschichte von Magda Trott.

**B**lutig und verzweifelt tobte der Kampf seit Wochen. Hatte man unter unendlichen Opfern einige Fuß breit Landes erobert, so mußte man am nächsten Tage der Abennacht wieder weichen, das Blut, das diesen Streifen Landes düngte, war vergeblich geflossen. Frost und Hunger, Entbehrungen aller Art machten die Truppen wohl etwas mürber, dennoch war der Wille, den Gegner zu besiegen, ungeschwächt. Wohl wich man, aber man wich mit dem heiligen Zorn, am kommenden Tage die alte Stellung wieder zu erringen, und man errang sie auch. Nicht nach rechts, nicht nach links blidend, verschlossen die Ohren und die Augen gegen das furchtbare Elend, fürmte man vor, der Sieg mußte erkochten werden.

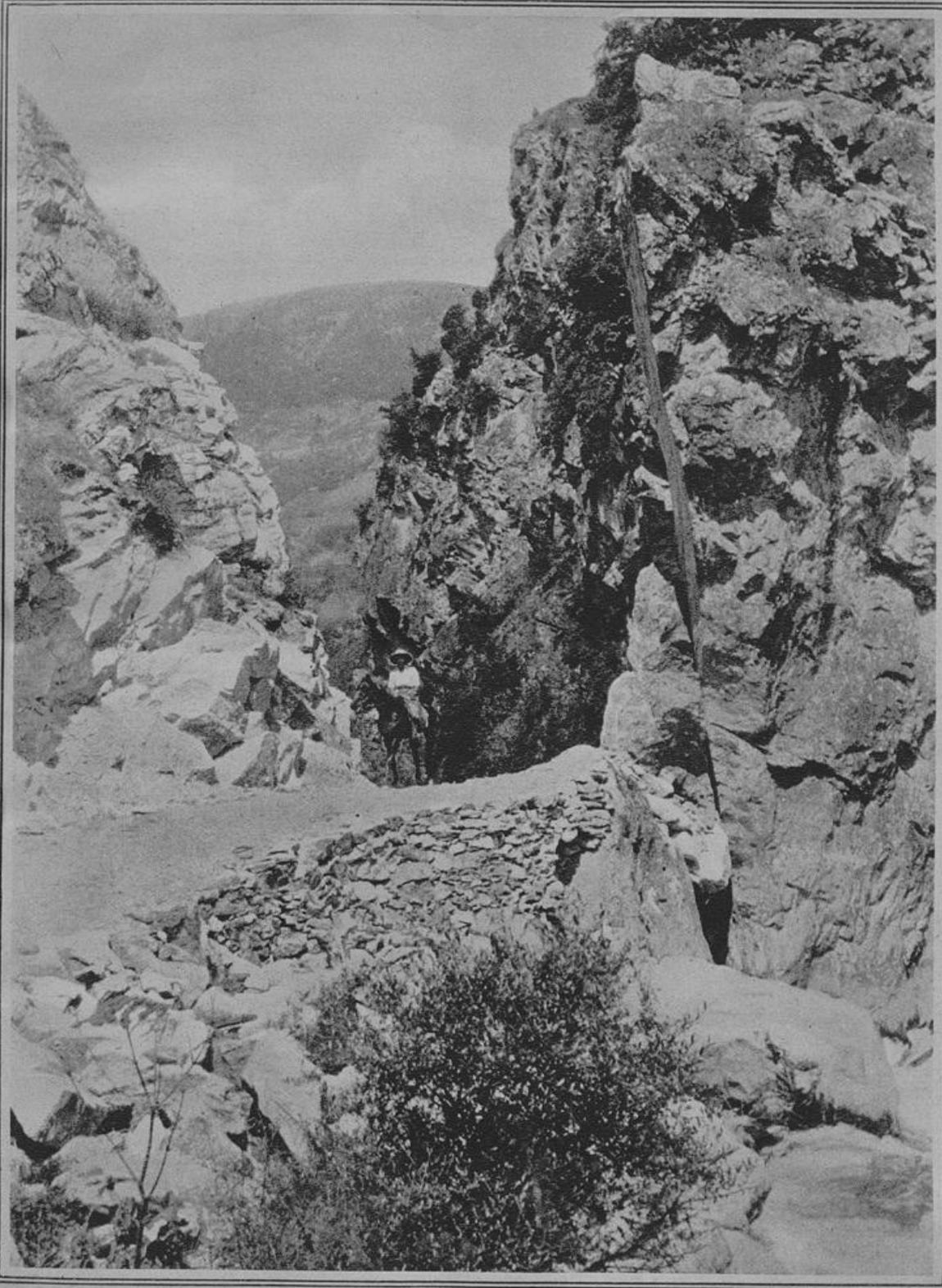
Tag auf Tag verrann; von jedem Morgen grauen hoffte man die Entscheidung, und das blutige Abendrot senkte sich hernieder und hatte nur neue Verluste gebracht. Dennoch stand bei allen felsenfest: sie mußten das gesteckte Ziel erreichen, koste es, was es wolle. Auf beiden Seiten gingen die Verluste ins Ungeheure. Ganze Regimenter waren zerrieben, und doch sammelten sich immer wieder neue Scharen, die das Erbe der Toten hoch in Ehren hielten: den Feind zu vertreiben. Da war nicht einer unter ihnen, der nicht alltäglich auf die Entscheidung hoffte; aber die Entscheidung fiel und fiel nicht.

Fast ein Wunder war es zu nennen, daß Oberst von Gerlach auch nach diesem blutigen Kampftage noch so viele seiner Getreuen

um sich sammeln konnte. Das Regiment war im heftigsten Feuer gewesen, hatte sich heldenhaft geschlagen; nun war man abgelöst worden, galt es doch, morgen den verzweifeltsten Angriff zu erneuern. Der Oberst schaute über seine Schar hinweg. Es rief ihm würgen in die Kehle.

Diese Kindergeichter, die hatten alle schon den Tod und das Elend gesehen, denen hatte der Dämon Krieg die Jugendfreude im Jugendlufte für immer geraubt, und in manchen der treuen blauen Augen stand neben wilder Entschlossenheit das Grauen. Wenige Tage hatten genügt, um aus den von Jugendlufte Begeisterten ernste und schweigsame Männer zu machen, sie alle waren sich ihrer Pflicht ihrer schweren, blutigen Aufgabe voll bewußt. Die Kinder, die weiche linde Mutterhände bisher sorgsam behütet hatten, standen nun, jede für sich allein, auf dem Posten, der schwer und verantwortungsvoll war und alle Kräfte erforderte.

Der Oberst blidte über die Leute. Er wollte ihnen ein paar warme, herzliche Worte heute zum Jahresfluß sagen, aber die Wort wollten ihm nicht aus der Kehle. Was sollte er zu ihnen reden? Morgen brach ein neues Jahr an, aber nicht wie sonst erwartete man ein frohes neues Jahr; auf schwarzen Zittichen flog der Tod hernieder und nahm das beste und edelste Blut zum Jahresopfer. Ob wohl auch die Leute, die ihn hier mit so ernsten Gesichtern an sahen, daran dachten? Morgen galt es, den Verzweiflungskampf zu kämpfen



Vom Kriegsschauplatz in Serbien: Blick in eine Schlucht im Gebirge westlich von Üsküb.

und — der morgige Tag brachte wenig Hoffnung auf Sieg. Zu verzweifeltem Sturmangriff mußte vorgegangen werden, und man wußte doch genau, daß die Übermacht eine gewaltige war. Der kommandierende General hatte ihm nicht verschwiegen, daß man morgen viel von ihm und seinem Regiment verlange, daß es aber nötig sei, und daß selbst die Vernichtung des ganzen Regiments für weitere Angriffe der Deutschen von Vorteil sei. Das hieß nichts anderes, als morgen früh den erwachenden Tag sehen und Abschied vom Leben nehmen.

Er zitterte nicht bei dem Gedanken an sich selbst, aber er schauderte zusammen, wenn er das hoffnungsvolle Leben um sich herum

richtete sich auf seinem Lager auf und starrte in die Nacht. Da tönte ein fetter Tritt an sein Ohr, er hörte das Mirrende Aufstoßen eines Degens, und in der Tür stand die hohe Gestalt eines Kürassiers. Der Oberst sprang von dem Lager empor und stand seinem andern gegenüber als Bismard, der ihn mit feinen Augen durchdringend anblickte. Die weiße Uniform, der goldene Kürass und Helm leuchteten durch die Nacht, und um den Ertrichter des Deutschen Reiches floß ein heller Schein. Wie gebannt schaute der Oberst auf die Gestalt, die jetzt regungslos vor ihm stand, die dann aber plötzlich das Schwert aus der Scheide riß und die blitzende Waffe zum Himmel hob.

„Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!“



Verpackung der Weihnachtspakete für die Front im Bezirksverein vom Roten Kreuz in Düsseldorf. (Fotophot. J. Kemmer)  
Aus dem ganzen Regierungsbezirk sind die Pakete für das Rote Kreuz an diese Sammelstelle eingeliefert worden.

sah. Sie alle, diese Kinder noch, führte er morgen dem Verderben zu. Mühte es wirklich sein? Gab es denn keine Hoffnung?

Mit kurzen Worten entließ er die Leute; es war ihm unmöglich, heute, am Silvesterabend, mehr zu reden. Als er sich dann aber ruhelos auf dem Lager wälzte, da packte es ihn mit solch rasendem Schmerz, mit solch wilder Verzweiflung, daß ihm, dem mutigen, alten Haudegen, zum erstenmal der Mut etwas sank. Wie war es möglich, das Regiment zu retten?

Die Augen fielen ihm zu, er wurde müde und schläfrig und wußte doch genau, er schlief nicht. Mühte genau, daß er im Halbschlummer die Hände faltete und ein leidenschaftliches Gebet zu Gott dem Allmächtigen schickte um Rat und Hilfe. Der Schlummer floß ihn, er

klang die Stimme Bismards mit Festigkeit und Kraft durch den Raum. Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es den Oberst, er neigte das Haupt, er schämte sich. Als er wieder aufblickte, herrschte tiefe Dunkelheit, die Gestalt des alten Helben war verschwunden.

Da blies man Alarm, da war der Oberst mit seinem Regiment einer der ersten, der im Morgengrauen auf den Feind traf und in kurzem, siegreichem Kampfe den Feind zur Flucht zwang. Als Oberst von Gerlach dann nach beendetem Kampfe wieder zwischen den Seinen stand, als man ihm die höchste Anerkennung zollte, da trat in das alte Soldatenauge ein feuchter Schimmer, und mit bewegter Stimme lönte es aus seinem Munde: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!“

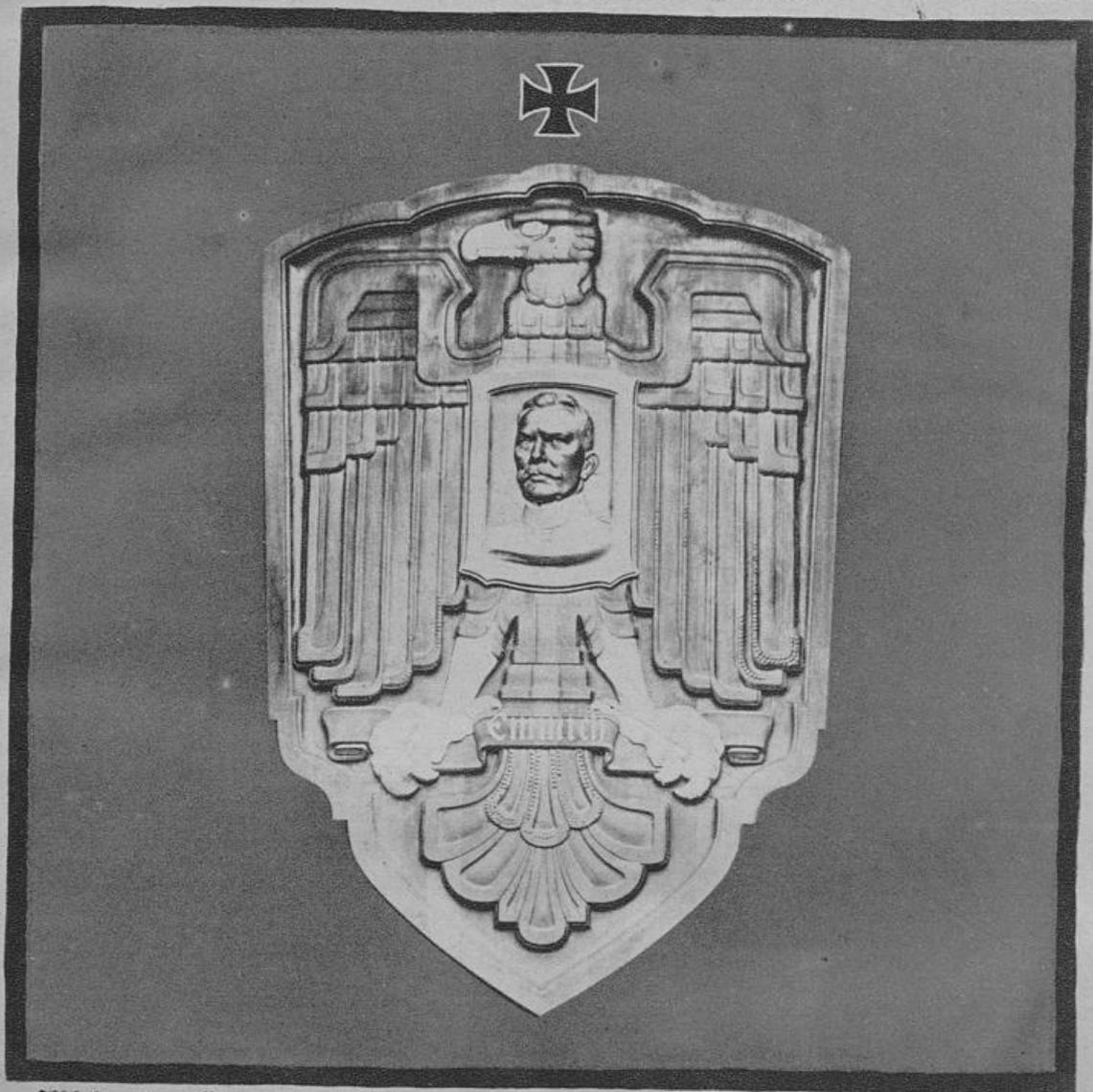
# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 2.

Düsseldorf, 8. Januar

1916.



Zum Ableben des Generals v. Emmich, des Eroberers von Lüttich: Holzschild mit dem Bildnis des „Eisernen Emmich“ im Ehrenhof des Reaierungsgebäudes in Lüttich.

# Sühne.

Novellette von O. Gerhard.

Leise tauschen die Wasser des Nemelstromes, wie flüssiges Gold schimmern sie im Strahle der Abendsonne. Steil ragt der Kombinus aus ihnen hervor. Einst war der Berg von dichtem Buchenwald umgeben, ein Granitblock schmückte seine Kuppe, ein Schloß stand inmitten doppelter Wälle und auf der östlichen Seite ein Tempel, in dem die alten Litauer dem Schlachtengott Potrimpos und der Schicksalsgöttin Laima huldigten. Jetzt ist der Berg laß und leer, und nur die Wellen zu seinen Füßen murmeln und raunen von fernher, alter Zeit.

Sonntag ist's. In dem freundlichen Dorfe, das nicht weit von dem segenspendenden, breiten Strome liegt, sitzen die Bewohner in dem schlichten Gotteshause und lauschen der eindringlichen Rede des Pfarrers. In bewegten Worten spricht er von dem Kriege, gedenkt der Söhne des Dorfes, die auch hinausgezogen, zu kämpfen für das teure Vaterland, und von denen manch einer schon sein junges Leben verlor.

Dann erhebt der Greis seine Stimme und fleht inbrünstig, daß der Herr der Heerscharen uns Sieg und baldigen Frieden gebe, daß er das Dorf schütze und die nahe Stadt, die schon einmal drei Wochen hindurch in den Händen der Feinde war.

Ein Schauer überfliegt die Frauen, und die Hände, die das Gesangbuch umfassen, bebren.

Selbst die Gesichter der Männer erbleichen und werden starr, und doch denkt keiner von ihnen daran, zu fliehen, die teure Heimat raubgierigen Händen preiszugeben.

In tiefer Inbrunst knien alle nieder und empfangen den Segen des Geistlichen, dann treten sie hinaus und gehen langsamen Schrittes am Friedhofe vorüber nach ihren Häusern, die gebeugten Alten voran, dann die Männer in ihren dunkeln Tuchröden mit ihren stattlichen Frauen, zuletzt ihre Töchter.

Wie gut sie aussehen, die jungen Litauerinnen in ihren bunten Röden, dunkeln Niedern über der blütenweißen und fleidamen Margarine! Stolz und frei schreiten sie dahin; auf ihren regelmäßig geschnittenen Gesichtern liegt leise Wehmut. Manch eine hat den Verlobten, den Geliebten im Felde. Wer weiß, ob er ihr wiederkehrt. Aber nun erzählen sie einander von den erhaltenen Feldpostkarten, und da beginnen die Augen wieder zu leuchten und die Lippen zu lächeln.

Nur eine schreitet schweigend abseits von den andern dahin. Sie ist die Schönste von allen. Ihr dichtes Haar, das sie wie die Freundinnen in vielstrahligen Zöpfen um den Kopf trägt, glänzt wie gesponnenes Gold, ihre Augen sind von lichthem Blau. Wer düster sind die dunkeln Brauen zusammengezogen, die Lippen fest aufeinandergepreßt; sie kann nicht erzählen von Heldentaten ihres Liebsten. Der — ach der sitzt im Gefängnis, darf nicht mitkämpfen fürs Vaterland. Welche Schmach!

Kurz vor Ausbruch des Krieges hatte er in rasendem Jähzorn einen, der mit ihm in dem flotten Reiterregiment diente, niedergeschlagen. Zwar erhob sich Erskatis bald, er konnte mitziehen in den Kampf, aber Hannus ward verurteilt und gefangengesetzt.

Marikke ballt die Hände in ohnmächtigem Zorn. Welch rasender Schmerz hatte durch ihre Seele gequält, als er selbst in kurzen Worten von seiner Verfehlung schrieb! Verzweifelt war er.

Saga, warum hielt er sich nicht besser im Zaum! Oft genug hatte sie ihn gebeten, sich zu beherrschen. Nun hatte er alles verspielt, die bevorstehende Beförderung, die Teilnahme am Kriege und — sie selbst. Denn nimmer würde sie, die Tochter des reichsten Bauern, des angesehenen Dorfschulzen, einem, der das Zeichen entehrender Strafe auf der Stirne trug, zum Altare folgen. Sie hatte es nicht über sich gewonnen, ihm zu antworten; nur den schmalen, goldenen

Ring hatte sie ihm in einem Kästchen zurückgeschickt, den Ring, den er ihr an einem lichten Frühlingsabend, als sie zusammen auf dem Flusse ruderten, an den Finger gesteckt.

Zuweilen wollte es sie wie Neure ergreifen, daß sie kein Erbarmen mit ihm gefühlt; er war doch klug und gut, und sie hatte ihn so gern gehabt. Aber sie erstickte die Stimmen der Liebe und des Mitleids in ihrer Brust.

Zuweilen fuhr sie in der Nacht mit jähem Schrei empor. Sie sah ihn in seiner Zelle, dessen vergittertes Fenster nicht Licht noch Luft einließ, düster auf den Ring starren. Haha, ihm geschah recht! Und sie? — Nun, wenn der Krieg aus war, nahm sie einen andern, den blonden Jons Kugeleit, der in Karteln die Mühle besaß, oder den Michael Meyrid, den Inhaber der größten Fischerei.

Wirklich? Würde sie das tun? Warum ward ihr denn plötzlich das Herz so schwer, warum klopfte es so stark, als wollte es ihr das Wieder zer Sprengen?

Nein, nein, man reißt eine Liebe nicht so schnell aus dem Herzen, wenn sie von Kindheit an darin wurzelt.

Schweigend folgt sie den Eltern ins Haus; bald kommen die Freundinnen, und sie setzen sich alle in die Stubba, die Spinnräder werden vorgekommen, und zu ihrem Surren bewegen sich die Zungen.

„Man sagt, die Russen seien wieder ganz nahe und verüben Grausamkeiten,“ erzählt die zierliche Henrike Donaleitis. „Mutter und ich ziehen morgen in die Stadt; ich hätte Furcht, hier zu bleiben.“

„Ich auch, ich auch!“ schreien andere.

„Wie man nur so feige sein kann!“ sagt Marikke verächtlich.

„Ich gehe nicht fort, es sei denn, ich dürfte mitkämpfen.“

Ihre großen Augen leuchten wie blauer Stahl.

„Und wenn die Russen kommen, ich lasse sie nicht in unser Haus, ich werde es verteidigen.“

Die Freundinnen klammern sie an, sie erscheint ihnen fast fremd. Um den lastenden Bann von sich abzuschütteln stimmen sie ihre Dainos an, aber auch dieser Gesang ist schwermütig. Klagen zieht er durch die Fenster der Stubba hinaus in den sternenlosen Abend.

Wie Marikke es in ihren Träumen gesehen, so hält Hannus wirklich oft den schmalen Reifen in der Hand, und dann umspielt seinen Mund ein bitteres Lächeln. Um der Geliebten willen hat er jähzornig auf ihren Verleumder losgeschlagen; um ihrer willen sitzt er im Gefängnis.

Draußen tobt der Krieg, und er darf nicht daran teilnehmen. Oft war er nahe daran, sich gegen die Türe seines Gefängnisses mit aller Wucht zu stemmen, sie zu erschüttern, zu flüchten, sich zu seinem Truppenteil zu begeben. Und dann war es ihm, als dürfe er keine neue Schuld auf sich laden, als dürfe er nur mit reinen Händen zur Waffe greifen.

Knirschend vor Zorn gegen sich selbst ging er in der schmalen Zelle auf und nieder, seine Wangen erblaßten, an seinen Schläfen zeigten sich im dunkeln Haar schon weiße Fäden.

Ein Begnadigungsgesuch, das er eingereicht, blieb ungelesen. Freilich, die Russen hatten sich der Stadt bemächtigt; niemand kümmerte sich um ihn. Und in ihm fraß neben dem Groll die verzehrende Angst um die Heimat, um Marikke.

Endlich kamen die deutschen Retter und befreiten die Stadt. Nun würde man seiner gedenken. Aber es gab Wichtigeres zu tun. Nach kurzer Rast zogen die Truppen andern bedrängten Teilen der Provinz zu. Verzweifelt stürzte Hannus zu Boden. Ein Nervenfieber brachte ihn an den Rand des Grabes. Als seine Wucht gebrochen war, lag er teilnahmslos da; alles Sehnen und Kämpfen in ihm

war still, ruhte in seinem Innern wie versenkt in einem tiefen Brunnen. — Eines Tages hörte er durch das halb geöffnete Fenster seiner Zelle zwei Männerstimmen reden:

„Die Russen haben fast alle Dörfer auf dem jenseitigen Memelufer besetzt, sie sind nahe dem Nombinus.“

Glühende Liebe überläuft ihn, mit einem Satz springt er aus dem Bett, zieht mit zitternden Fingern seine Kleider an und haftet zu dem ihm gewohnten Gefangenenwächter. Er weiß, seine Haft ist zu Ende. Keinen Einwand läßt er gelten, in dem ihm viel zu weit gewordenen Noth taumelt er auf die Straße. Nur fort, fort, das Heimatdorf ist in Gefahr, Marille, die Geliebte!“

Er trifft eine Abteilung Landsknechte, sie eilen den bedrängten Dörfern zu Hilfe.

Untertwegs begegnen ihnen Wagen mit Flüchtlingen, elendem Hausrat, Vieh; manche Hütten stehen leer oder sind verbrannt. Aus einem

Sie sieht noch, wie er um sich schlägt, ihre Brust hebt sich vor Stolz, wie der Schlachtengott Pokrimpos erscheint er ihr. Und aller Groll in ihr ist wie weggeweht. Wenn er auch gefehlt hat, die heutige Tat macht alles wieder gut.

„Neue Scharen kommen, ihr müßt fort, ich bringe euch im Boot ans andere Ufer.“

Sie setzen den Alten in ein Wägelchen und fahren ihn auf verborgenen Wegen zum Strom.

Gottlob, der Kahn ist da, sie heben die Ältern hinein, Marille und Hannus ergreifen die Ruder.

Da sind sie von den Feinden entbedt, Schüsse hallen über den Strom, sie verfehlen ihr Ziel.

Am Nombinus vorüber fahren sie zur schützenden Stadt.

Marilles Augen hängen an Hannus' todblassem Gesicht, auf dem ein eigener Glanz liegt.



Bayrische Schneeschuhpatrouille vor einer verschneiten Unterkunftshütte in den Vogesen.

Phot. Leipz. Presse-Büro.

Hause werden sie mit Kugeln überschüttet, auch sie gebrauchen ihre Waffen.

Hannus besteigt das Pferd eines getöteten Russen und jagt vorwärts, der Heimat entgegen.

Nun ist er daheim. Wimmernd, hilflos ertönt die Glocke der Kirche, um den Geistlichen haben sich die Greise versammelt; es erschüttert Hannus, wie sie kniend beten.

Ein Haufen trunkenen Kosaken zieht vor das Schulzenhaus. Schon wollen sie die verschlossene Tür erbrechen, da erscheint plötzlich Marille. Ihre blonde Haartrone leuchtet, ihre Augen funkeln wie Stahl.

„Zurück, hier liegt ein Kranter!“

„Dem wollen wir das Sterben erleichtern,“ lacht einer roh auf, „und dich nehme ich mit mir.“

Ein wohlgezielter Schuß aus Hannus' Büchse trifft ihn.

„Zus Haus, Marille,“ schreit er, „ich wehre dir die Feinde ab!“

Sie weiß, er hat ihr Leben und Ehre gerettet, und mit dem Leben wird sie ihm danken, wenn der Krieg zu Ende ist und er in sein Heimatdorf zurückkehrt.

Und wie er jetzt die Ruder einzieht, reicht sie ihm die Hand und bittet: „Verzeih mir, daß ich so hart war, und streife mir den Ring wieder über den Finger, du Biestgeliebter. Er binde uns für alle Ewigkeit.“

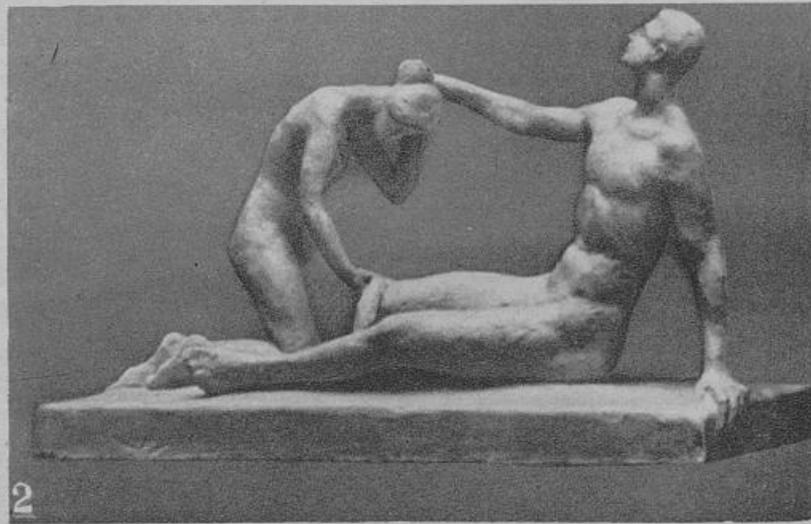
Wochen voller Angst und Not verfließen; immer mehr fällt sich die Stadt mit Flüchtlingen, die voller Schmerz und Sehnsucht der verlassenen Heimat gedenken, die der Feind verwüßt.

Doch die Heeresleitung hat den bedröhten Landstrich am Memel- ufer nicht vergessen; kurze Zeit erst ist's her, es kamen die eigenen Truppen, sie schlugen den Feind und trieben ihn nach Rußland zurück. Hannus ist mit unter den Kämpfern und Verfolgern, und Marilles Herz schlägt in stolzer Freude um ihn.

# Preisgekrönte Entwürfe zum Kriegerdenkmal auf dem Ehrenfriedhof für gefallene Krieger in Düsseldorf.

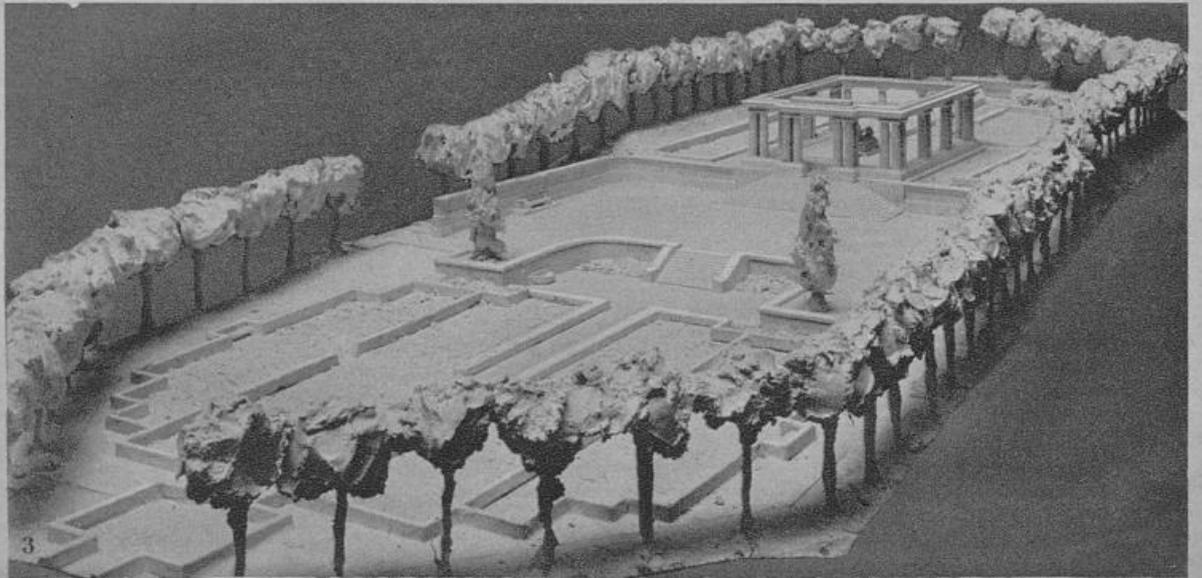


1.  
**Entwurf des Kriegerdenkmals von Kunstmalers Hermann Nolte.**  
 Christus empfängt Korbwecken tragende Personen, die auf Stufen zu ihm emporsteigen.  
 Am Sockel des Denkmals die Inschrift:  
 „Sie opferten ihr Leben für König und Vaterland.“  
 Hofphot. J. Henne.



2.  
**Plastik zur Aufstellung in dem Ehrenraum der Anlage nach dem Entwurf von August Wilhelm Goebel.**  
 Eine Frauengestalt als Sinnbild wecktätiger Menschenliebe verbindet einen verwundeten Krieger.  
 Hofphot. J. Henne.

3.  
**Entwurf des Kriegerdenkmals von August Wilhelm Goebel.**  
 Hofphot. J. Henne.



3

## Über dem Gardasee. Skizze von Hermann Dresler.

**F**liegerleutnant Rachaly streckte sich im Stroh seines Wagens vierter Klasse deutscher Abkunft behaglich aus und blickte aus den niederen Fenstern ins Freie.

Berggrün und steile Felswände zogen an seinem Auge vorüber. Von Zeit zu Zeit nickte ein bunter Fliederbusch mit seinen üppigen, lachenden Blütenbolben vom Bahndamm her, während die Räder unter ihm ratternd ihr eintöniges Ried sangen und den Militärszug über den Brenner der italienischen Grenze zuschleppten.

Wenn ihn nicht der Gesang der Kameraden aus den Nachbar-

Die Leute im Wagen wurden schläfrig. Leutnant Rachaly war etwas von Hitze gewöhnt, denn er hatte oft mit Leinwand und Paletke im glühenden Sonnenbrand freiwillig ausgeharrt; aber jetzt empfand er doch lästliche Sehnsucht nach seinem freien, erfrischenden Elemente.

Seit längerer Zeit hatte man schon den Bahnhof Waidbruck passiert. Man mußte bald in Bozen sein.

Aber warum verlangsamte der Zug plötzlich seine Fahrt? War etwa Gefahr im Verzuge?

Man hatte in den letzten Tagen fast nichts von den Kriegsschau-



Preisgekrönter Entwurf des Architekten Hermann Goerke, B. D. A., und des Kunstmalers Gustav Wittschas zum Kriegerdenkmal auf dem Ehrenfriedhof für gefallene Krieger in Düsseldorf.

Phot. Julius Söhn.

wagen von Zeit zu Zeit aufgerüttelt hätte, so wären ihm immer wieder Erinnerung und Wirklichkeit in eins zusammengelassen.

Er entsann sich, daß er am Pfingstsonnabend vorigen Jahres ebenfalls über den Brenner hinab nach Italien gefahren war.

Eben zog das Stationsgebäude von Brigen am Zuge vorüber, der, ohne zu halten, schaukelnd durch die Weicher fuhr.

Kurze militärische Anrufe klangen ihm ins Ohr. Einige Bajonettspitzen blühten oberhalb des Wagenfensters im Sonnenschein. Ein paar selbgraue Kalpaks tauchten für einige Augenblicke am Wagenfenster auf. Die Höher des Passes waren überwunden, und in den Windungen brauste der Militärszug nun schneller dem Süden zu.

plätzen gehört, wußte auch nicht, wie es an der Grenze aussehen mochte. Während er seinen Gedanken darüber noch nachhing, griffen plötzlich die Bremsen an die Räder, und der Zug stand. Aufgeregte Kommandos flogen am Wagenzug entlang.

„Flieger in Sicht!“ — „Entsichern!“

Leutnant Rachaly hörte durch die darauffolgende augenblickliche Stille das Knattern und Sausen eines Flugzeuges. Aus den Wagen drängten sich die Infanteristen und standen bald mit Gewehr im Anschlag.

Kasseln flogen die Salven zum Himmel empor. Zwei Maschinengewehre, die in der Eile auf dem Bahndamm aufgestellt waren, spien

gleichfalls ihren Bleihagel himmelwärts. Sie konnten aber trotz ihres Schnellfeuers nichts gegen den feindlichen Flieger ausrichten.

Dieser hatte offenbar die Absicht, die Gleisanlagen des Brenners zu zerstören. Wenn es ihm gelang, den Verkehr auf dieser Hauptverkehrsstraße zu unterbinden, so waren die österreichischen Truppentransporte auf längere Zeit unmöglich gemacht. Das mußte unter allen Umständen verhütet werden. Dazu genügten freilich die Streckenwachen nicht. Es galt vielmehr, den feindlichen Flieger zu vertreiben. Der Transportkommandant wußte sich deshalb keinen andern Rat, als zwei Freiwillige aus seinem Fliegerkorps zur Vertreibung des Feindes aufzufordern.

Machaly und ein Kamerad, mit dem er schon mehrere Flüge unternommen hatte, meldeten sich als die ersten.

Es hieß in der Tat schnell handeln, denn der Italiener zog seine Kreise immer enger und näherte sich mehr und mehr der Bahnstrecke.

Im nächsten Augenblick saß Leutnant Machaly im Flugjackett und sein Begleiter hinter ihm. Der Motor wurde angeworfen, und aufbrüllend hob die Schraube ihre Last spielend in die Lüfte.

Der Italiener erkannte bald die Gefahr, die ihm drohte. Er warf einige Bomben ab, die aber weit neben dem Bahnkörper einschlugen. Dann zog er es vor, die Flucht zu ergreifen.

Leutnant Machalys Aufgabe war somit eigentlich beendet. Aber einmal wollte er den Feind bis über seine Grenze zurücktreiben, und zweitens reizte es ihn auch, die Kühnheit eines österreichischen Fliegers gegen die eines italienischen zu setzen. Er blieb also dem Feinde immer auf der Schraube.

Dieser hielt zunächst die Richtung über der Bahnstrecke, überkreuzte in schurigerader Richtung das Steinerne Meer und hielt hierauf mit südlichem Kurs auf den Höhenrücken des Monte Baldo zu.

Bermutlich hoffte er, daß ihn die dort aufgestellten Ballon-



Serbische Lehmhüttenbewohner vor ihren malerischen Behausungen.

Phot. Welt-Press-Photo.

Die ärmere Bevölkerung des Ibartales hat sich in dem Lehmberg Wohnungen herausgeschnitten. In diesen hat sie mit Künd und Kegel eine ganz behagliche, vor allem trockene und warme Unterkunft gefunden, die überdies keine Miete kostet.

Man hörte von der Station Bozen die Abwehrkanonen bellen und sah auch die weißen Bällchen der krepierenden Schrapnell's am Himmel aufplattern, aber in viel zu großer Entfernung, als daß ihr Feuer dem Feinde hätte Schaden zufügen können.

In fieberhafter Eile wurden die großen Planen der Gütertransportwagen zurückgeschlagen, unter denen die schlanke Taube, in drei Teile zerlegt, verborgen war.

Die Infanteristen wurden zur Hilfeleistung kommandiert, und bald genossen sie das seltsame Bild, daß hinter der Lokomotive, die, vor Unwillen schnaubend, ihre Kraft zu zähmen schien, der schlanke Leib eines Eindeckers mit weitflatternden Schwingen flugbereit stand.

In seinem Vorderende lugte wie ein Raubtierauge die Mündung eines Maschinengewehrs südwärts. Vier Fliegerbomben hingen wie schlanke Insektenleiber am Hinterteil. Die Abwurfhebel blühten kampflustig im Sonnenschein.

abwehrgeschütze mit Unterstützung der Ponale-Forts von dem lästigen Verfolger befreien würden.

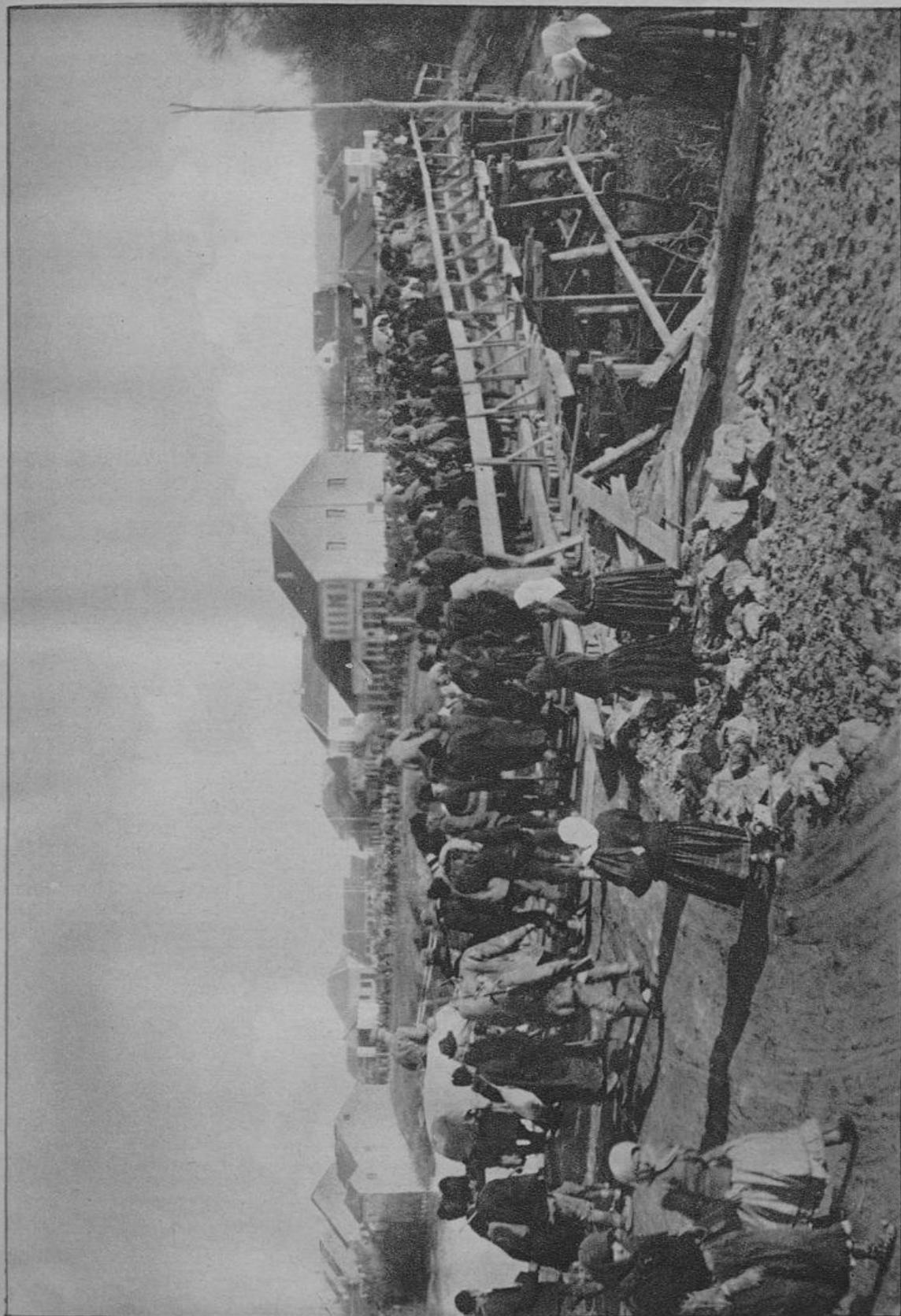
Er hatte sich indessen in der Kühnheit seines Verfolgers getäuscht. Als der blaue Spiegel des Gardasees unter ihm aufblühte, steuerte Machaly seinen Apparat in größere Höhen.

Es war auch höchste Zeit; denn kaum wurde er in Ponale gesichtet, als auch schon die Geschütze mit kurzem, heiserem Laut gegen ihn anbellten. Er ließ sich dadurch in seiner Verfolgung nicht irremachen.

Der Italiener nahm seinen Flug am westlichen Seeufer entlang. Limone, Gardone, Salò zogen wie düstige Traumbilder an den Augen der Verfolger vorüber.

Mit größter Geschwindigkeit hatte man sich unterdes dem Italiener auf Schußweite genähert.

Die geschidtesten Manöver des feindlichen Zweideckers glück Machaly durch den schwalbenschellen Flug seiner Taube aus.



Rehhaus in Serbien: Serbische Freischärler (Komitatfchis) werden abtransportiert.

Phot. Serb. Jll.-Off.

Als er auf vierhundert Meter heran war, ging er in plötzlichem Gleitflug auf die Höhe des Zweiveders herab, der, völlig überrascht, augenblicklich nicht zu wissen schien, was er tun sollte.

Diese wenigen Augenblicke waren sein Verhängnis.

Leutnant Machaly richtete sein Maschinengewehr und durchsiebte dem Feinde Panzerblech und Benzintrommel, so daß sich der feindsliche Zweiveder zur Seite legte und steil in das Gelände abglitt.

Mit stummem Händebruch beglückwünschten sich die Freunde.

„Da wir einmal so weit sind, können wir unserm Vaterlande einen noch größeren Dienst leisten!“ rief Machaly durch das Losen der Schraube seinem Begleiter zu. „Noch eine halbe Stunde solch

Unmittelbar darauf sahen die beiden Kühnen aus dem Gebäude unter sich Rauch und Flammen emporlodern und hörten die Explosion dumpf und verworren zu sich herausschallen. Den Kurs über den Schienenstrang haltend, warfen sie schnell hintereinander die übrigen Bomben ebenfalls ab.

Es war höchste Zeit.

Unter ihnen mederten von verschiedenen Seiten Maschinengewehre, und ein Hagel tobbringender Insekten umschwärmte sie. Leutnant Machaly steuerte seinen Apparat wieder nordwärts. Er hatte mehr als seine Pflicht getan.

„Benzinbehälter durchschlagen!“ meldete plötzlich sein Begleiter



Erbeutete Kanone auf dem Hindenburgwall in Düsseldorf.  
Aufgenommen von H. O., einem Besucher des „Düsseldorfer General-Anzeigers“.

stammer Fahrt, und wir sind über dem wichtigen Eisenbahnotenpunkte von Desenzano.“

„Unser Benzinvorrat reicht aus,“ gab der Kamerad zurück.

„Dann Glück auf!“ jubelte Machaly und blieb weiter auf südlichem Kurs. Nach kurzer Fahrt glänzten unter ihnen im Sonnenschein die breiten Gleisanlagen von Desenzano auf. Zugleich hörten sie Alarmtrommeln in der Tiefe rasseln. Machaly lotete.

Das Okular des Fernrohres wies eine breite Halle auf, die vermutlich eine Stellerei beherbergte.

„Abwurf! Eins!“ kommandierte Machaly.

Sein Begleiter drückte den blühenden Hebel nieder, und eine der Bomben war zur Tiefe geglitten.

Mit geheimem Grauen sahen die beiden kühnen Flieger einen feinen Strahl des kostbaren Brennstoffes aus der Trommel zur Tiefe schießen.

Machaly stellte den Motor auf Höchstgeschwindigkeit, um den Rest des Betriebsstoffes nach Möglichkeit auszunützen.

Das kühne Wagnis gelang.

Gerade als der Motor anfang, durch sein unrythmisches Schlagen das Ende des Benzinvorrates anzukündigen, überflogen die beiden Lufthelden, noch heftig von italienischer Infanterie beschossen, die Grenze und landeten wenige Minuten später hinter den Linien des österreichischen Infanterie-Grenzscheses, von ihren Kameraden aufs herzlichste begrüßt und beglückwünscht.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 5.

Düsseldorf, 15. Januar

1916.



Am frühen Wintermorgen zur Schipperarbeit in den Schützengraben.

Phot. H. Grohs.

# Fürs Vaterland.

Von Johanna Weiskirch.

**E**in milder Maiabend wob seinen Zauber um die von Linden umtrauhten altertümlichen Giebel eines wohlhabenden Westerwald-Kirchdorfes, als sich der Schusterfranz seinem aus zwei Kammern, Küche und Gelaß bestehenden Häuschen näherte. Er tat das mit hastigen, unsicheren Schritten und sah sich dabei heimlich und scheu wie ein Dieb nach dem schräg gegenüberliegenden Besitzum der Witwe seines vor einiger Zeit verstorbenen Freundes, des Nachwächters, um.

Der Schusterfranz atmete etwas auf, als er sein Licht hinter den bleigefähten kleinen Scheiben sah, und begab sich nach dem Gelaß, um den Hausschlüssel dem gewohnten Versteck zu entnehmen. Gleich darauf stand er in seiner Werkstätte und sah sich mit Blicken darin um, als ob er nach langer Abwesenheit aus unendlichen Weiten heimkehre, ohne sich dessen zu freuen. Das erstere stimmte nun ganz und gar nicht, denn der Schusterfranz kam nur aus der wenige Stunden entfernten Kreisstadt und vom dortigen Bezirkskommando heim, aber das zweite hatte seine volle Richtigkeit. Es fiel dem bieberen Fledschuster, der gleich seinem Vater und Großvater den Dorfseiwolnern die Schuhe flickte, furchtbar schwer, sich wieder in seiner Behausung zurechtzufinden.

Er stand nun noch immer in der Mitte seiner Werkstube und sah sich mit einem ganz seltsam leeren und doch unbewußt suchenden Blick darin um. Erst als ein voller Strahl des ausgehenden Vollmonds durch das niedere Fenster fiel, fiel er in der Schusterstuhlschüssel spiegelte und dann über den einbeinigen Arbeitsschemel lief, kam Leben und Bewegung in die Gestalt des Schusterfranz. Mit zwei Schritten war er in der Ecke und zog den Schusterstisch heraus. Dann setzte er sich auf den Schemel davor, stützte den Kopf in beide Hände und fing an zu weinen, wie er in seinem Leben noch nicht geweint hatte.

Das klang so hilflos, als ob sich ein kleines Kind seinem Schmerz hingäbe, und ging allmählich in ein solches Schluchzen über, daß des Schusterfranz' ganze Gestalt bebte und zitterte. Und bei diesem Weinen begrub er den schönsten und stolzeften Traum seines vierzigjährigen Lebens: den, Soldat zu werden und fürs Vaterland ins Feld ziehen zu dürfen. Und er hatte doch schon im Wachen und Träumen im Vorgefühl der Kampfeswonne geschwelgt. An der Strafe der Italiener für ihren gemeinen Treubruch hatte er vor allen Dingen teilnehmen, ihnen gründlich heimzahlen wollen, was einer der Ehren an ihm verbrochen hatte. Drüben in der Kammer hatte der schwarze Kerl einige Zeit hindurch gewohnt und war dann eines Tages auf und davon gegangen, ohne zu zahlen. Und die frisch befohlenen, zum Abholen bereitstehenden Jagdschub des Bürgermeisters hatte der Lump in seiner Freiheit obendrein auch noch mitgenommen.

Das mit der Rache sollte nun nichts werden. Nicht auszudenken war das. Der Schusterfranz ächzte förmlich und wand sich wie in körperlichen Schmerzen auf seinem Schemel umher. Wie sollte er weiter leben können?

Doch — plötzlich schlug sein Schmerz in einen derartig furchtbaren Born um, daß er ihn an irgend etwas betätigen mußte, wenn er nicht daran ersticken wollte. Er sprang auf und sah sich mit wüsterfüllten Blicken in der vom Mondlicht taghell ereuchteten Werkstube um.

Den Schusterschemel faßte er und die längste und spitzeste der blinkenden Ahlen und rannte nach der Kammer, in der der betrügerische Italiener gewohnt hatte. Dort fing er an wie ein Verfechter zu häufen.

Die wenigen vorhandenen bescheidenen Geräte schlug er kurz und klein, und das Wandspiegelchen, vor dem der eitle weisse Kerl

lich das tohlschwarze Haar immer so glänzend pomadisiert hatte, trat er in tausend Splitter. Mit der Ahle stach er so lange auf das vom Bett heruntergerissene Deckeng ein, bis ihm die Federn aus dem alten Varchent so sehr um die Nase stoben, daß er furchtbar ins Kiejen kam.

Er mußte den Schauplatz seines Tobens verlassen, aber der Blick, den er auf die Tür heftete, verhiess nichts Gutes.

Der Schusterfranz begab sich, den besten Sonntagsanzug mit Federn bedeckt, wieder in die Werkstätte. Dort ließ er sich schwerfällig nieder und versuchte, die Ereignisse der letzten Tage zu überdenken. Wie war das doch nur alles gewesen? Es war ihm, als müßte er die Erinnerungen an das Geschehene aus unendlichen Weiten zusammensuchen. Nur ganz langsam reichten sie sich aneinander. Ja, so war es:

Dem ungebienten Landsturm gehörte er an. An dieser ihn seiner Ansicht nach vollständig zu unrecht treffenden Zurücksetzung hatte sein für das Soldatenleben begeistert schlagendes Herz immer schwer getragen.

Namentlich dann, wenn er mit den gebienten Altersgenossen beim Bier im „Ochsen“ saß und ihre lustige Erzählungen vom „Kommis“ anhören mußte. Dann schwoh dem Schusterfranz das Herz in der überschmalen Brust derart vor Schmerz und Reiz, daß es an seiner Hülle hätte bersten können. Für einige Tage war er dann jedesmal ungenießbar.

Nun war der große, heilige Krieg ausgebrochen und hatte alle einst gehegten Soldatenträume wieder zu vollem Leben in ihm aufgeweckt. Von dem Tage an, da es hieß, daß der ungebiente Landsturm einberufen würde, stand es mit unumstößlicher Gewissheit bei ihm fest, daß er mit ins Feld müßte. Und von da an wurde in den Gedanken des Schusterfranz jeder Schuh, den er besohlte, flickte oder fleckte, zu einem feindlichen Soldaten, auf den er derartig loshämmerte, daß es nur so durch die Dorfgasse schallte. Herrgott Strambach, wie wollte er erst die Kerle verschölen, wenn sie ihm wirklich unter die Hände kämen!

Namentlich die Italiener!

Er brannte förmlich darauf, mit ihnen auf dem Felde der Ehre zusammenzutreffen.

Wenn's nur erst einmal so weit wäre, daß er den Bestellungsschein in Händen hätte! Dieser Wunsch hatte ihn Tag und Nacht nicht ruhen lassen und war endlich in Erfüllung gegangen. Schier andächtig hatte er das wichtige Papier in Empfang genommen und sich von dem Augenblick an „aktiv“ gefühlt. Und damit fand er plötzlich die Kraft, sich von einem ihn seit zwei Jahren qualenden inneren Zwiespalt zu erlösen und einen Strich unter eine Sache zu machen, die ihm manchmal den Schlaf gestört hatte: unter seine Heiratspläne mit der Lena, der Witwe seines verstorbenen Freundes, des Nachwächters.

Hübsch war sie, drall, kerngesund und fleißig auch, und nehmen täte sie ihn ohne weiteres, das wußte und schloß er. Aber anderseits: es hieß schließlich doch wieder auch etwas, seine goldene Freiheit dranzugeben.

Und doch, als der schuftige Italiener ihn betrog, hätte er in seiner zornigen Trostbedürftigkeit der Lena beinahe einen Heiratsantrag gemacht.

Der Bestellungsschein machte allen Herzenskämpfen ein Ende. Jetzt galt's, andere, mannhaftere Kämpfe auszufechten.

Fah, heiraten!

Als der Schusterfranz am Abend, die lange Pfeife im Mund, in den „Ochsen“ ging, um mit den andern vom ungebienten, nunmehr stellungspflichtigen Landsturm über die Reise zum Bezirks-

kommando zu reden, schollen sein Herz und seine Worte vor Begeisterung nur so um die Wette.

Er hatte zwar bemerkt, wie einige der Kameraden sich anstießen und über ihn lachten, aber das war natürlich nur blaffer, krafter Reiz.

Der Lena, die ihm beim Nachhausegehen begegnet war, hatte er unverblümt zu verstehen gegeben, daß sie jetzt gut daran täte, auch die letzte Hoffnung, ihn erobern zu wollen, zu begraben.

Er nahm auch schon gleich für alle Fälle Abschied von ihr denn es unterlag für ihn keinem Zweifel, daß die Entscheidung nach einem der Kriegsschauplätze in der nächsten Zeit bestimmt vor sich gehen würde.

Das frische Gesicht der Lena war ganz blaß geworden, und das hatte dem Schusterfranz doch merkwürdig ans Herz gegriffen.

Aber echt mannhaft hatte er die Regung unterdrückt und seine Kriegsvorbereitungen getroffen.

Vor allen Dingen hatte er die in seiner Werkstatt der Ausbesserung harrenden Schuhe und Stiefel erledigt und fortgebracht.

Vom Tagesgrauen bis zum späten Abend hatte er gearbeitet. Es sollte ihm keiner seiner Kunden nachsagen, er sei vom Schusterfranz nicht bis zuletzt so pünktlich wie immer bedient worden.

Als die Glidarbeit vollendet war, hatte er die Werkstatt aufgeräumt. Die Leisten und die Lederreste packte er fort, und das Handwerkzeug ordnete er in Reih und Glied auf dem Arbeitstisch.

Dann polierte er die Dielen fein blank, um vor einer nun vorzunehmenden Handlung die weltlichen Arbeiten erledigt zu haben: er machte sein Testament. Da gab es für einen anständig denkenden Deutschen, der weder Weib noch Kind besaß, eigentlich nur eins: dem Vaterland sein Hab und Gut zu vermachen.

Und das wollte doch gerade der Schusterfranz, und das Schriftstück, das noch übers Grab hinaus von seiner Liebe zu Deutschland reden sollte, auf der Bürgermeisterei niederlegen. Bei der Gelegenheit konnte er vielleicht dem Dorfoberrhaupt einige vertrauliche

Mitteilungen über den Inhalt machen, und der würde ihm dann angeichts solcher Vaterlandsliebe vielleicht die von dem infamen Italiener gestohlenen Jagdschuhe verzeihen, die er ihm, dem Schusterfranz, bisher ungerechterweise nachgetragen hatte. Schon malte er seine schönsten Buchstaben auf das sorgfältig mit einem Rand versehene Attenpapier, um seine aus 745 Mark bestehenden, auf der Kreis-

sparkasse niedergelegten Ersparnisse dem Deutschen Reich für den Fall seines Todes auf dem Feld der Ehre zu vererben — da stand auf einmal das erblassene Gesicht der Lena vor seiner Seele.

Ein Zweifel erhob sich aber im Herzen des Schusterfranz: sollte er nicht lieber der gänzlich mittellos hinterbliebenen Witwe seines Freundes das ersparte Geld vermachen?

Sie plagte sich so redlich mit Waschen und Putzen, ohne doch mehr als den nötigsten Unterhalt zu verdienen. Da wäre sein Geld doch ein wirkliches Notpfennig für sie, wenn sie einmal krank würde.

Der Schusterfranz kämpfte einen schweren Kampf zwischen dem Vaterland und der Lena, aber schließlich siegte doch die hübsche Witwe.

Er ernannte sie zu seiner Universalerin.

Mochte ihm der Bürgermeister in Gottes Namen die Jagdschuhe weiter nachtragen, er konnte es nicht ändern.

Gestern abend hatte er das Testament bei ihm abgegeben und sich dann, nachdem er noch einen langen, beruhigten Blick auf Lenas Häuschen geworfen hatte, zu Bett gelegt.

Und heute war er zur Kreisstadt gefahren. Dort hatte er dem ihn lächelnd mustern den Herrn Feldwebel mit vor Aufregung bebenden Händen den Gestellungsschein überreicht und war dann zur Musterung in den Saal geführt worden. Und dann — der Schusterfranz schaute wie ein verwundenes Tier — dort hatten sie ihm gesagt, daß bei seiner Körperbeschaffenheit unter keinen Umständen an eine Kriegsverwendung zu denken sei.

Der Stabsarzt, der wohl sein Erblassen sah, hatte ihm wohlwollend auf die Schulter geklopft und gesagt, er sollte nur schön nach Hause gehen und dem Vaterland als tüchtiger Schuster



Der Eiserne Ritter in Elberfeld.

Hofphot. W. Richter.

Das Kriegswahrzeichen wurde im Auftrage des Vereins „Kriegshilfe Elberfeld“ vom Elberfelder Bildhauer Prof. E. Heitsch geschaffen. Die Figur selbst, deren Eindruck durch teilweise farbige Behandlung, sowie durch planmäßige Anordnung der goldenen, silbernen und eisernen Nägel noch gesteigert wird, ist drei Meter hoch. Über der Figur sind die Worte „Gott mit uns“ zu lesen.

weiter Ehre machen, und dazu hatten die Umstehenden gelacht. Da war er gegangen und war zu Fuß bei sinkender Nacht auf Umwegen angekommen, damit ihn kein Mensch sähe und ihn verspottete. Was würden die Leute sagen? Was die Lena denken? Was sollte er beginnen?

Sehen lassen konnte er sich doch kaum mehr, ohne ausgelacht zu werden. Bis dahin hatte der Schusterfranz gedacht. Da packte ihn die Wut abermals. Er sprang auf und rannte wieder nach der Kammer des Italieners.

Als er aber die Türe öffnete, stoben ihm, vom Luftzug aufgewirbelt, die Federn in solchen Mengen entgegen, daß er die Tür schleunigst wieder schloß. Aber etwas mußte er doch beginnen. Wenn er nur jemand wüßte, mit dem er über seinen Jammer

ganzes Leid, das der menschenfreundliche Seelsorger mit keiner Silbe unterbrach.

Als dann der schier Verzweifelte fragte, was er nun beginnen sollte, antwortete der Pfarrer lächelnd: „Die Witwe des Nachtwächters, die Lena, heiraten!“

Maßlos erstaunt sah der Schusterfranz den Pfarrer an. Den Rat hatte er vom Pfarrer nicht zu hören erwartet.

„Ja, ja,“ sagte der noch einmal und lachte, „die Lena ist eine kerngesunde, brave Frau, mein lieber Franz, und das Vaterland braucht Söhne, wo ihrer draußen so viele fallen. Deine etwas schiefe Schulter und der ein wenig kurze rechte Arm werden die Lena nicht abhalten, deine Werbung anzunehmen, das glaube ich zu wissen. Nun, gefällt dir mein Rat nicht?“



Weihnachtsquartier unserer Feldgrauen in einem feindlichen Schlosse.

Der Raum ist gemeinschaftliche Herberge für Mannschaften und Pferde.

Phot. H. Grohs.

reden könnte. Einen guten Freund. Da fiel ihm auf einmal der alte Pfarrer ein, der so manchmal im Vorübergehen ein Schwächchen mit ihm gehalten hatte. Der leutselige Herr würde sicherlich Verständnis für ihn haben. Wenn er einmal zu ihm ginge, und zwar jetzt gleich? So spät war es noch nicht, daß er ihn nicht mehr annehmen würde.

Der Schusterfranz besann sich nicht länger. Ohne die Federn von seinem Anzug zu entfernen, riß er die Mütze vom Nagel und schlich um das Dorf herum nach dem Pfarrhaus. Er hatte Glück. Der Pfarrer ging noch, den herrlichen Abend genießend, rauchend in seinem Garten auf und ab. Er hatte zwar erst Mühe, in der sich ihm nähernden besiedelten Gestalt den Schusterfranz zu erkennen und das Lachen zu unterdrücken, doch forderte er ihn freundlich auf, sein Anliegen vorzubringen. Anfangs zögernd, dann in sich mehr und mehr überstürzenden Worten enthüllte der Schusterfranz ihm sein

Da ging über des Schusterfranz vergrämtes Angezicht langsam ein Leuchten, das es merkwürdig verschönte. Es hätte nicht viel gefehlt, und er wäre dem Pfarrer um den Hals gefallen. Ordentlich übermütig klang seine Stimme, als er sagte:

„Wird befolgt, Herr Pfarrer, morgen bringe ich Ihnen meine Braut!“

Und so geschah es. Als der Schusterfranz am andern Tag um die Lena anhielt, bekam er keinen Korb. Als Verlobungsangebinde machte er ihr die Mitteilung von dem zu ihren Gunsten verfaßten Testament, das er zum Erstaunen des Bürgermeisters liegen ließ, wo es lag.

Was die Leute von ihm redeten, war dem Schusterfranz ganz einerlei. Er war glücklich und saß am nächsten Tag, selig an die baldige Hochzeit mit der Lena denkend, wieder auf seinem Schusterstuhle und stiftete Schuhe.

## Bilder von der flandrischen Küste.



Beschädigte Häuser der deutschen Kolonie in Westende-Bad.

Phot. S. Gerlach.

Während der mehrfachen vergeblichen Angriffe englischer Kriegsschiffe auf die Küste haben die Häuser weniger durch die Beschießung selbst, als vielmehr durch den Aufdruck kreierender Geschosse Beschädigungen erlitten.



Eine gemütliche Kantine unserer Blaujaken unmittelbar an der flandrischen Küste.

Phot. Lichte & Co.

Die mit einfachen Mitteln wohnlich eingerichtete und hübsch ausgeschmückte Kantine ist in einem ehemaligen Pferdestall untergebracht.



Verhör gefangener Montenegriner durch einen österreichischen Offizier.

Zeitphot. G. m. b. H.

## Zwei Ereignisse. Skizze von Gerhard Münch.

„Ist willst du?“ fuhr Doktor Heinrich Ellringen auf und stierte den Freund an. „Gift? Wozu?“

„Ja, siehst du, mein Hund Theß —“

„Schweig, Georg! Es nützt nichts. Ich gebe keinen Tropfen heraus. Fahre in die Kreisstadt und laß dir vom Apotheker welches geben, wenn der's tut. Ich gebe keins heraus. Punktum! Mein letztes Wort!“

„Du bist ja in sehr guter Laune!“ rief der junge Gutsbesitzer.

„Laune hin — Laune her!“ entgegnete der Arzt bestimmt. „Wenn ich dir nun mit meiner Weigerung einen Freundschaftsdienst erwiese!“

„Einen Freundschaftsdienst? Wieso? Ich verstehe dich nicht.“

Da trat der Arzt plötzlich auf den Freund zu, sah ihn scharf ins

des Fremdenverleches brachte in mein Dasein immer Abwechslung. Ich schloß Freundschaft mit manchem lieben Menschen.

Darunter war mir einer ganz besonders ans Herz gewachsen, ein lebenslustiger, junger Kaufmann, von der Natur gleich bevorzugt an Geist wie an Körper. Er kam immer um dieselbe Zeit in unser Gebirgsnest und brachte als einzigen Begleiter seinen riesigen Bernhardiner „Kofl“ mit. Wir befreundeten uns sehr eng und machten oft zusammen Bergtouren oder Gletscherportien.

Das ist ungefähr sieben Jahre her. Da brachte er außer seinem vierbeinigen Begleiter noch jemand mit: eine reizende junge Frau.

Mir schien er nicht ganz glücklich zu sein; ich hütete mich aber, ihn darüber zu befragen. Da trat er eines Abends in mein Zimmer.



Das malerische Saloniki: Französische Soldaten lassen sich unter dem Alexander-Bogen ihr Schußwerg putzen.

Aus einer französischen Zeitschrift.

Auge und fragte unvermittelt: „Warum willst du dich vergiften?“

„Du bist verrückt,“ entgegnete der. „Laß mich doch wenigstens ausreden. Mein Hund Theß hat Anzeichen von Tollwut —“

„Von Tollwut gezeigt, und da willst du ihn vergiften.“

„Nun ja, also heraus mit deinen Schlammertropfen!“

„Mensch, ich sage dir: nicht einen Tropfen!“

Er ging erregt im Zimmer auf und ab. Dann sagte er:

„Du sollst mich nicht für ungeschicklich halten. Ich will dir erzählen, wie ich zu dieser kurzen Abweisung komme. Ich hatte mich als junger Mensch in diesem reizenden, kleinen Kurorte niedergelassen, in welchem ich der einzige Arzt war. Meine Praxis erstreckte sich auch über einen ziemlich umfangreichen Landbezirk, und da ich oft nachts noch auf eins der umliegenden Dörfer gerufen wurde und dann in der Finsternis ganz allein den einsamen Rückweg zurücklegen mußte, hatte ich mir einen guten Revolver angeschafft. Die Zeit

Es war ein Abend ähnlich wie dieser. Auch dieselbe Stunde. Ich freute mich, ihn nach längerer Zeit einmal wiederzusehen. Nach einigen Nebensätzen sagte er mit etwas veränderter Stimme:

„Mich führt heute ein Anliegen zu dir. Mein Hund, der Kofl, ist in letzter Zeit so eigentümlich, so wild, fast bissig, daß ich befürchte, er verfällt der Tollwut. Meine Frau bekommt Zittern, so oft sie ihn erblickt. Da haben wir beschlossen, ihn aus der Welt zu schaffen.“

„Ja, was soll ich dabei tun?“ fragte ich.

„Ich wollte dich einmal um deinen Revolver bitten.“

„Aber gern!“ entgegnete ich und holte die Waffe herbei.

„Ist er geladen?“ fragte er.

„Ja. Drei scharfe Patronen stecken in der Kapsel.“

„Weißt du, daß diese Kugeln genügen, die Hirnschale eines solch großen Tieres zu durchschlagen?“

„Aber freilich!“

„So! Da danke ich dir!“  
 „Tut mir leid um das treue Tier! Ziele nur recht geschickt!“  
 Er wendete sich noch einmal nach mir um:  
 „Ist jold' ein Hundeschädel kräftiger als die menschliche Schädelbede? Ich möchte das Tier doch gern mit einem Schusse töten.“  
 „Sei ohne Sorge!“ sagte ich. „Mit diesem Kaliber tannst du einen Stier niederschießen.“ — Er ging.“ Doktor Ellringen schwieg. —  
 „Ich errate das Ende!“ sagte Georg nach einer Pause.  
 „Ja, das war das Ende. Am andern Morgen trat der Wondarm mit einem Revolver bei mir ein und fragte mich, ob mir die Waffe bekannt wäre. „Ja, es ist mein Revolver,“ jagte ich ahnungslos.  
 „Wie kommen Sie zu der Waffe?“  
 „Wir haben sie den Händen eines Selbstmörders entwunden. Es ist ein Kurgast. Wir fanden ihn heute frühzeitig im Blochwald.“

„Spare dir jedes Wort!“ fiel Doktor Ellringen bestimmt ein.  
 „Es ist mein eiserner Grundfaz, nichts Lebensgefährliches mehr aus der Hand zu geben.“  
 Georg sah, daß er in seiner Angelegenheit nichts ausrichten konnte, und verabschiedete sich.  
 Doktor Ellringen verbrachte in der Erinnerung an jene aufgefriichte Begebenheit eine schlaflose, selbstquälnerische Nacht. Erst gegen Morgen fiel er in einen leichten Schlummer.  
 Als er kaum zur Ruhe gekommen war, wurde heftig an seiner Glode gerissen. Er fuhr aus den Kissen ans Fenster: „Was gibt's?“  
 Unten stand ein Knecht, die Mütze in der Hand, den Rock offen.  
 „Herr Doktor, Sie möchten gleich zu uns kommen,“ rief er, leuchtend vom schnellen Laufen. „Unser Herr ist eben verunglückt.“  
 „Was ist denn passiert?“



Eine Nachtpatrouille deutscher Schneeschuhtuppen.

Photo-Bericht Hoffmann.

Und ich hatte ihm den Revolver zu der Tat geborgt!“  
 „Die Tollwut des Hundes hatte ihm nur als Vorwand gebient?“  
 „So ist es!“  
 „Um! Ein merkwürdiger Zufall, daß ich heute mit einem ähnlichen Anliegen zu dir komme! Freilich, wenn ich von einer Waffe Gebrauch machen wollte, könnte ich ja mein Jagdgewehr benutzen. Ich mag aber das Verenden des Tieres nicht mit ansehen, will auch meine Familie, die sehr an dem Hunde hängt, nicht erschrecken. Aber etwas Gift in einen Wurstzypfel getan, diesen auf den Hof geworfen — Theß frisst ihn — und morgen ist die Sache unblutig abgemacht.  
 Also gib mir etwas! Theß kann schon über Nacht gefährlich werden. Ich glaube, es ist tatsächlich höchste Zeit. Um erst in die Kreisstadt zu fahren, ist es heute bereits zu spät. Dort würde ich auch nichts erhalten, sondern an den Kreisphysikus gewiesen werden. Deshalb dachte ich, du könntest mir aus alter Freundschaft —“

„Unser Hossund hat den Herrn angefallen und zerfleischt. Er ist schauderhaft zugerichtet.“ Der Arzt taumelte ins Zimmer zurück. Es dauerte einige Minuten, ehe er den Zusammenhang klar erfaßte. Dann fuhr er in die Kleider, raffte seinen Verbandskasten auf und stürzte fort. Es war höchste Zeit.  
 Die Tollwut war über Nacht zum Ausbruch gekommen.  
 Es hatte einen wilden Kampf gegeben zwischen dem jungen Gutsbesitzer und dem tollen Hunde. Die Knechte waren herbeigeeilt und hatten das Tier mit Sensen und Heugabeln erschlagen. Ihr Herr war schwerverletzt. Die wütende Bestie hatte ihm den Oberarm aufgerissen, aber der Kunst des Freundes gelang es, das entfliehende Leben zurückzuhalten. Doktor Ellringen war tief erschüttert.  
 Er übernahm selbst die Nachtwachen, bis der Freund dem Tode entrissen war, aber seit jenem Ereignis ist er noch ernster und nachdenklicher geworden.

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 4.

Düsseldorf, 22. Januar

1916.



Im Quartier: Ein Feldgrauer mit seinen Wirtsleuten vor einem ierblichen Bauernhause.

Phot. H. Grohs.

# Die Augen.

Von Baronin Maria Stjernstedt.

**W**or vielen Jahren, zu der Zeit, da sich die hungrigen Wölfe in kalten Wintertagen bis zu den abseits liegenden Gehöften wagten, lebte auf einem solchen Hofe mitten in den wilden Waldgebieten des süblichen Polens eine junge Frau. Ihr Name ist gleichgültig.

Der Mann war in den Krieg gezogen, in einen der Napoleonischen Kriege, und die junge Frau saß allein daheim. Der Hof war groß und reich, das Hauptgebäude enthielt viele Zimmer, aber die meisten waren im Winter verschlossen; denn es war unnötig, so viele Räume zu heizen, und die lange, leere Zimmerreihe war auch nichts weniger als behaglich. Die junge Frau bewohnte das eine Ende des Hauses, und wenn der Abend kam, war sie dort völlig einsam, denn die Küche und die Zimmer für die Dienstboten lagen im entgegengesetzten Flügel. Doch fragte man sie, ob sie nicht ängstlich sei, so lachte sie spöttisch: Ängstlich? — Das Wort kenne sie nicht, und am liebsten halte sie sich in dem Schlafzimmer ihres Mannes auf.

In diesem Zimmer stand auch ihr Schreibtisch, und wenn die Dunkelheit anbrach und alles still wurde im Hause, setzte sie sich davor und trug ihre Gedanken in ein Tagebuch für den geliebten Abwesenden ein, oder sie schrieb ihm lange Briefe. Neben ihr auf dem Tische brannten die Talglücker nieder, sie träumte und sehnste sich, und zuweilen trat sie an das Fenster und blickte hinaus in den Winterhimmel, den unendlichen, sternbesäten, der sich auch über ihm wölbte. Du, dachte sie, du bist mein Glück, der Stern auf meinem Wege, und ich will daselbe für dich sein. Und ehe sie zur Ruhe ging, fiel sie vor dem Bett in die Knie und betete laut, daß der Herr ihn beschützen und wieder zu ihr zurückführen möge. „Denn was bin ich ohne ihn!“ betete sie, und in einer solchen Stunde fühlte sie sich schwach und klein wie niemals sonst.

Hinter dem Schreibtisch stand auf einer Staffelei ein Bild ihres Mannes in Lebensgröße. Ein tüchtiger Maler hatte es gemacht, und es erschien der jungen Frau oft so lebendig, als stände ihr Mann selbst vor ihr, die großen, mild leuchtenden Augen ernst auf sie gerichtet und sie verfolgend, wohin immer sie sich im Zimmer wandte. Wie will ich mich vor seinen Augen zu schämen haben, dachte sie, und sie suchte den Blick des Bildes, um Trost, Ermunterung und Stärke zu finden. Sobald sie diese Augen sah, wurde ihr das Herz weich, und der Wunsch erfüllte sie, zu wachsen, edler zu werden. Es waren wunderbare Augen. — Einen strengen Winter brachte jenes Jahr, die Armut war groß

in dem durch Armut verwüsteten Lande, und man erzählte von Räuberbanden, die raubend und mordend umherzogen. Auch auf diesem Gehöft war die Angst groß, aber die junge Frau hielt den Kopf hoch und verhöhnte die Furchtsamen, in dem Bewußtsein, daß Unerbrotendheit der beste Schutz sei. Abends legte sie selbst den Kiegel vor die Pforte, sah nach, ob die Fensterläden gut geschlossen waren, und ehe sie sich in ihre Zimmer zurückzog, machte sie eine letzte Runde durch die Küche und die Kammern der Dienerrinnen, einiger alter Frauen.

So saß sie an einem pechschwarzen Abend, während draußen Wind und Wetter tobten und an den Dachziegeln rüttelten. Wie gewöhnlich hatte sie eifrig geschrieben und war nun sehr müde. Es war auch später geworden als sonst. Sie legte die Feder nieder, seufzte und setzte sich in ihrem Stuhl zurecht. Die Müdigkeit machte sie traurig; allen mußte sie ein sorgloses Gesicht zeigen, doch hier, dachte sie, hier mag es mir gestattet sein, einen Augenblick zusammenzusinken. Die Talglücker tropften, und sie sah es, ohne imstande zu sein, etwas dagegen zu tun. Mein geliebter Mann! dachte sie und hob den Blick, um sein Bild und seine hilfreichen Augen zu suchen.

Da durchfuhr sie ein Gefühl des Entsetzens, denn ganz deutlich sah sie, daß die Augen des Bildes blinzelten und sie mit einem völlig fremden, glasartigen Ausdruck anstarrten. Sie beugte sich über den Tisch und dachte scharf nach. Bin ich wach? Ja! Sehe ich klar? Ja! Nun, ich will noch einmal anschauen, und sicher wird alles sein wie früher. — Aber als sie wieder aufblickte, hatten die Augen des Bildes noch immer den fremden, seltsamen Ausdruck. Und mehr als das: sie waren nun dunkel und spähend, nicht hell und leuchtend blau wie sonst.

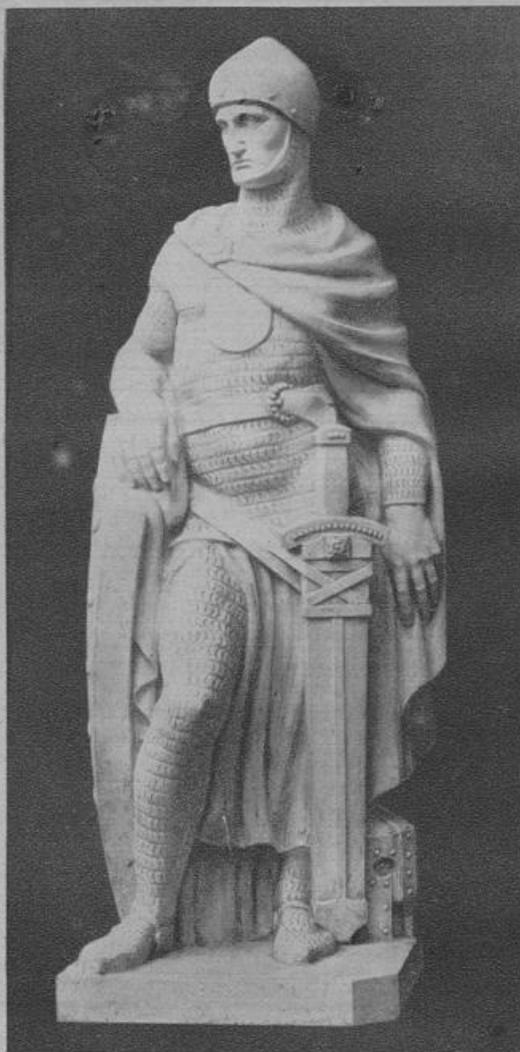
Sofort begriff sie den ganzen Zusammenhang: ein fremder Mensch stand hinter dem Bilde, hatte dessen Augen herausgeschnitten und betrachtete sie unverwandt und abwartend.

Wieder senkte sie den Kopf. Ihre Hände waren nun kalt wie Eis, und sie mußte die Zähne zusammenbeißen, damit sie nicht aufeinander schlagen. Ganz allein, völlig schutzlos war sie der Gewalt eines Räubers preisgegeben. Worauf wartete er? Wahrscheinlich darauf, daß sie zu Bett ging, um dann ein Signal

in die Nacht hinauszugeben, wo die andern Wurdgejellen warteten.

Ruhe, Ruhe, dachte sie, und beherrschte sich, während ihr Her doppelte Schläge schlug. Nun ist jede Bewegung kostbar, nun gilt es sich nützig zu zeigen, nun muß ich klug vorgehen!

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn und erhob sich, als erwache sie aus tiefen Träumereien. Sie gähnte laut, sie zog langsam

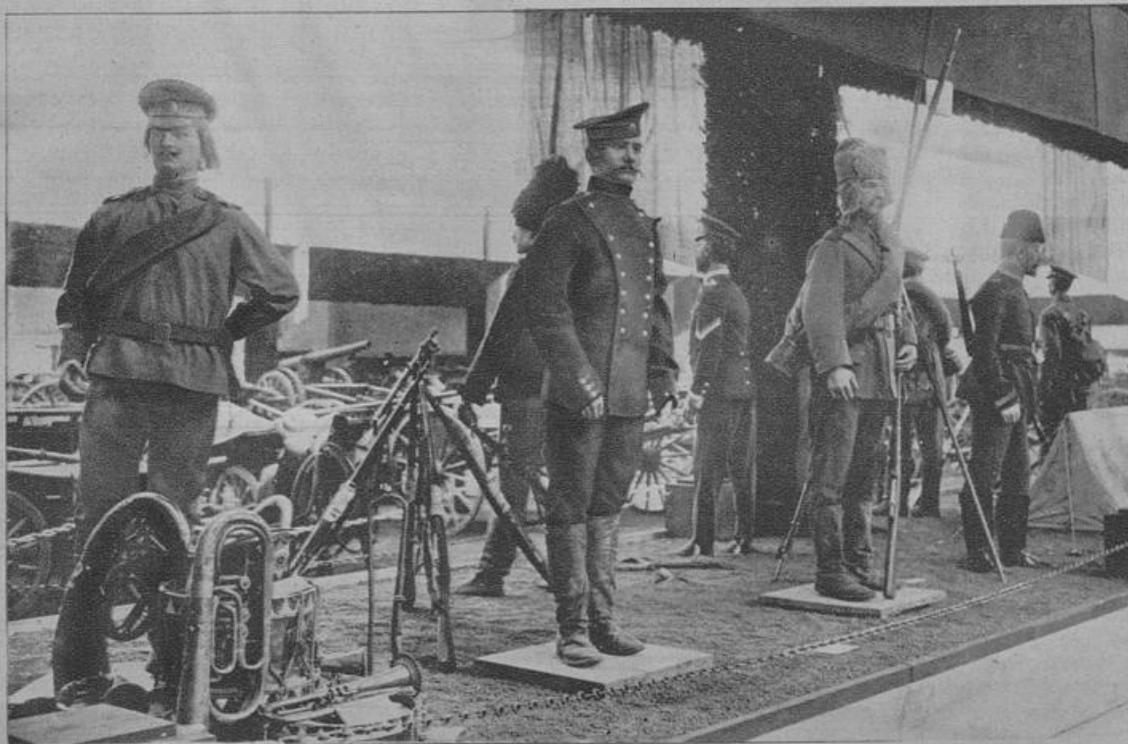


Der „Eiserne Graf von der Mark“, das Kriegswahrzeichen in Hamm (Westfalen).

Das aus Eichenholz gearbeitete Wahrzeichen stammt vom Bildhauer Leopold Fleischhacker in Düsseldorf und hat eine Höhe von 2,70 Meter.



Deutsche Kriegsausstellung in Berlin: Überblick über die Ausstellung, die eroberte Geschütze, Flugzeuge, Autos usw. enthält.  
Phot. H. Grohs.



Deutsche Kriegsausstellung in Berlin: Sonderausstellung der Bulgaren, die u. a. die in der bulgarischen Armee gebräuchlichen Uniformen umfaßt.  
Phot. H. Grohs.

einen Kamm aus dem Haar, ging an das Bett und tat, als betrachte sie es. Geistesgegenwart, Geistesgegenwart! dachte sie. Er beobachtete jede Bewegung und jede Miene. Aber während sie allmählich das Gleichgewicht wiederzugewinnen begann und den ganzen Umfang der Gefahr begriff, erwachte in ihr eine dumpfe Erbitterung, erfüllte sie ein düstleres Haß. Dieser Frevler, hier hat er sich eingedrängt, ihr kostbares Besitztum hat er zerstört, seit Stunden schon hat er vielleicht all ihr Leben verfolgt, ihre geäußerten Worte belauscht, aus ihrem Gesicht gelesen, was ihre Gedanken erfüllte! Sie mußte, ja, sie mußte ihn überwinden, sie mußte den Kampf aufnehmen und als Siegerin daraus hervorgehen.

In fieberhafter Eile faßte sie ihren Plan, erwog die Möglichkeiten, sich wohl bewußt, daß sie den dort hinten Verborgenen in Vertrauen einfließen mußte.

Früh am Morgen kam in das Haus Bewegung, aber jetzt schliefen nur ein paar furchtsame alte Dienstmädchen in der Küchenlammer. Von denen hatte sie keine Hilfe zu erwarten. Sie mußte warten, bis der Tag anbrach und der Aufseher an ihre Tür klopfte, um nach ihren Befehlen zu fragen — bis dahin dauerte es wohl noch einige Stunden. War das Glück gut, so begleitete ihn vielleicht ein Knecht.

Aber inzwischen war sie allein und auf sich selbst angewiesen.

Die junge Frau jank vor ihrem Bett in die Knie und betete mit lauter, klarer Stimme:

„Herr Gott, hilf mir, und ich will eine gute Tat tun zu deiner Ehre!“ Wie lange steht er schon da, dachte sie. Er muß müde sein; er steht sicher schon seit vielen Stunden so, aber er hat sich nicht hervorgewagt, er wartet, bis ich schlafe. Doch nun wird seine Geduld bald zu Ende sein, denn er muß ja von hier fort, ehe der Tag graut.

Und plötzlich war ihr Plan völlig klar.

Sie erhob sich, kreuzte die Arme über der Brust, trat an das Bild heran, beugte sich herab und sagte:

„Komme hervor, du, der du dich dort hinter dem Bilde verbirgst, ich habe dich gesehen; laß uns lieber nun offen reden, ohne Furcht voreinander.“

Sie hörte, daß sich jemand hinter dem Bilde bewegte, sie streckte die Hand aus und rüdte das Bild beiseite; ein zerlumpter, schmutziger, toblicher Mann schwanke hervor.

„Was wollen Sie?“ fragte sie. „Sie haben lange hier gestanden und sind gewiß recht müde. Setzen Sie sich doch. Sind Sie auch hungrig?“

„Ja,“ sagte der Mann.

Sie nahm von einem Seitentisch Milch und Brot und stellte es ihm hin, und er verzehrte es schweigend, während er sie mit finsternen Blicken betrachtete, in denen sie Wildheit und Grausamkeit zu lesen meinte.

„Ja, so sah ein Räuber aus: mit schwarzem Bart, zottigem, graugelbem Haar und diesen kurzen, breiten Zähnen, die jetzt in das Brot bissen. Sie stand vor ihm und sah ihn an, ohne zu weichen.“

„Sie sind hier, um zu rauben und zu plündern?“ fragte sie.

Der Mann lächelte leise.

„Wohl kaum aus einem andern Grunde,“ antwortete er.

„Wissen Sie, daß ich ganz allein bin?“

„Ja.“

„Warum kamen Sie nicht früher hervor?“

„Ich will nicht töten.“

„Haben vielleicht auch gar keine Waffe?“

Er antwortete nicht.

„Aber Sie wurden schließlich sehr müde? Sie sind ein alter Mann.“

„Ja.“

„Und nun fühlen Sie sich besser?“

„Danke!“ antwortete er etwas scheuer, und an seinem Ton merkte sie sofort, daß sie die Oberhand gewonnen hatte.

Es blieb still, die junge Frau tat einige Schritte in das Zimmer, der Mann trank gierig die Milch bis zum letzten Tropfen aus, las



Ein ein Kilometer langer, bombensicherer Tunnelaufgraben, der bis zu den vordersten Schützengräben führt.

Phot. A. Grohs.



Sertigstellung von Winterunterständen auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

die letzten Brotkrumen auf und stopfte sie in den Mund. In der Kiste zwischen den schweren Seidengardinen vor dem Fenster glaubte die Frau einen ersten Schimmer von Tageslicht zu bemerken, aber sicher war sie nicht; sie sah vielleicht in ihrer Unruhe nur, was sie zu sehen wünschte. Die Gardine zu heben, um sich zu vergewissern, wagte sie nicht. Sie trat wieder zu dem Manne und betrachtete ihn scharf.

„Sie sind fremd hier am Orte?“ fragte sie. „Haben Sie nichts Besseres zu tun, denn als Landstreicher und Dieb umherzuziehen?“

„Lassen Sie mich gehen,“ antwortete er und wich ihren Blicken aus. „Geben Sie mir ein paar Goldstücke und lassen Sie mich gehen, so will ich Ihnen nichts tun und auch Ihren Schmutz nicht anrühren.“

„Ach!“ sagte sie. „Sie denken an das Perlenhalsband und die Ringe, die ich eben abnahm. Nun sehe ich, daß Ihre Augen lästern danach leuchten.“

Der Mann sah noch immer auf seinem Stuhl, und sie trat ganz nahe zu ihm heran, das Gesicht über das seine gebeugt. Sie begriff nun, daß er ein verzagter, elender Armer war, verhungert und verkommen, vielleicht von andern abgeschickt, und jetzt durch ihre kühnen Worte und ihren sicheren Ton gelähmt. Lump, du Lump, dachte sie, furchtbar bist du auch, weißt nicht, was du antworten sollst, weißt nicht, wie du es anfangen sollst. Am Galgen müßtest du hängen, anstatt hier zu sitzen.

„Ja so,“ sagte sie, „den Schmutz würden Sie nicht anrühren, wenn Sie nur von hier fortkämen. Aber wenn ich nun Wohltat auf Wohltat häufte, wenn ich nun alles in einen Beutel stopfte, die Ringe hier, diese Perlen und die Brosche und auch noch diese Kette? Doch erst müssen Sie mir etwas von sich und Ihrem Leben erzählen. Das würde mir Freude machen.“

„Ich habe eben gehört,“ sagte der Mann unsicher, „daß Sie Gott eine gute Tat gelobten. Meinen Sie das damit?“

„Vielleicht,“ antwortete sie, „vielleicht. Wir wollen sehen. Denken Sie nicht darüber nach, armer Alter, Sie verstehen es doch nicht. Erzählen Sie nur.“

Ich täusche mich nicht, dachte sie, es beginnt wirklich zu dämmern, wenn auch noch schwach. Nur eine Stunde noch, mehr nicht; aber er darf nichts merken.

Sie zog die Gardine vollends vor die schmale Kiste und zündete noch zwei Paar Lichter an.

„Ich liebe das Licht,“ sagte sie, „und die Nacht ist schwarz wie eine böse Seele; der Wind pfeift um die Eden, hören Sie? Und in der vorigen Woche haben die Wölfe einen Landstreicher zerrissen. Sie blinzeln im Licht, sind mehr an das Dunkel gewöhnt, nicht wahr? Aber sonst sieht sich's hier gut, noch dazu mit fattem Magen. Sehen Sie,“ sagte sie, nahm ein Kästchen hervor, öffnete es und zeigte ihm den Inhalt.

„Noch ein paar seltene Kostbarkeiten, die Ihnen mit auf den Weg zu geben mir Freude machen könnte. Aber Sie sollten mir ja erst erzählen!“

Der arme Mann war völlig zusammengesunken. Hungrig und elend war er gewesen, nun ruhte er in diesem weichen Lehnstuhl aus, geblendet von Licht und Pracht. Er wagte es endlich, die rätselhaft junge Frau anzusehen, seine ausdruckslos glänzenden Augen beugneten den ihren. Nein, sagten sie, das ist kein Traum, aber was

ist es, und wohin soll es führen? Das kannte seine Zunge, seine Hände waren wie Blei, was war das nur? Etwas Vergangenes, lange, lange Vergessenes begann sich in ihm zu rühren, und plötzlich rannen Tränen über seine Wangen und zogen zwei Schmutzfurchen darüber hin.

Die junge Frau lauschte gespannt hinaus. Ging da nicht jemand im Flur? Wieviel Zeit vergangen war, das wagte sie nicht zu beurteilen, vielleicht war es bereits Tag. Ja, sicher hörte sie Tritte! Aber konnte sie sich auch auf ihre Sicherheit verlassen? Sie spielte mit den Schmuckstücken im Kasten, ließ sie im Lichte funkeln.

„Sehen Sie,“ sagte sie, „soll das auch in den Beutel? Doch wie steht es mit der Geschichte? Weinen Sie?“

Und nun war der Mann in die Knie gesunken und schluchzte laut. Er sammelte etwas, aber seine Worte gaben keinen Sinn. Die junge Frau sah ihn erstaunt an. Nun wird er auch noch verrückt, dachte sie. Gott, laß das endlich ein Ende haben!

Und als habe Gott sofort ihren Anruf gehört, vernahm sie wirklich Tritte im Hause, ganz deutlich, sie näherten sich ihrer Tür. Mit einem Sprung war sie davor, riß sie auf und rief mit weithin schallender Stimme:

„Hilfe! Hilfe! Fangt den Räuber!“

Es war rasch getan. Mit einer hastigen Bewegung wandte er den Kopf, die Augen bald nach rechts, bald nach links, wie ein Tier, sah aber keinen Ausweg, und er ergab sich ohne Widerstand.

Als er in der Tür an der Frau vorbeigeführt wurde, sah er sie an; es war ein leerer, trauriger, verwirrter Blick. Und er wurde hinausgeschafft und war fort.

Die junge Frau aber brach nach der entsetzlichen Spannung des angestrengten Spieles nun plötzlich zusammen.

Sie wurde zu Bett gebracht und mußte nun einige Tage liegenbleiben. Sie lag, von treuer Fürsorge umgeben, wie im Halbschlummer, in einer unendlichen Ruhe,

und hörte ihre mutige Tat preisen. „Was der Herr nun sagen wird, wenn er nach Hause kommt!“ meinten die Dienerinnen.

„Was haben sie mit dem Räuber gemacht?“ fragte die junge Frau.

„Er sitzt im Gefängnis!“

„War das ein armer Kerl von Räuber,“ sagte sie, und lachte leise, denn nun begannen die Kräfte wiederzukehren, und sie dachte daran, wie leicht sie ihn doch unterbekommen hatte.

„Ein törichter Lump,“ erzählte sie. „Er glaubte jedes Wort: daß ich ihm all meine Perlen und Juwelen schenken und ihn dann laufen lassen würde; meinten Sie das, als Sie von einer guten Tat sprachen? fragte er. Wirklich eine nur zu gute Tat für einen solchen Spitzbuben.“

Am dritten Tage fragte sie:

„Was tut mein Räuber nun in seinem Gefängnis? Hat er nach mir gefragt?“

„Er wurde heute morgen gehängt,“ lautete die Antwort. „Wozu sollte man ihn noch länger füttern?“

„Es ist wahr,“ sagte die Frau, aber sie merkte nun, daß sie ihn im Grunde gern noch einmal gesprochen und erfahren hätte, was er zuletzt, als er fortgeführt wurde, gedacht habe.

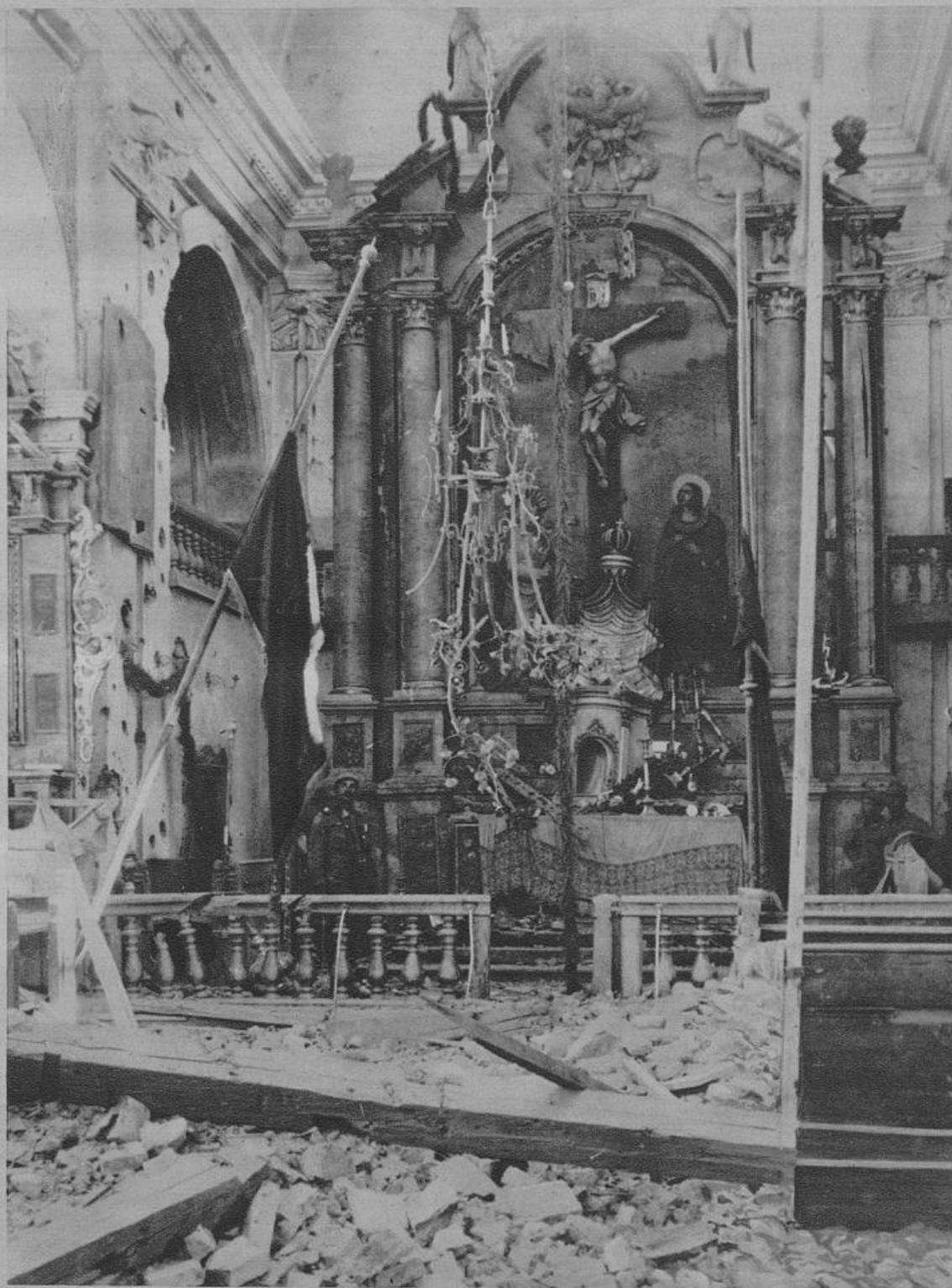
Ja, was er gedacht habe!

Die junge Frau fuhr, sobald sie sich wieder erholt hatte, zu ihrer Mutter auf Besuch und blieb mehrere Wochen dort. Überall wird



Kriegsgefangene englische Offiziere in Krefeld.

Nach einer Aufnahme von Zeitschrift.



Wie die Russen in Bezarabien hauffen: Blick in eine zerstörte Kirche.

Kilophot, G. m. b. H.

sie wegen ihres Mutes und ihrer Geistesgegenwart als Heldin gefeiert. Wieder und wieder mußte sie den Vorfall erzählen. Ob sie recht ängstlich gewesen sei? — „Ich? Nein!“ Und sie lachte. „Man kann doch nicht mehr als sein Leben verlieren!“ — Wahrlich, sie war eine unvergleichlich tüchtige, starke Frau, eine einzig dastehende Frau, darüber gab es nur ein Urteil, und beläme sie einen Sohn, so würde auch der sicherlich ein Held werden. Aber von dem Manne, der im Kriege draußen war, sprachen die Freunde nicht viel; er war in Friedenszeiten stets nur als ein milder und gerechter Hausherr bekannt gewesen. Nun trat er in den Schatten hinter dem seltsamen, großen Erlebnis seiner jungen Frau.

Da brachte eines Tages die Post die Nachricht, daß er nie mehr zurückkehren würde. Er war nach einer großen, blutigen Schlacht unter den vielen Toten gefunden worden.

„Rascher!“ rief sie. Sie brannte vor Sehnsucht nach dem Zimmer, seinem Zimmer, nach den Spuren seiner Schritte, dem Echo seiner Stimme während ihrer langen, vertraulichen Gespräche. Die Pferde rasten leuchtend nach den Poststationen, und neue wurden eingestellt.

„Nur zu,“ rief sie, „ich bezahle alles!“

In der Morgendämmerung war sie daheim. Sie zitterte wie in Fieberschauern, aber alles schien sich gleich geblieben zu sein, und das beruhigte sie. Sie stieg aus dem Wagen.

„Folgen Sie mir nicht,“ befahl sie den Dienerinnen, und sie ging allein durch die Reihe der leeren, kalten, nach Staub riechenden Zimmer, bis sie das Schlafzimmer erreichte, in dem das Bild stand. Danach hatte sie sich vor allem andern gesehnt. Danach, sich hier einzuschließen, hier zu bleiben, für immer hier weiterzuleben, allein mit dem Bilde des Verstorbenen.



Gute Unterkunft für unsere Feldgrauen in einem früheren Kloster auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Hofphot. Eberth.

Die Botenschaft kam des Morgens, und bis zum Abend lag die Frau in einer tiefen Ohnmacht; man glaubte, daß auch sie nun sterben würde. Sie, die Sorglose, Mutige, das vermochte sie nicht zu ertragen! Als sie zum Bewußtsein erwachte, rief sie den Namen ihres Mannes, weinte, jammerte und schrie. Sie schlug um sich und extrug kein Trosteswort.

Man begriff sie zuerst nicht, sie sprang auf und nieder, sie schlug mit geballten Fäusten gegen die Wände. „Gott! Gott!“ rief sie und lästerte, „du hast mich um mein Glück betrogen! Habe ich nicht genug zu dir gebetet, hast du nicht verstanden, wie notwendig er für mich war? Bin ich nicht wie andere Menschen, in denen Gutes und Böses miteinander kämpften, und bin ich nicht wert, daß das Gute siegt? Aber nun ist alles vorbei. — Ich will nach Hause!“ schrie sie wie eine Verzweifelte.

Mitten in der Nacht mußten die Pferde angespannt werden, und sie fuhr heim.

Sie öffnete die Tür, und das fahle Frühlicht fiel durch die Fenster mit den zurückgezogenen Seidengardinen gerade auf das Bild. Aber als sie es sah, stieß sie einen lauten Schrei aus und schlug die Hände vor das Gesicht. Die Augen, die Augen! Sie hatte die Augen vergessen. Sie hatte vergessen, daß sie herausgeschnitten waren und ihr nun leere Höhlen entgegenstarrten, die an einen andern erinnerten, an den leeren, traurigen Blick des elenden Räubers, als er an ihr vorüber in das Gefängnis, in den Tod geführt wurde, ohne etwas von dem grausamen, entsetzlichen Gaukelspiel begreifen zu können. Was hatte sie getan, und wie konnte sie es wagen, Barmherzigkeit zu begehren?

Die Dienerinnen waren leise in die Tür ihres Zimmers getreten, blieben aber zaghaft stehen. Sie war in die Knie gesunken, die Stirn demütig zur Erde gebeugt. Endlich konnte sie weinen und beten. Sie hörte nichts. Da wandten sich die andern um und gingen zurück, wie sie gekommen waren — denn sie begriffen, daß hier etwas geschah, was sie nicht stören durften.

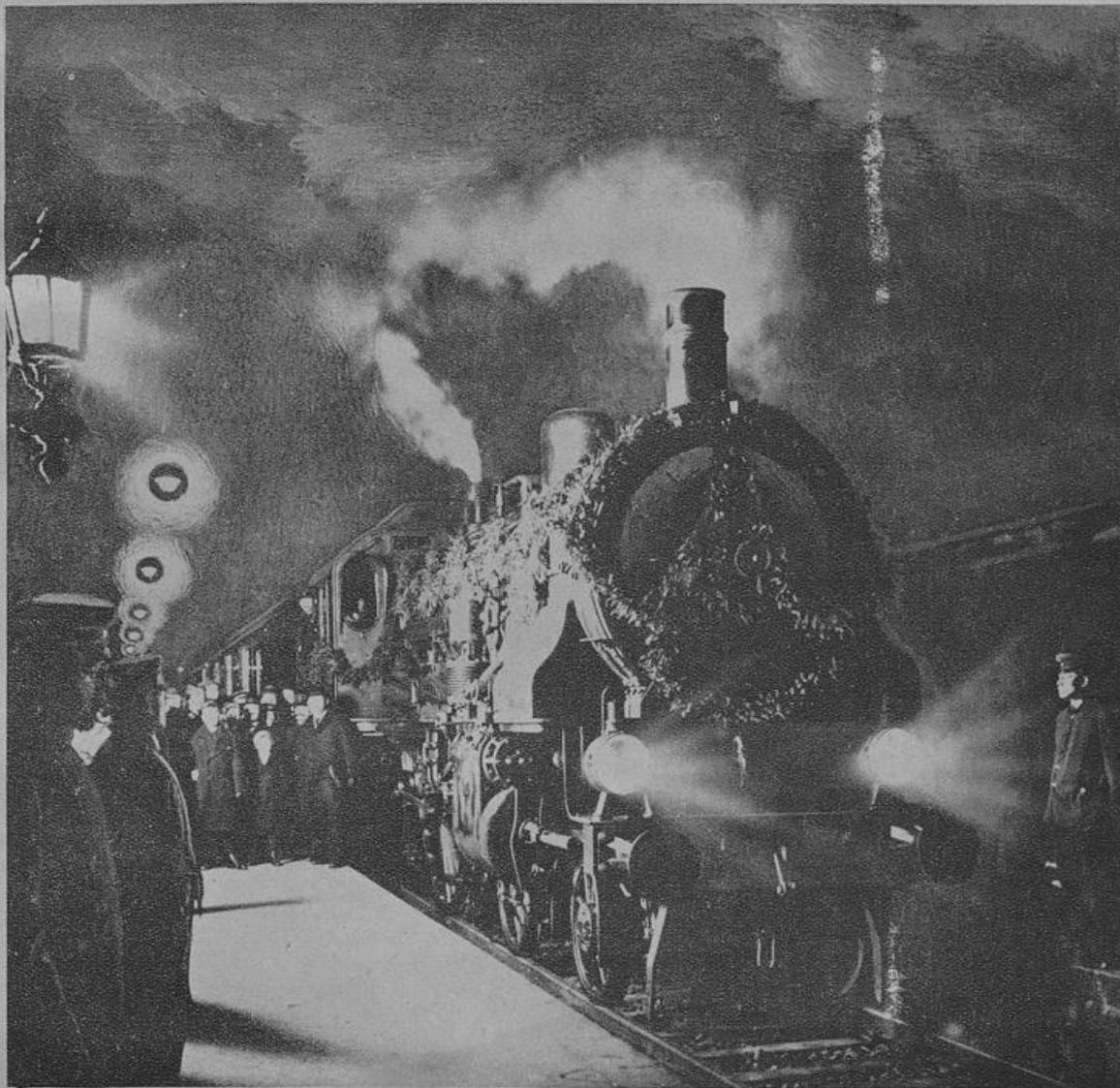
# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 5.

Düsseldorf, 29. Januar

1916.



Abfahrt des ersten Balkanzuges Berlin—Dresden—Wien—Belgrad—Sofia—Konstantinopel  
vom Anhalter Bahnhof in Berlin.

W. J. D.

# Mutter Pokatschen.

Ein Lebensbild von Carl Busse.

Wenn der Zeiger der Uhr, der großen Zeitenuhr, gar zu schnell vorwärtshastet, häng' deine Träume daran und sieh zu, wie sie ihn rückwärtsdrehen. Dann sieh hinab auf die Stadt, wo du geboren bist. Wo sind die großen, neuen Häuser? Wo ist alles, was in den letzten Jahrzehnten gemauert und gerichtet, gepußt und gestrichen ward? Die Straßen sind kleiner, die Stadt ist grüner. Zwischen den Steinen bleibt immer noch ein Plätzchen für grüne Grasspitzen und feinen Rasen.

Er tut keinem was zuleide, und wenn ein Wagen am Marktplatz hält, püßt der Gaul hier ein wenig und da ein wenig, und die Kreatur hat ihre Freude daran wie dritten der Herr am lähnen Schoppen. Wer weiß, wie bald ein neues Regiment einsetzt, das sich Wunder was drauf einbildet, wenn es Ordnung schafft und die grünen Halme und Halmchen herausstragen läßt.

Und über Gras und Steine wandelt noch nicht die heutige Generation, sondern die längst entschlafene, die schon gebüdt ging, als ich ein Knabe war. Da geht, breitbeinig und etwas angefüßelt, mit statterndem Band am Hut der „Wimpel-Krischan“, Steward, Leichtmatrose, Ostindienfahrer, ein Lügenmaul und Lämpchen, aber sonst eine Seele von Mensch. Und gleich hinterdrein kommt Mutter Pokatschen.

Sie kommt mit dem trippelnden Gang, sie kommt mit dem schwarzen Häubchen, das über dem dünnen, weißen Haar liegt. Sie grüßt jeden, und jeder grüßt sie. Denn die Mutter Pokatschen hat die Liebe und das Lächeln der ganzen Stadt. Man liebt sie und lächelt über sie, man fühlt, daß sie zu dem Ort gehört... ein grünes Hältnchen mehr zwischen den Steinen.

Von ihrer Mädchenzeit wußten selbst die Gleichaltrigen nichts Rechtes zu sagen. Sie ward gleichsam erst entdeckt, als sie den Stadtpolizisten Pokatsch heiratete. Damit wurde sie in ihrer Art eine gewichtige Person, eine Person von Einfluß. Und nach einer merkwürdigen Richtung machte sie diesen Einfluß geltend. Wo sie konnte, schob sie nämlich schleimig die „armen Handwerksburschen“, die „fechten“ gingen, ab, das heißt: sie kopfte ihnen die Taschen voll, hielt ihnen währenddessen eine grimmige Rede und teilte ihnen darin mit, daß sie des Stadtpolizisten eheliches Weib sei. Sie sollten also schleimig verschwinden, wenn sie nicht ihres Mannes Bekanntschaft zu machen gedächten. Keiner trug danach Verlangen, und manchem zuckte es sonderlich um Mund und Bart, wenn er mit kurzem Dank den Wanderstab hob. Ja, geschah es einmal, daß ihr Mann einen abfaßte, und es war gerade kein gar zu schmieriger Landstreicher, so sagte sie:

„Pokatsch, ich kann nicht verlangen, daß du meine Cousins kennst, aber ins Kitzchen brauchst du sie nun doch nicht gleich zu stecken.“

Dann kratzte sich Pokatsch den Kopf, und es passierte nicht selten, daß der Cousin eine Mahlzeit und einen Groschen auf den Weg bekam mit einem schönen Gruß „für Mutter“.

In einem strengen Winter, wo es den Handwerksburschen gar zu schlimm erging, ward es dem Manne jedoch zuviel. „Luiße,“ sagte er, „deine Verwandtschaft ist zu ausgebreitet. Wieviel Vettern hast du denn eigentlich?“

„Zähl' sie, Pokatsch,“ erwiderte sie, „vom Vater selig hab' ich alles, was arm und ehrlich ist! Er hat mir erzählt, wie er selbst gewandert ist, ohne Pfennig, tagelang keinen warmen Löffelstiel im Mund — was blieb ihm übrig? Er socht halt, wenn's keine Arbeit gab. Steckt ihr jeden gleich ein, so gewöhnt er sich ans Kitzchen, und von da geht der Weg direktemang ins Gefängnis. Was hat man dann?“

So war von der Stadtpolizistin eines Tages auch der „Wimpel-Krischan“ aufgefangen worden. Er war blutjung. Als Lehrling war er fortgelaufen aufs Schiff, hatte ein paar Fahrten mitgemacht, der

Himmel mochte wissen als was, und war dann, weil die strenge Zucht ihm nicht behagte, auch da ausgekniffen. Nun socht er durchs Land und lief der Pokatschen in die Arme. Dafür, daß er satt zu essen bekam und seinen Hunger mal los ward, ließ er sich gern ins Gewissen reden.

Es sei dahingestellt, ob ihn die Mahlzeit oder die Worte mehr rührten — genug, er wollte ein neues Leben anfangen und am liebsten hier in der Stadt.

Man versuchte dies und das. Zum Schreiber taugte er nicht; als Magistratsbote machte er sich schon besser. Aber eines Tages packte ihn die alte Freiheitssehnsucht — weg war er! Ein halbes Jahr darauf kam er etwas verlampt wieder. Wie ein Hund, der Krügel verdient und darauf gefaßt ist. Als er keine bekam, trat er von einem Fuß auf den andern.

„Kav'lan und Stürmann,“ sagte er, „das war auf dem Schiff besser. Wenn man was ausgefressen hatte, bekam man die Quittung dafür, blau auf weiß. Damit war die Sache erledigt. Hier schleppt man's immer mit.“

Noch ein paarmal brannte der Wimpel-Krischan durch. Aber stets von neuem lehrte er zurück. Er arbeitete hier im Garten, besorgte dort Botengänge, angelte sich ein Gericht Fische, fütterte Zeißige, Dompfaffen und andere Vögel auf, die er später verkaufte, kurz, er half sich so durch, daß für den „Branntwein“ auch noch ein Groschen springen konnte.

Hatte er mal gar nichts, ging er zur Pokatschen. Und jeden Tag verschwor er sich in der Schenke bei der neunschwänzigen Kage, daß sie die bravste Landratte sei, die jemals in Unterrodten durch die Welt gelaufen wäre.

Solch eine Frau hätte er finden sollen!

Dann würde er jetzt kein Saufaus sein, sondern mindestens schon Kapitän des Ostindienfahrers, mit dem er die große Reise gemacht. Zwar hegte die ganze Stadt begründete Zweifel, daß er je auf einem Ostindienfahrer gewesen sei, aber er erzählte von Stürmen und Abenteuern und spielte sich auf den vollendeten Seemann heraus.

An seinem Hut mußten die Bänder flattern — daher „Wimpel-Krischan“ —, er schimpfte über die Landratten, er laute Tabak und machte besonders durch eine Fertigkeit großen Eindruck. Nämlich, saß eine Fliege an der Wand, so kniff er das Auge zu und spuckte so geschickt im Bogen, daß er sie unfehlbar traf. Das brachte ihm manches Glas Bier ein.

Die Gräser zwischen den Steinen starben und grüntem aufs neue. So ruhig und bedachtam die Tage gingen — gleich den Menschen, die sie durchwanderten —, sie gingen eben doch und machten andern Platz, bis sich Jahr an Jahr fügte. Da starb der Stadtpolizist eines Abends sanft und friedlich. Er hinterließ seiner Witib wenig mehr als die paar Möbel. Auch die Dienstwohnung mußte sie räumen. Da war guter Rat teuer.

Die Pokatschen jedoch verzagte nicht. Sie nahm ihr gelüftes Tuch um die Schultern und ging in die Häuser, wo sie sich zum Waschen anbot. So ward aus der Stadtpolizistin eine Waschfrau, die schon in aller Herrgottsfrühe am Troge stand und drauflos schenerte, daß es eine Freude war. Das Leben hatte sich früher leichter angelassen, aber es mußte halt auch so gehen. Ein bißchen Ruhegehalt gab es jeden Monat noch dazu; eins aufs andere gelegt, ergab ein Stümchen, wovon für das Alter noch etwas erübrigt werden konnte.

Und das Alter kam. — Es kündigte sich lange an. Die Pokatschen wollte es erst nicht glauben und wahr haben. Einmal jedoch, vor dem Waschfaß, ward sie plötzlich ruhig, stand still da, als ob sie etwas erwartete, und setzte sich dann nieder. Die Beine zitterten, eine Schwäche überkam sie. An den Händen, die rot und vom warmen Wasser ge-

dunjen waren, hing noch der Seifenschaum. Aber siekehrte sich nicht daran und legte beide Hände aufs Herz, als müßte sie es halten.

Der Anfall ging vorüber, doch erkehrte nicht lange darauf zurück. Ein halbes Jahr verjuchte sie noch, sich hinzuschleppen. Dann mußte sie endgültig auch auf das Waschen verzichten. Was war zu tun? Die erst gewaschen, nähte und stüfte jetzt für ein billiges. Kinderreiche Familien vertrauten ihr Reparaturen an. Der Spargroschen war auch noch da, das Ruhegehalt desgleichen.

Und merkwürdig: erst jetzt wurde die Potatschen so recht eigentlich stadtbekannt. Viele haben erzählt, wie Kaiser Wilhelm der Erste und Bismarck um so schöner wurden, je älter sie wurden. Und ähnlich geschah es auch der Witwe

des seligen Stadtpolizisten. Sie ward nicht äußerlich schöner, aber es prägte sich vieles einzelne kräftiger und merkwürdiger bei ihr aus. Und die Wunderlichkeiten des Alters taten ihr Bestes dazu, um das alte Weibchen in seinem Kreise beliebt zu machen. „Mutter Potatschen“ hieß sie jetzt, wohin sie kam. „Mutter“ sagte zu ihr der Wimpel-Krischan, „Mutter“ die ganze Stadt. Sie, die Kinderlose, hatte plötzlich so viele, die ihr den Namen gaben, den sie sich einst gegeliebt hatte zu hören. Und als sie dann öfters den leichten Anfall bekam, hieß sie bald „Mutter Potatschen mit der Schwäche“. Die Schwäche gehörte so zu ihr wie das schwarze Häubchen zu ihrem dünnen, weißen Haar, wie die Hände zu ihr gehörten, die noch immer nicht verleugnen konnten, daß sie in Arbeit und Ehren krumm und grab geworden. Den Handwerksburschen, die durch das Städtchen kamen, stand sie auch jetzt noch bei. Jeden einzelnen führte sie in ihre Stube. Da lag eine dicke Bibel, schön in Schweinsleder gebunden und mit prächtigen, silbernen glänzenden Beschlägen versehen. Wie das Prachtstück in ihre arme Häuslichkeit gekommen, erzählte sie gern. Es war das Geschenk eines Meisters aus ferner Stadt, der es in Dankbarkeit seiner „Cousine“ gestiftet hatte. In einem langen Briefe stand geschrieben, wie ein armer Handwerksbursche durch sie vor dem Rittchen bewahrt geblieben, wie er ein ordentlicher Mensch und Meister geworden und zu Wohlstand und Ansehen gelangt war. Dankbar erinnerte er sich ihrer, die so gütig an ihm gehandelt...

Ein einziger von Hunderten war es nur, der so zu ihr gekommen war, aber aus dem einen schöpfte Mutter Potatschen Kraft und Hoffnung für alle andern. Jede Woche besuchte sie den alten Pastor und erzählte von ihm, dessen Aussehens sie sich überhaupt nicht mehr entsinnen konnte. Sie war dann stets gerührt und zum Weinen aufgelegt, und der Pastor sprach zu ihr und gab ihr die Hand und segnete auch in Geduld, wenn sie ihn zu lange von der Sonntagspredigt abhielt. Aber alle Mäßen wunderbarlich war an der Mutter Potatschen

etwas anderes, was im ganzen Kirchspiel bekannt und berühmt war. Sie war mit der Zeit nämlich etwas schwerhörig geworden und sprach daher lauter als früher. Wenn sie nun Sonntags in die Kirche kam, mußte ihr die Nachbarin die Nummern der gewählten Lieder von den weißen Täfelchen ablesen, und wenn Mutter Potatschen sah, daß die andern die Lippen regten, setzte auch sie kräftig ein. Besonders gern sang sie: „Befiehl du deine Wege.“ Ihre Stimme war hoch und zitterig, sie brach und schwankte in den oberen Tönen, aber laut und ungekränkt sang sie zu eigner Erbauung mit. Oft hatte sie falsch eingeseht, dann kam sie immer ein paar Takte zu spät, aber sie merkte es nicht. Und wenn „Befiehl du deine Wege“ gesungen wurde,

ereignete sich etwas, worauf die Gemeinde mit Spannung wartete. Dann sang sich Mutter Potatschen inweinende Inbrunst hinein; sie sang lauter, zitteriger; immer falscher wurden die Töne, immer öfter brachen sie, aber jeden Widerstand überwindend, stiegen sie allen hörbar empor, klangen durch die kräftigsten Tenöre und zartesten Soprane hindurch, bis es nach und nach auf den andern Bänken stiller ward und alles hörte und lächelte, sich ansah und sich umdrehte. Mutter Potatschen allein merkte nichts. So tief padte sie das Lied, daß sie alles vergaß. Und wenn die letzte Strophe verklungen war, sang nur sie allein fort, und weinerlich, zitternd, durchdringend stieg ihre Stimme wie ein Flügel-schlagend Boo' in, das den Himmel will, über die Gemeinde, und getreu dem Gesangbuch sang sie neben dem letzten Wort des Liedes in Begeisterung und Inbrunst auch das „Paul Ge... erhardt“ mit.

Dann erschraf sie wohl plötzlich, wenn sie das verhaltene Lächeln der andern oder gar einen strafenden Blick sah, trock in sich zusammen und bekam ihre „Schwäche“, daß sie mit beiden Händen das Herz wieder festhalten mußte. Der Kantor beklagte sich oft bei dem alten Pastor, daß sie den ganzen Kirchengesang störe und verschmiffere.

Der Pastor beruhigte ihn, doch erschraf er selber, als sich der General-superintendent anmeldete. Was war zu tun? Das alte Weiblein ließ sich vom Gottesdienst nicht fernhalten, und die Kirche konnte man doch einer treuen Christenseele nicht verbieten. Da fand der Kantor einen gangbaren Ausweg. Und als Mutter Potatschen zur Andacht kam, erstaunte sie nicht schlecht, daß sie heute neben zwei Mannsleuten sitzen sollte. Aber sie fragte wie sonst nach den Nummern und wollte eben loslegen, als es links und rechts gewaltig erscholl. Man hatte ihr die beiden stimmkräftigsten Chorsänger an die Seite gegeben, die ihren Lungen Ehre machen wollten. Die Alte stupte, horchte, schüttelte den Kopf. Dann sang auch sie. Aber es war nichts Rechtes, so lagen ihr die beiden mächtigen Stimmen im Ohre. „Alles in Ehren, Herr Pastor,“ sprach sie tags darauf zu dem Geistlichen

## Kaisers Geburtstag.

Von J. Kurt Stephan.

Glutunwittert dröhnen die Kanonen,  
Und im Qualm erstickt das Wutgeschrei  
Der verblendeten Nationen,  
Die, Vernichtung sinnend, dich umwohnen,  
Deutsches Land — doch du bist stark und frei.

Deine Fluren werden wieder grünen,  
Wenn der Frühling auf die Berge steigt,  
Und, die Not der Zeit zu sühnen,  
Von der Alpen Höhen zu den Dünen  
Gottes Friedenshand sich auf dich neigt.

Dein Geschick, es ruht in treuen Händen,  
Deutsches Volk, wie keines je erprobt:  
Er, dein Kaiser, wird volle den  
Seine Sendung und zum Siege wenden  
Diesen Kampf, wie er dir's treu gelobt.

Treu' um Treue! Unser Friedenskaiser  
Hat das blut'ge Ringen nicht gewollt,  
Doch des Sieges Lorbeerreifer  
Ihm, der wie ein Held, ein Lenker, Weiser,  
Hat das Weltenschicksal reich gezollt.

Lieb' um Liebe! Und Gebete steigen,  
Auf zum Himmel heilig Opfer strebt,  
Daß die Donnerstürme schweigen,  
Und der Friedensboten lichter Reigen  
Segnend über untern Landen schwebt.

„aber es war nicht die rechte Andacht im Gefang. Er klang sonst schöner.“ Und seitdem vergewisserte sie sich stets erst, ob die Nachbarninnen von früher neben ihr saßen oder die stimmungsgewaltigen Mannsleute. Zu Anfang der siebziger Jahre ward sie müder und wadliger. Ihre „Schwäche“ verließ sie oft tagelang nicht.

Sie trug sich mit Todesgedanken und bereitete alles vor. In einem bestimmten Kleide, einem schwarzseidenen, das ihr die Frau Kreisrichter geschenkt hatte, wollte sie begraben sein. Nicht lange darauf erschien ein Kommet am Himmel, und die Leute redeten viel von Krieg und Weltuntergang. „An den Weltuntergang“, sagte Mutter Polatschen, „glaube ich nicht; es sind noch zuviel Sünder, die sich bessern können. Für mich aber ist es ein Zeichen, ich soll mich bereitmachen.“ So konnte man eines Vormittags die Alte in einem schwarzen Seidenkleid durch die Straßen gehen sehen. Sie trat in viele Häuser, denn sie machte Abschieds- und Sterbebesuche. Auch zu uns kam sie. „Neden Sie nicht, meine gute Frau Kanzeidirektor'n“, sagte sie zu meiner Mutter, „ich bin ja alt genug, und lange dauert's nicht mehr. Vorher muß

**Vornehme Montenegriner beim Frühstück in einem Cafe des jetzt von den Österreichern eroberten Cetinje.**  
Eints Montenegriner in seiner reichen, buntfarbigen Nationaltracht, in der Mitte ein montenegrinischer höherer Offizier. Phot. Mar. Kentwich.

gehen, das ist gar zu traurig. Und so wollt' ich doch bitten, wenn Sie mir die letzte Ehre erweisen wollten... damit's nicht so jämlich ansieht.“ Und sie ließ nicht locker, bis sie das Versprechen hatte. Drei Tage dauerten die Besuche; am dritten Tage war sie schon ganz schwach. Aber ihre Augen leuchteten. „Aber achtzig werden mitgehen“, sprach sie. „Was für ein schönes Begräbnis, schönes Begräbnis!“



An diesem dritten Tage kam der Wimpel-Krischan merkwürdig gedrückt in die Schenke. „Zungens“, sagte er und ließ den Kopf hängen, „Mutter Polatschen setzt dem-matswimpel.“ Dann brummelte er immerfort vor sich hin. Aber es dauerte noch länger mit der Greisin, als jeder und sie selbst es geglaubt hatte. Der Kommet war längst nicht mehr sichtbar, als über all die kleinen „Schwächen“ die große Schwäche kam, in der sie einschlief.

Das Versprechen, das man ihr gegeben hatte, ward gehalten. Ihrem Sarge folgten so viel Leute aus den besten Familien der Stadt, daß der Wimpel-Krischan ziemlich verblödet und fern vom Grabe stehen mußte. Er konnte den Pastor kaum hören: „Engel werden ihr entgegenkommen und diese Pilgerin einführen in die Herrlichkeit des Himmels.“ War es so? Hatte er die Worte recht verstanden? „Ja“, sprach der Wimpel-Krischan laut, daß sich die Umstehenden verwundert wandten, — „ja, Herr Pastor.“ Und zwei schwere Tränen liefen ihm langsam, als hätten sie Zeit, über die Waden...



Ein Stimmungsbild aus Montenegros besseren Tagen: König Niko I nimmt in Begleitung des Kronprinzen von Serbien eine Parade vor der Residenz in Cetinje ab.

Phot. Berl. Ill.-Ges.



Die Universität in Athen, eines der schönsten öffentlichen Gebäude der griechischen Hauptstadt.

Phot. Ad. Schaud.



Eine Straße in Athen mit dem 277 Meter hohen Lylabettos, jetzt Berg des h. Georg, im Hintergrund.

Phot. Ad. Schaud.

# Der Säbelkorb des Großfürsten.

Von Hermann Horn.

Die Bremsen drückten sich eine um die andere kreisend gegen die eisernen Räder, dann standen in nimmer endenden Reihen Zug auf Zug und Wagen auf Wagen still auf den Gleisen. Dafür zogen die Landstraße daneben aus grauen Staubwolken die wandelnden Gewehrmündungen der rastlos marschierenden russischen Regimenter dahin, das Ganze ein müder, schwerer Strom.

Irgendwo vorn hatten deutsche Luftfahrzeuge die Bahlinie zerstückt, das hielt jetzt den Rückzug auf.

Der russische Großfürst war in seinem Wagen auf- und abgegangen, über die letzten Meldungen brütend, um sie in seinen Plan einzufügen und für ihn umzuschmelzen.

Das war nur ein Augenblick, dann griffen zahllose Soldaten den kleinen Wagen, hoben ihn hoch und trugen ihn samt den Insassen quer hin bis zum Acker, wo sie alles ins Kornfeld warfen.

Sie lachten und schrien dabei.

Mitten auf der Straße aber stand der Bauer wie erstarrt neben einem kleinen Mädchen von fünf Jahren und begann unverschofft zu schreien und die Hände gegen den Zug des Großfürsten zu schütteln. Und auf einmal legte ein Kosak die Lanze ein, sprengte auf den Mann zu und durchbohrte seine Brust, daß die Spitze auf der andern Seite herausstand. Der Schaff entfiel der Hand des Reiters und stürzte aus dem Leibe des Unglücklichen, der sterbend auf die Landstraße fiel.



Blick auf den Kanal von Brügge vom Dominikaner-Kai aus.

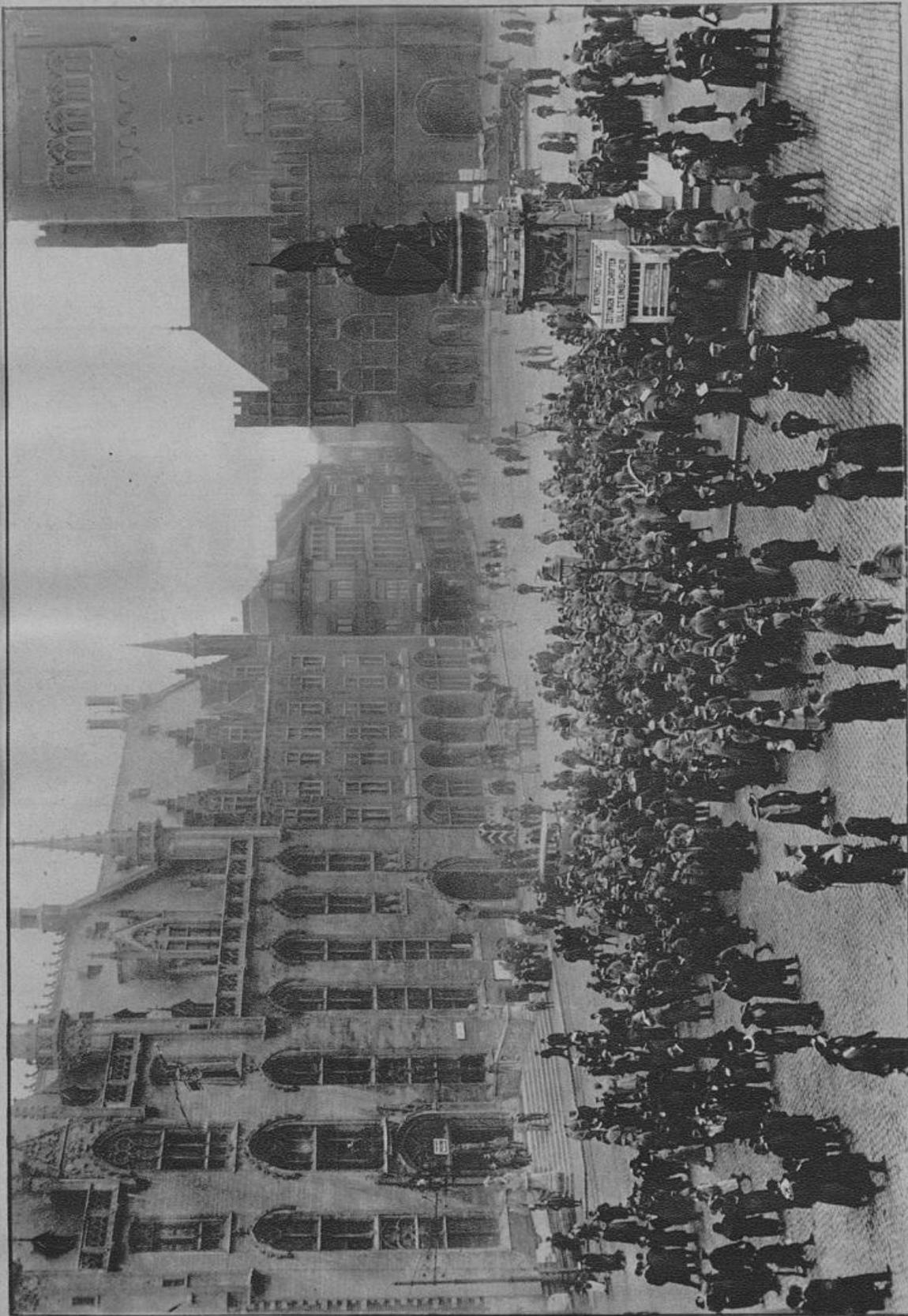
Dabei setzte er sich ans Fenster in einen Sessel und sah auf die ziehenden Soldatenmassen. Neben der Straße gab es noch eine Völkerverwanderung von Bauern, die seine Soldaten mit sich trieben. Sie hatten auf den Äckern einen Pfad ausgetreten, zogen ihr Vieh an Striden, und Weib und Kind, Männer und Greise schleppten mit, was sie konnten. Im Hintergrund erhoben sich langsam aufwallend dunkle Rauchwolken, aus denen zuweilen gelbe Flammen züngelten. Die Ernte brannte auf den Feldern, und die verlassen Dörfer ächzten ein. Da sah der Großfürst dicht neben seinem Wagen und doch, als sei es in weiter Ferne, einen Vorgang sich abspielen.

Lanzen führende Kosaken standen mit ihren Pferden seinem Zuge entlang, so daß die Soldaten im Bogen daran vorbei mußten, und wie durch ein Wunder stand auf dem dadurch gebildeten freien Platz der weißtaubigen Landstraße ein kleines Bauernwägelchen mit einem zerbrochenen Rad. Ein Mann stützte daran herum, eine Frau und Kinder guckten dabei unter dem Planduche hervor.

Das kleine Mädchen schrie laut auf und wurde, während es entsetzt mit Händen und Füßen um sich schlug, von einer Hand in die andere irgendwo in die Menschenmasse gereicht, wo es den Augen des Großfürsten entchwand. Nur der Bauer lag still auf der Straße, und als auch er fortgeschafft war, stand allein noch auf dem Grau des Staubes eine dunkle Lache von Blut.

Dann trieb der Menschenstrom wieder gleichgültig dahin.

Der Großfürst erhob sich mit einem finsternen Lächeln. Sein Hirn war voll von Plänen und hatte keine Zeit, solchen Bildern Raum zu lassen, und es entsprach in diesem Augenblick den Anschauungen von seiner Bedeutung, daß seiner Ruhe wegen ein oder mehrere Menschen getötet wurden. Er wandte sich nach der andern Seite des Wagens und drückte die Stirn an die Scheibe. Hier grenzte das Korn ganz dicht an den Bahndamm. Endlos, leicht vom Winde bewegt, dehnten sich die Älme eine riesige Ebene entlang zum dunkelnden Horizont, an dem feurig rot die Sonne unterging.



Mittagskonzert einer deutschen Militärkapelle auf dem Rathausplatz in Brügge.

Phot. J. Krebs.

Dieser Anblick zog des Großfürsten aufgeregte Sinne mit jauchzenden Fingern an sich, entführte sie die langen Wellen des Ahnenfeldes entlang und entfernte ihn in seinem Willen, daß die Würdigkeit aus seinem Innern quoll, Herrschaft über ihn gewann und ihn im nächsten Sessel entschlummern ließ.

Nach einer Weile war es ihm, als erwache er voll zorniger Kraft.

Er erhob sich aus seinem Sessel und schritt durch einen langen, feinernein Gang in einen hohen Saal.

Da war ein Thron errichtet, der von Gold und Geschmeide glänzte, aber er war leer.

In seinem Innern war eine lange Tafel, und vor der standen mit gekrümmtem Rücken zahlreiche Generale und berieten, über starken Gebeng. Und er fühlte wohl, daß sie alle anders wollten, als sein geheimes Begehren war, obwohl sie sich tief vor ihm verneigten. Da trat er mitten unter sie und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Karten in die Höhe flogen, und bekehrte mit der Hand einen Kreis in der Luft und deutete vorwärts und schrie sie heiß und zornig an. Und sie redeten alle mit gesenkter Stimme, den Blick auf dem Boden, und einer wimmerte: „O kaiserliche Hoheit,“ und führte ihn an ein hohes Fenster und ließ ihn hinaussehen. Da war eine farblose Ebene voll marschierender Teter. Viele hatten eine Beine und marschierten doch, andere hatten eine blutende Waffe statt des Kopfes und schwannten doch vorüber — stille und furchtbare Erscheinungen des Krieges — mit den zahlreich en andern Gestalten, die mit ihren in den blutigen Feldblutenerkennungen waren Verwundungen dem Beschauer einen grauenvollen Anblick gewährten. Aber den Schauernden ergriff nur eine bittere und furchterliche Verachtung, daß man solches keinen Absichten entgegensetzte. Er spie dem General, der noch den Vorhang hielt, ins Gesicht und deutete wieder mit der Hand vorwärts. Alle beugten sich vor ihm und verließen still den Saal. Da trat er an den goldenen Thron heran, legte seine beiden Hände darauf, betrachtete ihn still und lächelte stolz und schloß für einen Augenblick die Augen.

Er hörte die Krönungsglocken läuten und war der mächtigste Mann der Welt, und alles ruhte in ihm für eine Weile im schauernden Triumph der Macht.

Aber dann mußte er plötzlich fort, und es war ein furchtbares Krachen von tausend und tausend schweren Geschützen in der Luft. Er wurde gejagt, und sein Kraftwagen raste über Stod und Stein dahin. Er hörte sich selbst mit tiefer Stimme vernünftig sagen: „Es ist ein Rückzug — was tut das dem unererschöpflichen Rußland — alle müssen einmal sterben.“

Dann ging der Wagen nicht mehr weiter und stand still.

Als er aufstieg, schien der Mond, und er war am Rande eines endlosen Kornfeldes; drüben, weit von ihm im Dunkel auf der andern Seite, marschierte das Meer und brannten Felder und Wälder.

Er war auf einmal ganz allein mit seinem Wagen, der nicht mehr weiter wollte, und da jemand kam, sprang er rasch in das Kornfeld. Und als er die rauschenden Halme zerteilte, sah er im Mondschein einen deutschen Soldaten eilig heranzulaufen. Er trug ein Gewehr in der Hand und sah sich nach einem Ziele um, als er jetzt stehen blieb.

Der Großfürst sah, während er sich tiefer ins Korn drückte, daß der Deutsche ungewiß war, ob er schießen sollte oder nicht — schließlich hörte er ihn sagen: „Nah, wegen eines Schusses Pulver — und wer es ist und was es ist, sterben muß er doch einmal.“ Da trachte der Schuß, der Großfürst fühlte einen schrecklichen Schmerz in der Seite, und der Soldat war fort.

Aber da er noch mehr Menschen zu hören glaubte, erhob er sich und ging weiter ins Kornfeld. Es rauschte leise, und auf einmal sah er weit und breit, wie ein Meer, nur schwarze, flüsternde Halme, auf denen der stille Mondschein gleichgültig glänzte. Darüber ergriff ihn eine furchtbare Bangnis, und er fiel zurück und konnte nicht mehr weiter.

„Was ist mit mir — was ist mit mir —“ jammerte er verzweifelt und fühlte wieder seine Wunde und mußte denken, daß es auch bei ihm ans Sterben gehen könnte. „O,“ rief er, „das ist der Tod, das ist der Tod — ein erbärmlicher Soldat überlegte, ob er feuern oder nicht feuern sollte — nun muß ich sterben. Nichts wird von mir übrig bleiben als eine Lade Blutes — wenn sie mich weggetragen haben.“ Da versuchte er in furchtbarer Todesqual seine Hand unter sich zu bringen, ob sich sein Blut dort schon gesammelt habe, und brachte sie nicht mehr hervor und war wie gelähmt an allen Gliedern, und wollte schreien und öffnete verzweifelt den Mund und brachte keinen Laut hervor. Und in diesem Bemühen machte er die Augen auf und gewahrte einen polierten Schreibtisch und einen Stoß weißen Papiers darauf, und merkte langsam, daß er geträumt hatte.

Aber das hatte nichts Besondere für ihn. Der Speichel war aus seinem Munde gestossen, der noch geöffnet stand, und alle Kraft war von ihm genommen.

Elend und zerschlagen fühlte er sich.

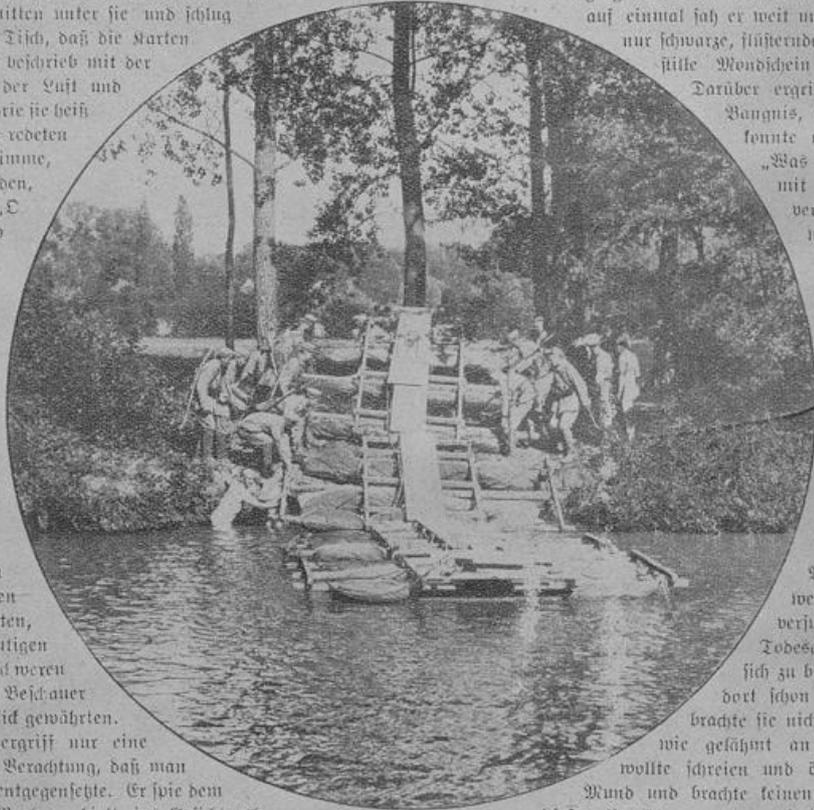
Und das alles, dachte er mit einem Grausen, das nicht von ihm weichen wollte, weil im Traum ein deutscher Soldat nach einigem Zögern das Gewehr nach ihm abgeschossen hatte.

Aber als er sich werte, merkte er, daß seine Wunde nichts anderes gewesen war als sein Säbelforb, auf dem er im Schlafe mit der Seite gelegen hatte. Und das war noch grauenhafter zu denken.

Er hatte nur einige Minuten geschlafen, draußen zog noch strömend und stammfend der Strom seines geschlagenen Heeres vorüber.

Diese ganze Nacht fand er nicht mehr die Kraft, an seine Pläne und Aufgaben zu denken.

Vielleicht war der Säbelforb daran schuld, vielleicht vieles andere.



Don Pionieren erbaute schwimmende Brücke wird von diesen nach ihrer Fertigstellung zu Wasser gebracht.

Hofphot. Oscar Teilmann.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

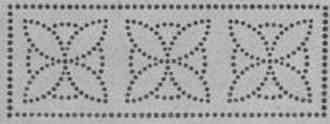
Nr. 6.

Düsseldorf, 5. Februar

1916.



Kaiserbesuch in Nisch: Kaiser Wilhelm im Gespräch mit einem höheren bulgarischen Kavallerieoffizier.  
Sinter dem Kaiser Zar Ferdinand von Bulgarien mit dem preussischen Marischallstab, daneben Generalfeldmarschall v. Madsenlen. Phot. St. Krebs.



## Das Fenster.

Von Karl Verbs.



**N**ach langem, aufreibendem Stellungskrieg an einer von den Russen fortgesetzt hart bedrängten Stelle wurden sie ganz plötzlich durch ein anderes Regiment ersetzt und fortbefördert. Es entstand eine kurze, heftige Aufregung unter ihnen, ihre gefolterten, abgestumpften Nerven belebten sich unter der Spannung des Kommenden, in der Aussicht auf neue Daseinsbedingungen, eine Fahrt ins Unbekannte, kommende Möglichkeiten. Sie genossen mit aufsteigender Freude am Unerhörten, Unbegrenzten den Gedanken an fremde Länder, an andere Menschen, unbekannte Feinde. Gerüchte schwirrten, Klüsterer wurden zu Phantasten, Geheimnistuer ergingen sich in dunklen Andeutungen über Dinge, die nur ihnen bekannt seien, die Offiziere verbargen ihre eigene Ungewissheit über das Kommende hinter einem vielsagenden Schweigen. Und dann schieden sie schließlich doch mit einer Art schmerzlichen Bedauerns von dieser Erde, die sie mit Blut und bitterem Schweiß getränkt hatten, die so viele Kameraden deckte, wo ihnen jeder Baum, jede Ruine eines Hauses, ja jeder Stein zu einem Teil ihres eng umzirkelten Lebens geworden war.

Dann fuhren sie durch Deutschland und sahen mit einem fast ungläubigen Staunen in das altgewohnte Getriebe der Heimat. Sie rollten langsam durch Bahnhöfe voll neugierig aufblinder Menschen, suchten vorüberziehende Ortstafeln zu entziffern, um Merkmale für die Richtung der Fahrt zu gewinnen. Sie tauschten fröhliche und zuversichtliche Reden mit Damen vom Roten Kreuz, die ihnen Erfrischungen in die Fenster reichten. Sie lagen nachts auf blinkenden Nebengleisen unbekannter Bahnhöfe, stiegen mit heißgewordenen Gelenken aus den Abteilen und gingen im grellweißen Schein zuckender Vogellampen auf und nieder, während es sie oft wie ein scharfer Schmerz durchfuhr, daß dort unter der rötlichen Dampfwolke am Horizont eine Stadt lag, deren unberührter Frieden ihnen verschlossen war.

Dann wieder überkam es sie wie ein Stolz, daß sie es waren, die mit ihren Leibern die Unberührtheit dieses friedlichen Lebens erhalten hatten. Oft erkannten einzelne unter ihnen die Gegend der Heimat, und diesen wurde dann die wehe Lust, die wir empfinden, wenn uns Träume den Besitz eines verschlossenen Glückes vorgaukeln, und wir doch wissen, daß alles das unerfüllbares, unerreichbares Traumgut ist.

In einer großen westdeutschen Stadt, wo auf den Gleisen des Bahnhöfes ein scheinbar unentwirrbares Getriebe ankommender, abfahrender und tangierender Züge herrschte, wartete ein anderer Zug auf sie. Aus den französischen und dänischen Inschriften an den Wagentüren ersehen sie endlich das Ziel ihrer Fahrt.

Dann fuhren sie durch Belgien. Es war Nacht.

In einem Wagen erster und zweiter Klasse saßen die Offiziere. Ein paar Abteile waren verdunkelt; die Zuspäßen schloßen. Anderswo wurde gelesen, leise Unterhaltung geführt, im letzten Abteil, wo einige Leutnants saßen, sogar Stot gespielt. Eine innere Erregung ließ manche nicht zur Ruhe kommen.

Auch der Oberleutnant Hamann, der im Frieden an einer norddeutschen Universität Literaturgeschichte las, schlief nicht. Er sah und starrte verwirrt durch das Fenster in die Nacht.

Mit rasender Geschwindigkeit fuhr der Zug; es war ein wiegendes, stampfendes Saufen, das das Geräusch der Räder zu einem einzigen, taktmäßig wiederkehrenden Stoßrhythmus verschmolz. Zuweilen sickerte ein Licht vorbei, der Lichtschein aus den Abteilen glitt grell über eine Mauer, die das Geräusch des Zuges mit hartem Knall zurückwarf.

Einmal fuhr der Zug langsamer durch einen hellen Bahnhof, auf dem einige Leute, Zivilisten, standen. Hier herrschte lebhaftes Treiben, Offiziere und Soldaten ließen durcheinander, ein Güterzug lud geheimnisvolle riesige Kisten ab. Die Belgier sahen das alles stumm und starr, mit einem fast ehrfurchtigen, verständnislosen Staunen,

wie etwa wir in das Rädergetriebe einer mächtigen Maschine blicken das wir nicht verstehen, und das uns in seiner unbekanntem Gesetzmäßigkeit ergreift.

Oberleutnant Hamann hatte ein tiefes Gefühl für die Seltsamkeit dieser Fahrt. Der Luxus eines jener engen belgischen Eisenbahnabteile, verfeinert durch die Ansprüche eines verwöhnten internationalen Publikums; auf den weichen Polstern die Offiziere des Feindes in beschmutzter Uniform, wie der Kampf sie entlassen hatte, neuen Taten entgegenfahrend; draußen das Land, über das die Feuerwege des Krieges sich hinweggewälzt hatte, und dessen Kräfte jetzt gebändigt, organisiert waren durch den Eroberer, der mit der Überlegenheit seines schöpferischen Geistes in dem zähen, widerwilligen Boden langsam Wurzel schlug —

Der Offizier lächelte. Es war ein stilles, ein wenig müdes Lächeln, in dem der Ernst durchkämpften Grauens nachbelebte, ein wissendes, gereiftes Lächeln, das nur jemand findet, der durch Höhen und Abgründe gegangen ist und in der Scheinbar wirren Sinnlosigkeit den tiefen Hintergrund eherner Gesetzmäßigkeit erschauend begriff.

Wie lange war es doch her, daß er in einem solchen belgischen Abteil durch belgisches Land fuhr? Mehr denn ein Jahr. Eine kurze Spanne — und schien wie eine Ewigkeit — — Damals, ja damals. Da hatte er ein lachendes, junges Gesicht zur Seite, da schien ihm alle Zukunft goldenes Märchenland. Er wollte mit seiner jungen Frau nach Drenthe.

Sie waren ganz allein im Wagen. Es regnete, und das Wasser tropfte bei der Lampe durch die Decke. In allen belgischen Eisenbahnen tropft es bei Regenwetter an der Lampe herunter. Es ist wie ein Symbol für das Land — — Damals hatte er etwas getan, um desentwillen er sich oft nachher mit einem kleinen, halb verlegenen, halb fröhlichen Lächeln einen verliebten Narren schalt: Er hatte mit seinem Diamantring ein Herz in die Scheibe des Fensters geritzt — ein flammendes Herz, und hinein die Buchstaben L und E — Ludwig und Elisabeth — —

Der Offizier fuhr auf. Unwillkürlich suchte sein Blick die Fensterscheibe. Und dann weiteten sich plötzlich seine Augen in ungläubigem Staunen — —

Nein, es war keine Täuschung. Da unten in der Ecke der Scheibe schimmert eine Zeichnung — ein Herz, ein flammendes Herz, und darin die verschlungenen Buchstaben L und E — Ludwig und Elisabeth — —

Oberleutnant Hamann war aufgesprungen und starrte mit brennenden Augen auf die ungeschickten Linien, als wären sie ein heiliges Zeichen, das die Lösung geheimster Rätsel jener voll enthüllte. Jetzt, in diesem Augenblick, da ihn eine Welle des Schicksals unbekanntem Maße entgegenzutrag, mußte er dieses Zeugnis einer selig-torichten Stunde wiederfinden. — —

Welch ein Gegensatz zwischen damals und heute!

Gähnte nicht eine tiefe, eine unüberbrückbare Kluft dazwischen? Und doch war es ihm, als sähe er plötzlich die Brücke, welche die Kluft zwischen dem Heute und dem Damals überspannte. Es war ihm, als habe er erst jetzt die tiefste, letzte Beziehung gefunden zwischen den Schicksalen der Vergangenheit und Gegenwart.

Und wie eine warme Welle der Zärtlichkeit überflutete ihn das Gedanken an die Frau, die da drüben im friedlichen Deutschland still und tapfer wartete, warten konnte auf eine glückliche Zukunft, weil er gefaßt und mutig sein Mannesgeschick auf sich nahm für sie — für die Heimat — —

Lange stand der Offizier am Fenster und blickte in die Nacht. Er hatte sein Lächeln wiedergefunden, sein stilles, ernstes, wissendes Lächeln, und seine Rechte lag wie schützend auf der Zeichnung im Glase, dem flammenden Herzen mit den zwei verschlungenen Buchstaben darin, L und E — — Ludwig und Elisabeth — —

# Auf dem Familienthron.

Skizze von M. Ferno.

In dem höchst feudalen und großartigen Haushalt meiner Schwiegereltern gab es einen unsichtbaren Thron für zwei unsichtbare, weil nicht an demselben Ort lebende Verwandte: Onkel Jürgen und Tante Berting, ein kinderloses, schon bejahrtes Paar, das in seltener Vortrefflichkeit anscheinend eine Art Schutzgeist vorstellte, und zwar eine Art wohlthätiger, gütiger Schutzgeist, denen man selbstverständlich auch hier und dort ein Opfer schuldig war. Bei jeder Gelegenheit wurde für die Hof- und Gutswirtschaft des Onkels Tüchtigkeit, für die Leutebehandlung und Hauswirtschaft der Tante Unfehlbarkeit verkündigt, obwohl mein Schwiegervater ein sehr erfolgreicher Landwirt, meine Schwiegermutter eine sehr praktische Hausfrau war.

„Onkel Jürgen fand das auch. Tante Berting sagte, unsere Spitzgänse seien in diesem Jahre fast besser als ihre.“

Das waren die Worte, die wie in Gnaden verteilte Orden wirkten.

Und dann die Geschenke dieses reichen Paares! Ich hörte Wunderdinge davon: „Gotte hat schon, weil sie Tante Bertings Patenkind ist, die ganze Wäscheausstattung, die sie mal braucht, wenn sie heiratet, bekommen, alles selbst gesponnen, Damastgedede mit Jagdstüden und Familienwappen.“ — „Und Walter wird mal seine ganze Offiziersausrüstung von Onkel Jürgen bekommen.“ — „Und Helmut kriegt dreihundert Mark in die Sparkasse.“ — Da ich Interesse für schönes Leinwandzeug hatte, bat ich meine Schwiegermutter ein, als ich sie auf die Leinentammer begleitete, mir Lottes schöne

und die Mamsell bekamen es oft zu hören: „Na — machen Sie das man gut, 'n bißchen mehr Arbeit ist ja dabei, aber es soll uns auch für später auf eine nette Summe im Testament nicht ankommen.“ Das war natürlich ein gewaltiger Sporn — so im Testament bedacht zu werden!

Für all ihre Großmut und selbstlose Güte mußte man natürlich auch einige besondere Rücksichten auf das alte Paar nehmen. Dahin gehörte die Hilfe der jungen Nichten, zu denen, seit ich verlobt war, auch ich gehörte, bei allen häuslichen „Arbeitsfesten“. Denn das war wahr: Tante Berting verstand es aufs beste, die Arbeit, und zwar recht intensive Arbeit, mit festlichen Gedanken und festlicher Stimmung zu vereinen. Ob es nun galt, scheffelweise braune und weiße Pfeffernüsse zu Weihnachten zu baden, geschlachtete Gänse oder Schweine zu Spindrühen, Salzfleisch, Würsten usw. zu verarbeiten, ob es galt, im Herbst Kartoffelmehl herzustellen oder im Sommer beim Gemüse- und Obstfeinlochen, beim Obstbörren, Obstweintellern oder Pflaumenmuseinsieben sich die gepflegten Hände zu verderben: vor Tante Bertings einmal ausgesprochenem Verlangen, daß die jungen Nichten zur tatkräftigen Hilfe kamen, beugten sich die Verwandten gern. Ich weiß noch, wie mir schon nach einer Stunde Rücken und Arme weh taten, als es galt, zehnpfundweise das Fett zu Schmalz zu schneiden, oder wenn man im Schweiß seines Angesichts die schwere Wurstmaschine drehen oder an dem großen Kessel aufpassen mußte, in dem die Würste



Russische Dorfkirche bei Buczaj an der Strypa, dem Schauplatz der jüngsten russischen Offensive. Phot. Leipzig, Prestel & Co.

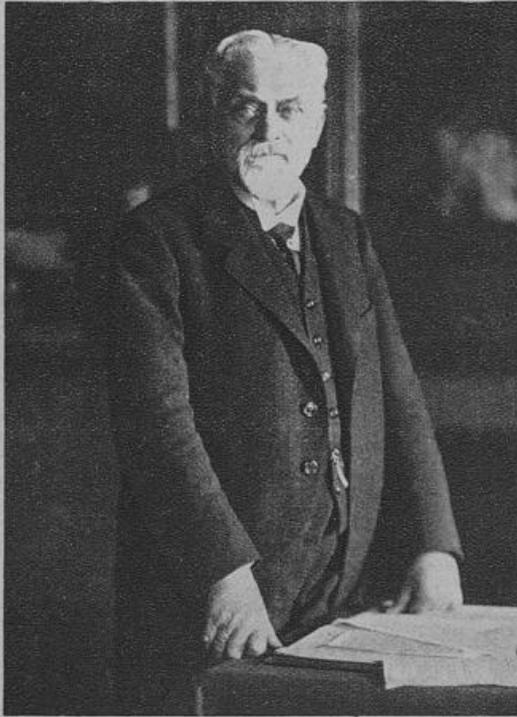
Sachen zu zeigen. „Ja, die haben wir nicht hier; jede Weihnacht bekommt Lotte etwas dazu, vier bis fünf Gebede oder vier Duzend Handtücher oder sechsmal Bezüge, aber Tante Berting behält das vorläufig alles in Kälpendorf. Lotting soll mal alles zusammen haben. Eine ganze Truhe ist schon voll, eine echte Eichentruhe aus dem Jahre 1650, die kriegt Lotte dazu.“

Und Lotte ließ sich natürlich als Tante Bertings Liebling gehärend beneiden.

Und dann — war das alte, kinderlose Paar ja ein wirkliches „Erbpaar“. Beide waren reich gewesen, als sie sich heirateten, und hatten, aufs äußerste sparsam lebend und vorzüglich wirtschaftend, ihr Vermögen bedeutend vermehrt und ihr schönes Gut wertvoller gemacht. Dabei waren sie auch immer mit Leuten gut versorgt, niemand im Kreise hatte bessere Verwalter und bessere „Mamsells“, obwohl sie tüchtig schaffen mußten und nicht gerade glänzende Gehälter bekamen. Denn Onkel und Tante waren „sehr dankbar“. Der Inspektor

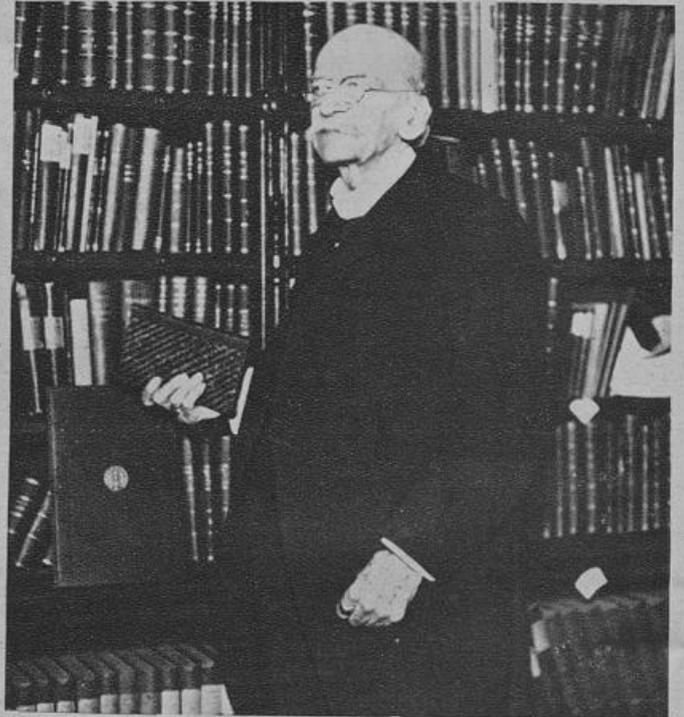
lochten, oder wie scharf das Salz in die Haut biß, wenn man so nach und nach fünfzig bis sechzig Gänsebrüste mit Salz „eincieb“.

Tante Berting in weißer Armschürze, das Haupt mit weißer Haube bedeckt, präsierte, und als Adjutanten waren Mamsell und die „Künstche“, die Frau des Hofvogts, tätig, die andern acht Helferinnen standen in Reih und Glied — zwei der Mädchen, zwei Dorf Frauen und vier Nichten, alle wie die Tante in weißen Schürzen und Hauben, die ihr Eigentum waren. Bei der Arbeit durfte kein anderes Wort als zur Sache gehörige Fragen und Anweisungen gesprochen werden. Tante Berting fand es „greulich unappetitlich“, über vorzubereitende Schwären weg zu sprechen und — so ganz unrecht hatte die alte Dame nicht damit. Die Ehepaare waren kurz, wir Nichten durften nicht einen Augenblick länger fortbleiben als die bezahlten Helferinnen und die Mädchen. Dafür gab es aber abends ein festliches Mahl, oft kam noch junges Volk aus der Nachbarschaft dazu, und manchmal schlossen wir den Tag mit einem Tänzchen, zu dem Tante Berting Klavier



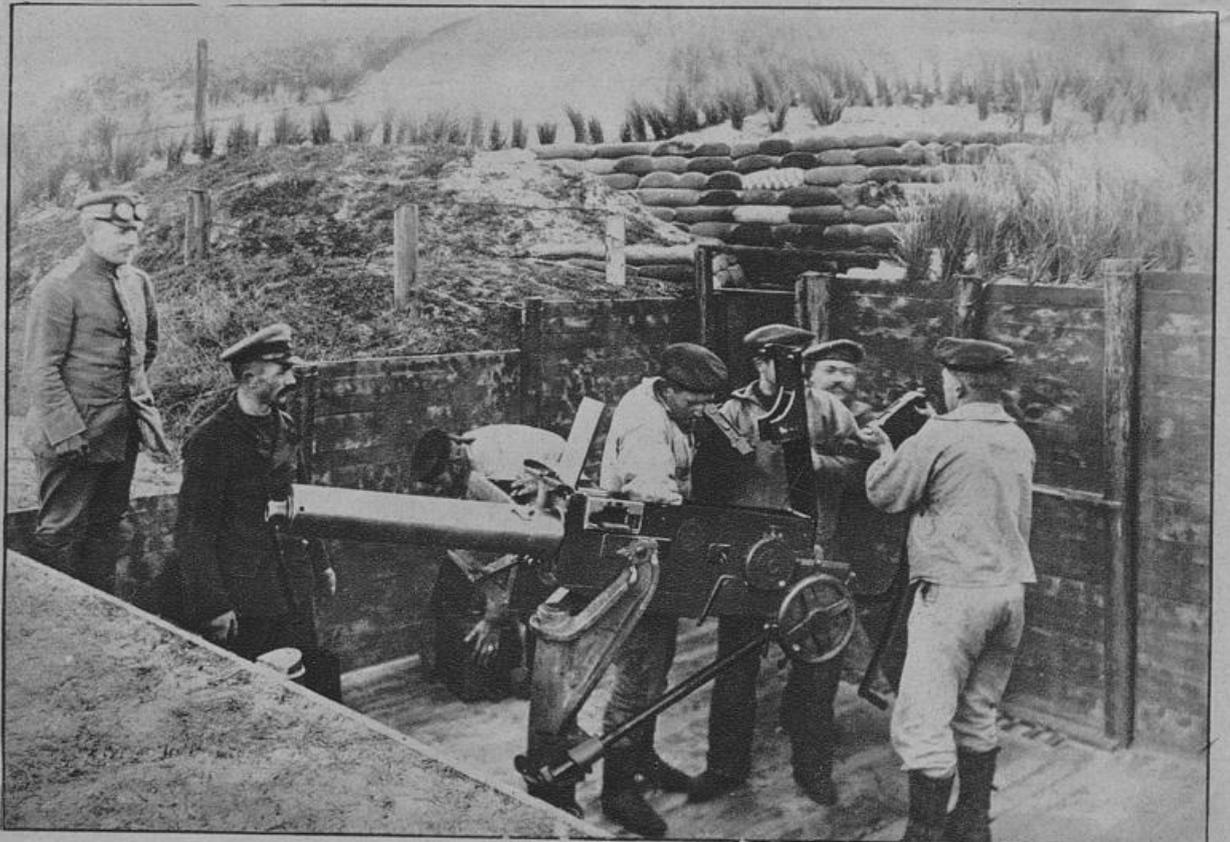
**Geh. Kommerzienrat August Bagel, Düsseldorf †.**

Auf künstlerischem und verkehrstechnischem, auf kommunal- und sozial-politischem Gebiet hat sich der Dahingeshedene hohe Verdienste erworben. Er starb im 78. Lebensjahr.



**Wirtl. Geh. Rat Professor Dr. Adolf Wagner,**

der berühmte Nationalökonom, tritt nach 46-jähriger Tätigkeit von seinem Lehramt an der Berliner Universität zurück. Er ist am 23. März 1855 in Erlangen geboren und wirkte, bevor er nach Berlin kam, in Wien, Hamburg, Dorpat und Freiburg. Berl. Jll. 6



Deutsches Schnellfeuergeschütz in den Dünen der flandrischen Küste.

Phot. Eiso-Film G. m. b. H.

# Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse aus Düsseldorf und Umgegend.



Konst. Dumont, Düsseldorf-Oberkassel, Führer der 6. Kompanie, 2. Bataillon, Grenadier-Regiment 10



Hauptmann Karl Eibner, Antweiler in Düsseldorf, Führer der 5. Kompanie, Königs-Infanterie-Regiment 145



Oberleutnant Hans Demler, Dagen, Reserve-Infanterie-Regiment 17



Rittermeister v. Goltzheim, Kommandeur der Feld-Cassini-Abteilung 5



Hauptmann Walter v. Neichenau, Düsseldorf-Oberkassel



Oberleutnant Schoepfe, Düsseldorf, Infanterie-Regiment 72



vom Haag, Hauptmann bei der Militär-Generaldirektion der Eisenbahnen in Brüssel



Leutnant Hermann Lobbed, Düsseldorf



Oberleutnant v. Ref. Hugo Rich, Regiments- und Abschnittschef, Rechtsanwalt in M. Gladbach



Hauptmann Daudtob, Erfab.-Bat., Infanterie-Regiment 6



Hauptmann Heple, Landwehr-Infanterie-Regiment 65, Staatsanwaltschaftsrat in Düsseldorf



Polizeifergant Florack, Unteroffizier im 39. Reserve-Infanterie-Regiment



Oberleutnant Dr. Jell, Düsseldorf-Oberkassel



Hauptmann Otto Grell, Düsseldorf-Oberkassel



Offiziersbevollmächtigter Wilhelm Unger, Infanterie-Regiment 135, 4. Kompanie

spielte. Es war, als die Anfrage zu solchem Arbeitsfest kam und man auch mich aufforderte, selbstverständlich, daß ich mich nicht ausschloß; mein Schwiegervater, der fürchten mochte, daß ich als Großstädterin nicht sehr dafür eingenommen sein würde, sagte gleich:

„Du kannst natürlich auch abjagen, aber es würde nicht zu deinem und Christian's Vorteil sein; denn im Offiziershaushalt in der Stadt kann immer etwas für die Speisekammer vom Lande gebraucht werden — und man muß allen Leuten, deren Vermögen man einß erbt, nicht entgegen sein.“

Das wollte ich gewiß ganz und gar nicht, und ich gab mir redliche Mühe, meine Obliegenheiten gut zu erfüllen. Etwas legerische Gedanken hatte ich doch dabei: wieviel Tagelohn sparte Tante Verting im Laufe des Jahres mit den vielen „Arbeitsleuten“ durch die Hilfe der Nichten?

Aber das Testament! Denn „mindestens Tantiens Teil“ (Tante Verting war die Schwester meines Schwiegervaters) mußte doch an die Nichten und Nichten fallen!

Ehe wir fortzuziehen, führte mich Tante Verting vor eine wunderschöne Kammingarnitur im Biedermeierstil und sagte: „Da, Kindling, die schenke ich dir, sie paßt in jedes moderne Zimmer.“

Mein Verlobter kam dazu und dankte ebenso wie ich mit herzlichen Worten, dann sagte er:

„Wohler (der Diener) kann das wohl gleich ein bißchen einpacken, nur in einen Korb; wir nehmen den Korb in dem Wagen auf den Schoß, so passiert den schönen Sachen nichts.“

Tante Verting sah verständnislos von einem zum andern: „Mitnehmen — im Wagen, Kindlings, ihr seid wohl ein bißchen komisch! Nein, das schide ich euch in eure Wohnung, gut verpackt — mit Gelegenheit, wenn ihr verheiratet seid.“

Unsere Wohnung hatte wirklich einen Kamin: wir ließen eine breite Holzverkleidung mit Paneelebrett tundern umlegen — für Tante Vertings Biedermeiergarnitur, und vorläufig stellten wir dann andere Hochzeitsgeschenke darauf, denn die Garnitur ließ auf sich warten.

Zu unserer Hochzeit kam nur der Onkel, die Tante war durch allerlei Wirtschaftsjorgen aus Haus geflohen, und kein Hochzeitsgeschenk, zwölf dünne silberne Teelöffel, nahm ich für den täglichen Gebrauch.

Die Schwiegereltern lächelten, als sie die Löffel sahen:

„Ganz wie Jürgen, ganz wie Verting, so durchdacht, gerade wie sie selbst sind. Altem Brum alhold, wollen sie die jungen Leute zu beiderseits Lebensführung erziehen — und speichern doch schließlich ihre Ersparnisse nur für ihre Verwandten auf.“

Wir war's, als würde wieder der unsichtbare Thron vorgerückt, auf dem das alte Erbspaar Platz nahm, um selbstgefällig lächelnd die schulbige Berechnung der Verwandten entgegenzunehmen.

Von diesem unsichtbaren Thron aus regierten sie nicht nur ihr Haus, sondern sorgten auch dafür, daß ihr Ansehen in der übrigen Familie hochgehalten und ihre in beiderseitigem Wunschton ausgesprochenen Anweisungen, denen sich niemand entziehen konnte, ausgeführt wurden.

Sie sahen auch beide so heiter und sorglos und so selbstsicher und selbstzufrieden aus, daß man schließlich gern bei ihnen verweilte, obwohl es, wie man sich wohl im geheimen versicherte, „mörderisch langweilig“ war.

Als ihnen ein reicher Mann eine enorme Summe für das in höchster Kultur stehende Gut bot, beannen sie sich nicht lange und verkauften es, um sich in die nächste kleine Stadt zurückzuziehen, wo eine eben fertig gewordene große Villa zu vermieten stand. Wir hofften nun endlich — wir waren schon fast vier Jahre verheiratet — unsere Biedermeiergarnitur zu erhalten, und Lotting erinnerte scheidend an „ihre Ruhe“, aber Tante Verting erklärte: nein, sie müsse sich nun schon von Rühlendorf trennen, da möchte sie die bekannten Sachen zunächst noch mitnehmen, und sie würde sie gelegentlich senden.

Den tüchtigen Inspektor wollte der neue, noch junge Besitzer nicht behalten, die Kammiell hatte mittlerweile in zehn Jahre langem Dienst auf Rühlendorf auch nicht an Schönheit zugenommen, und beide sehnten sich nach einer eignen kleinen Landwirtschaft. Er kaufte sich ein Herz

und bat Onkel Jürgen um ein kleines Kapital, das er gern verzinsen würde. Aber der alte Herr lächelte nur: „Min leb Inspektor — loaten Se dat man noch en beten achter. Dat mit son egen Wirtschaft, dat bringt Sorgen, gahn Se man ruhig as verheirateten Inspektor — dat's beten! Se weiten jo, wenn wi mal starven, dann hebb'n wi Se ool bedacht.“

Er legte ihm väterlich wohlwollend dabei die Hand auf die Schulter, und Tante Verting sagte das gleiche, nur ins Weibliche überlegt, zu Kammiell.

Da taten sie beide ihr Erspartes zusammen und pachteten eine kleine Gastwirtschaft im Vertrauen auf ihre Tüchtigkeit, und der neugebadene Gastwirt pflegte im Laufe der Zeit zu seiner Frau zu sagen:

„Wenn's so weitergeht, dann schaffen wir's auch ohne Erbschaft, nett war's doch.“ Der Traum seiner jetzt schon überweisen Jahre war ja doch noch eine solche kleine Bädnerel mit drei Pferden und zehn Kühen.

So gingen die Jahre hin, die Nichten wurden zwar nicht mehr zu den Arbeitsfesten befohlen, aber als Tante und Onkel „Kopprig“ wurden, mußten sie „unerschuldig“ immer mehrere Monate dort sein, um mit ihnen Patience zu legen, die alte Köchin in der Wirtschaft zu unterstützen, vorzulesen, Geschäftsbriefe zu schreiben — und die wachsenden Launen des Baars zu tragen, das mit den Jahren an Bortrefflichkeit immer mehr zunahm.

„Wir danken's euch, na, ihr werdet ja sehen,“ das war das Wort, das den Dank für spätere Zeit aufsparte. Und dann — nach langen Leiden, in denen doch eine bezahlte Pflegerin eintreten mußte, starb Tante Verting.

In ihrem Testament war nur ihr „lieber Gemann Jürgen“ zu ihrem Erben ernannt — aber er war so großmütig, jedem Verwandten ein Andenken zu senden. Ich erhielt zwar nicht die schon lange fällige Kammingarnitur, aber eine Unmenge Blechböfen mit eingemachten Tomaten, weil Onkel kein Freund dieser Früchte war, und Lotte, die merkwürdigerweise nicht geheiratet hatte, bekam eine große Gemmenbrotsche.

Der unsichtbare Thron kam ins Wanken; Onkel Jürgen schien ihn allein nicht behaupten zu können, außerdem waren meine Schwiegereltern, die ihn beide immer aufrechtgehalten und gestützt hatten, auch heimggegangen.

Erfi die Nachricht von Onkel Jürgens Tod, der ganz plötzlich kam, ließ uns wieder an die „reiche Erbschaft“ denken. Helmut begann schon Vorschläge zur Anlage des Kapitals zu machen, Lotte wollte eine große Reise, möglichst nach Ägypten, von einem Teil der Erbschaft unternehmen, fern in Golstein hoffte ein alterndes Paar endlich auf die kleine Landwirtschaft.

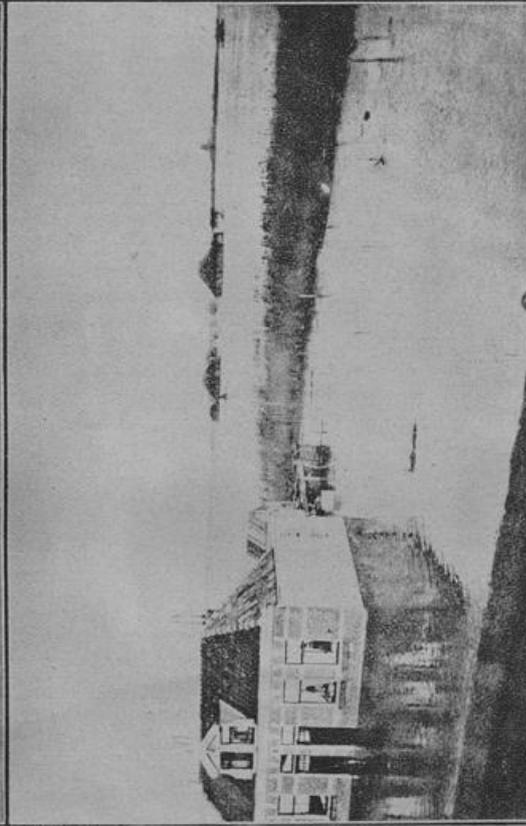
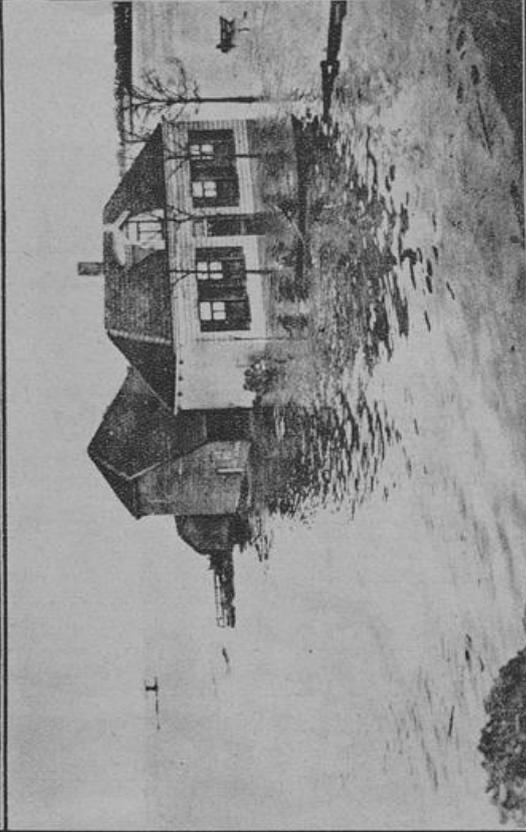
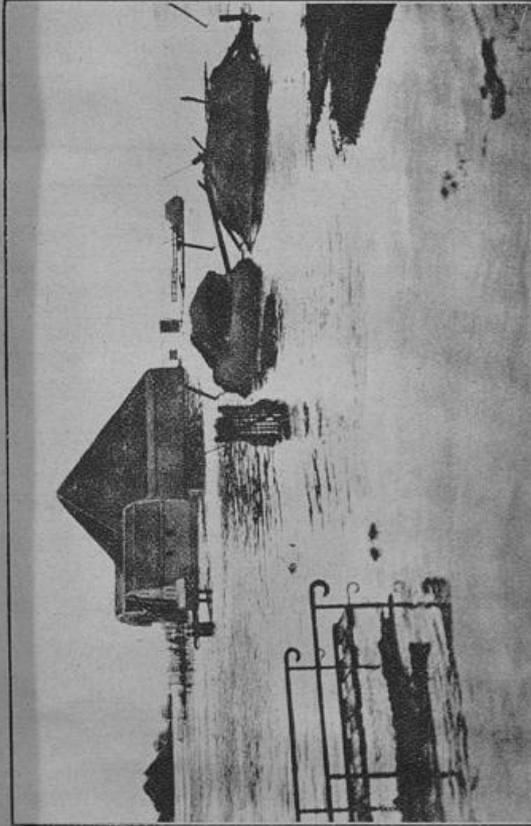
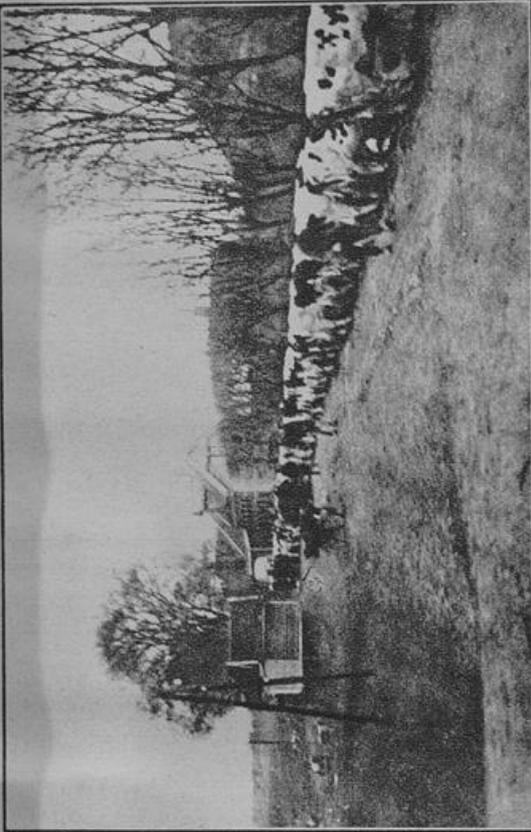
Und dann kam der Tag, an dem der unsichtbare Thron wirklich trachtend einstürzte:

Zwar hatte Lotte mit einem Fuhrunternehmer Rücksprache genommen, der „ihre“ Truhe endlich in ihre Obhut schaffen sollte; Walter kam, strahlend vor Freude, sich endlich ein schönes Reitpferd kaufen und sich zur Kavallerie versehen lassen zu können. — Niemand erbt etwas, Unersälerbe des Vermögens, über das laut gegenseitigen Testaments der überlebende Teil allein keine Bestimmung treffen konnte, war ein wildstrender junger Mann, der irgendwo „Bolontär“ war, ein „lieber Neffe“, wie Onkel Jürgen ihn bezeichnete, der Sohn einer „Kusine im zweiten Grade“.

Lotte sagte dem Fuhrunternehmer ab, denn ihr Leinzeug mußte dem Erben verbleiben, und meine Kammingarnitur habe ich natürlich auch nicht bekommen. Inspektor Mädig mußte Gastwirt bleiben und Walter Infanterist. Mit stolzer Selbstverständlichkeit nahm der „liebe Neffe“ von allem Besitz, und wenn wir zum „liebervollen Andenken“ ein Stück des Hausrats haben wollten, durften wir es zum Taxivert — kaufen.

Eins aber hatten mir die alten Leute hintertlassen: ich denke ihrer in wirklicher Bewunderung, wie sie es mit Leichtigkeit verstanden hatten, sich auf den unsichtbaren Familienthron zu schwingen, und welche dienbereiten, freundlichen Helfer und Helferinnen sie von diesem Thron aus beriefen und sich sicherten.

Sie waren also wirkliche Lebenskünstler gewesen.



### Bilder von der Hochwasserkatastrophe im nördlichen Holland.

Vereingde Koöperatieve.

Eine Sturmflut, wie man sie seit 1889 nicht mehr sah, hat in Holland ungeheure Überschwemmungen hervorgerufen. Das überflutete Gebiet gewährt, namentlich unmittelbar hinter dem Yi, einen trostlosen Anblick: Wasser, nichts als Wasser ringsumher. Tausende Stück Vieh sind in den Fluten umgekommen, Äcker erstickten verunmachtet, Landwirtschaft und Fischerei auf lange Zeit lahmgelegt. Der Schaden beläuft sich auf viele Millionen. Das Bild oben links zeigt das unter Wasser stehende Dorf Schellingwoude, wo der niederländische Nordsekanal mit dem Südersee sich vereinigt, rechts sieht man auf einem Deiche zusammengeriethene Kühe. Die beiden unteren Bilder stellen das unter Wasser stehende Dorf Duzerdum am Yi dar.



Zu den Ereignissen in Mesopotamien: Geschäftiges Leben und Treiben am Vormittag in der Hauptstraße von Bagdad.

Phot. A. Sennedé.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 7.

Düsseldorf, 12. Februar

1916.



Reparaturstätte für Kriegsfahrzeuge hinter der österreichischen Front.

# Leibjäger Kette.

Von Georg v. Seydemard.

**M**a, dann viel Glück!" rief mit mein Oberst nach.  
Ich drehe mich noch einmal um. „Danke gehorsamt, Herr Oberst!“ Draußen warten schon meine vier auf mich.

„'n Abend, Kameraden!“  
Zusammenklappen der Stiefeleisen.  
„'n Abend, Herr Leutnant!“  
Nun schnell noch eine Zigarette!  
„Na, Voss, wie steht's? Rauchen Sie auch?“  
Er lacht.

„Wenn ich was habe, jawohl — Herr Leutnant!“  
„Na, dann los — hier, nehmt euch jeder eine — zum Abgewöhnen.  
So! Nun hört noch mal her. Auftrag unserer Patrouille? Unteroffizier Klette!“

„Erstens feindliche Postierungen feststellen, zwei —“  
Ich unterbreche ihn.  
„Halt — und zweitens — Stopf?“  
„Zweitens, wenn möglich, Gefangene einbringen.“  
Famos, Sie wissen Bescheid!  
„Und unser Ziel — Sergeant Karras?“  
„Französischer Stützpunkt am weitesten links!“  
„Richtig! — Also los!“

Im Grunde des Hezentes entlang. Die meisten schlafen schon. Mitternacht ist vorüber. Nur in einzelnen Erdhütten noch Licht. Leicht träufelt sich der weiße Rauch vom frischen Holz zum dunklen Nachthimmel. Kein Mond, kein Stern — Wollen, Wollen. — Eine Nacht, so recht für uns.

Den breiten Kolonnenweg am Hange hinauf. Durch Hochwald und Schonungen. Keiner spricht ein Wort. Die weiße Grasnarbe verschluckt das Tapsen der Stiefel. Nur die vier Glühwürmchen der Zigaretten wandern. Bei den Unterständen der Reservekompanie treten wir in den Verbindungsgraben ein. Der weiße Kreideweg, den wir dem Feinde haben abtropfen müssen, gibt ungewisses Licht. Wo eine Lehre ist, eden und schnurren wir in der Dunkelheit jedesmal an. Jetzt sind wir im Schützengraben.

Alle zehn Schritt auf der Grabenkante der weiße Umriß eines Luggostens. Gewehr umgehängt. Feindwärts spähend.

„Na, ist was Besonderes los?“  
Der Landwehmann schüttelt den vollbartumrahmten Kopf.  
„Nein — alles in Ordnung.“  
Weiter.

Tapp! Tapp! Tapp! Tapp!  
Endlich auf fünfzig Schritt zur Rechten der schwarze Schatten des „Granatwäldchens“.

„Ha — a — a —!“

Ich schnüre meine Gamaschen los, die Leute legen Koppel und Patronentaschen ab. Dafür in jede Hosentasche drei Ladestreifen. Das Lederzeug knarrt zu sehr.

Letzte Ermahnung.

„Also noch einmal: im Gänsemarsch über die Stolperdrähte. Ich vorweg, dann Klette — Stopf — Voss —, zum Schluß Karras. Aufpassen, daß keiner hängen bleibt und fällt! Ohren feiß, Herrschaften!“

Aus dem Graben heraus und ins Gewirr des Hindernisses hinein. Drähte über Drähte, glatte und rachelige. Ganz niedrig über dem Boden gespannt, damit das Schussfeld nicht beeinträchtigt wird. Gebückt tappen wir vor. Ich muß dran denken: wenn jetzt eine Leuchtugel käme und wir müßten uns hinterversen — so mitten in die Stacheln hinein — brr!

Da — rrrt! surret hinter uns der Draht. Voss ist gestolpert. Kann sich der Kerl nicht zusammenreißen? Himmeldonnerwetter noch mal! Jetzt, wo alles drauf ankommt! Dreihundert Meter vor der französischen Stellung! Und der Wind steht feindwärts!

Wütend tappe ich weiter.

Endlich bin ich mit Klette durch. Noch zehn Schritt, dann lassen wir uns zu Boden sinken. Nun erst mal die andern rankommen lassen und lauschen! Denn hier am Walbrand zur Linken fühlen sich immer die französischen Patrouillen entlang.

Nichts zu hören. — Auch der Wald selbst scheint frei zu sein. In den Fichtenwipfeln stöhnt ab und zu der Wind. Im Unterholz regt sich kein Zweiglein.

„Ich sehe mich um. Wo bleiben bloß die andern? Sie sollten doch unmittelbar folgen!“

Wie ich mich noch einmal umbrehe, sind sie wie die Katzen schon auf fünf Schritt herangekrochen. Ich kann ein leises Schmunzeln nicht unterdrücken; na — Gott sei Dank! — es sind eben doch keine Kerls. Vorhin die Ungeschicklichkeit mit dem Draht — die hätte mir schließlich selbst passieren können. Also keinen Tadel!

Sergeant Karras kommt zu mir herangekrochen. Ich neige meinen Mund zu seinem Ohr.

„Als zweite Staffel auf zwanzig Schritt folgen. Immer am Walbrand entlang. Ziel: vordere Ecke.“

Er nickt heftig und wiederholt leise seinen Auftrag. Gut!  
Weiter! Ich mit Klette voran. Auf Händen und Knien. Feindwärts spähend. Halten. Dicht an den Boden gepreßt, den Horizont abspähen. Nichts! Dann Blid nach rückwärts. Von den dreien natürlich nichts zu sehen.

Freilich — auf zwanzig Schritt! Nur weiter hinten zeichnen sich die lichten Birken gegen den Nachthimmel ab. Da, wo unser Schützengraben läuft. Wunderlieb sieht's aus. — Weiter! Nach drei Minuten wieder halten.

„So — hier liegen bleiben — beobachten!“

Klette nickt. Halbrechts wächst schemenhaft eine Anzahl Strohhaufen aus dem Boden heraus. Die sind gefährlich. Gute Lauerverstecke für französische Patrouillen. Außerdem muß wieder mal der Wald abgehört werden.

Also: warten!

Vorn links fallen zwei, drei Schüsse. Aber weit weg — wenigstens 1500 Meter. Patrouillengeplänkel —

Daß nur keine Schierei losgeht heute nacht. Schlimm muß das sein — zwischen zwei Feuern liegen — und sich nicht rühren können. Sterben — wenn Gott will — ja! Aber um alles nicht durch eine deutsche Kugel. Nur das nicht!

Lauschen, lauschen! — Nichts.

Der Wald zur Linken erscheint nicht allzu gefährlich. Er ist mit Stacheldraht in wildem Gewirr durchzogen. Und das dicke Unterholz verrät mit seinem Knaden selbst den schleichenden Zuaven. Aber doch noch liegen bleiben! Wieder und wieder lauschen.

Ich sehe zu Klette hinüber. Großartiger Kerl, dieser Klette. Ganz prächtig! Auf den ist Verlaß. Er ist Ratsdiener oder so was Ähnliches. Wenn ich ein Fürst wäre, müßte er mein Leibjäger sein. Mein strammster, mein „zadigster“ Unteroffizier. Wie knapp er sich zusammenreißt, wenn ich mit ihm rede hinten im Hezentes. Ich, der Leutnant — er, der Unteroffizier.

Nur jetzt nicht. Jetzt ist er mein Kamerad. Wir lassen einander nicht. Ich für ihn — er für mich. Den Stoß, der mir in r gift, wird er auffangen. Und wenn er verwundet ist, werde ich ihn zurückschleppen.

Uns hat's gleichermaßen gepackt — das Patrouillensieber. Wir können's nicht mehr lassen.

Bei mir ist's ja nicht verwunderlich. Ich bin nicht verheiratet; ich bin nicht verlobt; höchstens ab und zu mal verliebt. (In mein schwarzes Pferdchen zum Beispiel.) Aber er hat Frau und Kind zu Hause. Und doch ist er nicht zurückzuhalten. Da muß ich aufpassen, daß er nach dem Kriege heil wieder zurückkommt, der gute Kerl. —

„Krrrt!“ klingt's plötzlich von rechts herüber. Von dorther, wo in einer Geländefalte das hohe Drahthindernis eingebaut ist. Von uns sind heute keine Patrouillen weiter vorn — also: Franzosen! Kette Bescherung! Kette hat's auch gehört.

„Feindliche Patrouille!“ flüstert er.

Ich nicke. Nun schnell Entschluß! Sonst schneiden die Ketten uns ab und wir sind gefangen. —

Zurückgehen? Nein! Also nur eine Lösung: wir gehen beide weiter vor und die drei bleiben zurück, um uns die Franzosen vom Leibe zu halten. Nun fix!

Wie ich mich umwende, kommt schon Kartas rangetrochen. Er hat's auch gehört. Gut, daß er da ist.

„Ihr drei bleibt zurück. Die Patrouille nicht in unsern Rücken lassen. Wenn Auftrag erledigt, möglichst wieder zu uns stoßen. Treffpunkt vorn die Waldspitze!“ Mit kurzem Kopfnicken will er fort.

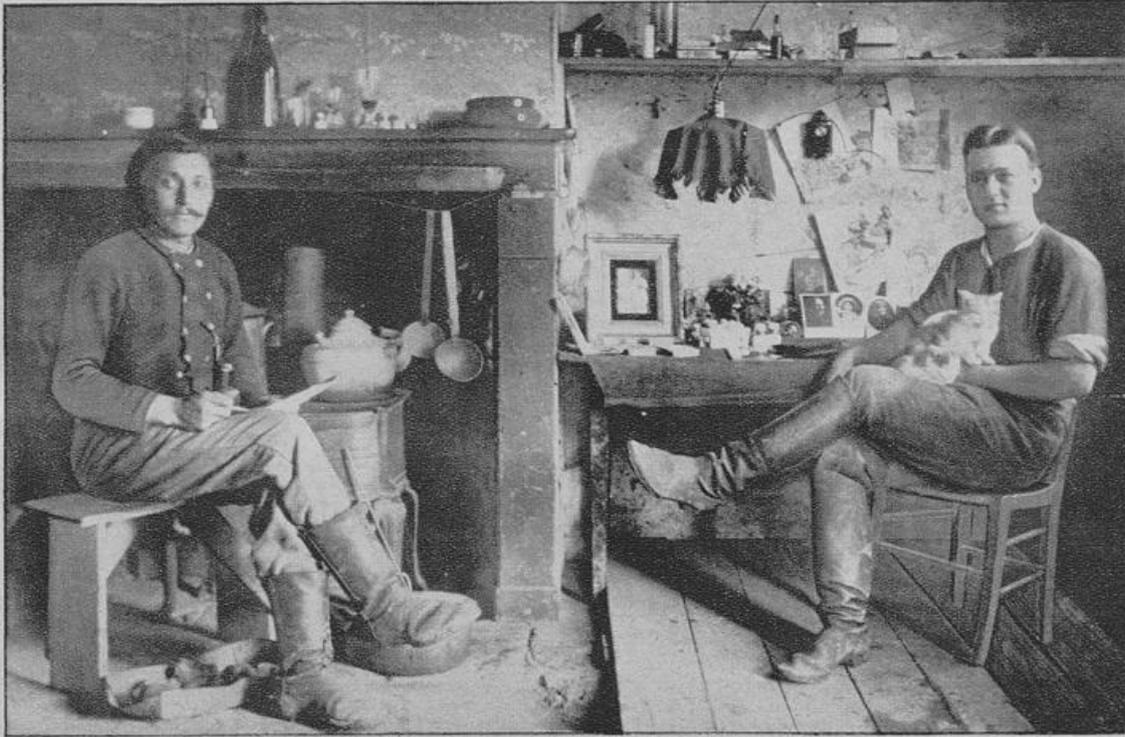
leere Büchsen und Wäschestücke umher. Die Gewehre sind noch da. Beweis, daß von uns noch niemand hier gewesen ist — denn Waffen sind begehrte Beute. — Weiter!

„Schischsch!“ faucht es plötzlich heran.

„Leuchtfugell!“ Im Nu liegen wir flach am Boden.

Eine Sekunde später überstrahlt gleißendes Licht das Gelände. Langsam sinkt die Feuerfugel erdwärts. Zehn Schritt vor uns kommt sie nieder. Sekunden noch leuchtet sie weiter. Sekunden, die Minuten scheinen. Dann wieder Nacht.

Wir liegen in atemloser Spannung. Jetzt gilt's! Wenn wir ertrudt sind, dann wird sofort ein wahnsinniges Infanteriefeuer zu uns herüberprasseln. Und ein paar Granaten und Schrapnells oben-drein. Minuten. — Nichts! — Da kommt uns die sieghafte Zuversicht wieder zurück. Die Ketten da drüben müssen wachstüchtig schlafen heute. Na, uns soll's recht sein. Und jetzt kommt auch noch Hilfe von oben.



Gemütliches Quartier zweier Feldgrauer in der Champagne.

„Verr! Erst Befehl wiederholen!“ Er tut's. „So — nun los!“ Ich kriech mit Kette weiter. Die Strohhäusen bleiben rechts liegen. Da — was ist das? Hinter dem einen — ein langgestreckter Schatten. Verflucht noch eins! Schon wieder eine Patrouille?

Angepanntes Stilleliegen. Nichts rührt sich.

Langsam, langsam schieben wir uns heran. Es sind schlimme Minuten. Jeden Augenblick kann uns aus einem Gewehr der Feuerstrahl entgegenschlagen, jeden Augenblick kann uns eine Handgranate zerreißen. Zehn Schritt noch. Nichts rührt sich. — Noch näher. Berufungsgeruch — es ist nur ein Toter — Gott sei Dank!

Unbeerdigt, obwohl er schon über einen Monat hier liegt. Ich kann's nicht verstehen, warum die Franzosen ihren gefallenen Helden keine Ruhestätte gönnen. Auch wenn die Leichen unmittelbar vor ihrer Stellung liegen, tun sie's nicht. Warum bededen sie die Toten nicht wenigstens mit ein paar Schaufeln Erde? Dagegen sind sie — denn die Tornister sind ausgeraubt. In wüstem Durcheinander liegen

„Tid! Tid! Tid! Tid!“ geht knisternd ein feiner Sprühregen nieder. Herrlich ist das, herrlich! Das eintönige Fallen der Tropfen verschlingt das leiseste Rascheln des Grases. Ist das fein! Und jetzt hüllen sich die schwarzen Ketten da drüben in ihren Burnus und hoden zusammenschauernd in ihren Unterständen.

Drum schnell weiter! Noch zehn Schritt zur Walbede. Fünf Minuten lauschen. Nichts!

Langsam schieben sich unsere Schatten bis zum vordersten Baume vor. Wieder minutenlanges Stilleliegen. Dann wachsen wir aus dem Boden heraus und strecken woflig die Glieder. Wie fein das ist, wieder mal stehen zu können. Der dunkle Waldhintergrund verschlingt unsere Schatten. Ich sehe auf das leuchtende Radiumzifferblatt meiner Uhr. 4 Uhr 15.

Also drei Stunden sind wir schon unterwegs! Und dreihundert Meter knapp haben wir geschafft. Bis zum Feind sind's nur noch hundert Schritt.

Nun bloß nicht leichtsinnig werden und drauf los in sicherer Zuversicht! Denn jeder Schritt weiter heran verdoppelt die Gefahr.

Eine Viertelstunde wohl sehen wir. Von der feindlichen Patrouille ist nichts mehr zu bemerken. Die drei dahinten werden ihre Sache schon machen. Wir müssen uns auf sie verlassen. Unsere Aufgabe verlangt alle Sinne. Denn darüber sind wir beide uns klar: der Auftrag wird ausgeführt.

Vor allem einen Gefangenen wollen wir mitbringen. Das Generalkommando möchte gern einen haben. Hoffentlich ist der vordere Graben nicht von einer ganzen Kompagnie, sondern nur mit Postierungen besetzt. Wenn das ist, dann muß es gelingen.

Zu fünfst freilich wär's leichter gewesen. Mit „Hurra!“ in den Graben hinein — stumme Arbeit mit Kolben und Seitengewehr — einen Kerl am Kragen: „Komm mit, Monsieur!“ — und dann leht, marsch! Zu zweit ist das Unternehmen schon schwieriger. Zwei gegen sieben — schlechtes Verhältnis — wenn die zwei eben nicht Deutsche wären. Ich mit der Pistole — Klette mit dem Kolben — die Wachtposten halb im Schlaf — die andern im Unterstand — warum soll das nichtgehen? Ich spreche mit Klette. „Ich komme mit,“ sagt er. Also los! Behutsam gleiten unsere Schatten wieder zu Boden. Weiter! Nach zehn Schritt schon neues Verhalten. Versixt noch mal — das ist ja eine unangenehme Überraschung: bis zur feindlichen Stellung

Stoppelfeld. Bei jedem Schritt knistert und knastert es. Und dazu hat auch noch der Regen aufgehört!

Klette legt die Hand ans Ohr — es gibt etwas! Ich halte den Atem an und lausche. Wahrhaftig — ganz deutlich klingt es herüber: ein harter, mühsam unterdrückter Husten. Wir liegen fünf Minuten, zehn Minuten, eine halbe Stunde. Einmal sind sogar Stimmen zu unterscheiden. Immer und immer wieder aber klingt der unbarbarische Husten herüber. Von dort her, wo die drei niedrigen Birken sich vom Nachthimmel abzeichnen.

Weiter! Es ist schlimm, daß die Stoppeln so knistern. So laut! Und das Herz schlägt dumpf an die Rippen. Poch! Poch! Poch! So laut! Und die Ärmel reiben beim Vortreiben knirschend am Rode, so laut, so laut! Das Ohr trinkt gierig die kleinsten Geräusche. Es verzehnfacht sie, es verhundertfacht sie. —

Da — Gott sei Dank! Das Stoppelfeld hört auf. Zwanzig Schritt noch bis zum Graben. Ich lege meine Hand auf Klettes Arm. „Warten! Lauschen!“



Englische Stahlgranate, nicht explodiert, bei der Beschießung von Middellerte-Westende. Kaliber 38,5 cm, Länge 138 cm, Gewicht 14 Zentner.

Phot. K. Rosenheim.

Stimmen — Husten — und immer wieder Husten. — Schade, daß der Kerl so erkaltet ist. Denn durch sein ewiges Husten hält er die andern wach. Ja, wenn das nicht wäre — sie nehmen's sonst nicht übermäßig genau mit der Wachsamkeit.

Kann aber nichts helfen — vor müssen wir. Dafür haben wir einen andern Vorteil. Denn gerade an dieser Stelle ist im Drahthindernis eine große, breite Lücke. Wir können hier gut herankommen an die Stellung.

Daß sie meinet halben munter sein — wenn wir mit „Hurra“ hinein bringen in den Graben —

In meiner Pistole sind acht Schuß — Klette geht nicht das erstemal mit dem Bajonett um — die Überraschung muß gelingen!

Also los!

Genau wie die Schlangen rutschen wir auf dem Bauch immer weiter vor.

Zehn Schritt, fünfzehn Schritt, zwanzig Schritt. Jetzt sind wir am Ende des Birken-

büsches. Acht Schritt weiter drin läuft der feindliche Graben.

Vor uns die fünf toten Franzosen, die man von unserer Stellung aus sehen kann. Durch die müssen wir mitten durch. Der Verwesungsgeruch kommt uns überhaupt nicht zum Bewußtsein — wir haben nur einen einzigen Gedanken — nur ein Ziel: die sieben Kerls da zu überrennen!

Vorsichtig kriechen wir zwischen den Leichen durch. Verstreute Ausrüstungsstücke — Wäsche — Gewehre. — Dazwischen ein großer dunkler Fleck — geronnenes Blut. —

Der eine Tote sperrt meinen Weg. Behutsam, um ihn nicht zu berühren, kriech ich darüber weg. Nun liege ich an dem Birkenbusch, aus dem die drei schlanken Bäumchen aufsteigen. An deren Fuß läuft der Graben. Und da steht die französische Postierung.

Nun noch einen Augenblick Atem schöpfen — dann drauf! Wo bleibt nur Klette? Ich wende langsam den Kopf. Ganz vorsichtig, damit der Hals nicht am Rodtragen schürtt.

Klette liegt noch zwischen den Leichen. Was gibt's denn da noch? Undeutlich sehe ich, wie er unter dem einen Toten ein Gewehr vorzieht. Ein Knirschen — leise nur — und doch so laut, wenn man vier Schritt vom Feind liegt!

Ist der Kerl denn verrückt geworden! Das ist ja mehr als Tollfährheit — das ist ja Wahnsinn! Ich kann doch nicht hin und ihn holen! Das macht die Sache ja noch schlimmer.

Himmel, ist das entsetzlich, wenn sie einem das Gewehr einen Knappen Meter vorm Gesicht abschießen. Hätte ich nicht meinen Kopf gerade zu Klette gewandt, dann hätte mir das Feuer wohl die Augen ausgefengt. Die Ohren bröhnen immer noch. Was soll nun werden? Einer gegen sieben? Das wäre tollkühn. Vor allem, wo sie jetzt auf der Lauer liegen, einen Schritt nur von mir. Schlimm!

Wer weiß, ob ich in einer Minute noch lebe.

Wenn ich's jetzt dumm anfangen, dann ist's aus. Denn auf zwei Schritt mit sieben Gewehren nicht treffen — das ist bald ein Kunststück.

Knad! Knad! klingt's vor mir — sie haben ihre Gewehre repetieren lassen — frische Patronen im Lauf. Was tun? Die Gefahr, die mich droht, macht mich ganz, ganz ruhig. Entschluß: liegen bleiben, bis sie nicht mehr so aufpassen — dann hui zurück.



Unsere Blaujaden auf der Wacht an der flandrischen Küste: Vorbereitung der Matrosen zur Beschießung eines gemeldeten englischen Wasserflugzeugs.

Phot. Eito-film.

Endlich kommt er heran. Ich drohe ihm mit zornigem Gesicht. Dann entsichere ich die Pistole und nehme sie am hölzernen Handgriff zwischen die Zähne, um die Hände frei zu haben.

Noch eine Minute lauschen. Wieder Husten. — Jetzt ganz nah, drei Schritt vor uns. Nun los!

Langsam schiebe ich mich vor. Jetzt liege ich am Fuße des Erdaufwurfs, der die Schützengrabenböschung bildet. Klette hinter mir.

Ganz behutsam nehme ich die Pistole in die rechte Hand, ganz langsam.

Mit kurzem Kopfnicken gebe ich Klette das Zeichen: drauf!

Da — ein furchtbarer Donnerschlag — Rauch — Feuer — heißen Qualm in Nase und Mund — und vor den Augen purpurnes Blut, in dem tausend Feuerfunken wahnwitzig schnell kreisen.

Undeutlich kommt mir noch zum Bewußtsein, daß Klette aufspringt und zurüdennt. Mein Kopf ist auf die Erde gesunken. Das taufrische Gras macht mich wieder munter.

Ich liege wie tot. Ein paar undeutliche Schatten über der Grabenkrone. Hier, dort. —

Und da saugen meine Ohren die Flüsterworte ein:

„Oui, oui — il y a encore un!“ („Ja, ja — einer ist noch da!“) Entbedt!

Nun aber fort, ehe es zu spät ist! Gerad hör ich noch, wie ein Kerl im Graben vorsichtig nach links schleicht. Will er mich nun abschneiden oder will er mich von seitwärts abschießen — jedenfalls, es geht gegen mich.

Nun kaltes Blut! Hauptsache: nicht genau rückwärts springen, sondern schräg. Dann ist das Treffen schwer, noch dazu in der Morgendämmerung.

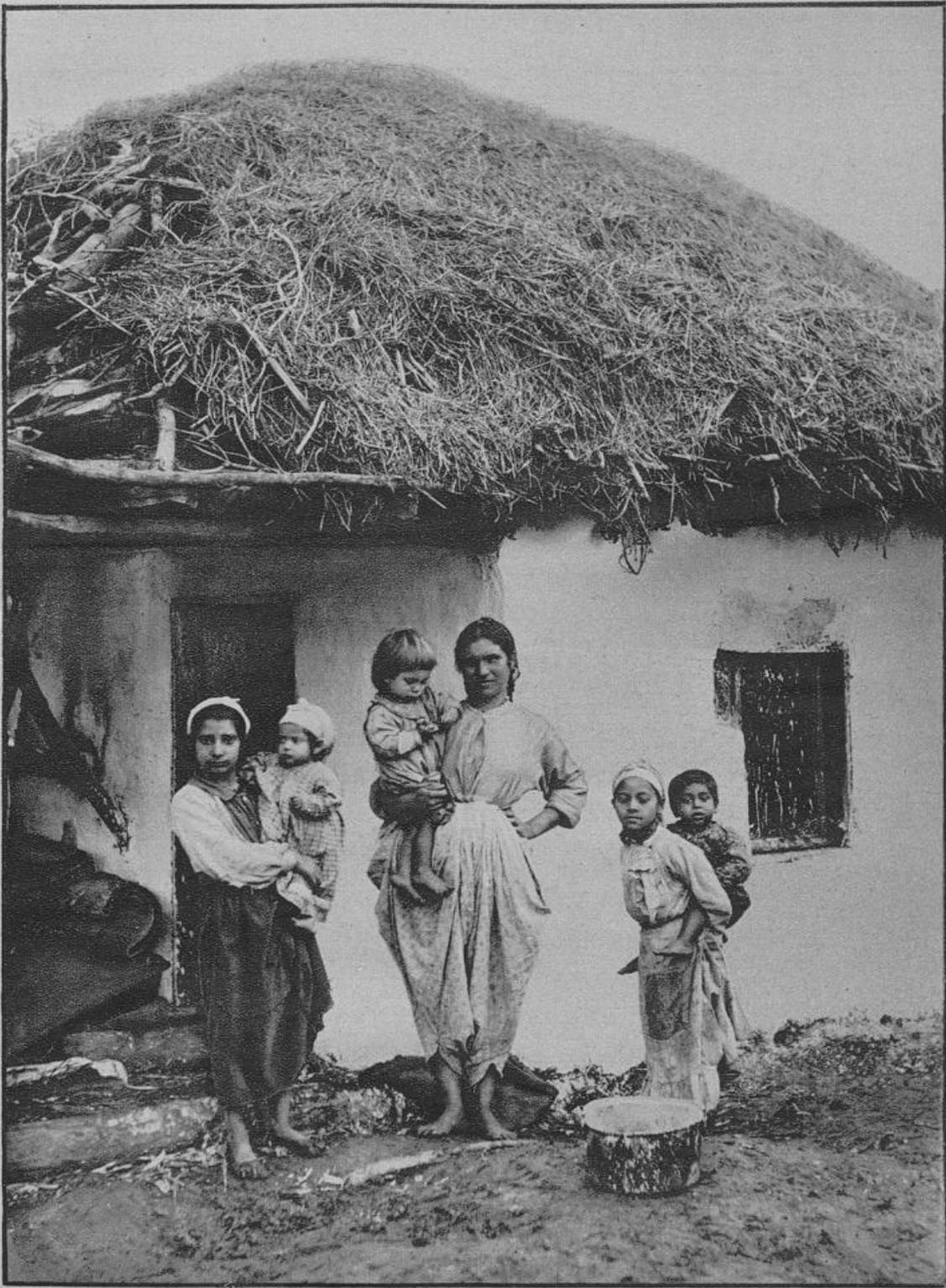
Langsam, langsam das rechte Bein heranziehen — Pistole vorsichtig in die linke Hand. — Rechte Hand zum schnellen Abdrücken auf den Boden gestemmt. — Aber nicht einen Zentimeter größer werden dabei. — Alle Muskeln angespannt — und hui — schnelle ich mi-



Verwundete vom galizischen Kriegsschauplatz vor dem Abtransport auf Donaufähren.  
 Phot. H. Grimpe.



Bei der Einnahme von Mitrowiwa erbeutete serbische Geschütze; im Hintergrund Abtransport von Gefangenen.



Frauen und Kinder eines Zigeunerdorfs bei Nisch vor ihrer Hütte.

heftigem Sprung halblinks herum — und saufe in meterlangen Sähen waldbwärts. Da prasselt's auch schon hinter mir her. Tada! tada! tada! tada! tada!

Ich spüre einen leichten Stoß gegen das rechte Knie — die Beine knien zusammen. —

Aber nur nicht liegen bleiben! — Nur nicht gefangen werden! — Weiter! weiter! Knochen scheint nicht verletzt zu sein, denn ich kann noch gut laufen.

Da der Wald! Noch fünf Schritt — und hui stürze ich mit vorgehaltenen Armen in das kleine Birkengebüsch hinein.

Das Schießen hört auf.

Wie ich mein Bein abfühle, finde ich kein Blut. Nur der Reitbesatz am rechten Bein hat eine Schramme.

Also ist's — Gott sei Dank! — nur ein Streifschuß gewesen. Das mit dem rinnenenden Blut war nur ein Streich meiner erregten Sinne. Und da hab ich wieder glücklich gelacht.

Am Waldbrand entlang gehe ich wieder zurück. Da erhebt sich etwas vom Boden.

Kette! Ich drohe ihm halb im Scherz.

„Warte nur, mein Junge! So ein Unsinn — an den Gewehren rumzumurfen! — Wo ist nun unser Gefangener?“

Er macht ein unglückliches Gesicht und humpelt neben mir her. Oberschenkelschuß. Eine Fleischwunde nur, glücklicherweise.

Was hätte er anders machen sollen, als zurückspringen? Rüben konnte er mir nichts mehr — da er einmal angeflist war. Wäre nur noch steif geworden und mir beim Zurückgehen eine verhängnisvolle Last gewesen. Unwillkürlich hatte er das richtige getroffen.

Sein Hofenbein färbt sich mehr und mehr rot.

„Schmerzen?“ Er versucht zu lächeln.

„Rein, gar nicht, Herr Leutnant. Nur daß ich zurückgemußt habe, und daß wir nun keinen erwischt haben. Ich bin doch —“  
Ich unterbreche ihn.

„Aus! Jetzt werden keine Reden gehalten — jetzt geht's erst mal zurück zum Verbinden. Kommen Sie, ich nehme Sie hudepad!“

Er sträubt sich.

„Nein, nein, Herr Leutnant, bitte nicht — ich kann ja noch —“

„Na gut! Dann aber wenigstens Ihren Arm um meinen Hals!“

„Ach, Herr Leutnant, so schlimm —“

„Unsinn — Befehl!“

Er tut's. Ich fasse ihn unter und humpel mit ihm zurück.

Nach kaum zehn Schritten treten aus dem Walde drei Leute heraus: unsere zweite Staffel. Nachdem die französische Patrouille weg war, hatten sie nachfolgen wollen.

Da ging die Knallerei los, und sie hatten erwartet. Ja — und nun waren wir ja wieder zurückgekommen.

Stoß faßt nun Kette von der andern Seite mit an. Mühsam klettern wir wieder über die Stolperdrähte zurück und nehmen die Richtung nach dem Hezenteffel. Eins bedrückt ihn — ich merke es ihm schon lange an. „Herr Leutnant?“

„Hm?“

„Herr Leutnant, das mit dem Gewehr — es war nämlich so neu — und da wollte ich auf unserm Rückweg —“

„Na ja, schon gut! — Nun wollen wir mal vor allem sehen, daß Sie bald wieder gesund werden. — Sie kommen in die Heimat — und in vier Wochen sind Sie wieder draußen. Passen Sie mal auf!“

Wie wir im Hezenteffel ankommen, ist's inzwischen taghell geworden. Es war also höchste Zeit gewesen, daß mich der vorlaute Franzose mit seinem „Il y a encore un“ in die Flucht getrieben hatte. Ich bin ihm sehr dankbar dafür.

Es wurde so, wie ich gesagt hatte. Heute ist Kette wieder draußen, und das Eisene Kreuz zweiter und erster Klasse schmückt die Brust meines lieben, tapferen „Leibjägers“.



Der im Bingerloch aufgelaufene Schleppfahn „Gottvertrauen“.

Der Schleppfahn kam im Anhang des Schleppers „de Gruyter Nr. 4“ den Rhein talwärts, stieß bei Rüdesheim gegen das Ufer und legte sich dann, sich löhrend, auf die Koggerfelsen des Bingerloches. Das rechtsrheinische Fahrwasser des Bingerloches wurde durch den 90 m langen Schleppfahn gesperrt. Phot. Fritz Becker.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 8.

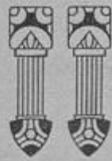
Düsseldorf, 19. Februar

1916.



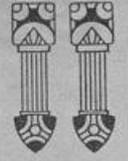
Essenträger, die täglich das Essen von der Feldküche holen, auf dem Wege zum Schützengraben.

Müller Photoverlag.



# Das Jugendbild.

Von Friedrich Wagner.



**I**n gleichmäßiger Eile rattert der schweizerische Lazarettzug über die spiegelblanken Schienen, die sich in oft fähnen Windungen durch die Schweizer Berge hindurch schlängeln.

An den Fenstern der langen Wagen stehen graue Gestalten, die nicht ans Lager gefesselt sind, und schauen staunend auf die vorüberfliehende Alpenwelt. Schauen mit lauschenden Ohren auf die erhabene Pracht schweizerischer Berge oder in den Abgrund schwindelnd tief liegender, grün herausstichtender Täler, aus deren winzigen Häusern helle Tücher grüßend winken. Oder sie bewundern die stüchtenden Wasser, die, in ein allzu enges Bett gedrängt, stürmisch, gurgelnd, brausend, wütend Schaum aufpeitschend gewaltsam vorwärts drängen.

An dem letzten Fenster des mittleren Wagens stehen zwei Verwundete: ein Einarmiger, der mit dem ihm verbliebenen Arm den andern Kameraden eingehängt hat, spricht mit ihm in einer auffallend warmen Tonart.

Der andere aber trägt den Kopf in einer eigentümlich steifen Haltung. Mit beiden Händen hält er sich krampfhaft an Geländer fest, und wenn er spricht, tut er es fast mechanisch, ohne begleitende Gebärden, ohne Wenden, Nicken oder Bewegen des Kopfes.

Und das Gesicht, das dem Lichte voll entgegenschaut, beugt sich nicht, wenn die blendenden Strahlen goldgleißender Sonne es berühren, und wendet sich nicht schmerzhaft ab vor dem grellen Weiß schweizer Berge: Das Gesicht war tot, die Augenhöhlen leer und dunkel —

Nun fliegen ein paar Worte durch den Wagen:

„In einer Stunde sind wir in Deutschland! In Heimatland!“

Wie eine seelische Erschütterung zuckt es durch den ganzen Zug. Die schwermäßig-ernste Ruhe schwindet, ein freudig erregtes Durcheinanderwimmeln beginnt; das Klattern der eisernen Räder wird zum Gesang, und die Herzen der Heimkehrenden beben in glückender Erwartung.

Der Blinde am Fenster tastet mit der Hand nach dem Kameraden. Ausdruckslos liegt sein Gesicht in der warmen Sonne.

„Siehst du schon was von der Heimat, Hans?“

„Noch nicht, Paul; wir sind noch nicht aus den Bergen heraus!“

Die Hand auf seinem Arm zittert leise.

„Sag's mir, wenn sie in der Ferne winkt!“

„Ja, Kamerad!“

Der Zug rattert weiter. Und als ob ihn die Ungeduld der Heimkehrenden vorwärts trieb, rast er schnell und schneller talwärts.

„Hans!“

Der Einarmige fährt aus seiner Versunkenheit. „Was denn, Paul?“ Wie man ein krankes junges Menschenkind anredet, so mild klang es.

„Das Telegramm — an meine Frau — es ist doch richtig besorgt?“

Die Frage zitterte bange zu dem Einarmigen. Und die Lippen, die fragten, standen weit offen, als sollte damit der fragende Blick der Augen ersetzt sein.

„Kannst ganz ruhig sein, Paul. Der Sanitäter hat's in der ersten Schweizer Station ausgegeben.“

„Dann ist sie da! Dann ist sie da!“

Der blinde Krieger jubelte wie ein fröhliches Kind. Die Worte klangen wie Gesang aus stiller Verborgenheit.

„Und den Jungen hat sie auch mit! Bohn Monat muß er jetzt schon alt sein!“ —

„Sicher hat sie den mit, Paul!“

„Wie er ausschauen wird?“ Ganz hoch sprach er die Worte aus. Wie in Verzückung.

Der Einarmige erschraf. Der Kamerad denkt in seiner Freude gar nicht daran — — —

Aber da kam's schon hinterher gekrochen, das Gefürchtete. Wie ein Stich mit dreikantigem Stahl bohrte es sich in das Herz des mitfühlenden Einarmigen.

„Hans! — Ich — kann ja — den Jungen — nicht sehen!“ —

Langsam, leise, wimmernd kam der Stich an. Aber er schmerzte desto mehr.

Der Einarmige suchte nach Worten. „Ich sog' dir schon, viel er aussieht, Kamerad Paul!“

Und er faßte den Blinden fester und zog ihn dabei zu sich heran. Er will trösten — und weiß nicht wie.

Der Zug ratterte gleichmäßig weiter.

Aber auf des Blinden Herz liegt noch ein anderer Stein. In einer fast nur geahnten Frage kam er zum Vorschein:

„Hans! — Sehen meine Augenhöhlen — eigentlich schreckhaft — aus?“ —

Der Einarmige fühlt wieder das heftige Zittern der Hand auf seinen Arm.

„Nein, Paul! Wirklich nicht! Für einen gereiften Menschen hat dies nichts Schreckhaftes. Und für alle daheim kann es doch nur eine Mahnung sein. Eine Mahnung, daß sie dir, uns, Dank schulden.“

„Meine Frau ist noch so jung, Hans! Vierundzwanzig! Und sie ahnt noch nichts davon!“ —

„Sie wird sich sicher nicht entsetzen.“

Der Blinde schwieg wieder. Und der Einarmige sah sinnend auf das vorbeiflutende Land. Ob er das richtig gemacht hatte, daß er der Frau Pauls Verwundung im Brief aus der Gefangenschaft geschrieben?

Er dachte an jene Stunde zurück: Der Kamerad diktierte ihm den Brief. Und überlegte sich lange, lange, ob er es seiner Frau mitteilen sollte, das Schreckliche. Und er unterließ es. Es war wohl Furcht, die junge Frau könnte sich innerlich von ihm abgeschreckt fühlen.

Aber er, der Einarmige, der dem Freunde helfen wollte, schrieb es doch darunter, auf seine Faust. Einem inneren Drang folgend. Nun kann die Frau sich damit abfinden. Und das Wiedersehen wird ungetrübt sein — — —

Der Zug fuhr scharf auf Konstanz zu — — —

\* \* \*

Es ist ein schönes Dörfchen im Naderer Lande. Still liegt es zwischen den sanften Höhenrücken, die es grün umsäumen. Und die Leute in ihm sind durch den Krieg noch stiller geworden. Noch friedlicher, als sie sonst sind. Dem es sind meistens nur alte oder ganz junge Bewohner im Dorfe. Und das bischen Lärm, das aus dem Dörfchen aufsteigt, kommt von der kriegsführenden Jugend, die unblutige Schlachten schlagen.

An einem Ende steht ein bescheidenes Häuschen, etwas abseits von den andern. Aber in derselben Bauart. Dasselbe hohe Giebeldach aus roten Ziegelscheiben. Vor dem Eingang stehen zwei dichtbelaubte Lindenbäume, um die ringsherum eine Holzbank gezimmert ist. Zwischen den Stämmen lugen kleine Fenster hervor, hinter denen schneeweiße Gardinen ins Freie starren. Wie helle Kristalle glänzen sie aus dem dunklen Schatten der Bäume hervor. Um das Häuschen herum schlängelt sich ein Garten, aus dem neben allerlei eßbaren Gemüsen schöne rote Rosen und gelbe Sonnenblumen über den Zaun glänzen.

Aber der Tür hängt ein helles Schild mit großen, schwarzen Buchstaben: „Paul — Bönan, Bäckerei.“



Ein Kunstwerk aus Schnee in Engelberg (Schweiz).

Phot.  
Zürich, Zürich.

Ein junges Weib sitzt vor der Tür. Und während sie mit den Füßen die vor ihr stehende Wiege schaukelt, sädeln ihre Hände grüne Bohnen ab, die in ihrer Schürze liegen. Die Sonne liegt golden über dem Dorfe.

Und einige Strahlen finden ihren Weg durch das Laub der Lindenbäume und lassen die blonden Haare der Frau wie Seidenfäden glänzen, während ein leichter, wohlthuender Wind neckisch mit ihren Locken spielt, die das feische Gesicht umrahmen.

Halbrechts drüben, über der Straße, steht das Haus mit dem Abzeichen der Reichspost. Ein blauer Briefkasten vor ihm leuchtet weit ins Dorf hinunter. Von dort löst sich eine Gestalt und kommt schräg über die weiße, ungepflasterte Straße. Die Tritte klingen hart auf bei der Stille.

Vom Küchenherd löst sich eine alte, gebeugte Gestalt. Der trillernd Ruf wühlt in dem runzeligen Gesicht.

„Paul kommt heute in Konstanz an!“ Die rosigten Lippen schrien es förmlich.

Die alte Mutter aber schüttelt den Kopf mit den grauen Haarsträhnen.

„Märkle! Der ists doch in Frankreich a'fange!“

Alte Leute sind den Stürmen der Jugend gegenüber eben pessimistisch.

„Aber er kommt doch mit den ausgetauschten Bertwundeten!“ Und die junge Frau läßt das Telegramm in die erhobenen Hände flattern.

Nun wurde auch die alte Frau gläubig.



Das Sanitätspersonal der holländischen Ambulanz im Lazarett zu Gleiwitz i. Schl.

Phot. Berl. Ill.-Gef.

Holländische Ambulanzen wurden von Dr. O. Lang, Chirurgen an der Amsterdamer Universität, organisiert und nach Deutschland und Ungarn gesandt.

Die Frau unter den Lindenbäumen hebt das Gesicht von ihrer Arbeit hoch und sieht die Gestalt und fühlt, daß der Gang über die Straße ihr gilt.

„Guten Morgen, Frau Schönau! Ein Telegramm!“

Die junge Frau macht große Augen, und die Röte im Gesicht wird breiter und dunkler. Das kleine Küchenmesser war den Händen entfallen. Und nun neckten die zitternden Finger das gelbliche Papier auseinander.

„Mit dem heutigen Schweizer Lazarettzug kommt auch Euer Paul.“

Ein Blick durchzuckt die sitzende Frauengestalt. Und in dem jungen Weib wallt plötzlich eine heiße Freude empor. Ein rascher Blick trifft das schlafende Kind in der Wiege, und mit einem Jubelschrei huscht sie in das Haus. „Mutter!“

„In aner Stund' geht der Zug nach d' Stadt.“

„Da kann ich's noch schaffen, Mutter!“

Sie war im Nu fix und fertig. Als sie mit der schwarzen Ledertasche aus dem Haus trat, sah die alte Mutter unter den blühenden Lindenbäumen bei dem Kinde. Der jungen Frau aber hemmt ein Gedanke den eilenden Fuß. „Mutter! Den Du'm?“

„Das Kind laß daheim, Barbara!“ Und leise, wie eine scheue Erinnerung: „Du mußt ja Paul führen.“

Da gab es Barbara Schönau einen Riß. In ihrer Wiedersehensfreude hatte sie gar nicht daran gedacht. Das Bild ihres Mannes stand plötzlich vor ihr, so wie er jetzt aussehen muß: mit den schrecklich leeren Höhlen unter der Stirn!

Aber wie ihr Blick auf die alte Mutter ihres Mannes fällt, über deren Lippen noch keine Klage kam, seit sie den Brief des

Kameraden aus der Gefangenschaft kennt, verschwand das Bild wieder, und an seiner Stelle stand ihr Mann, wie er in kindlicher Hilfsbedürftigkeit die Arme nach ihr ausstreckt.

Plötzlich logen die Hände der beiden Frauen ineinander und zitterten leise, während an den schwarzen Wimpern der jungen helle Kristalle hingen.

Eine Weile standen beide in ergriffenem Schweigen.

Da mahnte die alte Mutter zur Fassung.

„Und laß ihm nichts merke, wenn du erschrickst, wenn du ihn siehst! Blinde fühlen, was sie nicht sehen!“

„Ich erschrick nit, Mutter. Ganz bestimmt nit.“

Rasche Füße eilen mit schnellen Schritten die lange Straße hinunter nach dem kleinen Stationsgebäude, in das eben der Personenzug nach Konstanz einfährt.

\* \* \*

Auf dem Bahnhofe in Konstanz herrscht ein bewegtes, buntes Treiben. Vertreter hoher Behörden, Geistliche, Schriftsteller, Offiziere in Grau und dunkelblau, hell und dunkel gekleidete Frauen und Männer, Angehörige der Erwarteten, alles flutet durcheinander in erster Stimmung und blickt freudig erregt, erwartungsvoll nach Westen, wo der Lazarettzug mit den sehnsüchtig Herbeigewünschten jeden Augenblick auftauchen muß.

Da geht ein Mann durch die dichtgedrängte Menge.

„Er kommt!“ Jemand hatte es gerufen. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckt die Erregung die Harrenden. Wie eine Woge heben sich die Reihen der Wartenden hoch.

Die Musikkapelle hebt die Instrumente bereit. Schon zittern die blanken Eisenbahnschienen und knirschen unter der Last des näherkommenden Zuges.

Wie ein ferner Sturmwind rauscht es näher. Da — ein Zeichen des Dirigenten — schmetternd setzt die Musik ein — die Nationalhymne schallt durch die ruhigen Hallen, und unter dem jubelnden Gruß fährt der Zug in den Bahnhof.

In die Musik mischt sich das Knirschen der Bremsen — die lange Reihe von Wagen mit dem leuchtenden roten Kreuz gleitet langsamer — der Zug hält still.

Und die Menge steht und lauscht und vergißt das Atmen. Bis der Alp sich löst.

Die Türen der Wagen öffnen sich. Und die ersten Grauen verlassen feierlich die Wagen.

Da — wieder einem Sturmwind gleich rauscht ihnen die aus tausend Herzen kommende Begrüßung entgegen. Blumensträuße und Eichenlaub fliegen ihnen zu, Hände werden gedrückt in heißer, seliger Empfindung, glühende Lippen finden sich.

Und weiße Tücher heben sich zu brennenden Augen empor.

Vor dem mittleren Wagen stehen zwei Heimgekehrte. Vorsichtig hält der Einarmige den Geblendeten und blickt ängstlich um sich.

Wenn die Frau des Kameraden sich doch erst zeigen wollte!

Es ist ein Augenblick qualvoller Spannung. Wenn sie nicht gekommen wäre!

Was dann?

Der Blinde aber steht steif da, wo er ausgestiegen, und wagt sich nicht zu rühren. Fest hält er die Hand des Kameraden umklammert. Unbeholfen wie ein Kind.

Da geht plötzlich ein leises Zucken durch seine Gestalt. Er beginnt zu zittern, will einen Schritt vorwärts tun, bleibt hilflos stehen. Er hörte ganz deutlich seinen Namen rufen.

Er hatte sich doch nicht getäuscht?

„Paul!“

Wie fernes Läuten kam es auf ihn zu.

„Paul!“

Nun war es ein einziger Jubelschrei aus aller nächster Nähe.

Und — da fühlt sich der Blinde umarmt und gelüßt.

„Paul!“ erklang es zum dritten Mal, ganz nahe an seinem Ohr. Leise und warm.

„Barbara!“

Die beiden Hände des Kriegers tasten nach dem jungen Weibe.

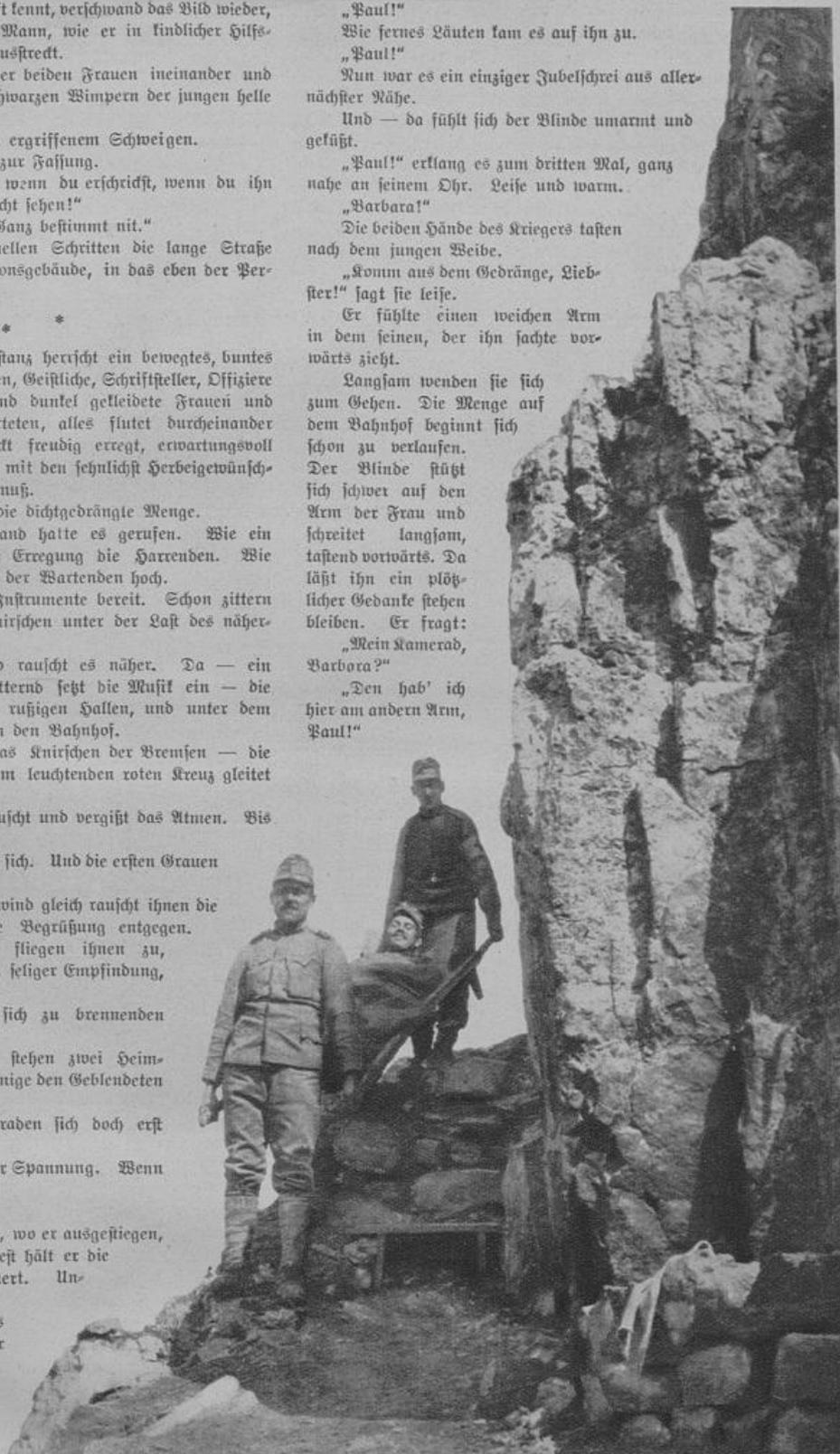
„Komm aus dem Gedränge, Liebestier!“ jagt sie leise.

Er fühlte einen weichen Arm in dem seinen, der ihn sachte vorwärts zieht.

Langsam wenden sie sich zum Gehen. Die Menge auf dem Bahnhof beginnt sich schon zu verlaufen. Der Blinde stützt sich schwer auf den Arm der Frau und schreitet langsam, tastend vorwärts. Da läßt ihn ein plötzlicher Gedanke stehen bleiben. Er fragt:

„Mein Kamerad, Barbara?“

„Den hab' ich hier am andern Arm, Paul!“



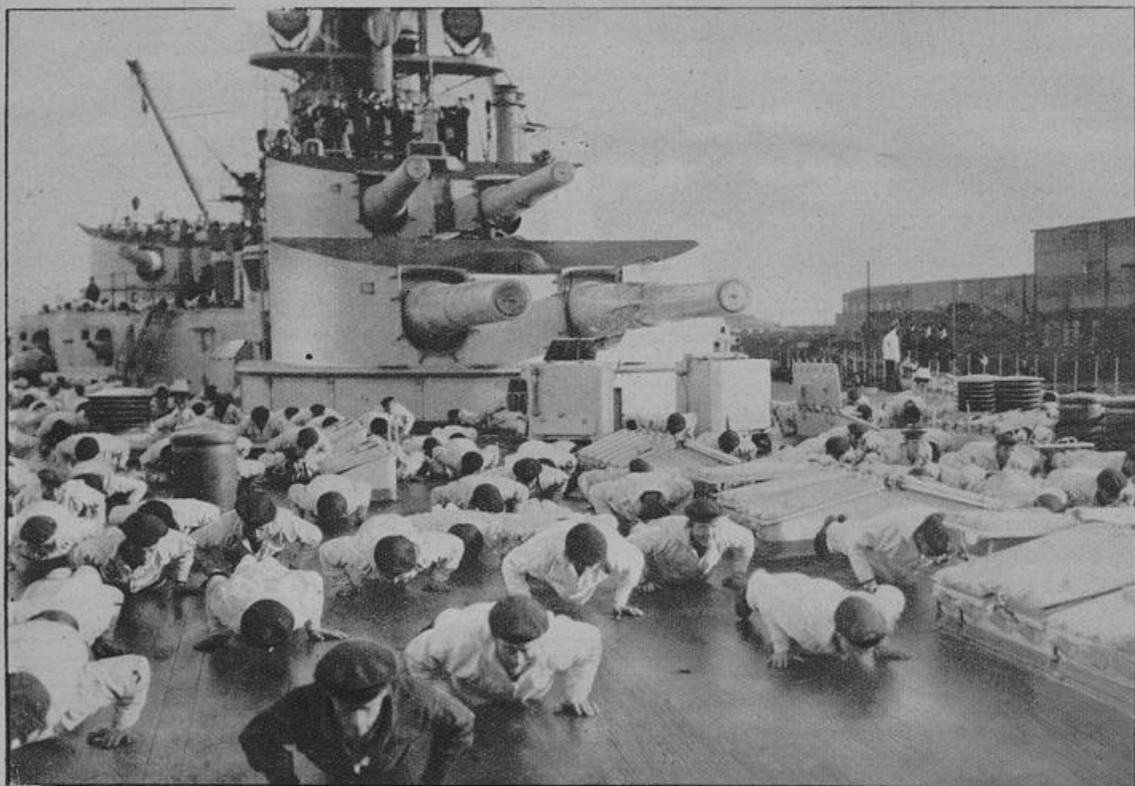
Schwieriger Transport österreichisch-ungarischer Verwundeter in den Dolomiten.

Vereinigtes Foto-Bureau.



Freiübungen an Bord eines Linienschiffes: Armstrecken und Kniebeuge.

Phot. R. Sennedk.



Freiübungen an Bord eines Linienschiffes: Liegeflüß.

Phot. R. Sennedk.

„Ja, ich bin hier, Kamerad!“

„Dann ist alles gut!“

Der blinde Krieger ließ sich ruhig leiten wie ein Kind. Aber etwas schnürte noch an ihm und ließ ihn bang erschauern — die schredlichen, düsteren Augenhöhlen. Die hat Barbara in der Aufregung wohl gar nicht bemerkt? Aber jeden Augenblick muß sie sie entdecken — und dann? —

Wird sie zurückprallen — entsetzt —, ein Ekel wird sie erfassen, und es wird aus sein mit den seligen Stunden vor dem stillen Häuschen im kleinen Dorfe.

Und er lauert auf diesen fürchterlichen Augenblick. Aber Barbara führt ihn unter glüdlichem Geplauder weiter, immer weiter. Er fühlt das Gedränge um sich herum. — Da kann er sich nicht mehr halten. Er muß sie darauf aufmerksam machen.

Blinde fühlen, was sie nicht sehen! Die alte Mutter hatte recht! Paul Schönau fühlte den Grundton der Wahrheit sofort heraus.

Nun aber hätte er auffauchzen mögen. Er will sich schon abfinden mit dem Unglück, wenn er erst wieder daheim ist in seinem Häuschen. Er kennt jeden Fleck darin. Er wird sich auch so zurechtfinden, und wieder arbeiten können, nun er weiß, daß die Frau ihm treu zur Seite steht.

Die offiziellen Empfangsfeierlichkeiten waren vorüber. Paul Schönau durfte, da er in der nächsten Nähe zu Hause war, sofort in die Heimat weiterfahren, und sein Kamerad durfte ihn für einige Tage begleiten.

Es war schon Abend, als sie in ihrem Heimort anlangten. Die Sonne hing gerade in glutrotem Ball hinter dem Dorfe, ganz



Luftiger Morgenritt bei der Batterie „von Hindenburg“.

Phot. Eiso-film.

„Barbara!“

„Was denn, Paul?“

„Ach, der warme Ton! Der wird gleich wohl sicher für immer verstummen.“

„Fürchtest du dich nicht?“

„Vor was denn, Paul?“ Der Blinde fühlte das große Erstaunen in der Frage.

„Vor — meinen — Augenhöhlen?“

Mühsam hatte er es herausgepreßt.

Aber Barbara Schönau hatte in Wahrheit allen Schreck vor dem ersten Anblick überwunden.

Nur noch tiefes Mitleid wohnte in ihrem Herzen. Und das Bewußtsein ernstest, doppelter Frauenspflicht war in ihr geboren.

„Aber Paul! Nie, nie werd' ich mich fürchten vor deinem Gesicht, wenn ihm auch deine lieben, samtnen Augen fehlen!“

nah der Erde, als wollte sie in dieser ruhen über Nacht. Um die blühenden Lindenbäume schwirrten unzählige Eintagsfliegen und summten ihr Totenlied.

Vor ihren Häuschen saßen die Bewohner des Dorfes. Die Frauen strickten, und die Männer rauchten. Während die Kinder still zwischen ihren Füßen lauerten.

Sie alle wußten, wer heute kommt und wie er kommt: Geblendet für das Leben.

Entzogen dem Licht der ewigen Sonne. Und die Frauen weinten; und die Männer blickten ernst den Weg zum Bahnhof hinunter.

Da kam er an, Paul Schönau, am Arme seiner Frau. Ein Feldgrauer still nebenher.

So sahen sie ihn aus dem Gran des Abends auftauchen. Nun war er am ersten Häuschen.

Der alte, graue Mann davor nahm die Pfeife aus dem Munde und legte sie beiseite. Dann ging er auf den Heimgekehrten zu. Und ergriff seine Hand.

„Guten Abend Paul!“ Aber der Druck der Arbeitshand sagte mehr als die harten, blutleeren Lippen.

So kamen sie alle heran. Einer nach dem andern. Und Paul Schönau kannte sie alle, ohne sie sehen zu müssen, an der Sprache. Der warme Willkommen tat ihm wohl und belebte ihn.

„Laß mich los, Barbara! Nu' find ich den Weg!“

Und er schritt allein und sicher weiter. Nur die Hände hielt er vor sich hin. Plötzlich blieb er stehen: Die Hände stießen an einen Gegenstand. An einen Menschen. Tastend suchte er dessen Schultern.

Und legte seine Hand auf das kleine, strampelnde Menschenkind. Paul Schönau tastete langsam über den kleinen Körper. Die zitternden Finger glitten über Wangen und Mund, über Nase und Stirne, über die Augen. Und sie gingen wieder und wieder denselben Weg.

Dann wendete der Blinde das Gesicht dahin, wo er Frau und Mutter suchte. Seine Lippen standen offen und bebten.

Den beiden Frauen gab es einen Stich. Die junge aber erkannte ihres Mannes Dual. „Er will ein Bild von ihm haben, für seine geistigen Augen.“

Blickschnell kam ihr der Gedanke. Und ein Sprung brachte sie zur Kommode. Dort stand eine kleine, verblaßte Photographie. Aber



Kaiser-Geburtstagsfeier in Brüssel: Generalgouverneur Erz. Freiherr von Bissing begrüßt die Veteranen von 1870/71 bei der Paroleausgabe vor dem königlichen Schloß.

Phot. Samson.

Da kamen die Finger auf ein gebeugtes Haupt. Und eine Hand fühlte in ein altes, runzeliges Gesicht.

„Mutter!“ Das Wort war ein Gebet!

„Paul!“

Und der Heimgekehrte schlang beide Arme um die alte Mutter. So standen sie wortlos. Aber ihnen säuselte der Abendwind in den Lenden, die Blätter raschelten und lispelten und flüsteren herunter.

Die Männer ringsherum hatten die Häupter entblößt, und die Frauen ihre Schürzenzipfel an die Augen gedrückt. Und es war still, wie wenn die Herzen beten.

Bis aus dem Häuschen ein leises Stimmchen kam. Die Mutter mahnte zuerst.

„Komm, Paul, drinne isch noch aner!“

Sie führte zuerst den Sohn zum Sohne.

die hatte Paul Schönau tief im Gedächtnis, denn es war sein eigenes Bild, als er noch nicht ein Jahr alt war. Und in hundertmaligem Gegenüberhalten hatte sie schon festgestellt, daß Kind und Bild bis ins kleinste übereinstimmen.

Mit der Photographie in der Hand trat sie zu ihrem Manne hin:

„Paul! Erinnerst du dich noch deines ersten Kinderbildes?“

„Ja, Barbara!“

„Daß du's gut im Gedächtnis?“

„Ja!“

„So ist der kleine Paul! Genau so!“ Das Bild machte die Runde durch die Anwesenden. Und alle bestätigten dies.

Da lachte Paul Schönau glücklich. Und nun kannte er seinen Sohn! Seine Seele fühlte wieder Licht. Und Frau und Mutter freuten sich, als er nach dem Abendessen verlangte.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 9

Düsseldorf, 26. Februar

1916.



Erzherzogin Maria Theresia von Österreich in Ausübung ihres Samariterdienstes.

Xilophot O. m. b. H.

# Das Heft.

Von Friedrich Müller.

Als die Russen in Ostpreußen einfielen, mußten die Wildhagens Hals über Kopf fort. Die Wildhagens saßen dort seit Menschengedenken auf ihrer Scholle. Da kam das Flieden hart an, sehr hart. Es war, als wenn ein Glied abgeschnitten würde. Da zuckt das Glied, und der Rumpff zuckt auch, und dazwischen fließt Blut. Das Glied, das abgeschnittene, das waren die Wildhagens. Der Rumpff, das war die verlassen Scholle, die die Brauen ihrer Aderfurchen den Russen entgegenzusetzen. Und das Blut ermordeter Zurückgebliebener floß auch dazwischen.

Das lasen die Wildhagens in den Berliner Zeitungen. Nämlich, in Berlin waren sie bei Verwandten untergetrocken und warteten und warteten. Sie lasen sonst keine Zeitungen. Aber jetzt, wenn der Bette von der Arbeit kam, griff ihm Vater Wildhagen schon auf dem Flur in die Manteltasche:

„Nun, Karl, schon ausgeäubert bei uns?“

„Weiß nicht, muß mal selber lesen.“

Dann fuhr der zerarbeitete Finger Wildhagens, der unterm Mikroskop aussehen mochte wie sein Aderfeld, bedächtig suchend durch die Zeitungspalten. Er hatte keine Übung im Zeitunglesen. Also durchaderte er sie nach der ersuchten Nachricht von Anfang bis zu Ende.

„Sicher ist sicher, Karl,“ sagte er und fing bei den Bezugsbedingungen am Kopfe an, ging Zeile für Zeile durch den Leitartikel, stolperte durchs Feuilleton, tastete sich durch die letzten Telegramme und wand sich mühsam durch den Anzeigenteil.

„Nee, nee, unter den Annoncen steht es nich,“ lachte der Bette.

„Man kann's nicht wissen, Karl. Können sich doch in der Zeitung einmal vertun, Karl. Und sicher ist sicher, Karl.“

„Und außerdem erfahrt ihr ja auch durch die Regierung, wann ihr wieder zurück könnt.“

„Man kann's nicht wissen, Karl. Können sich doch auch einmal in der Regierung vertun, Karl. Und sicher ist sicher, Karl.“

„Müßt nicht meinen, daß ihr mir zur Last seid.“

„Weiß ich schon, Karl. So was spürt man doch, Karl. Aber das ist es nicht, man ist sich — ja — man ist sich selbst zur Last, Karl, wenn man seine alte Arbeit nicht hat.“ Und dabei schaute er ruhig auf seine zerpfügten Hände.

„Ja, Bette Wildhagen, wird schon so sein. Unserer ist da beweglicher mit seiner Fabrikarbeit. Ob ich meine Konservebüchsen in dieser Stadt oder in jener Stadt kanze, ist mir so ziemlich schnuppe.“

„Nein, Karl, nicht in jeder Stadt. Denke einmal, es wäre über die Grenze.“

„Daß recht, im Vaterlande muß es sein.“

„Es ist bei euch, wie bei mir, Karl. Nur daß eben im Fabrikbetrieb der Ader größer ist als bei mir.“

„Um ja, dann hat euer Max den größten Ader.“

„Der Max? Ach so, du meinst, weil er so — so Geschichtchen schreibt?“

„Ja, Bette Wildhagen, die Welt der Gedanken hat den größten Ader.“

„Weiß nicht, Karl — Max seiner ist nicht größer als ein Heft.“

„Ein Heft?“

„Ja, Karl, da hat er nun ein dickes Wachstumheft. Dahinein schreibt er seit Jahren alles, was er sich so aussinniert, der arme Kerl.“

„Na, weißt du, arm —“

„Ja, ja, arm. Wenn er mit seinen lahmen Füßen und der Hühnerbrust am Feldrand sitzen muß und zuschauen, wie andere pflügen — das ist doch arm, Karl?“

„Wer weiß, vielleicht pflügt er sein Heft dertweil.“

„Ja, ja, das Heft — es war schrecklich, Karl.“

„Was denn?“

„Als wir in der Nacht fliehen mußten und den Jungen noch, halb schlafend heruntertragen auf den Leiterwagen, schlägt er auf einmal groß die Augen auf. ‚Nicht wahr, Vater,‘ sagt er, ‚es ist wegen der Russen? — Ja, Max,‘ sage ich. — ‚Sie sollen nur kommen mein Heft können sie doch nicht nehmen, nicht wahr, Vater? — Nee,‘ sag ich, ‚aber jetzt muß ich noch was für Mutter holen.‘ Da hat er neben sich gefühlt und aufgeschrien: ‚Vater, Vater, mein Heft, mein Heft! — Wo hast es, Max? — Es ist nicht da. Vater, hol's, in der grünen Schachtel liegt es auf dem Stuhl neben meinem Bett! — Nun, ich hole erst der Mutter ihre Sachen. Dann, wo ist die grüne Schachtel? Ich find's nicht gleich. Auf einmal höre ich vom Hofe her: Die Russen, die Russen! Na, denk ich, es ist die höchste Zeit. Heft hin, Heft her, das Leben ist doch wichtiger als ein Heft. Kann ihm ja ein neues kaufen. Also runter, hinauf auf den Wagen und hinausgerattert aus dem Dorf. Unterdweg hat er mich dann gefragt: ‚Vater, das Heft? — Sei still, Junge,‘ sag ich, ‚ich laufe dir ein neues.‘ Da hat er ein ganz verzweifelt Gesicht gemacht, sein großer Kopf ist ihm auf die schmale Brust geknickt. Käseweiß hat er ausgesehen. Aber gesagt hat er nichts, kein Wort. Ich habe ihm kein neues Heft gekauft. Kann ja schon verstehen, daß es nicht das alte ist. Aber wenn ich mir nun denke, unferne hat seine ganze Heimat, seine ganze Arbeit, den Stall voll Rinder drangeben müssen und der Junge nur ein Heft, ein Wachstumheft — und nun sitzt er ganz vernütert bei euch in der Stube drüben, ist es nicht 'ne Sünde, Karl?“

„Sünde? Weiß nicht recht. So ein Heft kann einem alles sein, Bette Wildhagen: Arbeit, Heimat und noch was dazu.“

„Nun ja, nun ja, er tut mir ja doch selber leid. Wird ja jeden Tag schmaler, hüstelt fort und fort, kriegt Falten wie ein alter Apfel — armer Kerl. Will froh sein, wenn er wieder drüben liegen kann mit seinem Heftchen, während ich pflüge, kann mir's glücken Karl.“

Aber Wochen und Wochen gingen noch ins Land, bevor der Zeigefinger des alten Wildhagen in der Zeitung hängen blieb und zitterte und nicht mehr weiter wollte, nicht mehr weiter brauchte: „Künder, ausgeäubert ist unser Dorf. Da steht es. Fort sind sie, die Russen. Wir können wieder heim, Karl, wieder heim.“

„Schade, dachte schon, ihr hättet euch nun ordentlich eingewöhnt bei mir. Aber natürlich, gegen euren Ader kann so ein Vorstadthaus nicht ankommen. — Na, Max, und wenn du dir da droben mal was Ordentliches zusammengedacht hast, schreib mir's ab aus deinem Heft und schick mir's. Willst du?“ Der Lahme nickte heftig: „Ja, Onkel, ja, will ich das.“ Wie Lampen in einer eingestürzten Kirche braunten seine Augen in dem eingefallenen Gesicht. —

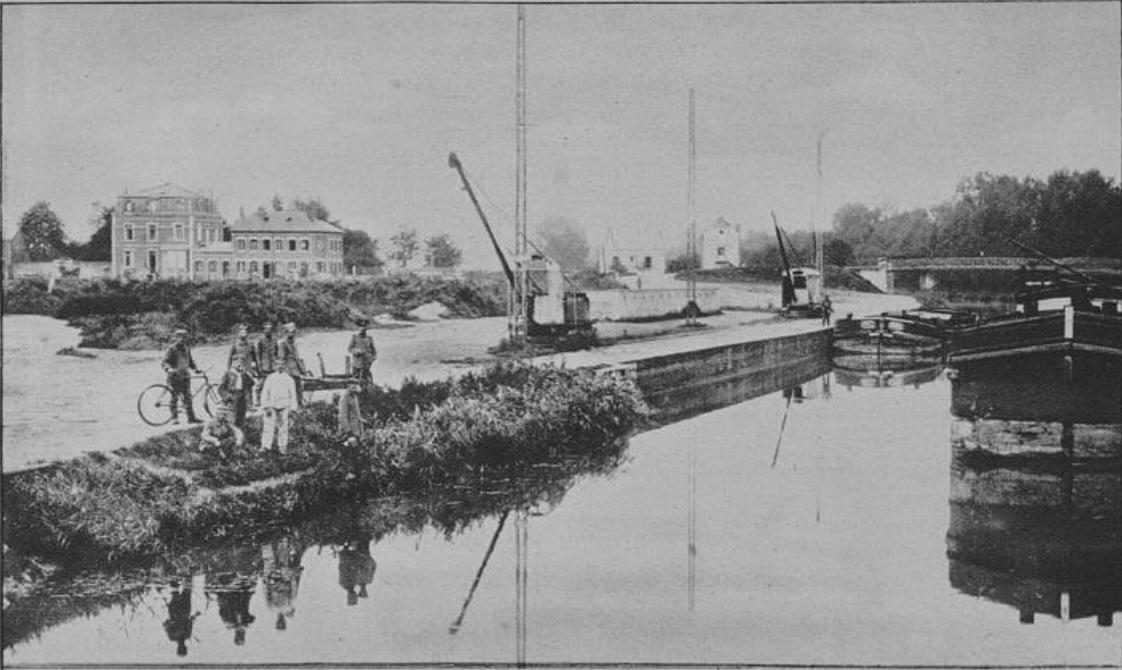
Der selbe Leiterwagen ratterte vom Bahnhof gegen das Dorf. Nur daß er heute langsam fuhr, während er damals jagte. Der alte Wildhagen lenkte. Er tat gleichmütig, und es sah aus, als ob er wie an jedem Tage seine Pfeife rauche. Aber sie ging ihm immer wieder aus, wenn er in die Weite sah, wo die Heimat liegen mußte.

Seine Frau war von der Wagenmitte ans Sitzbrett vorgegrüßt, als ob's so rascher ginge. Und von Zeit zu Zeit legte sie ihm die Hand auf die Schulter, bis sie beim nächsten Wagenholperer wieder abratschte. Aber sie sagten beide nichts, kein Wort.

Nur einmal sah der Alte zurück nach dem Wagenende. Da lag Max, der Lahme, auf dem Stroh und glühte mit den großen Augen in den trüben Tag hinein. Der alte Wildhagen wiegte mit dem Kopfe und biß auf's Pfeifenholz: Der dahinten kam als ein Sterbender zur Heimat, da war gar kein Zweifel.

Weiter rollte der Wagen. Vertrauter wurden die Fluren. Einige waren zerstampft. Die meisten waren unverfehrt.

Jetzt ging's um eine Biegung. Dahinter mußte man den Kirchturm ihres Dorfes zum ersten Male sehen können. Die Biegung kam, der Kirchturm nicht.



Stimmungsbild vom Aisne-Kanal: Links auf dem Bilde die Zuderfabrik Candi, um die es blutige Kämpfe gegeben hat.  
Hofphot. Oscar Telligmann.



Die Zitadelle von Laon, von den Deutschen besetzt.

Hofphot. Osc. Telligmann.



Gesamtgastspiel des Großherzoglichen Hoftheaters und der Hofmusik Darmstadt im „Théâtre de la Monnaie“ in Brüssel:  
Schlußszenen aus dem „Liegenden Holländer“.

Phot. Samson.

„Zerschossen,“ sagte der alte Wildhagen. Die Frau nickte. Sie sagten nichts weiter. Aber denken mochten sie dasselbe: Eine Kirche kann man wieder aufbauen.

Dann hielt der Wagen vor einem dünnen Waldstück vor dem Dorfe. „Was ist?“ fragte die Bäuerin.

„Nichts. Ihr bleibt derweil hier. Ich geh voraus. Es ist besser wegen der Gefahr.“

„Aber die Russen sind doch fort, Mann?“

„Jaja, aber besser ist besser. Ich bin gleich wieder da.“

Er war schon ein paar schwere Schritte gegangen, da scholl ihm eine dünne Stimme nach:

„Vater, wenn du mein Hest siehst —“

Der alte Wildhagen fand das Dorf noch stehen, wenigstens noch einen Teil. Auch Leute waren noch da, die von der Russenwut verschont wurden. Sie wollten ihn begleiten. Er wehrte ab. Seinem Schicksal wollte er allein gegenübersehen.

Und dann stand er vor einem Trümmerhaufen. Schutt, aus dem rotgeweihte Ziegelangen schauten. Das war alles. Das war sein Heim — gewesen.

Der alte Wildhagen ging einmal, zweimal darum herum. Ihm kam keine Träne. Tränen haben Sinn, wenn man nichts mehr gut-machen konnte. Aber hier war keine Zeit zu Tränen. Hier hieß es wieder von vorn anfangen. Er reckte ein wenig seine Arme. Das eine Gelenk knackte. Nein, er war noch nicht zu alt dazu. So — nun konnte er wieder zurückgehen zu Weib und Kind.

Da fiel ihm der Ruf ein: „Vater, wenn du mein Hest siehst —“  
Nein, der Max würde nicht mehr von vorn anfangen. Der war am Ende, an seinem bitteren Ende. Der würde im Harne sterben ohne sein Hest. Da sah der alte Wildhagen ein halb verrostetes, umgestütztes Handwägelchen vor sich liegen. Er drehte es mechanisch um. Darunter lag eine grüne Schachtel in zwei leeren Hälften. Das Hest, das Hest von Max, lag irgendwo, zerseht, verbrannt, die Hülle war geblieben. Sorgfältig legte er die beiden Hälften aufeinander. Sie griffen noch erträglich ineinander. Dann suchte er nach einem Stücklein Schnur. Mit dem band er die Schachtel zu und wanderte zurück.

Unterwegs blieb er stehen. Die Schachtel war ihm gar so leicht vorgekommen. Er band sie auf, stemmte ein paar Holzstücklein vom

Wald heinein und legte Moos dazwischen — so, jetzt hatte sie Gewicht. Dort vorn stand der Wagen. Gehorjam war sein Weib auf dem Sitzbrett zurückgeblieben. Jetzt stieg sie ab und kam ihm entgegen.

„Frau, es ist alles verbrannt — wir bauen es wieder auf — es wird gehen — ich weiß es — mußt auch nicht zaghaft sein.“

Es hob ihr doch die Brust. „Was hast da in der Hand?“ fragte sie nach ein paar Schritten. „Das Hest von Max?“

„Ja, das haben sie übriggelassen, die Russen. Wir wollen ihn links hinüberfahren zum Schmied. Der ist noch da. Bei dem kann er bleiben und wohnen, während wir — während wir arbeiten. Frau, willst du?“

„Ja, ja, Mann, ich will.“

Aus dem Stroh streckten sich zwei dünne Arme: „Mein Hest, mein Hest!“

„Ja, Max, ich hab's gefunden und will — und will es dir aufbewahren — und jetzt fahren wir zum Schmied. Hü, Brauner, hü!“

„Warum nicht heim, Vater?“

„Da müssen wir erst wieder bauen, Max, verschiedenes bauen, weißt du.“

Der Gaul hatte angezogen.

„Vater!“ kam es aus dem Stroh.

„Was denn, Max?“

„Gib mir das Hest, mein Hest.“

„Jetzt nicht, ich will es dir aufbe —“ Da hatte er sich umgeschaut. Er war kein Arzt. Aber daß da der Tod neben dem Max auf dem Stroh saß, das sah er doch.

„Hier, Max, hast du's. Aber du mußt mir versprechen, still zu liegen. Hü, Brauner, hü.“

Der Abend fiel herein, als der Wagen die linke Seitenstraße abbog, wo der Schmied sein Haus hatte. Jetzt waren sie da. Da stand er schon, der Schmied.

„Schmied, du mußt mein Jungchen so lang nehmen.“

„Ist schon recht, wo ist er?“

„Da hinten. Komm, Max, wir wollen dich hinaustragen.“

Aber Max rührte sich nicht mehr. Still lag er auf seinem Stroh. Er war tot. Am Herzen lag die grüne, festumspannte Schachtel. Ein Lächeln spielte über das Gesicht und wollte nimmer erlöschen.

# Lieschens Tagewerk.

Ein Bild aus Polen von Ernst Leonard.

**W**er sie zu sehen bekommt, schließt sie in sein Herz, gleich, ob Bewohner der gemischten Station, ob leichtverwundet oder ob mit schweren Verletzungen darniederliegend. Alle miteinander lieben sie, lachen, wenn sie naht, betrüben sich, wenn sie verschwindet, und freuen sich, wenn sie wiederkommt.

Eigentlich hat sie der Chirurgenarzt des Kriegslazarets in der ehemaligen Realschule lediglich dazu bestimmt, die Schwerverwundeten in den oberen Sälen morgens und abends zu waschen und ihnen sonstige kleine Gefälligkeiten zu erweisen. Aber seitdem er bemerkt hat, welch wohltuenden seelischen Einfluß sie mit ihrer stillen, blonden Schönheit, ihren weichen Händen, dem silberklaren Lachen und süßen Sprechen auf seine zahlreichen Patienten auszuüben fähig ist — seit diesem Zeitpunkt duldet er stillschweigend, daß sie überall dort ist, wo sie ihr Herz hinruft.

Morgens, wenn Krankenauto auf Krankenauto die Verwundeten auf den großen Hof rollt, dann steht unzweifelhaft auch Lieschen schon inmitten der havenden Krankenträger und Ärzte, bereit, den Ankommenden ein liebes Wort zu sagen, mit milder Hand über ihren Kopf zu streicheln und mit anzufassen, wo es nützt. Die Fußverletzten hilft sie mit stützen und in die Säle bringen, den Helden mit Kopf-

wunden zieht sie den Verband fester, den von der Fahrt Ermatteten bringt sie aus der Küche einen labenden Trank, während sie auch nicht vergißt, sich der Leichtverletzten hilfreich anzunehmen und sie dorthin zu weisen, wo sie nach endlosen Mühen und Entbehrungen ihr müdes Haupt zum erquickenden Schläfe hinlegen können.

Ist dann das letzte Autorollen in der Ferne verhallt und die Kaffezeit herangekommen, dann springt der Zeiger von Lieschens ewiger Uhr der Pflicht still und friedlich wie sie selbst weiter vor. Dann steht sie am großen Kaffeefuß, den Schänklöffel in der Hand, und füllt Feldgeschirr, Toppf, Becher, Schüssel und Eimer derjenigen, die bereits seit gestern einquartiert sind, aber infolge der erhaltenen Verwundung nicht die Fähigkeit haben, sich selbst zu bedienen. Und sie erwirbt sich zu zehn alten Freunden hundert neue, alle beglückt, ihr in die lieben, blauen Augen schauen zu dürfen und ihren lieben Worten, ihrem Lachen lauschen zu können. So lange, bis ihr Herz sie zu neuen Taten ruft.

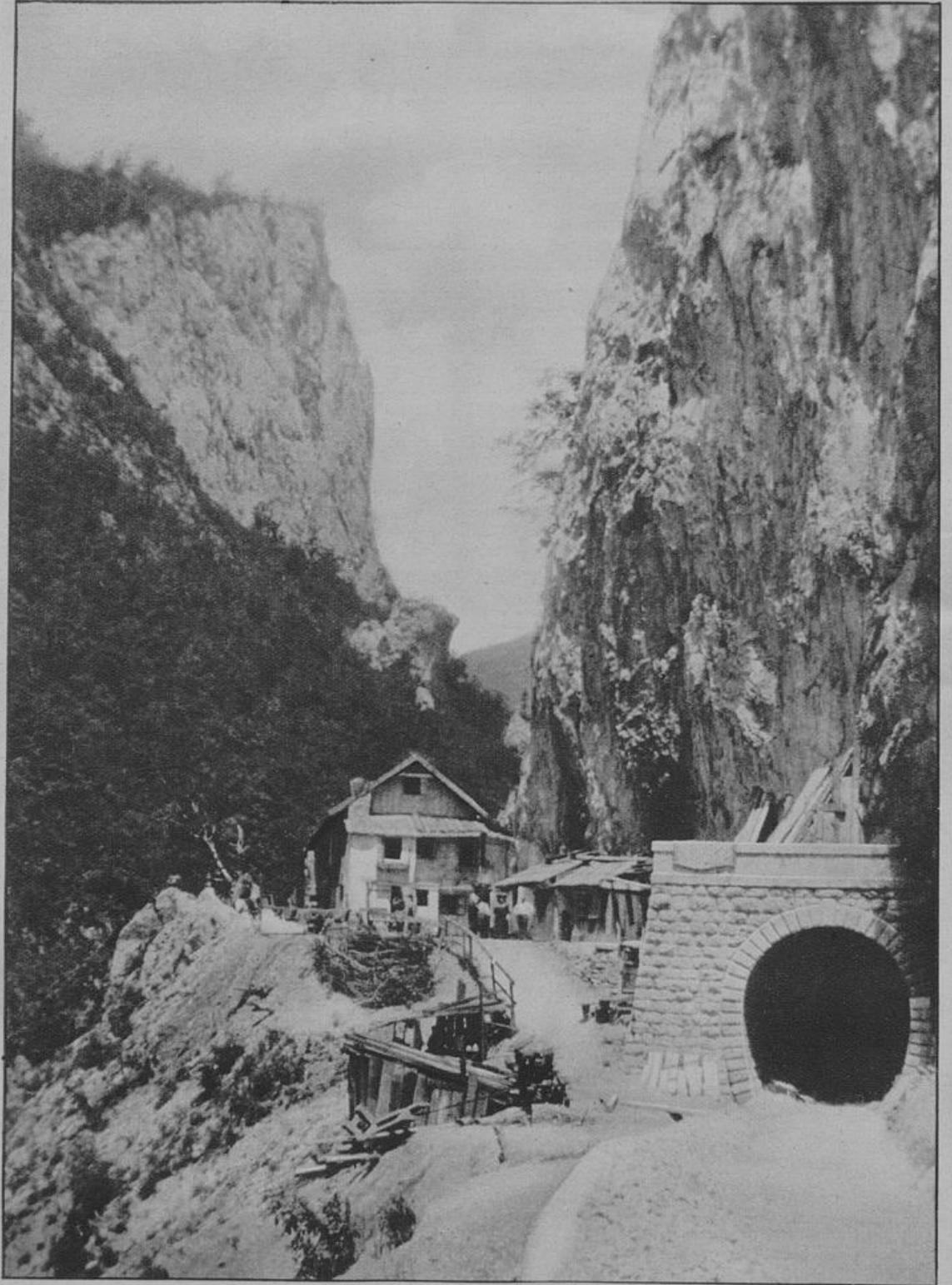
Steht der Zeiger auf zehn Uhr, dann ist es Zeit, den zur Operation Bestimmten ein tröstendes, aufmunterndes Wort zuzurufen und nach dem erfolgten Eingreifen mit ihren weichen Händen über schmerzverzerrte Gesichter zu gleiten. Worauf wiederum ihr Herz ihr



Gastspiel des Düsseldorfer Schauspielhauses am Deutschen Theater in Lille vor den deutschen Soldaten.

Es wurden Hans Sachs und Kleist, Shakespeare und Mobergall gespielt.

Die Namen der bürgerlichen Darsteller von links nach rechts: Ferdinand Dittrich, Otto Stoedel, Oskar Fuhs, Paul Hendels, Direktor Gustav Lindemann, Frieda Hummel, Peter Esser.



Tunnel der Sandičakbahn, der von Montenegrinern während der Belagerung ihres Landes als  
Unterkunft benutzt wurde.

Nilopfor 6, m. b. 15.

den Weg vorschreibt, welcher vom Operationsaal zur Station führt, und den sie nunmehr an der Seite der Tragbahnen ebenio oft zurücklegt, wie hilflos bittende Augen nach ihrem stillen Nebenherstreiten verlangen. Und dann geht es die hallenden Steintreppen herab, über Fluren und endlose Gänge, wo in Friedenszeiten helles Schülerlachen erklang, in Morgen- und Nachmittagspausen belegte Brötchen zur Stärkung für kommende schwere Stunden und Aufgaben mit gesundem Appetit verzehrt wurden und gelehrte Aufsätze zwecks rechtzeitiger Verbesserung in möglichst abgelegenen Fensternischen zur gegenseitigen Verlesung gelangten. Auch in den Pausen.

Lieschen, die liebliche Fee, wendet also ihren stinken Fuß nunmehr zum Garten, einem richtigen duftenden und blühenden Garten, wo bereits auf Bänken und Stühlen, auf Treppentufen und versteinerten

noch ein zweites Paket aus den schier unergründlichen Tiefen ihrer Tasche herausbefördert: Zigarren. Und nur allerheiligste Flucht kann sie vor den züngelnden Flammen gar zu Dankbarer retten.

Inzwischen ist es aber auch schon Mittagszeit geworden, also rufen sie jetzt die Pflicht und ihr Herz abermals zur Küche, um denen, die zwar keine gesunden Hände, wohl aber einen gesunden Magen haben, zu möglichst vollen Tellern und Schüsseln zu verhelfen. Und zwar möglichst „Dicks“. Weil es besser fällt und sättigt. Worauf nach Essenschluß an der Pumpe unter ihrer gütigen und hilfsbereiten Assistentin ein großes Reinemachen und Abspülen erfolgt, nachdem die Speisereste den schon am Tor herumbestehenden Polentindern in die bereitgehaltenen Töpfe ausgeliefert worden sind. Nachdem auch diese Pflicht tadellos erfüllt ist, beginnt ein allgemeines Nachmittags-



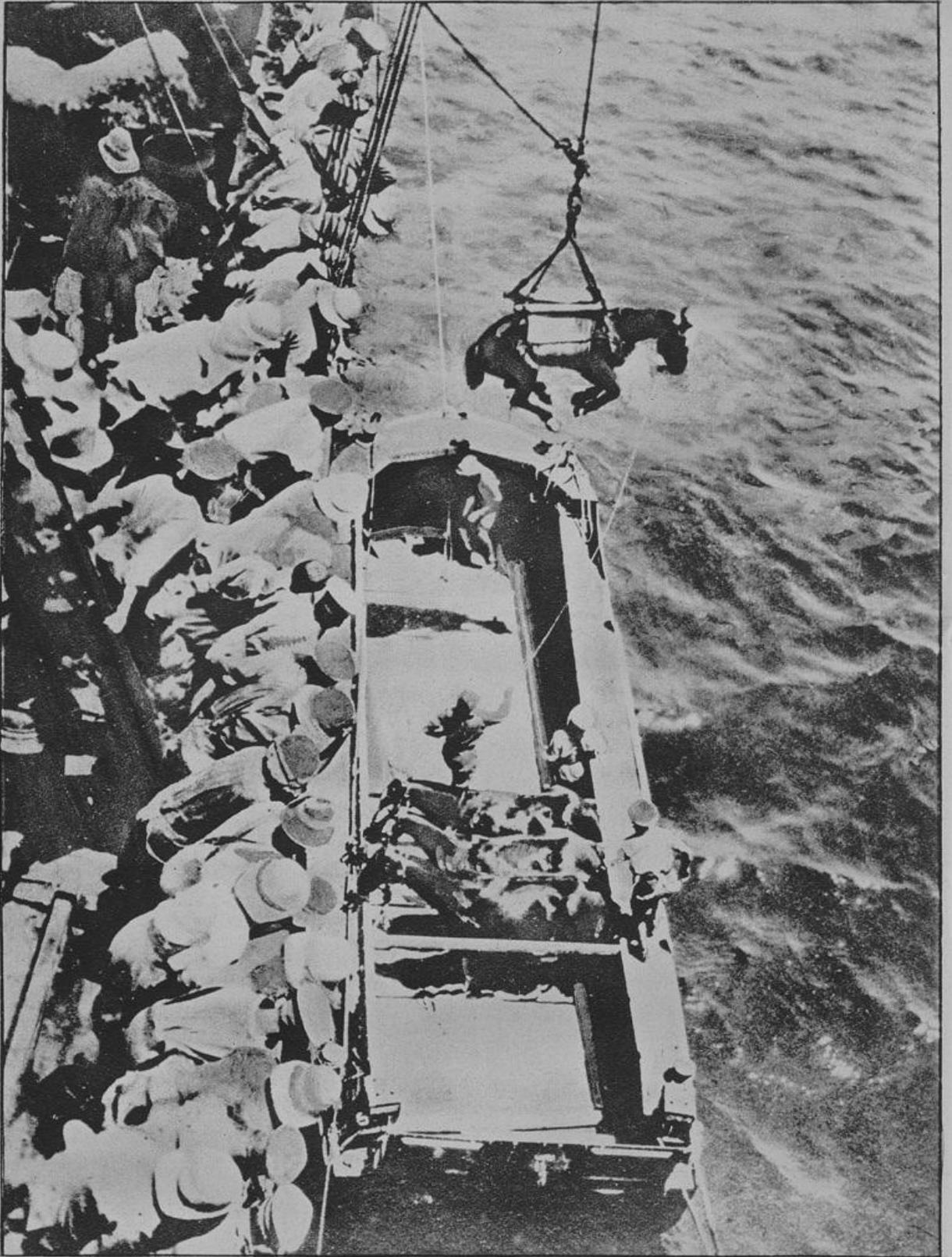
Nach der Entwaffnung Montenegros: Volkstypen aus der Küstengegend des Adriatischen Meeres.

Nach einer ausländischen Zeitschrift

polnischen Schülerpukten alle diejenigen ihrer mit Sehnsucht harrten, welche sie schon kennen — oder gerne kennen lernen möchten. Diesem gibt Lieschen kräftig die zarte, weiße Hand, jenem streicht sie über den wunden Kopf, dem kruppigen Bayern mit dem eingekipften Arm legt sie sich sogar volle zehn Minuten zur linken Seite, um ihn nach seinem Befinden zu befragen — eine Handlungsweise, die von allen Seiten neidisch: Mide auslöst und Lieschen veranlaßt, überallhin freundlich beschwichtigend zu lächeln — und endlich kommt ihr Hauptspäß: Aus ihrer großen, weißen Schürzentasche zieht sie ein Paket, aus welchem sich ein Buch „entwickelt“. Lieschen liest vor. Kriegsgedichte. Ihre zarte, feine Stimme zeigt plötzlich ein erstaunliches Klangvermögen, und alle Saiten eines geübten Vortrags weiß sie in schwingende Töne der Begeisterung, der Freude und der Trauer in Bewegung zu setzen. Um sie herum ein dankbarer Hörerkreis, dessen Dank unermesslich wird, als sie nach Schluß der Vorlesung

schliefen, auch für Lieschen, die sich jetzt eine volle Stunde lang auf ihren Strohsack zur süßen Ruhe hinstrecken darf. Bis um drei Uhr, wo ihre „Kaffeeschwester“ Pflichten vom Morgen beginnen.

Und dann, um fünf Uhr, heißt es Ehrenbezeugungen des Abschieds zu erweisen an jene, die zur Weiterbeförderung an deutsche Lazarette abermals in die auf dem Hofe bereitstehenden Krankenautos geladen werden, hin zu dem auf dem Bahnhof bereits wartenden Lazarettzug. Jedem gibt Lieschen die Hand oder legt sie auf die wunde Stelle, hilft auch dort mit anfassen und die Tragbahre ins Innere des Wagens schieben, wo es nützt. Und jenem gar, dem stämmigen Pommeren, den ein Kopfschuß in Delirium verfallen ließ und der vollkommen regungslos auf seiner Bahre liegt, jenem naht sich Lieschen in plötzlicher Hergensaufwallung und drückt einen Kuß auf seine von wirren Haaren bedeckte Stirn. Um sich dann plötzlich heftig schlüpfend abzuwenden und im Innern der weiten Gänge zu verschwinden. —



**Ausladen von Pferden aus einem englischen Kriegsschiff in einen Leichter bei Mudros (Lemnos).**

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. O. f. Damm. — Verlag und Druck: W. Girardet, Essen.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 10.

Düsseldorf, 7. März

1916.



Schlittenkolonne auf der Fahrt durch den Winterwald im Osten.

Phot. N. Semcke.

# Die Radikalkur.

Novelle von M. Knefke-Schoenau.

Errika Schönberg war überjelig. Soeben hatte sie ihrer Mutter, der verwitweten Sanitätsrätin Schönberg, die Erlaubnis abgeschmeichelt, den Vetter Luß Erdmann und seine Frau Helene auf vierzehn Tage zu besuchen. Luß war jugendlicher Held am Hoftheater zu M. . . . und Erilas „Schwarz“ seit fünf Jahren, wo sie ihn zum ersten Male als Max Piccolomini im Stadttheater bewundern durfte. Erilas brennender Wunsch, selbst zur Bühne zu gehen, war ihr von der Mutter stets abgeschlagen worden, deshalb war sie doppelt überrascht und erfreut über die Erlaubnis zu dem Besuch bei Luß, da sie daran geheime Hoffnungen knüpfte. Sie erstikte die Mutter fast mit ihren Dankesbezeugungen und schoss dann wie ein Pfeil zur Tür hinaus, um ihr Glück dem ganzen Hause zu verkünden. In der Tür traf sie mit einem jungen Manne zusammen, der eben ihrer Mutter einen Besuch abstatten wollte.

„Doktorchen, hören Sie, staunen Sie: Ich reise zu Luß Erdmann nach M., um einmal in vollen Jügen Kunst zu schmelgen.“

Doktor Herbst stand wie angedonnert und schaute mit verdüstertem Gesicht zu der Sanitätsrätin hinüber, die ihm lächelnd entgegenkam und ihn zum Niedersehen einlud.

„Warum taten Sie mir das?“ fragte er, nachdem er ihre Hand ehrerbietig geküßt hatte. „Haben Sie Ihre Ansicht, daß ich ein passender Schwiegerjohn für Sie wäre, geändert?“

„Im Gegenteil, lieber Freund! Aber da Erilas Flattersinn das Theater mit seinem Scheinleben immer noch für das Höchste hält und für wirklichen Menschenwert und den Ernst des Lebens noch keinen Maßstab hat, will ich ihr einmal einen nähern Einblick in das Künstlerleben gestatten. Vielleicht —“

„Ein gefährlicher Versuch!“ murmelte der junge Arzt.

„Zugestanden! Aber gerade Sie als Arzt sollten wissen, daß man oft zu einer Radikalkur genötigt ist. Beunruhigen Sie sich nicht! Vertrauen Sie mir und auch ein bißchen Erika.“

Endlich war der große Tag gekommen, wo Erika das Ideal ihrer Mädchenträume wiedersehen sollte. Ob Luß wohl noch die vollen Loden trug, und ob die wunderbaren, stahlblauen Augen noch immer so feurig und zärtlich zugleich blicken würden? Und wie die Frau sein mochte, diese Tanzstundenliebe aus dem Provinznest, welcher der verwohnte Künstler, der die Hand nach den ersten im Lande hätte ausstrecken dürfen, so die Treue gehalten hatte? Und was er wohl zu ihrer Begabung sagen, ob er ihr zur Bühne raten würde?

Unwillkürlich hob Erika das kleine Beilchenkräuschen an ihr Naschen und atmete den süßen Duft ein. Doktor Herbst hatte es ihr an die Bahn gebracht — ein Ereignis bei seiner knappen Zeit — und sie beim Abschied so lieb und treu angeblickt, so bang fragend — Seltzam, sobald sie sich die blauen Augen des Veters vorstellten wollte, schoben sich diese dunkeln, fragenden Männeraugen dazwischen.

„M. . . .! Hauptbahnhof! Fünf Minuten Aufenthalt!“

Errika fuhr auf aus ihren Träumen und wäre beinahe ausgestiegen. Aber sie mußte ja zum Ostbahnhof fahren, da Erdmanns in einem Vorort wohnten. Sie trat ans Fenster und wunderte sich über den kleinstädtischen Bahnhof. Der Ostbahnhof war noch entmutigender, fast nur eine Haltestelle. Ein Blick auf den Bahnsteig überzeugte sie, daß sie nicht erwartet wurde, wie sie im stillen gehofft. Außer einigen Marktfrauen mit hochgepackten Tragkörben befand sich nur ein dicker Herr in einem vertragenen Bozener Wettermantel und mit schädigem grünen Filzhut auf dem Bahnsteig. Eine Art Schweinstreiberhod mit großer Krude trug er über den rechten Arm gehängt. Errika tazierte ihn auf einen Landwirt und riß die Augen nicht schlecht auf, als ihr dieser Dide plötzlich zwinkte und mit einer Stimme, deren sonoren Klang sie nur zu gut kannte, zurief: „Ah, da ist sie ja, die kleine Erika!“

Er küßte sie etwas väterlich auf die Stirn, faßte sie unter und mit der andern Hand einen herbeiellenden Träger abwinkend, begriff

er selbst ihren Handkoffer und zog die noch ganz Fassungslose mit sich fort. „Komm, komm! Sonst fähst uns die Elektrische davon!“

Atemlos langten beide bei dem Wagen an. Errika wurde hineingeschoben, der Handkoffer auf die Vorderplattform geworfen, und Vetter Luß pflanzte sich breitpurig auf dem hintern Stehplatz auf, weil er noch einen Zigarrenstummel zu Ende rauchen wollte. Errika starrte nur immer ganz entgeistert auf die Glastür, durch deren betaute Scheiben sie die riesigen Umrisse von Lußens Gestalt sehen konnte. War das denn nur möglich? Dieser Dide da draußen sollte der schlanke Luß sein? —

Jetzt winkte er zum Aussteigen und leuchte dann mit ihrem Koffer die etwas steil ansteigende, mit Kastanien beplanzte Straße empor, stieß mit dem Fuße die Gartenpforte eines hübschen Zweifamilienhauses auf, dabei mit der freien Linken auf den Knopf der Hausglocke drückend, worauf in der Haustür eine kleine, rücheliche Frau mit schlicht geschitteltem Blondhaar erschien, in der Erika das Dienstmädchen vermutete. Das Schirmpalet entfiel ihr vor Schrecken, als Luß rief: „Hier, Leni, bringe ich dir unser Seideblümchen!“

Errika fühlte sich unacmt, auf beide Wangen geküßt und dann in ein kleines Stübchen geschoben.

„Du mußt halt vorliebnehmen, Mädchen! Bist eben bei armen Mimen zu Gaste. Aber es wird dir schon gefallen. Und nun mach dich ein bißel frisch und komm dann zum Kaffee herüber.“

Errika sank fassungslos auf einen Stuhl. Mädchen nannte sie diese Person! Ihren schönen poetischen Namen so zu verunstalten! Und das war Lußens Frau! Sie wußte nicht, sollte sie lachen oder weinen. Hilflos blickte sie sich in dem sehr einfachen, aber bligjaubern Stübchen um. Auf der Kommode stand in einem blauen Tonfrug ein großer Busch Erika. Der wirkte wie eine Erköfung auf das maßlos enttäuschte Mädchen. Gewaltig richtete es sich auf. Nur nichts merken lassen! Die blauen Glöckchen der Lieblingsblume schienen ihr zuzuraunen, daß es nicht ganz so prosaisch hier wäre, wie der Empfang verhieß. Herrgott, er blieb doch der große Künstler, wenn er auch ein bißchen did, allerdings ein bißchen je h r did, geworden war. Eben ließ sich seine tönende Stimme vor ihrer Tür vernehmen: „Fortig, Seideblümchen? Der Kaffee wartet.“ Die Stimme war wenigstens unverändert geblieben und entzückte sie wieder durch ihren Wohlklang. Nach fuhr sie sich mit dem nassen Handtuchzipfel übers Gesicht und folgte Luß in das Wohnzimmer, das ein wertwürdiges Gemisch von altmodischen Kirchhammübeln und modernen Geräten aufwies. Der Kaffeetisch war mit modernem Porzellan und schönem Silber gedeckt. Aber jetzt gab es ihr einen Stich durch und durch, denn der Hausherr erschien mit einem großen Brett, auf dem die Milchkanne, der Zuckerkorb und ein hochgetürmter Augenteller standen, und vollendete das Dedon des Tisches. Wie er das tat, so selbstverständlich und so geschickt!

Errika hatte das Gefühl, daß er in dem dienstbotenlosen Haushalt wohl immer als Mädchen für alles „auftrat“ und deshalb auch gewiß sofort in ein mehr bequemeres als schönes Hauskleid geschlüpft war. Es bestand aus einer karierten Hausjoppe, deren gepöhlte Nähte und aller Ecken hervorragendes Futter nicht allein von ihrem ehrowürdigen Alter, sondern auch davon Zeugnis gaben, daß sie für schlantere Körperverhältnisse angeschafft wurde. Der Umlegebogen der Joppe war mit einer Sicherheitsnadel hochgesteckt, um das Fehlen eines Wäschetragens zu verdecken. An den Füßen trug der jugendliche Held ausgegetrene Filzschuhe. Errika wurde von einer grenzenlosen Ermüderung befallen. Sie mußte an ihren Vater denken, der sich selbst als alter Herr solcher Nachlässigkeit nicht schuldig gemacht hätte, und an den stets tadellos gekleideten Doktor Herbst.

Jetzt kam die Hausfrau und mit ihr der zweite Stich in Erikas Herz. Sie brachte den Kaffee in einer irdenen, braunen Kanne, die

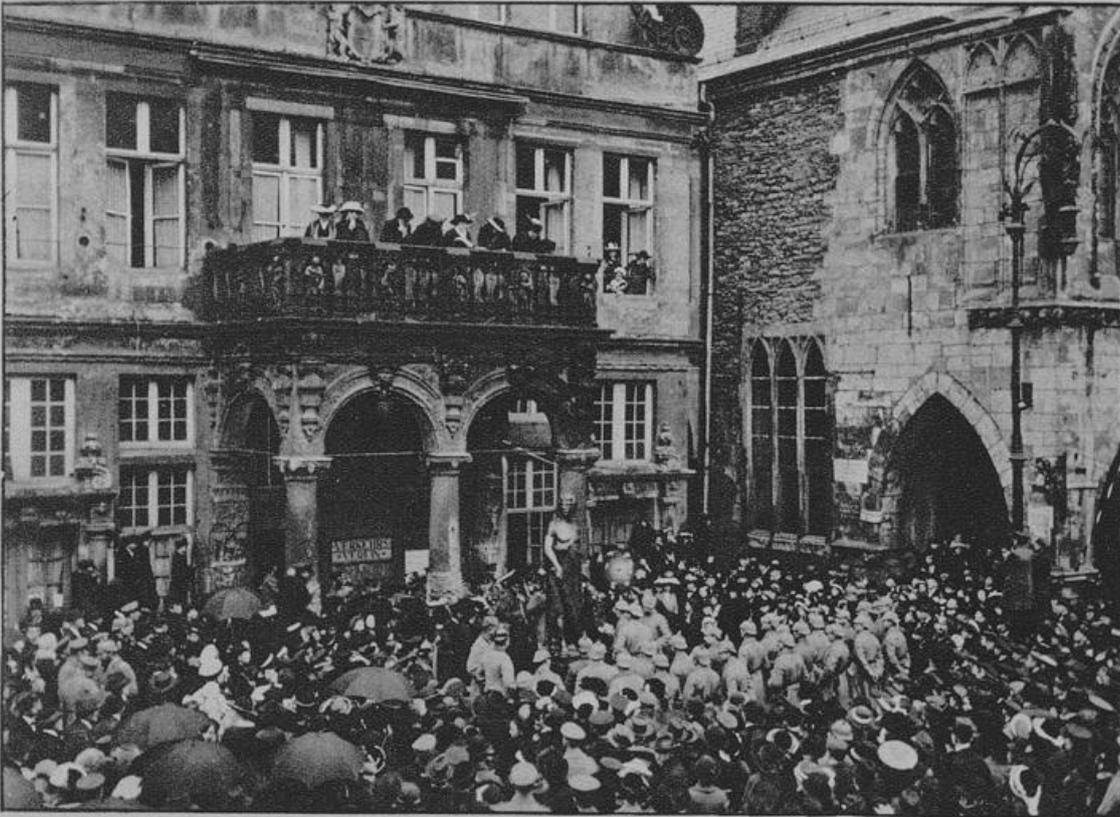
seltsam genug von den hübschen Tassen und dem feinen Silber abtrach. Der semmelblonde Trank, der aus dem abgeschlagenen Schnänzchen der Kanne floß, verriet sich schon durch seinen Geruch als Kneippstafsee, der für das verwöhnte junge Mädchen fürchterlich war. Aber sie nahm sich zusammen, schluckte tapfer die Brähe hinunter und würgte an dem trocknen Bäderluchen, der aber dem Ehepaar ausgezeichnet zu schmecken schien. Während des Kaffeetrinkens hatte Erika Muße, ihre Gastfreunde zu betrachten. Mit Helene war sie rasch fertig. Sie sah mit ihrem runden, rosigen Gesicht herzlich unbedeutend, aber auch herzensgut aus. Aber in dem feisten und fahlen Gesicht Luzens suchte Erika vergeblich die idealen Züge des Jünglings von dazumal. Keine Spur von Geist thronte auf der breiten, schon tiefe Hofratseden aufweisenden Stirn, die nicht wie früher von kastanienbraunen Locken umrahmt wurde. Das Haar war ziemlich kurz geschritten und zeigte

„Na, so dick bin ich doch, weiß Gott, nicht geworden,“ entrüstete sich Luz. „Das sieht nur hier zu Hause so aus. Auf der Bühne bin ich noch schön schlank. Oder wagst du daran zu zweifeln, Heideblümchen? Dann sollst du mir übermorgen abend, nachdem du mich als Romeo gesehen, diesen empörenden Zweifel fußfällig abbitten.“

„Spielt du heute und morgen nicht?“ erkundigte sich Erika, die nun, wo die Rede auf das Theater kam, wie erlöst war.

„Erlaube, teuerste Kusine, ich bin doch nicht in Possemüdel an der Schmiere engagiert, daß ich allabendlich auf den Brettern erscheinen müßte. Hier am Hoftheater gibt es wöchentlich nur zweimal Schauspiel und fünfmal Oper.“

„Nur zweimal Schauspiel?“ rief Erika enttäuscht aus. „Ja, unter diesen Verhältnissen werde ich dich in der Zeit meines Hierseins höchstens viermal spielen sehen?“



Angehörige des Landsturmbataillons Münster benagen das Kriegswahrzeichen „Junggermane“ in Münster (Westf.)

eine sonderbare Farbe, die stellenweise sogar fuchsig wirkte. Und was war aus den wunderschönen Augen geworden! Wohl hatten sie noch ihre stahlblaue Farbe, aber durch die vollen Wangen erschienen sie kleiner und schauten nicht mehr feurig, sondern gleichgültig in die Welt.

Luz hatte die forschenden Blicke Eritas ebenso bemerkt wie ihre Schweigsamkeit. „Du findest mich wohl verändert, was?“ fragte er, und als sie nur stumm, aber vielsagend nickte, setzte er mit einem kurzen Auflachen hinzu: „Ja, Herzchen, die Zeiten der wehenden Locken und des himmelblauen Idealismus sind vorüber.“

„Aber du spielst doch noch die jugendlichen Helden und Liebhaber?“

„Na, sei so gut! Was sollte ich denn sonst spielen? Findest du mich vielleicht schon zu alt dazu?“

„Zu alt nicht, aber zu —“, sie kämpfte mit einer Verlegenheit.

„Zu dick! Sag's geradheraus, Mädchen!“ ermunterte Helene und stellte das Kaffeegeschirr zusammen.

Luz mußte lachen. Gönnerhaft tätschelte er ihr die rosige Wange und sagte: „Das wird so kommen, kleines Zummchen. Aber die Oper soll dich entschädigen.“ Und als sie darauf nur traurig mit dem Kopfe schüttelte, fragte er wirklich gerührt: „Wie, kann sie das nicht? So gern möchtest du mich, nur mich spielen sehen? Das ist lieb von dir, Kleinschen. Zur Belohnung werde ich nun ganz allein für dich spielen. Paß auf, du wirst es spüren. Aber nun komm, laß dir unser Reich zeigen. Es ist nur klein, aber uns anspruchlosen Leuten genügt es.“ Er schob seine Hand durch Eritas Arm und geleitete sie in sein Arbeitszimmer. Ein befreiender Atemzug hob ihre Brust. Ja, hier hatte man doch das Gefühl, bei einem Künstler zu sein! Mächtige Lorbeerkränze mit prachtvollen Schleifen an den Wänden, dazwischen die Bilder, Büsten und Totenmasken berühmter Dichter und Bühnenkünstler. Unter einer riesigen Phönixpalme eine Ruhebett mit kostbarem Wärenfell. Im Erker der schräggestellte Diplomatschreibtisch

mit elegantem Gerät und zahlreichen Bildern in schönen Rahmen. Ein Bücherstapel mit der nicht großen, aber schön gebundenen Bibliothek. Das alles wirkte vornehm und künstlerisch, nur machte das Zimmer einen unbewohnten Eindruck.

„Welch herrliche Pflanzen!“ rief Erta aus, bewundernd vor einer großen Fächerpalme stehen bleibend.

„Alles Geschenke von Gönnerinnen und Verehrern,“ erklärte Luz stolz, um aber gleich hinzuzusetzen: „Weniger poetische wären mir lieber. Sie nehmen unheimlich viel Platz weg, sind die schlimmsten Staubansammler und machen eine Heidenarbeit, und dann muß man ihretwegen das Zimmer heizen.“

Die andern Räume boten wieder das seltsame Gemisch von ererbtem Altväterhausrat und modernen Ergänzungsstücken. Die sehr große Küche erinnerte in ihrer Einrichtung an die Wohnküche kleiner Leute und erweckte in Erta den Verdacht, daß sie in der Hauptsache wohl der Schauplatz des Familienlebens des Ehepaars sei. Lange lag Erta an diesem Abend noch wach in dem schmalen Bett und ließ die Ereignisse des Tages an sich vorübergehen. Und da wollte sie so etwas wie Heimweh beschleichen nach dem harmonischen, vornehmen Elternhause, der feinsinnigen Mutter und — dem Freunde mit den besorgten Augen, den sie so oft einen „Schulmeister“ gescholten, wenn er ihre Vorliebe für Künstler nicht im selben Maße teilte. O, wenn der einen Blick hier herein tun könnte, in dieses Gemisch von Künstler- und Kleinbürgertum! — In den nächsten Tagen machte Luz Erta mit den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt bekannt. — Stolz schritt Erta an Luzens Seite durch die Straßen. Er hatte sich sorgfältig gekleidet; überall grüßte man ihn achtungsvoll, und die Damen schauten sich viel nach ihm um. Das machte großen Eindruck auf Erta, nur ärgerte sie seine Gleichgültigkeit, mit der er alle diese Zeichen einer erhöhten Aufmerksamkeit hinnahm. Auf eine Bemerkung ihrerseits meinte er lachend: „Du kleines Mädel! Das ist mir doch so gleich, ob sich diese Leute nach mir umbrehen oder nicht. Wenn sie ihre Teilnahme nicht greifbarer beweisen wollen, mögen sie es bleiben lassen.“

„Greifbarer? Wie meinst du das?“

Er führte das fragend zu ihm aufsehende Mädchen an die Auslage eines Juwelierladens. „Da, schau, welch reizende und kostbare Säckelchen! Glaubst du nicht, daß die viel nachdrücklicher eine Teilnahme bekunden dürften als Briefe, Blide, Palmen und anderes Grünzeug?“

„Zigeuner!“ fuhr es Erta durch den Kopf. Eine peinliche Erinnerung an ein Gespräch mit Doktor Herbst wurde in ihr lebendig. Sie hatte sich behauptet, daß alle Künstler Idealisten seien, worauf er sie in seiner kurzen, spöttischen Weise allesamt Zigeuner schalt und in beleidigender Weise die Handbewegung des Heischens machte. —

Auch das Studium seiner Rollen, das Luz in der Küche oder im Wohnzimmer, bald auf und abgehend, bald sich auf dem Sofa räkelnd ausführte, enttäuschte sie sehr. Er ging durchaus nicht mit

Begeisterung an seine Rollen, empfand sie nur als Last und machte öde Wiße darüber. Mit gespannten Erwartungen sah Erta der Auf-führung von Romeo und Julia entgegen. Schon nachmittags kam der bewußte Dämpfer. Sie trat unvermutet in die Küche und fand ihren Gelben vor einem am Fenster angehängten Spiegel eifrig damit beschäftigt, sich das Haar frisch aufzufärben. Als sie wie zur Salzsäule erstarrt in der Tür stehen blieb, wollte er sich totlachen über ihr Entsetzen und sang ihr dann den Rest des Nachmittags den Reim vor: „Und mein Stamm sind jene Asra, welche färben, wenn sie lieben!“

Auf der Bühne übte er dann aber doch noch den alten Zauber auf sie aus und sie mußte sich immer wieder fragen, ob dieser sich natürlich gebende, feurige Romeo jener abgestumpfte, fette Luz von daheim war. Er hatte auch recht behalten: er sah gut und, wenigstens in der Gestalt, nicht bid aus. Nur die feisten Wangen waren nicht weg-zuschminnen gewesen.

Während der großen Pause wurde sie unabsichtlich Zeuge eines Gesprächs über ihn, das zwei Herren, anscheinend Vertreter der Presse, führten. Darous ging hervor, daß er auf Wiedereinstellung nach Ablauf seines Vertrages kaum zu rechnen habe, wenn er nicht ins Fach der Charakterdarsteller und Seldenväter überginge. Und was Erta bei diesem Gespräch am tiefsten traf, war, daß man an seinem Können in diesen Fächern, die denn doch etwas mehr Tiefe und gründlichere Vorbildung verlangten, zweifelte. Wie geschlagen schlich sie zu ihrem Plage, um den ganzen Abend keinen Genuß mehr von seinem Spiel zu haben. Auch nachher im Kaffeehaus, wo Helene ihrer wartete, blieb sie schweigsam und verstimmt. Es gab auch wieder Enttäuschungen aller Art. So erregte ihre Frage, ob sich die Kollegen nach den Vorstellungen nicht im Kaffeehaus trafen und gemütlich miteinander verkehrten, teils höhnisches Lachen, teils heftige Abwehr. Man habe sich schon auf den Proben über und dankte Gott, wenn man sich



Deutscher Soldat kauft sich bei einer Händlerin im türkischen Viertel zu Üstüb Kastanien. Phot. N. Grohs

später nicht mehr zu sehen brauche. — Es verging kein Tag, an dem Erta nicht einen Wahn eingebüßt

hätte. Den ganzen häßlichen Theaterlatz mit seinen Mänten, seinem Haß, Reid und seiner niedrigen Verleumdung lernte sie durch die Berichte Luzens kennen. Helene spannte schon immer auf seine Heimkehr aus den Proben, denn das Leben hinter den Kulissen war ihr tausendmal reizvoller, als der Künstlerberuf ihres Gatten und seine Erfolge beim Publikum. Nur die klingenden Erfolge wußten beide zu schätzen, und so war ihnen auch die mitunter aufstauende Sorge der fraglichen Wiederverneuerung des Vertrages nur deshalb quälend, weil das sorglose Dasein dadurch bedroht wurde, nicht, weil Luz an künstlerischem Ruf einbüßen würde oder vielleicht gar der Kunst entzogen müßte.

Wetkommen fragte sich Erta dann jedesmal, wie schwer und wie wenig ideal das Leben an einer Provinzbühne sein müsse, wenn hier an dieser angesehenen Hofbühne schon so viel Schattenseiten zu finden waren. Immer mehr erkannte sie, auf welch tönernen Füßen der Altar, zu dem sie andachtsvoll aufgesehen, geruht, und, daß e

...Götzenbilder und keine hehren Götter waren, die sie geliebt und verehrt hatte. Den Mut und die Lust, den Vetter zu bitten, ihre Verehrung zu prüfen, hatten ihr diese Enttäuschungen längst geraubt. Kein Wort kam davon über ihre Lippen. Als die vierzehn Tage um waren und sie an die Heimreise denken mußte, waren ihre Ideale völlig zusammen gebrochen. Am letzten Abend noch bereitete ihr der Vetter eine arge Enttäuschung. Er hatte einmal durchblicken lassen, daß er eine Blumenpende von ihr erwartet habe. So opferte sie denn ihr letztes Taschengeld für einen schönen Kranz mit blauer Schleife und beauftragte den Blumenhändler, ihn pünktlich nach dem zweiten Akt der Hermannschlacht ihrem Vetter überreichen zu lassen. Vor Aufregung fiebernd saß sie auf ihrem Stuhl und wartete auf den großen

Augenblick. Aber bei den vielen Verwandlungen dieses Stüdes fand ein hervorragender Mißschluß nicht statt, und so blieb auch der Kranz aus. Man hatte ihn dem Künstler im Umkleideraum überreicht; und aus dem lähnen Dank, der ihr später wurde, konnte sie so recht erkennen, daß ihr Opfer wertlos war, weil es nicht vor den Augen der Öffentlichkeit gesendet wurde. Das war der Tropfen, der das Maß ihrer Enttäuschung und Ernüchterung zum Überfließen brachte. Bitterlich weinend brachte sie die letzte Nacht in M... zu und fuhr am andern Tage mit bettelarm gewordenem Herzen heim. Nach wenigen Wochen flog Luß Erdmann die Anzeige von der Verzeigung des Dr. med. Hans Herbst mit Erla Schönberg ins Haus. Die Radikalur hatte ihre Wirkung getan.



Seldgraue Schmiede und Schlosserei in einem Eisenbahnwagen des Ostens. Phot. E. Venninghoven.



Seldgraue Schreinerwerkstatt in einem Eisenbahnwagen im Osten. Phot. E. Venninghoven.



Feldwache in dem alten, verfallenen türkischen Gebirgswachtthaus Dastowo.

Kilophot G. m. b. H.



Auf dem Marsche nach Prozzenje über verschneite Gebirgswege.

Kilophot G. m. b. H.

# Schloß Sanssouci.

Von Grete Raffé.

Wir hatten es Schloß Sanssouci genannt, das graue Schloßchen auf einem Hügel der Champagne, weil es einesteils in Bau und Anlage dem Lieblingschloß Friedrichs des Großen etwas ähnelte und andernteils, weil es, ein wunderbarer, glücklicher Anblick, ganz unversehrt und unbeschädigt in einer ringsum verwüsten Gegend so friedlich inmitten reizender Waldungen lag und uns nach dem entbehrungsvollen Leben in den Schützengräben mit seinem ländlichen Dasein wie ein kleines Paradies erschien.

So genossen wir denn in vollen Zügen die kurze Raft.

Baroness Lucile war nicht schön. Dazu waren ihre Glieder zu edel und das Gesicht zu sommersprossig. Und doch ging von ihr ein pikanter Reiz aus, dem auch ich, wenn ich zwanzig Jahre jünger gewesen, vielleicht erlegen wäre wie der junge Femelden, der in Wertbestimmung getriert, wenigstens solange, bis wir eine Beugung erreicht, von der aus man kein Türmchen mehr von Schloß Sanssouci erblicken konnte, oder wie der ehrliche, gutmütige von der Lae, der kampfhaft aber vergeblich bemüht war, zu verbergen, daß sein Herz von Luciles Reiz ganz eingenommen war.



Auf Eseln reitende Mönche im Wardargebiet (Mazedonien) kehren in ihr Kloster zurück.

Phot. N. Semzede.

Das alte Ehepaar, Baron und Baronin de Quinque, war von vornehmer Höflichkeit als Gastgeber, wenn auch die Trauer und der Gram in ihren blassen Mienen von dem Schmerz sprachen, den sie litten um ihr unglückliches Vaterland.

Pferde und Wagen im Stall, eine gutgeschulte Dienerschaft waren zu unserer Verfügung. Raffige Hunde, edle Weine, eine gewählte Bücherei, die mehr mit Liebhaberfreude als Gelehrtenverständnis zusammengetragene Sammlungen des Barons sorgten für Zerstreuung, und Baroness Lucile brachte uns die Atmosphäre von Reiz, Weiblichkeit und Pikanterie nahe, in der erst viele Männer aufzuleben und gefellig und vergnügt zu werden beginnen. So richtete denn auch die launenhafte Lucile, als sie mit ihren weißen Bindspielen auf der Terrasse erschien, in unserer kleinen Gruppe Verwirrung und in diesem oder jenem Herzen ein Feuerchen an, das, wenn es auch nur ein Strohofer war, doch mit seinem schönen Schein und seinem Prasseln die Tage unseres Daseins im Schloßchen Sanssouci angenehm belebte.

Keiner hätte zu sagen vermocht, worin der Zauber bestand, mit dem die kleine Lucile die Männer zu fesseln vermochte, und doch ging er unzweifelhaft von ihr aus und war auch, wie ein aufmerksamer Beobachter an dem spöttischen und überlegenen Zuden ihres Mundes, wenn sie eine Guldigung entgegennahm, bemerken konnte, in allen seinen Wirkungen bereits von ihr erprobt.

So sah man denn auf Wegen und Stegen zwischen der hohen Reitergestalt des jungen, schmalen Femelden und der nicht minder hohen des breitschulterigen, stattlichen von der Lae das Renneffigürchen der temperamentvollen Lucile, die Reitgerte in der Hand, mit der sie den Sand des Weges aufwirbelte oder spielerisch in Gras oder Blätter hineinschlug, das rasselnde Anabendköpfchen auf dem mageren Fälschen lebhaft bald nach rechts, bald nach links gewandt, auf dem diden, braunroten Haar ein grüner Filz, der sie zum Entzünden kleidete, und bald hier, bald da vernahm man den hellen Klang ihrer ohne Pause dahinstürzenden Rede, der sich anhörte wie das Klopfen des Spechtes

im Walde oder das Rintpint eines Spatenschnabels, der an eine Fenster Scheibe pocht.

Mir war es sonst nicht angenehm, Offiziere meines Regiments in einen Flirt mit den graziösen Bewohnerinnen des Landes verstrickt zu sehen, von denen ich wohl der einen oder andern zutraute, daß sie fähig wäre, bei Nacht am Feind — um das Wort der Hebräischen Mariamne zu gebrauchen — „die Skagentat der Judith zu wiederholen“. Aber die kleinen Hände der Lucile waren keine Mörderinnenhände. So ließ ich denn die beiden jungen Reden gewähren. Wußte ich doch, dies bißchen Verliebtheit, das sie durchwühlte, ging im Ernst nicht tief, würde im Dienst verwehen, wie das Parfüm in den Kleidern verweht, wenn frischer, starker Wind sie umbraust. Warum sollte ich ihnen, die schon monatelang so tapfer und heldenhaft auf ihrem entbehrungsreichen Posten in diesem furchtbarsten aller Kriege ausgeharrt, die Zerstreuung nicht gönnen? Kein Herz würde dabei einen Sprung fürs Leben bekommen, nicht das meiner jungen Leutnants und auch nicht das der rotbraunhaarigen Baronesse, die das Spiel mit Feuer allen Anzeichen nach gewohnt war und es mit großer Meisterhaft betrieb.

Im übrigen erwartete ich täglich den Befehl zum Aufbruch.

Also ward eine etwa schon entsetzende Gefahr bereits im Keime erstickt. Nur kurze Frist noch, und Schloßchen Sanssouci lag hinter uns wie ein Traum, der ausgeträumt.

So kam der letzte Tag unseres Aufenthalts. Am Nachmittag saßen wir noch, Zigaretten rauchend, vereint mit unseren Wirten auf der Terrasse. Baronesse Lucile, die sonst immer nur im Reittleid oder Sportanzug umhergegangen war, trug ein Gesellschaftsleid von kraßem Grün und Schmutz an Hals und Armen. Aber trotz des Festkleides und der kofetten Schuhe wirkte sie mit ihrer Zigarette zwischen den Fingern und dem in den Sessel gelehnten leden Bubenköpfchen doch wieder wie ein Gassenjunge, der am liebsten Grimassen schneiden und hinaus in die Freiheit stürmen möchte, um auf die Bäume zu klettern und mit der Flinte Kleinwild niederzuknallen.

Und da — indes ich durch die Glastüren des Zimmers, vor dem wir saßen, bemerkte, wie der Zeiger auf der Empire-Uhr die V auf dem Zifferblatt berührte — erschien der Flieger wieder über dem Schloßchen, den ich während unseres Aufenthaltes an jedem Nachmittag zu dieser Zeit hatte erscheinen sehen. Zuerst hatte ich geglaubt — denn ich hatte gleich erkannt, daß es ein französischer Flieger war —

sein Besuch gälte uns und hätte den Zued, Bomben auf uns herabzuwerfen. Aber nichts geschah. Er kam heran, senkte sich niedriger, umflog das Schloß in bald engen, bald weiteren Kreisen, stieg wieder empor und verschwand im Blauen.

Was ich schon geahnt, ward mir heute klar. Nicht uns, sondern Lucile suchte sein spähenes Auge. Zwischen ihnen bestand ein Geheimnis. Darin bestärkte mich der Blick, mit dem die Augen Luciles dem Sinken und Gleiten und Umherirren des Flugzeugs gefolgt waren. Es war ein Blick voll Hohn, Verachtung, Triumph und Trost, es war der Blick des Weibes, das gleichgültig über das Herz ihr zu Füßen hinwegschreitet, dessen Liebe ihr lästig geworden ist. Sie blieb ganz still und unbewegt. Mich aber durchrieselte ein Schauer. Der Flieger dort oben erschien mir wie ein großer, unheilbringender Raubvogel, der in unruhigen Stößen seine Beute umkreist. Aber schließlich — was kümmerte mich Lucile! Möchte sie allein mit ihren Liebhabern fertig werden. Manns oder vielmehr Weibs genug war sie dazu.

Wir aber ritten davon, und die anfänglich sentimentalen und sehnsuchtsvollen Mienen meines jungen Femelden und von der Lae wurden immer klarer und gleichmütiger, je mehr hinter uns Schloß Sanssouci in die Ferne rückte. Wieder näherten wir uns den wohlbekanntem Stätten, wo der anstrengende Stellungskrieg täglich von uns eiserne Nerven, unerschöpfliche Geduld und Kaltblütigkeit forderte.

Der Dienst verlangte wieder sein Recht, und mit dem Augenblick waren meine prächtigen Kerle, wie ich es nicht anders von ihnen erwartet hatte, geheilt von allen Liebestorheiten, waren ernst, sachlich, gesammelt und angepannt.

Mich aber führte der Weg einige Wochen später doch noch einmal am Schloßchen Sanssouci vorüber.

Doch ich machte nicht halt, sondern ritt eilends davon, denn da, wo es gestanden hatte, war nichts als ein Trümmerhaufen. Ich hätte ja hinunter ins Dorf reiten können, um zu erfahren, was hier in Wahrheit geschehen war, vor allem, ob der wirklich ritterliche Baron und die zarte Frau, ob unsere Lucile mit dem Leben davongekommen waren. Aber ich scheute mich vor den Einzelheiten. Mir träumte es so: auf Schloß Sanssouci waren Feuer und Pech, die ein Adler, es in unruhigen Flügen umkreisend, aus seinen Fängen niederregnen ließ, herabgegangen, um eine Ungetreue, die die Liebe verachtete, unter seinen Trümmern zu begraben.



Luise Dumont,

die bedeutende Schauspielerin und Direktorin des Düsseldorfer Schauspielhauses beging ihren 50. Geburtstag. Phot. Becker & Maag.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 11.

Düsseldorf, 11. März

1916.



Exzellenz v. Schröder, der den Orden Pour le Mérite erhielt. Neben ihm der frühere Stellvertreter des Chefs des Admiralstabes Behnke.

Phot. M. Grobs.

# Hannes, der Träumer, im Krieg.

Skizze von Hans Ratonel.

„Gib acht auf dich, Hannes,“ sagte Frau Eichinger, schludte tapfer die Tränen herunter und drückte ihren Zungen an sich. Nein, noch war es nicht Zeit zu weinen, man mußte die Sinne beisammenhalten: hundertlei schoß ihr durch den Kopf, ob der Junge auch nichts vergessen habe, und zum zehntenmal überdachte sie all die Gegenstände, die sie eigenhändig in seinem Tornister verstaute hatte. Noch einmal überflog sie mit einem kurzen, prüfenden Blick den großen Jungen mit dem zarten, bartlosen Kindergesicht. Soldatisch sah er eigentlich gar nicht aus, ihr Hannes. Wie er jetzt so daßand, verlegen an seinen Brillengläsern rückte und verträumt lächelte, war es Frau Eichinger einfach undenkbar, wie sich ihr Junge ohne sie zurechtfinden werde. „Hannes, gib acht auf dich, mein Junge, und sei nicht zerstreut,“ ihre Lippen zuckten, und da kamen auch schon die Tränen gestürzt.

„Sei nur ohne Sorge, liebe Mutter,“ sagte Hannes, nahm ihren Kopf zwischen die Hände, drückte ihr drei Küsse auf, sagte noch „Leb wohl, Mutter,“ drehte sich auf dem Saden um und war fort.

Nun durfte Frau Eichinger weinen nach Herzenslust, jetzt war sie allein und brauchte nicht mehr für ihren verträumten Jungen zu denken und sorgen; ganz zwecklos kam sich Frau Eichinger vor.

Hannes aber sah schon in einem vollgepropten Eisenbahnwagen, hatte sich ganz behaglich in eine Ecke zurechtgedrückt und träumte mit offenen Augen lächelnd vor sich hin. Das rhythmische Nähergeklappern, die Tabakswolken und der schallende Gesang störten ihn nicht im geringsten, im Gegenteil, sie waren ihm der Hintergrund, von dem sich seine Träume um so schöner abhoben.

So träumte Hannes, während ihn der Zug der Schlacht entgegenführte. Er träumte noch einmal seine ganze Kindheit.

Einer nach dem andern waren die Kameraden auf Hannes aufmerksam geworden. Sie stießen einander an und blickten gleichfalls auf die Wagenbede. Aber sie fanden bald heraus, daß es die Wagenbede nicht sein konnte, die den Blick ihres Kameraden so anhaltend fesselte, und sie fühlten, daß sie ihn nicht stören durften. Aber einer nahm sich endlich doch ein Herz, zwipfte Hannes leise am Armel und fragte ihn, was es denn da oben so schönes zu sehen gäbe. Und Hannes rückte verlegen lächelnd an seinen runden Brillengläsern und wurde rot wie ein Kind, das man bei einem Unrecht ertappt.

In diesem Augenblick hatten sie ihn alle gern. So fuhr Hannes in die Schlacht.

Wenn ihr aber glaubt, daß Hannes anders wurde, als die ersten Schrapnell's heulend um ihn einschlugen, seid ihr im Irrtum. Er blickte verträumt in die kleinen, weißen Wölkchen, die über dem Schützengraben zerplatzten, sah mit einem nachdenklichen Blick auf die Stelle, an der einige Schritte von ihm eine Granate barst, und fand es nicht einmal der Mühe wert, sich schützend zu Boden zu werfen.

Seine Unerfahrenheit und Verträumtheit machte die Runde in der Kompagnie, im Bataillon, im Regiment. Die Kompagnie bemutterte ihn, und mehr als einmal riß ihn sein Nebenmann schimpfend zurück, wenn Hannes gar zu unvorsichtig seinen Kopf über die Grabenböschung hervorstreckte; ja, eines Tages hörte er (und konnte es sich nicht erklären, woher sie das hatten) die lieben, guten alten Worte:

„Hannes, gib acht auf dich!“ — und: „Hannes, gib acht auf dich!“ klang es ihm lachend bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit entgegen.

Inzwischen gestalteten sich die Kämpfe in diesem zerklüfteten Abschnitt der Vogesen immer schwieriger und, was das Schmerzlichste war, immer verlustreicher. Die feindliche Artillerie hatte sich das unübersichtliche Gelände äußerst geschickt zunutze zu machen gewußt.

Besonders der vorgeschobene Graben, in dem Hannes lag, war seit einigen Tagen unaufhörlich einem verheerenden Flankfeuer ausgesetzt. Die französische Batterie lag so vorzüglich gedeckt, daß alle Versuche, ihre Lage auszuforschen, ergebnislos blieben. Hannes preßte die Zähne aufeinander, um nicht laut aufzuweinen, wenn er seine Kameraden stöhnend niederstürzen sah, von den fürchterlichen Geschossen zerrissen, deren Hagel man hilflos über sich ergehen lassen mußte.

Auch auf die zweite Linie, in die sich die Feldgrauen aus dem völlig zerstörtem ersten Graben zurückziehen mußten, hatte sich die französische Batterie bald eingeschossen.

Die Erwartung, daß auch dieser Graben über kurz oder lang unfehlbar vom Schrapnellfeuer gedeckt sein werde, machte die Nerven der Stärksten erbeben.

Hannes trat vor den Leutnant, stand stramm und sagte in ruhigstem Ton: „Herr Leutnant, möchte ergebenst bitten, die verheerendste Batterie da oben auszulundstücken zu dürfen.“ Man merkte es ihm nicht im geringsten an, wie sein Herz pochte. Der Leutnant blickte auf:

„Donnertwetter, Gefreiter Eichinger, Sie wollten ... Sie verträumter Mensch —?“ Aber da brach er ab. Er hatte Hannes scharfer ins Auge gefaßt. War das Eichinger, der Volksguter, der Träumer, das Kompagnie-Hätschelkind? Wo waren die weichen, verträumten Augen, die immer so zerstreut vor sich hinstarrten? Dieser junge Mensch, der da vor ihm stand, blickte kühl und sachlich und fast hart, und aus den Brillengläsern funkelte das Feuer verhaltener Kraft, und die Züge — diese Züge waren fest, gestrafft von Energie, gereift von leidvollem Erleben. Nein, das war kein aufstammender, seines Unterfangens nicht bewußter jugendlicher Wagemut. Das war mehr, viel mehr.

Hier hatte der Krieg, hier hatte die Not, hier hatte das unendliche Menschenleid in seiner Blut eine Knabenseele zur Mannheit geschmiebelt.

Der Leutnant, von einem unerklärlichen, sichereren Gefühl, fast wie von einer Offenbarung durchdrungen, daß man diesem jungen Menschen etwas zutrauen könne, besprach sich mit dem Hauptmann, redete ihm zu; man nahm die Karten vor, überlegte und willigte schließlich ein, den Gefreiten Hannes Eichinger mit fünf Leuten zur Erkundung der verbedeten Artilleriestellung auszusenden.

Man versah Eichinger mit Karten, gab ihm genaue Anweisung, und kaum war es dunkel geworden, brach er mit seinen fünf Mann auf, um über einen weiten Bogen auf die Höhe zu gelangen, auf der, von Wald und Fels gedeckt, vermutlich die verderbliche Batterie lag.

„Gib acht auf dich, Hannes!“ rief ihnen eine leise Stimme nach als ihre Schatten bereits im Dunkel verschwunden waren. Und es klang wie ein fernes zitterndes Gebet durch die Nacht.

Es stürzte, tief hingen die Wolken herab; die pechschwarze Finsternis begünstigte das Vorgehen der Patrouille. Wenn die ungefähre Berechnung des Leutnants zuträfe, konnten sie nach Mitternacht die feindliche Artilleriestellung erreicht haben. Die Hauptsache war, die Richtung nicht zu verlieren. Mehr als einmal mußte sich Hannes mit Hilfe seiner elektrischen Taschenlampe zurechtfinden. Mühsam arbeiteten sie sich in dem wild geklüfteten Gelände vor. Laut pochten von der Anstrengung des Steigens die Herzen der sechs jungen Menschen; trotz der scharfen Luft waren ihre Stirnen heiß und feucht. Es wurde zwölf Uhr, sie stiegen und kletterten schweigend, mit leisem Tritt und angehaltenem Atem, der leuchtende Zeiger auf Hannes' Uhr zeigte eins — längst mußten sie die Höhe erreicht haben. Aber die feindliche Stellung blieb verborgen. Sollten sie die Richtung verloren haben? Heiß stieg Hannes bei diesem entsetzlichen Gedanken

alles Mut zu Kopf. Sie schritten jetzt über ein spärlich bewaldetes Hochplateau.

Hannes spähte mit aller Kraft in das Dunkel. Da — mit einem Ruck hielt er inne — lag nicht etwa fünfzig Meter entfernt der schattenhafte Umriß eines Wagens und noch eines, — drei, vier Wagen glaubte er im Dunkel zu erkennen. Er schlich ein wenig näher heran und erkannte, daß er eine Munitionskassette vor sich hatte. Also konnte die gesuchte Stellung nicht fern sein. Vermutlich lag sie irgendwo am Berghang eingebaut. Vorsichtig spähend schlichen sie jetzt längs des Plateaus dahin. Plötzlich pfiß Georg Valdentrog leise durch die Zähne.

Er wollte es, bei Stein und Bein beschwören, ein Lichtlein gesehen zu haben. Steil fiel hier der Abhang in die Tiefe. Hohes Buschwerk erschwerte sehr den Ausblick. Georg Valdentrog mußte die Stelle ganz genau bezeichnen, an der er das Licht gesehen hatte.

Auf Händen und Füßen über ein steil abfallendes, von Buschwerk überwachsenes Rinnsal kriechend, erreichte Hannes das Blochhaus. Ein feindlicher Posten lehnte regungslos an einem Baum und schien zu schlafen.

Sonst war keine Menschenseele zu erblicken. Jedenfalls weckte die Mannschaft im Innern des Blochhauses und schlief — so sicher fühlte sich die Stellung in ihrem Felsenest. Das Glück war Hannes günstig.

Er war am Ziel angelangt. Dicht über dem Dache des Blochhauses endete der schmale Pfad. Hannes entzündete dürres Reisig, zwängte es zwischen die Fugen der grub gefügten hinteren Wand, überzeugte sich, daß das Feuer, von heftigem Winde angefacht, längs der harzigen Balken weiterkraf, und entfernte sich rasch auf dem gleichen Weg, den er gekommen war.

Wenige Minuten waren verstrichen, da donnerte es vom Tal



„Deutschland, Deutschland über alles!“ — Ausmarsch zum Kampf.

Gemälde von Prof. Albertus Wirth.

„Hier war es,“ sagte er, „aber weiter unten, vielleicht so hundert- undfünfzig Meter.“

Und Georg Valdentrog hatte recht. Dicht an die Bergwand schmiegte sich ein Blochhaus an, und von Tannendickicht und überhängenden Felsen wundervoll gebedt standen die Geschütze und drohten in das Tal hinab.

Hannes überlegte. Wenn man nur den Kameraden unten ein Zeichen geben könnte. Er mußte versuchen, an das Blochhaus heranzukommen.

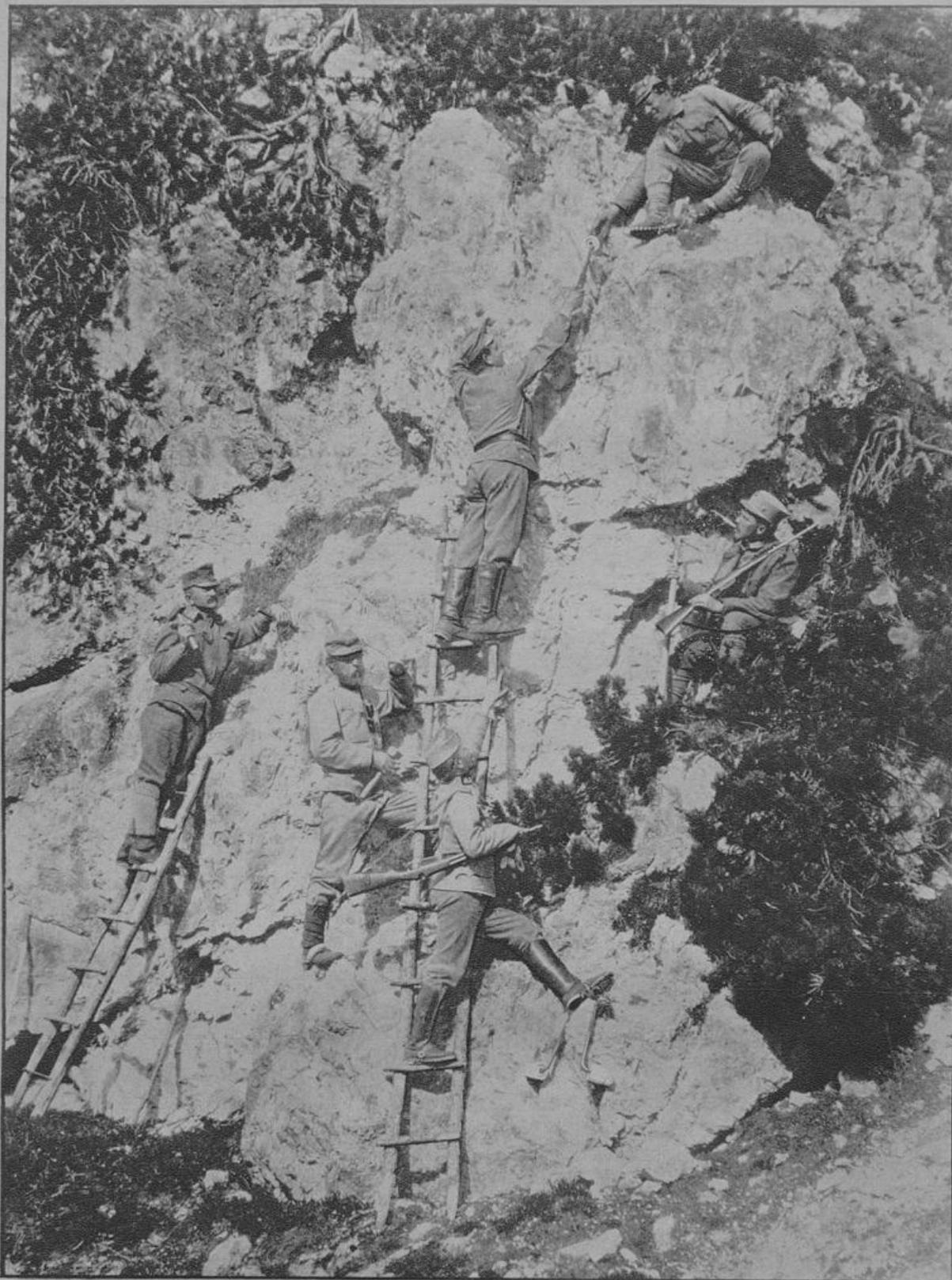
Gelang es ihm, was er vorhatte, das Blochhaus in Brand zu stecken, dann war das Werk vollbracht, und die Artillerie der Seinen konnte ihr Feuer sofort auf die Stellung richten.

Mißlang das Unternehmen, mochten seine Kameraden den Rückweg antreten und ihren Vorgesetzten die Lage der Geschützstellung, so gut als sie konnten, beschreiben; er selbst, das wußte er, war in diesem Fall verloren.

herauf, eine süße Musik für die sechs Patrouillengänger, und ein roter Schein fladerte gespenstisch über die Bergwand —

Der Hauptmann ließ Hannes Eichingers Hand, die er zwischen den feinen drückte, gar nicht los. „Mensch, Gefreiter Eichinger, wissen Sie überhaupt, was Sie getan haben? Die feindliche Artilleriestellung ist weggeputzt, und den französischen Graben haben wir jetzt gestürmt, wo wir von dem verheerendsten Artilleriefeuer nicht mehr überschüttet waren. Das verdanken wir Ihnen, Gefreiter Eichinger — wohl bald Unteroffizier Eichinger,“ sprach der Hauptmann mit Nachdruck — „und am Eisernen Kreuz soll es auch nicht fehlen, dafür werde ich sorgen.“

Und Hannes stand mit einem zerstreuten Lächeln da, rückte verlegen an seinen Brillengläsern und träumte, ein glückhaftes Leuchten in seinen Augen, von zu Hause, von seiner Mutter, und wie sie sich freuen wird, daß ihr Hannes etwas geworden ist, obwohl er doch gar nicht auf sich achtgegeben hat. —



Beritellung einer elektrischen Leitung an der Isonzofront durch österreicherisch-ungarische Truppen.

Kilophot W. m. & S.

# Das Telephon.

Von J. Kamp.

Einzig berechnigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Bert Sanders.

Pastor Söderberg saß in seinem Arbeitszimmer und sann über die Sonntagspredigt nach. Es waren da in der kleinen Stadt Dinge vorgekommen, die ihn veranlassen mußten, den Leuten eine tüchtige Kapuzinade zu halten. Aber es galt Vorsicht. Gern hätte er von dem Niedergang der Gesellschaft gesprochen und bei dieser Gelegenheit einige der ersten Gemeindeglieder getroffen. Doch schien es klüger, damit zu warten, bis das Kirchdach ausgebessert war und die Sonntagschule den notwendigen Kamin bekommen hatte. Das kostete allerdings nur insgesamt fünfhundert Kronen, jedoch in einer kleinen Gemeinde

„Mein lieber Per! Willst Du die Güte haben, mich nach Empfang dieses Briefes anzuklingeln? Ich brauche Deine Hilfe in einer Angelegenheit, die für mich von allergrößter Bedeutung ist. Ich bin zu sehr in Anspruch genommen, um Dir jetzt alles erklären zu können, hoffe jedoch um unserer alten Freundschaft willen, daß Du mich nicht im Stich lassen wirst. Inliegend findest Du im voraus ein kleines Honorar.“  
Dein S. Henderson.

P. S. Meine Telephonnummer ist 3428. Es wäre am besten mich um Punkt 11 Uhr in meinem Kontor anzuklingeln.“



Ruinen eines von den Italienern zerstörten Klosters am Isonzo.

Phot. N. G.

mit einem sparsamen Kirchenrat erschienen auch geringe Ausgaben oft unerschwinglich.

Wenn er jedoch über die Sittenlosigkeit predigte, war es nicht unmöglich, daß sich Oberst Sporre und Stadtrat Blad verlegt fühlten und dann die Kollekte ungeniert abwiesen. Er mußte schon von dem Wachsen des Gemeingeistes in der Kirchenleitung sprechen, damit die beiden Herren sicher für die erforderliche Summe stimmten. Pastor Söderberg empfand stark das Beschämende, daß sich ein Priester mit solchen Fragen quälte und sie mit seinem Gewissen in Einklang bringen mußte.

Er hatte sich beinahe für das Wachsen des Gemeingeistes entschlossen, als die Post kam. Neugierig öffnete er einen Brief, der den Stempel „Kopenhagen“ trug.

Er enthielt eine Nachricht in Maschinenschrift von Sven Henderson, dem Direktor einer dänischen landwirtschaftlichen Aktiengesellschaft. Sie lautete folgendermaßen:

Der liebe, alte Sven Henderson! Des Pastors Augen leuchteten vor Freuden in der Erinnerung an den früheren Studienossen. Worin konnte er, der arme Pfarver, diesem Glückskind wohl behilflich sein? Pastor Söderberg seufzte. Doch als er den Geldschein näher ansah, rieb er sich vor Erstaunen die Augen. War es möglich? Das war nicht etwa ein Zehnkronenschein! Nein, es war ein richtiger Scheck auf tausend Kronen! Per Söderberg stand auf, promenierte dreimal im Zimmer herum, guckte zum Fenster hinaus, kratzte sich in den Haaren und betrachtete von neuem den Scheck. Es waren immer noch tausend Kronen, nicht eine Ore weniger, und von Sven Henderson eigenhändig unterschrieben.

„Sieh mal an!“ ächzte der Pastor und wurde still. Trotz seiner sonstigen Beredsamkeit hätte er jetzt kein einziges Wort finden können, um seine Gefühle auszudrücken. Nun hatte er ja plötzlich Geld genug für Dach und Kamin, und das Beste von allem war die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit.



Überschwemmung bei Saint-Georges in Westflandern.



Überschwemmung bei Ramschapelle in Westflandern.

Wodurch aber konnte er so viel Geld verdienen? Was sollte er für Sven Henderzon tun, das tausend Kronen wert war? Gebuld bis um 11 Uhr!

„Liebes, gutes Fräulein, verbinden Sie mich doch so schnell wie möglich mit Kopenhagen, 3428,“ bat der Pastor pünktlich am Telephon. Es verging eine kleine Ewigkeit. Endlich hörte er Henderzons Stimme die er unter Tausenden wiedererkannt hätte.

„Bist du es, Sven?“ fragte er.

„Ja, wer ist dort?“ lautete die vorsichtige Gegenfrage.

„Hier Söderberg, Per Söderberg. Ich habe deinen Brief heute morgen bekommen und melde mich nun.“

„Schön! Bist du vormittags sehr beschäftigt?“

„Niemals so sehr, um dir nicht zu Diensten sein zu können,“ antwortete Per sehr ergeben.

„Du bist doch ein Prachtler! Ich wußte, daß ich mich auf dich verlassen kann.“

„Stets, Sven. — Doch nun sage mir, was ich tun soll.“

Der Draht vermittelte ein vergnügtes Lachen.

„Ja, siehst du, ich will mich verheiraten. Und du weißt, daß ich dir einst einen feierlichen Eid gab, daß kein anderer als du meinen Ehebund knüpfen darf.“

„Ich werde glücklich sein, es tun zu dürfen, alter Freund. Wann soll dieses Ereignis vor sich gehen?“

„Jetzt!“

„Jetzt? — Aber — wie kann ich —?“

„Ich wußte, daß du diese Frage stellen wirst,“ kam es unter Lachen durch den Hörer, „doch, da du nicht beschäftigt bist, hindert uns ja gar nichts.“

„Aber wie kann ich so im Augenblick nach Kopenhagen kommen, selbst wenn ich den nächsten Zug benütze?“ —

„Du brauchst durchaus keinen Zug zu benutzen. Bleibe nur, wo du bist.“

„Ah, ich verstehe, du kommst hierher!“

„Nein, dazu habe ich keine Zeit. Ich will, daß du uns mit Hilfe des Telephons trauest.“

Aber diese außergewöhnliche Idee verlor der Pastor die Fassung und zugleich den Hörer. Es dauerte eine ganze Weile, bis er beides wieder fand.

„Durchs Telephon?“ wiederholte er. „Das ist mir etwas ganz Neues. Ich muß allerdings sagen, daß es für dich charakteristisch ist. Ist die Braut bei dir im Kontor?“

„Nein, leider nicht. Sie ist in Berlin.“

„Was? In Berlin?“ schrie der Pastor.

„Ihre Nummer ist Steinplatz 8696, Fräulein Elin Vossou — du erinnerst dich wohl? Sie war auf unserm letzten Studentenball in Lund, und ich stellte sie dir vor.“

„Ja, ich erinnere mich ihrer sehr wohl. Gratuliere! Aber um Gottes willen, liegt denn eine Notwendigkeit für diese außergewöhnliche Art vor?“

„Gewiß. Ich bin nämlich plötzlich in wichtigen geschäftlichen Angelegenheiten nach China berufen worden und reise heute nachmittag um halb 3 Uhr ab. Ich habe keine Zeit, in Berlin zu bleiben, um mich dort trauen zu lassen, und ich habe Elin versprochen, nicht ohne sie zu reisen.

Deswegen haben wir diese telephonische Trauung arrangiert. Sogleich nach der Zeremonie begeben wir uns auf den Weg und nehme Elin in Berlin in Empfang. Das ist unser Komplot.“

Pastor Söderberg strich sich über die üppige Mähne. Er wußte ja, daß er in einer Zeit der fortgeschrittensten Nüchternheit lebte, doch einen Fortschritt wie diesen hätte er sich nicht träumen lassen. Was konnte nun noch kommen?

„Aber, lieber Sven,“ protestierte er, „ich weiß nicht, wie ich mit Kopenhagen und Berlin zugleich verbunden sein kann.“

„Habe ich alles schon erledigt. Ich habe für 12 Uhr eine Verbindung zu dreien bestellt. Wenn du um diese Zeit angerufen wirst, hast du nichts weiter zu tun, als per Telephon die Trauformel zu verlesen und die notwendigen Fragen an uns zu stellen, die wir ohne Zögern beantworten werden, und damit ist die Sache fertig. Es gibt sonst nur einen Ausweg — aber du wirst es doch

wohl nicht auf dein Gewissen nehmen, uns ungetraut reisen zu lassen? Sage ja, alter Freund, und mache uns glücklich!“

Armer Söderberg! Was konnte er anders tun als nachgeben? Es war wohl ein außergewöhnlicher Fall, jedoch, die beiden waren mündig und unbescholten, es handelte sich auch nicht um eine inhaltsleere Sensation, also weshalb sollte er sich weigern?

„Ich will es tun, Sven,“ antwortete er, „doch laß mich nie mehr davon hören.“

„Bravo! Punkt zwölf also! Du bist eine redliche Haut, Per.“

Mit Glodenschlag zwölf wurde bei Pastor Söderberg angeläutet.

„Zwei Gespräche sind für Sie angemeldet, Herr Pastor,“ sagte das Fräulein, „eins aus Kopenhagen und eins aus Berlin. Welches wünschen Sie zuerst?“



Behagliches Quartier in einem Schlosse auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Kriegsberichterstatler in ihrem Heim beim Kartenstudium.

„hm — hm — ich möchte am liebsten beide zugleich haben; wenn es geht. Es handelt sich um — hm — hm — eine Konferenz zu dreien.“ Der Pastor sprach etwas unsicher.

„Gewiß geht das.“

„Bist du da, Sven?“ fragte eine weiche Frauenstimme, die der Pastor sofort wiedererkannte.

„Nein, hier Pastor Söderberg.“

„Ich freue mich, Ihnen wieder zu begegnen, Herr Pastor. Ich glaube nicht, daß Sie sich meiner noch erinnern. Ich bin Elin Boffson,“ kam es aus Berlin.

„Hallo! Hallo!“ Das war Kopenhagen.

„Söderberg, bist du's?“

„Ja, ich bin hier.“

„Ich bin auch hier,“ sagte Berlin.

„Da wir alle versammelt sind, können wir wohl beginnen. Nun losgefuehrt, Söderberg. Es tut nichts, wenn du dich etwas beeilst. Ich habe noch nicht gepakt, meine Zeit ist kostbar.“

Der Pastor begann. Er las den üblichen Text der Trauformel und kam bis: Vor Gott dem Allwissenden und den — hm — hm — hier Anwesenden frage ich dich, Sven Henderfon, ob du Elin Boffson zur Ehefrau haben und sie lieben willst in Leid und Freud.“

„Ich will,“ telephonierte Sven Henderfon mit einer Wärme, daß die Drähte bebten.

„Willst du, Elin Boffson?“ fragte Söderberg von neuem. „Willst du Sven Henderfon zum —“ — „Ja!“

„Und zum Wahrzeichen gebe ich dir diesen Ring,“ fuhr der Pastor fort. „Abgesehen, Sven, hast du den Ring?“

„Nein, sie hat ihn. Hallo, Elin, hast du den Ring?“

„Ja, Liebster, hier ist er,“ antwortete sie.

„Strecken Sie ihn bitte auf den Ringfinger,“ sagte der Trauende.

„Wir müssen den Text etwas ändern, Sven. Wir können sagen: je n e r Ring anstatt die s e r Ring.“

„Soll geschehen,“ stimmte Henderfon bei, „und als Wahrzeichen gebe ich dir jenen Ring.“

Die Trauung wurde nun ohne Unterbrechung zu Ende geführt, und Pastor Per Söderberg erklärte, daß Sven Henderfon in Kopenhagen und Elin Boffson in Berlin nun eins seien. „Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden. Amen. — Ich gratuliere!“ telephonierte der Pastor mit einem Seufzer der Erleichterung.

Allgemeines Abklingseln und dreifache Freude. —

Am nächsten Tage aber hielt Pastor Söderberg erst eine donnernde Predigt über die Verkommenheit der Gesellschaft, und dann richtete er eine warme Bitte an die Anwesenden, doch die Mittel für das Kirchdach und den Kamin in der Sonntagsschule zusammenzubringen. Jedem das Seine, dachte er und verfezte in seiner Predigt jedem einen tüchtigen Hieb.

Seine Ausführungen waren von durchschlagendem Erfolg. Am andern Nachmittag erhielt er zwei Briefe. Der Oberst schrieb:

„Mein lieber Pastor! Sie können mir die Rechnung schicken für die Ausbesserung unseres Kirchendaches und für den Kamin in der Sonntagsschule. Daß Sie dem alten Blad in Ihrer vor trefflichen Predigt so gründlich den Kopf gewaschen haben, ist mehr als das Doppelte wert.“

Mit größter Hochachtung

Karl G. Sporre.“

Der zweite Brief kam vom Stadtrat und enthielt fünfshunder Kronen. Er lautete:

„Mein bester Pastor! Wenn Inliegendes für die in Frage stehenden Zwecke nicht genügt, so entnehmen Sie das Fehlende auf meine Rechnung. Ich bin jederzeit bereit, einem Manne zu helfen, der den Mut hat, solch eine Predigt zu halten wie Ihre heutige. Sie war großartig, und ich muß lachen, wenn ich daran denke, was Sporre sagen wird, sobald er dahinter kommt, daß sie ihm galt. Ihr T. Blad.“



Russen vor der Kantine ihres Gefangenelagers in Deutschland.

Phot. Max Dreblow.

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 12.

Düsseldorf, 18. März

1916.



Zar Ferdinand von Bulgarien im deutschen Hauptquartier:  
Kaiser Wilhelm und Zar Ferdinand nach der Parade.

Phot. M. Siedel,  
Verlag der ZPG.

# Brautschau.

Humoreske von Reinhold Drtmann.

**S**ich war siebenundzwanzig Jahre alt geworden und hatte eben das Glück gehabt, eine sehr wohlhabende Tante zu beerben. Während sich bis dahin eigentlich kein Mensch um meine Herzensangelegenheiten und um mein künftiges Lebensglück gekümmert hatte, tauchten jetzt plötzlich von allen Seiten liebevolle Seelen auf, die mir durchaus dazu verhelfen wollten, an der Seite eines reizenden, jungen Weibchens einer der beneidenswertesten Sterblichen zu werden. Ich gestehe, daß ich selber dazu nicht übel Lust verspürte und bei der mir leider angeborenen Schüchternheit und Unbeholfenheit in der Tat wenig Hoffnung hegte, durch eigene Unternehmungslust an das lockende Ziel zu gelangen. Mein bisheriges Leben war nicht danach angetan gewesen, einen Salonlöwen und Herzensstürmer aus mir zu machen. All mein Bestreben war darauf gerichtet, jedem nur etwas Angenehmes zu sagen, und von dem schönen Geschlecht, das ich noch so gut wie gar nicht kannte, hatte ich die denkbar höchste Meinung.

Unter solchen Umständen war ich begreiflicherweise sehr geneigt, einer der erwähnten liebevollen Seelen die Mühe der ersten Auswahl zu überlassen, und ich fühlte mich einem Berliner Vetter dritten Grades auf das innigste verpflichtet, als er mir eines Tages brieflich mitteilte, es sei ihm durch den glücklichsten Zufall von der Welt gelungen, gerade das Richtige für mich zu finden. Es handelte sich um die achtzehnjährige Ed. wester eines Geschäftsfreundes, ein bezauberndes junges Mädchen mit einer geradezu erdrückenden Fülle von Vorzügen, nach Anlage und Erziehung wie für mich geschaffen. Auf eine große Mitgift zwar dürfe ich nicht rechnen, aber ich sei ja in der glücklichen Lage, um des edlen Kernes willen auf die goldene Schale zu verzichten. Die Familie lebe in den angenehmsten Verhältnissen. Er habe in meinem Interesse schon ein wenig sondiert und glaube mir eine freundliche Aufnahme versprechen zu dürfen, obwohl man begreiflicherweise sehr wählerisch sei und nicht etwa daran denke, ein so seltenes Kleinod dem ersten besten anzuvertrauen.

Man kann sich denken, wie mir auf eine solche Silberbergung hin der Mund wässerte. Es wurden noch ein paar weitere Briefe gewechselt; dann fuhr ich zur Brautschau nach Berlin. Die Präliminarien waren in der Weise geregelt worden, daß ich zunächst eine „zufällige“ Begegnung mit dem Bruder meiner Zukünftigen haben und dann von ihm zu einem Mittagessen eingeladen werden sollte, bei dem dann auch Fräulein Verda mit ihrer Mama erscheinen würde.

„Alles übrige,“ sagte mir mein liebevoller Vetter, „wird dann ganz von deiner Geschicklichkeit abhängen, dich bei der jungen Dame wie bei ihren Angehörigen in das günstigste Licht zu setzen.“

Ich erwiderte etwas bellommen, daß ich zu meiner Geschicklichkeit in diesen Dingen nicht eben allzu großes Vertrauen hätte; aber er beruhigte mich lächelnd.

„Ein paar Artigkeiten, namentlich für die Damen, wirst du doch wohl aufbringen können. Und um ihnen für geistreich und unterhaltend zu gelten, hast du schließlich nichts weiter nötig, als hier und da eine boshafte Bemerkung über andere zu machen. Das ist unter Umständen noch wirksamer als eine Schmeichelei.“

Das Rezept wollte mir zwar nicht über die Maßen gefallen, aber ich hatte ein so schrankenloses Vertrauen zu der Weltgewandtheit und Menschenkenntnis meines Vetters, daß ich mir doch vornahm, wenigstens im Notfall davon nach besten Kräften Gebrauch zu machen. Die zufällige Begegnung mit dem Geschäftsfreunde, einem sehr angenehmen und eleganten Herrn Roggenbaum, fand wie verabredet in einer Weinstube statt, nahm einen durchaus erfreulichen Verlauf und endete damit, daß er mich bat, am nächsten Mittag einen Löffel Suppe bei ihm zu essen. Leider war mein Vetter durch unvermutete geschäftliche Abmachungen verhindert, mich zu begleiten, und er konnte

mir nicht einmal den ersten Abend widmen. Aber er hatte die Liebenswürdigkeit gehabt, mir ein Billett für die Oper zu besorgen, und da ich durch derartige künstlerische Genüsse noch nicht allzusehr verwöhnt war, unterhielt ich mich ausgezeichnet — abgesehen von einigen kleinen Verdrießlichkeiten, die meine Nachbarschaft mir bereitete.

Die Einladung für den nächsten Mittag lautete auf drei Uhr. Weil man mich aber in meiner Kindheit strenge zur Pünktlichkeit erzogen hatte, hielt ich es für besser, schon eine Viertelstunde früher zur Stelle zu sein. Das Dienstmädchen empfing mich mit einem — wie mir scheinen wollte — etwas verwunderten Gesicht und führte mich in den sehr hübsch eingerichteten Salon mit dem Bemerkten, die Herrschaften würden ebenfalls gleich kommen. Nichtsdestoweniger blieb ich volle fünfzehn Minuten allein, und als dann endlich Herr Roggenbaum in tadellosem Gesellschaftsanzuge erschien, erschöpfte er sich in Entschuldigungen, daß seine Gattin, durch Hausfrauenspflichten in Anspruch genommen, sich bei der Toilette etwas verspätet habe.

„Außerdem,“ fügte er mit einem kleinen Lächeln hinzu, „hatten wir Sie ja auch, offen gestanden, so früh nicht erwartet.“

„Mein Gott,“ sagte ich erschrocken, „ich hatte mich also verfehrt, als ich glaubte, auf drei Uhr eingeladen zu sein?“

„Nein, durchaus nicht. Aber man pflegt in Berlin immer erst eine Stunde später zu erscheinen, als man eingeladen ist. Aber das macht ja nichts. Meine Frau fand es sogar sehr nett, daß Sie es so eilig hatten.“

Zehn Minuten später erschien Frau Roggenbaum, eine recht hübsche Dame von ungefähr fünfundsiebenzig Jahren. Sie lächelte mich äußerst liebenswürdig an und gab ihrer Freude, mich kennen zu lernen, den lebhaftesten Ausdruck. Solange sie sich nur nach mir und meinen Lebensgewohnheiten erkundigte, unterhielt wir uns sehr gut. Dann aber kam das Gespräch etwas ins Stocken, und ich sagte mir, daß es wohl an der Zeit sei, von etwas anderem zu reden.

„Sie sprechen einen so allerliebsten Dialekt, gnädige Frau,“ sagte ich, „wahrscheinlich sind Sie aus Frankfurt am Main?“

„Nein,“ lächelte sie, „meine Wiege stand in Bruchsal.“

„Ah,“ machte ich interessiert. „Ich lernte auch mal einen Herrn aus Bruchsal kennen — ein ulliges altes Haus. Er hielt sich drei Tage in unserer Stadt auf, und ich habe nie einen Menschen gesehen, der soviel trinken konnte. Wie ein Loh, kann ich Ihnen sagen. Und von den Tollheiten, die er sonst anstellte, kann man in Damengesellschaften gar nicht reden. Nachher hörte ich, daß der arme Kerl zu Hause einen wahren Drachen von einer Tochter habe, die ihn sehr kurz halte und ihm das Haus zur Hölle mache. Darum schlug er dann auf der Reise so über die Stränge. Vielleicht haben ihn gnädige Frau gekannt. Er hieß Bröckelmann, und seine Tochter führte, wenn ich mich recht besinne, den schönen Namen Jmgard. Jmgard Bröckelmann — sehr drollig, nicht wahr?“

Ich lachte aus Leibesträften; Herr Roggenbaum aber sagte mich am Arm und sagte hastig: „Darf ich Ihnen vielleicht etwas zeigen? Ich habe da im Nebenzimmer ein paar hübsche Bilder.“

Sobald wir aus dem Salon heraus waren, raunte er mir zu: „Was Sie da von dem guten Bröckelmann erzählt haben, hat vollkommen seine Richtigkeit; aber es ist vielleicht besser, das Thema nicht weiter zu berühren. Es ist nämlich mein Schwiegervater, und seine Tochter Jmgard ist meine liebe Frau.“

Ich hatte den sehnlichen Wunsch, daß der Boden sich unter meinen Füßen aufthun und mich verschlingen möge. Da er es aber nicht tat, und da doch etwas geschehen mußte, um das Unglück wieder gut zu machen, eilte ich spornreichs in den Salon zurück und trat mit erheuchelter Unbefangenheit auf die etwas fäurlich dreinschauende Frau Roggenbaum zu:

„Erlauben Sie mir eine kleine Nichtigstellung, gnädige Frau. Ich habe ein so elendes Namensgedächtnis. Der Herr, von dem ich eben erzählte, hieß natürlich nicht Bröckelmann, sondern Huber, und seine Tochter führte den Taufnamen Theresie. Ich weiß gar nicht, wie mir die Verwechslung passieren konnte.“

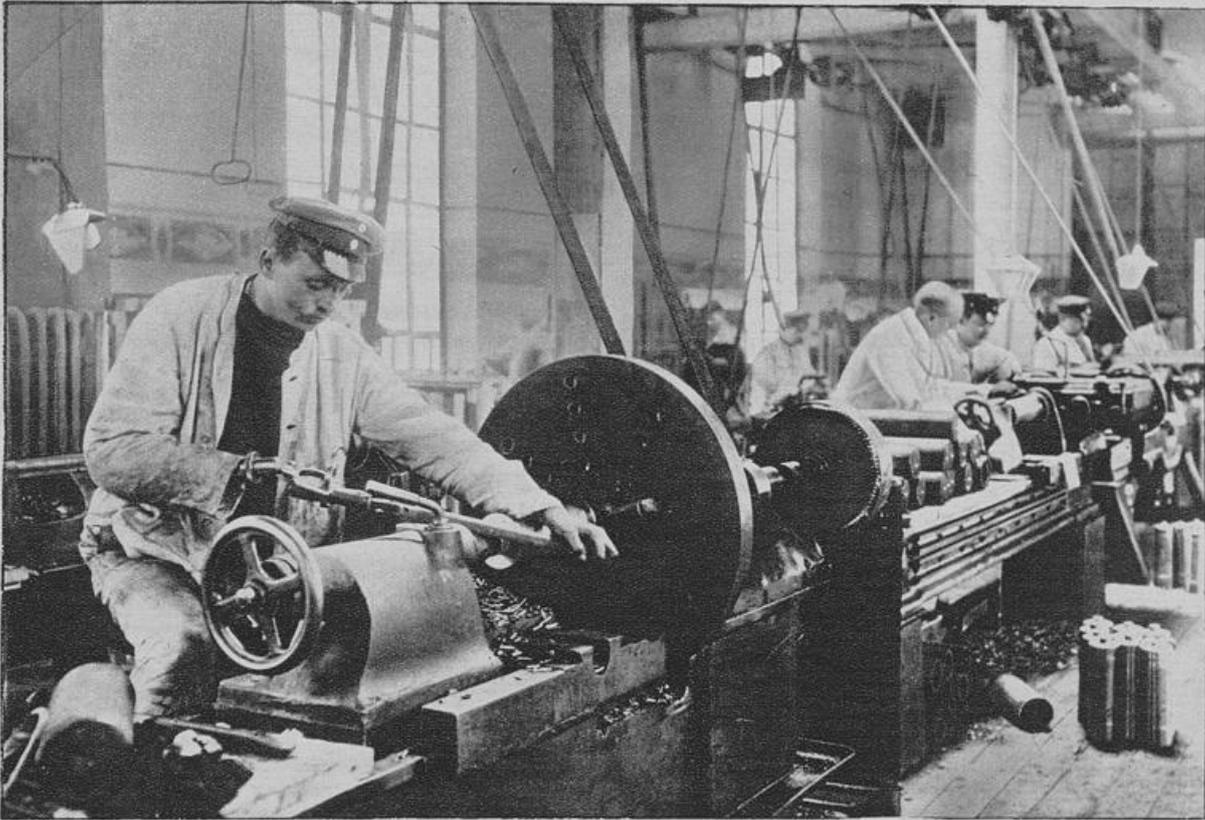
„Nun, es freut mich jedenfalls, daß es eine Verwechslung war,“ erwiderte die Dame. „Abgesehen — um von etwas anderem zu reden — hat mein Mann Ihnen das Porträt meiner Schwester gezeigt?“

„Nein. Aber es würde mich außerordentlich interessieren.“

Das Porträt wurde herbeigeholt und versetzte mich in einen wahren Rausch des Entzückens. So lieb und unschuldsvoll hatte ich mir meine Zukünftige selbst in den ausschweifendsten Träumen nicht vorzustellen gewagt.

Hälfte des künstlerischen Genusses gebracht. Und ich mußte im stillen den Unglücklichen bedauern, dem es mal beschieden sein wird, diese früh verdorbene Modepuppe zur Frau zu kriegen. Ich für meine Person hätte sie übrigens schon wegen der Mutter nicht genommen, der sie sicherlich mal sehr ähnlich werden wird. Eine solche Schwiegermama — brt! — Ein Scheusal, sage ich Ihnen!“

Gemäß dem Rezept meines liebevollen Vatters hätte ich sicherlich noch eine Menge weiterer Bosheiten losgelassen; aber in diesem Augenblick öffnete sich die Tür, Herr Roggenbaum rief: „Ah da sind ja endlich, die liebe Mama und unsere kleine Gerda!“ Und ich erhob mich, um die Damen zu begrüßen. Aber im nächsten Augenblick wurde es mir schwarz vor den Augen. Die liebe Mama und die kleine Gerda waren ja meine Nachbarinnen von gestern in leibhaftiger



In der Dreherei der Lazarettwerkstätten zu Bochum: Ein Kriegsverletzter bei der Herstellung von 10-cm-Granaten mittels Prothese  
Phot. Berl. Ill. Ges.

„Das ist ein junges Mädchen, wie ich mir immer gewünscht habe, eines kennen zu lernen. Diese süßen, ahnungslosen Augen — dieser liebevollende, linderhafte Mund — und diese einfache Schneckenfrisur! Nichts Gemachtes und Geziertes — keine unangenehme Fröhreife — keine Koletterie und Gefallsucht! — Bezaubernd — wirklich bezaubernd! Jetzt kann ich Ihnen ja offen gestehen, daß mich der gestrige Abend ein bißchen ängstlich gemacht hatte. Ich war nämlich in der Oper — mein Vetter hatte mir ein Billett besorgt — und da hatte ich das Mißgeschick, neben einer jungen Dame zu sitzen, wie sie ja wohl hier in Berlin die Regel bildet. Sie erinnerte sogar in ihrem Aussehen ein bißchen an Ihre holbe Schwägerin, gnädige Frau. Doch Welch ein Unterschied! Aufgedonnert und zurechtgemacht, daß ich immer ein Bedürfnis fühlte, ihr die bide Schminke von den Wangen zu wischen. Und dieses Augenpiel — diese Geziertheit in jedem Wort, das sie mit ihrer Begleiterin wechselte! Der Argz über dies Geschöpf hat mich um die

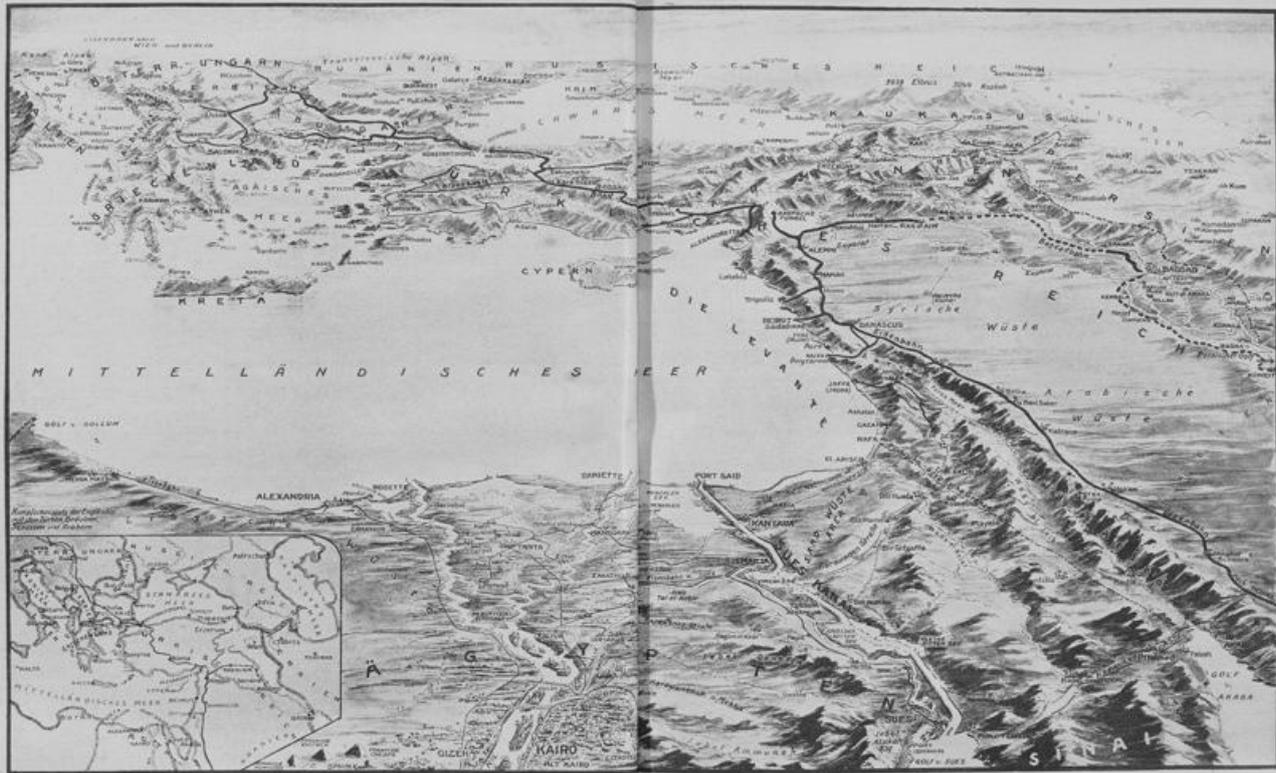
Person, und zu allem Überflusse mußte die Matrone auch noch sagen:

„Ach wie reizend! Sind Sie nicht der Herr, der gestern in der Oper neben uns gesessen hat?“

„Nein, durchaus nicht,“ flötete ich, „das muß ein Irrtum sein — eine Verwechslung — ich habe ein so schlechtes Gedächtnis — das heißt — ich meine — Herrgott, da fällt mir eben ein, daß ich ja eigentlich eine andere Verabredung hatte — etwas ungeheuer Wichtiges. Es handelt sich um zehntausend — nein, um fünfzigtausend Mark. Sie müssen mich wirklich entschuldigen, meine Herrschaften — es tut mir sehr leid — aber vielleicht ein andermal — wenn ich wieder nach Berlin komme — —“

Herr und Frau Roggenbaum machten keinen Versuch, mich zu halten, und der Hausherr verzichtete sogar darauf, mich hinaus zu begleiten.

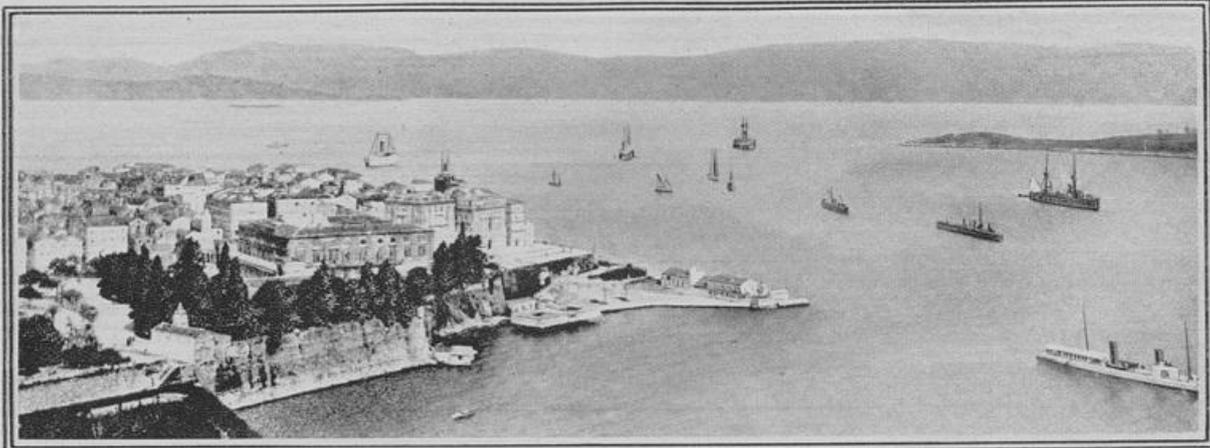
Eine Stunde später saß ich auf der Bahn. Und dies war die erste und die letzte Brautschau meines Lebens.



**Überfichtskarte über das Türkische Reich mit Nachbarländern, die Bagdadbahn und deren Anflußstrecken auf dem Balkan.**

Die Karte veranschaulicht die wichtigste strategische und wirtschaftliche Bedeutung der Bagdadbahn für die Mittelmächte und ihre Verbündeten. Der Weg der neuen „Balkanbahn“ ist von Belgrad aus durch Serbien und Mazedonien bis Konstantinopel zu verfolgen. Gleichzeitig ist ersichtlich, weshalb eine Unterbrechung Serbiens seitens des Dreibundes von den Mächten aus vordringlich war, da Bahnverbindungen durch Albanien mit dem Reich völlig isoliert. Die Bagdadbahn nimmt ihren Weg von Konstantinopel durch Kleinasien und erreicht, nachdem sie die Halbinsel der Mesopotamien erreicht hat, am Golf von Bagdad ihre größte Ausdehnung an das Meer.

Ein Blick, nach der Durchsicht durch den besprochenen Hauptabschnitt, soll sich die Vorkontrolle: Der eine Schienenweg läuft an der Küste entlang, aber immer in einer den feindlichen Schiffsverfügungen unerschütterlichen Entfernung von ihr, über Damaskus nach Medina und ist von großer strategischer Bedeutung für Ägypten; der andere Zweig, zum Teil noch unvollendet, von Sin el Sin bis Damaskus, reicht heute bis Bagdad und ist im Falle der Kontrolle des Hafens (am Persischen Golf). Die Karte gibt gleichzeitig einen guten Überblick über die Lage in Mesopotamien, am Zweifelsfall und an der ebenfalls bedrohten Hochwasser Ägyptens, wo die Engländer bereits zahlreiche Gefechte mit Serben und Arabern zu befechten hatten.



Der Hafen von Korfu mit der albanischen Küste im Hintergrunde.

Korfu, die nördlichste der Ionischen Inseln, das alte Corcyra, liegt am Eingang vom Ionischen in das Adriatische Meer, der Küste Albaniens vorgelagert. Die Insel hat reichen Öl- und Weinbau; die gleichnamige Hauptstadt zählt etwa 30 000 Einwohner. Kaiserin Elisabeth von Österreich erbaute auf Korfu das Schloß Achilleion, das vor einigen Jahren in den Besitz des Deutschen Kaisers überging und jetzt, nach der völkerrechtswidrigen Besetzung der Insel durch die Franzosen, als Hospital für die Reste des serbischen Heeres dienen muß.

## Die beiden Züge. Von Fritz Müller.

Als ich auf dem Berner Bahnhof zum Wagenfenster hinaussah, fing ich ein verwehtes Gespräch auf:

„Heute nacht sollen sie sich zum ersten Male kreuzen.“

„Ja, sie müssen jetzt schon in Konstanz und in Lyon abgefahren sein.“

„Dann werden sie zwischen Bern und Lausanne aneinander vorüberkommen — übrigens sollen ihnen die beiden Gesandten in Bern entgegengefahren sein.“

„Um, wie eigen muß das sein — hunderttausend Züge begegnen sich im Jahr, aber keine zwei mit solcher — solcher Fracht — ein Rasseln und ein eisender Husch, ein Lichtgestimmer, ein erkerbend Rollen —“

„Stellen Sie sich einmal vor, sie kämen draußen nicht aneinander vorbei.“

„Sondern?“

„Sondern blieben beieinander stehen —“ . Arrr, zog unser Zug an. Die Sprechenden auf dem Bahnsteig ebden von meinem Wagenfenster rückwärts und versanken. Aber ihr Gespräch flog meinem Zuge nach.

In mein Abteil war es schnell hereingeschlüpft. Mir gegenüber saß es auf dem Eckplatz und schaute mich mit dunklen Augen an: „Was bin ich — was bedeute ich — wer begegnet sich in dieser Nacht — he du, sag an!“

Da schlug ich das Abendblatt auf. Aus den letzten Telegrammen sprang es mir entgegen:

„Zwischen Deutschland und Frankreich ist wegen des Austauschtes selbstdienstuntauglicher Kriegsgefangener ein Abkommen getroffen worden. Die Züge mit den Ausgetauschten werden durch die Schweiz fahren —“

Weiter kam ich nicht. Eine helle Knabenstimme schlug mir das Zeitungsblatt aus der Hand:

„Mutter, Mutter, schau mal, schau doch!“

„Was ist, mein Junge?“

„Die Berge, Mutter, die Berge!“ Die Knabenhand zeigte in die beginnende Abenddämmerung hinaus. Seiner Mutter Augen zog es mit. Auch die meinigen. Dort drüben zog das Hochgebirge herauf. Die Berner Alpen neigten sich vorn schlafengehen. „Gute Nacht,“ sagte der Mönch. „Auf morgen wieder,“ sagte der Eiger. „Schlaf

gut“, sagte die Jungfrau und zog die weiße Schneedecke hoch über ihre ewigen Schultern. Tiefser Friede senkte sich herab.

Aber da war es plötzlich, daß die weiße Schneedecke rot anlief, zart erst, dann dunkler, dunkler. — Die Lippen der fremden Frau hatten sich unbewußt vorgehoben. So wölbte sich der U-Laut in dem Worte Blut. Aber hörbar ward das Wort nicht. Nur stumm hatten es die Lippen geformt. Dann schlossen sie sich wieder. Die Augen sprachen weiter. Dual sprach daraus. Jetzt erst sah ich, daß die Frau Trauer hatte.

Und ich hatte einen jener hell-sichtigen Augenblicke, wo man alles weiß, ohne zu fragen. Wo ich wußte, daß der Liebste dieser Frau im Krieg gefallen war, und daß es sie im tiefsten Schmerz hinaustrieb in die Weite, irgend wohin zu Freunden, Verwandten, zum Vergessen.

Aber solchen Dingen kann man nicht entfliehen. Vom Schwarz im Flachland flieht man ins Gebirge, und schon hocht der Gram auf allen Gipfeln, grau und grämlich.

„Die Blut ist auf den Eiger übergesprungen,“ sagte ich. Die schwarze Frau nickte. Das Kind schaute mich zutraulich an. Und dann sahen wir alle, wie der wunderbare Alpenpurpur auch dem Mönch in seine weißen Marmor-schlafen schoß. Es war von einer schmerzüberwindenden, unwirklichen Schönheit. Träumt man, wacht man?

Die Nacht kam. In unserm Abteil woben sich stille Gespräche, Gespräche mit langen Zwischenräumen. Unregelmäßig flog der Rede dunkle Blumen in den Teppich unserer Rede.

Und doch war unser Sinn voll davon. An ihm redeten wir vorbei. Dafür regierte er in den Pausen und knüpfte stumme dunkle Blumen in den Teppich unserer Rede.

Das Kind war eingeschlafen. Ich schaute auf die Uhr. Mitternacht vorbei.

Die schwarze Frau lehnte ihren Kopf hintenüber, um dem Schlaf ins volle Angesicht zu sehen. Ich wollte es auch tun, da hielt der Zug.

Es war eine kleine Station. Im Fahrplan ging der gedruckte Zugtrieb ohne Unterbrechung durch. Dennoch hielt der Zug und hielt. Worte draußen:

„Es hilft alles nichts — eine Stunde wird es wohl dauern, bis die Weiche wiederhergestellt ist.“

„Das wäre für diesen Zug nicht schlimm, aber bedenken Sie die beiden Austauschzüge, die heute zum erstenmal...“

Wir stiegen aus. Wir gingen über verregnete Gleise. Trübselig glitzerten die Schienen im Scheine der paar Stationslampen. Wir saßen schlaftrunken auf den dünnen Stühlen des kleinen Wartesaales. Es war kalt.

Trotzdem war die fremde Frau auf ihrem Stuhl eingenickt. Ihres Kindes Köpflein lag in ihrem Schoß. Ich versuchte die Abendzeitung zu lesen. Irgendwas. „Zwischen Deutschland und Frankreich ist wegen des Austausches...“ stand es wieder da. Ja, ja, das hatte ich schon gelesen. Ich wendete das Blatt einmal, zweimal, ließ es sinken, nahm es wieder auf. „Zwischen Deutschland und Frankreich ist wegen des Austausches...“ Schon gut, schon gut, ich will was anderes lesen. Hastig blätterte ich, faltete ich, schlug wieder auf: „Zwischen Deutschland und Frankreich ist wegen des Austausches...“

Zum Donner, war das Blatt verhezt? Aber da erkannte ich, daß ich beinahe eingeschlafen war, daß ich das Blatt gar nicht las, daß es umgekehrt war: das Blatt las mich... wegen des Austausches selbstdienstuntauglicher Kriegsgefangener ein Abkommen getroffen worden. Die Austauschzüge werden durch die Schweiz...  
Draußen wurde ein fernes Rollen hörbar. Aufgeregte Stimmen schollen durcheinander. Ich schaute schnell auf die Frau und ihr Kind. Sie schliefen. Leise ging ich hinaus.

Ein Zug war eingefahren. Seine Sirenenlichter zitterten noch ein wenig über dem Kies, dann standen sie still wie angenagelt. Die Maschine fauchte mit unterdrückter Ungeduld in die Bergnacht hinein. Menschenhände streckten sich prüfend aus den Wagen ins Freie. Ja, der Regen hatte aufgehört.

Von der Ortschaft her kamen flüsternde Frauen mit Kammern und Körbchen. Was wollten sie? Rote Kreuze schimmerten von weißen Armbinden.

„Danke, Mademoiselle, Sie sind — Sie sind —“

„Recht so, ich habe wahrhaftig Hunger, herzlichen Dank —“  
Dunkle Käppi in den Fensterrahmen. Flatternde Mäntel auf den Wagentreppen.

„Ah, hier ist Aufenthalt — — ja, ja, es dauert!“

Ein Mantel wehte bei mir vorüber. Er hing locker über einer Schulter, die andere Schulter war unbedeckt. Ich suchte nach dem Arm. Der fehlte.

Hinter ihm stampfte ein anderer über den Kies. So ungleich waren diese Dritte. Jetzt fiel ein Lichtstreif auf das eine Bein. Wo war das andere? Es kam nicht. Nur ein Steden stelte nach und eine Krücke:

„O Monsieur, dieser Aufenthalt ist ein Unglück — nun dauert's noch eine Stunde länger bis heim —“

„O Monsieur, Frankreich, mein Frankreich!“

Auf einmal fröhliche Stimmen, Lachen dazwischen:

„O Monsieur, wie sind wir glücklich — nicht wahr, für uns ist der Krieg zu Ende —“

Aus einem Fenster schaute ein Mann. Der Nachtwind kühlte seine Stirne. Licht fiel darauf. Ein Mädchen vom Roten Kreuz hob eine Teetasse hinauf. Aha, es war ihr zu hoch. Rasch trat ich hinzu, nahm die Tasse, hob sie wortlos höher. Aber der Mann nahm sie nicht. Um Gottes willen, er hatte doch nicht seine beiden Arme verloren? Nein, nein, beide lagen sie auf der Fensterbrüstung.

Noch höher hob ich meine Tasse. Der Mann rührte sich nicht. Unbeweglich blieb sein Gesicht. Jetzt sah ich es dicht über mir. In zwei erloschene Augenhöhlen sah ich. Der Mann war blind. Die Tasse ließ ich fallen. Der Tee siderte in den Kies. Die Nacht trank ihn.

Von den Schienen drüben klang Hämmern und bohrendes Geräusch. Ein Mann kam quer herübergestungen zum Stationsvorstand: „In zehn Minuten ist alles fertig —“

Auf einmal wieder ein Rollen aus der andern Richtung. Rufende Stimmen, Richterschwenken: „Der andere Zug kommt,



Deutsche Torpedoboote im Angriff auf hoher See.

der andere Zug!" — „Ja, ja, drüben halten lassen — die Frauen vom Roten Kreuz sollen auch hinübergehen.“ —

Zögernd kam der Zug auf dem Laufanner Gleise herangepusht. Jetzt hielt er. Kaum fünfzig Meter schräg vom ersten Zug entfernt. Die beiden Lokomotiven konnten sich sehen. Ihre Lichter an der Stirnseite glöhen durch die Dunkelheit: „Wer bist du?“ — „Und du, wer bist denn du, was willst du hier?“ Die eisernen Zungen leuchten. Wenn sie sich aufeinander stürzten? Aber sie standen auf verschiedenen Gleisen. Nie würden sie sich treffen, nie.

Und dann sah ich dunkle Ketten zwischen den Augen der Lokomotiven hängen. Und wie ich näher kam, waren es Girlanden. Beim Eintritt ins neutrale Land hatten schweizerische Hände sie so bekränzt.

Auch aus dem zweiten Zug quoll es langsam heraus. Mit den Frauen ging ich hinüber. Die Becher mit dampfendem Tee wanderten entlang.

„Danke schön, Fräulein, danke schön.“

„Wenn's nur gut tut — bald seid ihr wieder daheim.“

„Daheim, o daheim!“

„Und ihr in eurem Land habt keinen Krieg, Fräulein? Wie ist das nur, ich kann's mir nicht mehr denken.“

Die Gespräche wurden lebhafter.

Von den Trittbrettern stelzten Einbeimige, Einarmige. Es bildeten sich Gruppen.

„Fräulein, würden Sie mir die Teekanne einen Augenblick anvertrauen — für die drinnen, wissen Sie, ich bin gleich wieder da.“ —

Am Bahnsteig stand ich auf den Zehenspitzen und sah, wie er, aus der Kanne schenkend, im Wageninnern entlang ging. Hängebetten konnte ich unterscheiden. Liegende Köpfe sah ich, wachende Augen.

Eine Decke kam mir so sonderbar kurzgewidelt vor. Darunter hatte doch kein ausgestreckter Körper Platz? Es durchzuckte mich: da lag einer ohne beide Füße. Ein Menschenstumpf, gereizt und vernarbt, rollte der Heimat zu.

Vom andern Zuge schauten sie herüber: „Wer sind die da drüben?“ Und die gleiche Frage flog zurück: „Wer seid ihr da drüben?“ Näher kamen sie und näher. Jetzt trafen sie zusammen und erkannten sich: Ausgetauschte.

Stumm schauten sie sich an, die sich zerschossen hatten: „Wo habt ihr meinen Arm... wo ist mein Bein... wo ist mein Ohr... mein Auge?“ —

Aber es war kein Haß in diesen stillen Fragen, kein Entsetzen in den Mienen.

Was geschehen war, das waren Selbstverständlichkeiten, die aus diesem Kriege wuchsen wie Herbstzeitlosen auf der Wiese, die dem Winter zugeht und nach dem Winter einem neuen Frühling.

Deutsche Invaliden machten ein paar französische Worte, Franzosen stotterten gelehrte deutsche Broden: „Woher kommt ihr?“ —

Bersprungene Schlachtennamen aus den vergangenen Sommertagen klangen und gaben eine bunte Antwort aufs Woher. „Wohin geht ihr?“ — Nur eine Antwort, eine: „Der Heimat zu, der Heimat.“ —

Zwei Herren in Zivil schritten grußlos und gemessen aneinander vorbei, wendeten sich, schauten sich ins Auge, verneigten sich ernst.

„Die beiden Gesandten von Bern“, flüsterte ein Beamter neben mir.

Das Hämmern an der Weiche hatte aufgehört. Der Bahnhofsvorstand erschien unter der Tür. Er erhob den Arm. Von den Lokomotiven kam ein Pfeifen. Die Gruppen lösten sich, gingen zurück, über die Trittbretter humpelte es hinauf. Die Frauen vom Roten Kreuz winkten. Aus den Zügen winkte es wieder. Und wie jetzt die beiden Züge anzogen und langsam aneinander vorüberfuhren, setzte sich das Winken fort. Und es sah aus, als winkten sich die Aus-



Reiche Albanerinnen im Goldschmuck auf den Straßen Skutaris.

getauschten zu, mit den Armen, die noch übrig waren. —

Die roten Lampen am Ende der beiden Züge verschwammen, Deutschland zu, Frankreich zu, in der Ferne. Jemand neben mir sagte leise:

„Unser Zug geht auch gleich.“ Es war die schwarze Frau mit ihrem schlafenden Söhnchen im Arm.

„O Sie sahen — Sie haben alles gesehen?“ fragte ich erschrocken. Sie nickte still und schien nicht traurig.

Wir saßen wieder im rollenden Zuge, wach und sprachlos. Stunde verrann um Stunde. Der Morgen tippte leicht ans Fenster. Ich hatte das Gesicht gegen das Glas gedrückt und konnte ihn kommen sehen.

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 15

Düsseldorf, 25. März

1916.



**Zum Besuch des Kronprinzen Boris und des Prinzen Kyrill von Bulgarien  
an der Westfront.**

Vorn links: Prinz Kyrill; in der Mitte: General v. Einem, Erzfeldzeug; rechts: Kronprinz Boris.

Hofphot. Carl Eberth.

# Pfund Sterling, Hundredweight und Yard.

Von Fritz Huber.

**I**n der untersten Handelsklasse war wieder einmal England Trumpf. Von fünf Rechenstunden in der Woche gehörten zwei den Umrechnungen von Pfund Sterling, Hundredweight und Yard. Ein ganzes Jahr lang. Es war ein Jammer. Der Eichelberger Max hatte das Goethelied vom alten Harfner und dem Tränenbrot umgedichtet und in Pfund Sterling ungerechnet:

Wer nie sein Brot mit Sterlings aß,  
Wer nie die kummervollen Stunden  
Die Hundredweights und Quarters fraß,  
Wer nie aus Yard- und Inches-Wunden...

Selbst dem Rechenprofessor Schwenthammer war es einmal zuviel geworden. Den Finger hatte er an die gutmütige Nase gelegt und gesagt:

„Wenn man bedenkt, daß alle andern Länder mit dem einfachen Dezimalsystem in Münzen, Maßen und Gewichten rechnen, und daß ausgerechnet die Engländer das einzige Volk sind, die mit ihren Pfunden, Hundredweights und Yards ihre Extrawürste haben müssen, was uns ein Jahr lang wöchentlich zwei Extrarechenstunden kostet, die wir sonst ersparen könnten, wenn man das bedenkt, so möchte man — so möchte man —“

Hinter dem „möchte man“ hatte Professor Schwenthammer eine Pause gemacht, sich erinnert, daß er hier Professor war, den Finger von der gutmütigen Nase genommen und in einem falschen Tone ergänzt: „— so möchte man rein aus der Haut fahren.“

Der Klasse war es klar, nach ihrer Meinung, daß er eigentlich ganz was andres hatte sagen wollen. Nur wußten sie nicht gleich, was. Aber als im Sommer zwischen „so möchte man“ und der nächsten Englischrechnestunde der Weltkrieg ausbrach, da wußten sie's: „— so möchte man den Engländer wahrhaftig tüchtig auf ihre verflügten Hundredweight- und Sterlingsfinger hauen“, hatte der Herr Professor eigentlich sagen wollen.

„Nur um uns zu ärgern, haben sie das gemacht“, behauptete der Eichelberger Max, „wie können sie sonst auf die Blödigkeit, daß ein Pfund Sterling zwanzig Schilling und jeder Schilling wieder zwölf Pence hätte —“

„Ja, und das Hundredweight vier Quarter und jeder Quarter achtundzwanzig Pfund, ausgerechnet“, pflichtete ihm der Eiber Joseph empört bei.

„Ja, und jedes verdamnte Yard drei Fuß und jeder geeignete Fuß zwölf verfluchte Inches“, stieß der Sulzberger Martin zwischen den Zähnen hervor, der im Fluchen an der Klassenspiße stand.

„Kinder“, sagte der Mittelberger Schorsch väterlich, „das ist nicht einmal das Schlimmste, denn schließlich müssen sich die Engländer damit selber plagen. Nein, Kinder, die Gemeinheit liegt in der Umrechnung, die sie uns aufgehängt haben. Denkt mal, jeder Schilling gleich fünf hundertstel, jeder Penny viereinhundertstel tausendstel Pfund Sterling, ist das nicht eine Frechheit?“

„Ja, und jedes Hundredweight“, brauste der Eichelberger auf, „gleich fünfzig Komma acht Kilogramm, und jedes Troppfund dreihundertdreißig Komma zweihundertzweiundvierzig Gramm, ist das nicht greulich?“

„Greulich? Gemeinheit? Frechheit?“ wiederholte der Fluchkönig Sulzberger rhetorisch. „Nein, Kinder, ich will euch etwas sagen, das ist einfach eine Schweinerei!“

„Schweinerei oder nicht“, sagte der Bürger Franz sachlich, „wir müssen es nun einmala! lernen und sogar in der Oberklasse bei der Abschlußprüfung noch auswendig wissen; — am besten wäre es, es wüßte einer einen ordentlichen Vers, daß man sich's leichter merken kann, wie neulich bei den Sunda-Inseln.“

„Ja, ja“, brummte der Eiber Joseph Erinnerungsvoll.

„Java ntata,  
Sumatra ntata,  
Borneo und Celebes,  
Das sind die großen Inseln  
Im Ind'ischen Ozean.“

Ja, ja, das vergißt man wenigstens nie mehr, und wenn man hundert Jahre wird.“

„Im, in der Geographie geht's“, sagte der Eichelberger, „aber reim' einmal einer was auf Pfund Sterling oder auf dreihundertdreißig Komma zweihundertzweiundvierzig oder auf Hundredweight, Quarter und Pfund —“ — „Nu“, sagte der Bürger ruhig, „auf Pfund könnte man's mit Schund versuchen.“

„Ja“, fiel es jetzt auch dem Eiber ein, „und auf Quarter mit Ric Carter.“ Und siehe da, bis zur nächsten Rechenstunde hatten sie es beisammen:

Ein Hundredwöd —  
Wie blöd —  
Hat vier Quarter,  
Sagt Ric Carter,  
Und, und, und,  
Sagt ein gelber Hund,  
Hundertzwölf Pfund.

Man war schon halb versöhnt. Ganz so verrottet konnten die Engländer doch nicht sein, wenn sich ihre Gewichte immerhin in Reime gießen ließen. Nun wollte man's auf die nächste Stunde noch mit Yards und Inches versuchen. — Aber die nächste Stunde fiel aus. Der Professor Schwenthammer war eingetüdt, in den Krieg.

„Haha“, jubelten die Unterkläppler, „jetzt fällt das Englischrechnen überhaupt weg, mit dem ist's nun vorbei!“ Darin irten sie sich freilich. Denn in der übernächsten Rechenstunde schob sich der Fremdsprachenlehrer durch die Tür und sagte fast ein wenig verlegen: „Ich werde auswärts die Stunden des Herrn Kollegen Schwenthammer übernehmen — macht mir's nicht zu schwer — ich denke, wir werden miteinander auskommen.“

Die Unterklasse machte ein Gesicht, so lang wie ein Pfund-Sterling-Zeichen mit zwei Querstrichen durch den Bauch, und die V-Schlinge war ein aufgerissenes Auge. Aber immerhin, der Herr Professor Schmachtenberger war sonst durchaus kein Quälprofessor, also konnte man es vielleicht mit ihm versuchen. Besonders wenn inzwischen die nötigen Reime auf Yards und Inches gefunden waren, an denen die ganze Klasse seit acht Tagen arbeitete. Ebenso wie an dem Vers auf die Beziehung zwischen englischen Pfunden und deutschen Kilogrammen. Aber da hörte plötzlich jede Reimerei und jede Beziehung auf. England hatte auch den Krieg an Deutschland erklärt.

Der Eichelberger und der Sulzberger hatten das Telegramm auf dem Nachhauseweg gelesen. Der Eiber Joseph, der es noch nicht gelesen hatte, holte sie, vergnügt summend, ein:

„Ein Hundredwöd —  
Wie blöd —  
Hat vier Quarter,  
Sagt Ric Carter —“

Aber den Ric Carter ist er nie hinaus gekommen, weil er gleich dahinter elendiglich verhaun wurde. „Nichts mehr, was Englisch ist!“ war die zornige Lösung.

„O je“, spottete sie einer von der nächsthöheren Klasse aus, „o je, auf der Straß'n traut's euch halt, aber in der Klass' — o je!“

„Wir'st es scho' hör'n, mir trau'n uns in der Klass' aa“, sagte der Eichelberger stolz.

Das wurde eine denkwürdige Rechenstunde. Angefangen hatte sie wie alle andern: „Eiber“, hatte der Professor gesagt, „geh' einmal an die Tafel und schreibe an: dreihundertsechzehn Hundredweight

3 Quarter 21 Pfund Baumwolle zu 7 Pence das Pfund, die englische Währung umgerechnet zu zwanzig Komma einundfünfzig...

Folgsam hatte der Eiber die Ziffern an die Tafel gemalt, hatten es die andern in den Hefen mitgeschrieben. Aber eine merkwürdige Schwüle hing über den Bänken, und das Pfund-Sterling-Zeichen hatte der Eiber sonderbar verdreht an die Tafel gemalt: eine Langgestalt, die sich in Krämpfen wand, und die zwei Striche durch die Pfund-Sterlings-Brust hatte der Eiber mit einer leisen Andeutung fortgesetzt, daß sie aussahen wie zwei Bajonette.

„So,“ sagte der Professor, „jetzt wandle das Gewicht in Pfund um, Eiber.“ Des Eibers Kreide machte ein paar Fahrer in der Luft und sank. „Nun, Eiber, weißt du nicht mehr, ein Hundredweicht

„Seid ihr denn vernagelt? — Mittelberger, du bist im Englischrechnen der Erste — zeig' du es ihnen, hopp!“

Alle sahen jetzt auf Mittelberger. Würde er das Klassenversprechen halten? Er schwankte. Drohend sah ihn die Klasse an.

„Was ist denn, Mittelberger? — Warum bist du noch nicht an der Tafel?“

„Herr Professor —“ Erstaunt riß es den herum. Mit bösen Augen und verkniffenen Lippen sah die Klasse da.

„Was ist? Was habt ihr? Sprecht doch, sprecht!“

„Herr Professor, wir bitten um Entschuldigung — aber die Klasse hat beschlossen — hat beschlossen — Herr Professor, wäre es nicht möglich, gar nicht möglich, daß wir jetzt anstatt Englischrechnens —



Zur skandinavischen Ministerkonferenz in Kopenhagen: Die Minister nach ihrer Ankunft im Kopenhagener Freihafen.

1. Schwedischer Ministerpräsident Hammarström. 2. Dänischer Ministerpräsident Zahle. 3. Schwedischer Minister des Äußern Wallenberg. 4. Dänischer Minister des Äußern Scavenius. Phot. Berl. Zil-Ges.

hat vier Quarter oder hundertzwölf englische Pfund — ein wenig rascher, Eiber.“ Des Eibers Kreide machte wieder ein paar Fahrer in der Luft und sank. „Ei, Eiber, du hast aber merkwürdig nachgelassen, scheint es,“ sagte Professor Schmachtenberger und blätterte in einem schmalen Hefchen, „Kollege Schwenshammer hatte dir da Eins notiert — sonderbar — geh du mal raus, Eichelberger.“ Der Eichelberger kam langsam heraus. Der Eiber gab ihm die Kreide feierlich und schaute ihn bedeutsam an.

„Nun also, Eichelberger, dreihundertsechzehn Hundredweicht mal — mal was?“ Auch des Eichelbergers Kreide machte ein paar müde Fahrer in der Luft und sank.

„Na, aber — mal hundertzwölf doch — gibt?“

Wieder die zwecklosen Kreidezahlen in der Luft, und wieder schwüle Stille. Jetzt erst wurde der Professor ungeduldig.

Herr Professor, seien Sie uns nicht böse!“ Professor Schmachtenberger war ein Philosoph. Er hätte auffahren können, hätte die ganze Klasse wegen böswilliger Streifgelüste vor den Rektor, in den Karzer bringen können. Er tat's nicht.

Wohl runzelte er die Brauen — es war ja schließlich gleich, ob er das ganze Englischrechnen an den Schluß des Jahres setzte, freilich fünfmal in der Woche — gut, das war dann eine Strafe. —

„Na ja, Jungens,“ lächelte er fein, „ich nehme eure Revolution als das, was es ist, versiegendes Vaterlandsgefühl, aber immerhin Vaterlandsgefühl; ein wenig später im Jahr werdet ihr von selber dazu kommen, was ich euch jetzt nur in einer langen Predigt auseinanderlegen könnte, nämlich, daß man den Feind, den man besiegen will, auch kennen muß, sogar in seinen Münzen, Näsen und Gewichten, Jungens — na gut, wir gehen also zur Prozentrechnung über.“ —



Das königliche Schloß Oliwa bei Danzig, das auf kaiserlichen Wunsch als Heim für erholungsbedürftige Krieger eingerichtet werden soll.

Phot. Verl. Jll.-Ges.

Das inmitten eines herrlichen Parkes gelegene königliche Schloß war seit dem Tode der Prinzessin Marie von Hohenzollern-Hochingen, also seit Mai 1888, unbenutzt.

Ein wenig verdutzt war die Klasse doch. Sie hatte sich das so ganz anders gedacht: Empörung, flammende Gesichter, Märtyrertum.

Seit Wochen wandelte die Unterklasse in den Gefilden der Prozentrechnung, während draußen Lüttich fiel, sich Namur ergeben mußte, Gindenburg die ersten Frankenschläge tat, Antwerpen deutsch ward.

Ach ja, auch das Prozentrechnen hatte seine Nuden. Daß einen aber auch der Krieg in der Unterklasse überraschen mußte. Ja, in der obersten Klasse, wenn man gefessen hätte, so hätte man die Notprüfung gemacht wie dem Eichelberger sein Bruder, oder auch ohne Prüfung, wie der kleine Kopfermann in der Oberklasse, der darauf bestanden hatte, das Schlußexamen im Frühjahr mit seinem Freunde Keil zu machen, den sie nicht genommen hatten. „Denn bis dahin ist der Krieg ja aus und bin ich lange wieder da.“

Das mit dem Aussein hat nun freilich nicht gestimmt, das mit dem Dasein aber doch. Bald ging die Rede in der Schule, der kleine Kopfermann habe sich als Motorradfahrer durch ein paar tollkühne Stückerlein das Eiserne Kreuz geholt. Und gleich darauf holte sich dafür eine Kugel ein paar Sehnen in Kopfermanns rechtem Kniegelenk. Darauf holte sich das Lazarett an der Rosenstraße den ganzen Kopfermann, heilte ihn und entließ ihn bald mit einem Zettel: Hinkt, felddienstuntauglich. Untauglich fürs Feld, gut — aber noch lange tauglich für die Schule.

Da standen sie denn eines Tages mit plattgedrückten Gesichtern an den Gangfenstern der Schule und schauten in den Schulhof hinab, wo ein Oberkläfpler über den Schulhof ins Gebäude hinkte.

„Und wo hat er denn sein Eisernes?“ wurde tags darauf ein Oberkläfpler vom Eiber Joseph aus der untersten Klasse gefragt.

„Zu Hause, hier kann er's doch nicht brauchen bei der zusammen-gesehten Effektenarbitrage, die ist ein Kreuz für sich, mein Lieber.“

„Zusammengesehten Effektenarbitrage?“ murmelte der Eiber.

„Kommen da auch Pfund Sterling drin vor?“ fuhr der Mittelmann dazwischen.

„Na, und ob, mässig, sag ich euch.“

In der folgenden Woche meldete sich eine vom Schüler Mittelmann geführte Abordnung halb feierlich, halb unbehaglich bei Herrn Professor Schmachtenberger. Es war am Anfang der Stunde.

Der Lehrer machte Einträge ins Klassenbuch und schien die zahlreich anrückenden Schüler gar nicht zu sehen.

„So,“ sagte er, ohne aufzusehen, „heute wollen wir mal wieder die Pfund Sterling drannehmen — was ist? Was wollt ihr?“

„O nichts, Herr Professor,“ stotterte der Mittelmann, „wir haben eben darum bitten wollen.“

„Na ja, dann ist's ja gut,“ lächelte der Lehrer; „also, Eiber, bleib mal gleich draußen und schreibe an: Pfund Sterling — ah, da fällt mir ein, hat euch Kollege Schwenthammer eigentlich schon einmal erklärt, wovon der Ausdruck Sterling abgeleitet ist?“

Die Klasse schüttelte den Kopf.

„Na, dann hört mal zu. Von der Hanja, der großen deutschen Hanja, habt ihr sicher mal gehört? — Also gut — und daß die Kaufleute der Hanja mal fast ganz England mit ihrem Handel beherrschten, von ihrer Zentrale aus, dem Stahlhof in London, das wißt ihr auch?“

Diesmal nickten nur ein paar.

„Die Engländer nannten die Hanseaten, weil sie für die Londoner von Osten kamen, die Hllinge, versteht ihr, auf Englisch heißt das Gasterlings. Schließlich hießen sie die Goldmünzen der Hanseaten ebenso: Gasterlings. Nun, und weil die Engländer ein wenig sparsam im Sprechen sind, so ist eben mit der Zeit das ‚Ga‘ vorn weggefallen, und was blieb übrig, Eiber?“

„Sterling, Herr Professor.“ Offen blieb sein Mund.

„Ja, ja, das sind die Pfund Sterlings, die unsere alten Hanseaten dort gelassen haben, und wenn wir uns die wieder holen wollen, dann müssen wir doch zuvor erst sicher damit rechnen können, nicht wahr, Jungens? — Also, Eiber, schreib' jetzt an: Pfund Sterling...“

# Fata Morgana.

Lustkriegserzählung von H. Dreßler.

Das Fest, das Herr Harrison heute einem kleinen Kreise von Freunden und Bekannten in seiner Vorstadtvilla gab, galt dem Abschluß eines großen, gewinnreichen Geschäfts.

„Sechzigtausend Hektoliter Piktrinsäure!“ erklärte die Frau des Hauses den Gästen, die sich nach dem Anlasse der unverhofften Einladung erkundigten, die so ganz plötzlich in ihr Haus gesegnet war.

„Die Abordnung unseres Munitionsministeriums hat den Ankauf heute festgemacht und einen großen Abschluß getroffen.“

„So, so! Ihr Herr Gemahl leistet da unserm großen Vaterlande hervorragende Dienste,“ sagte der dicke Bleffins von der Queensgate. „Da werden sich die deutschen Schützengräben wieder einmal bis an die Brustwehr mit den Leichen ihrer Soldaten füllen.“

„Und dieses Verdienst darf nicht unbekannt bleiben,“ fiel der lange, dünne Mister Richard ein, der einen Redaktionsstuhl bei der bekannten Zeitung „Times“ innehatte. „Wieviel sagten Sie, verehrte Mylady?“

Er zog einen Notizblock aus der Tasche und kritzelte ein paar Zeilen auf das Papier.

„Sechzigtausend Hektoliter,“ wiederholte die Herrin des Hauses.

„Ganz recht. Wie heißt das Zeug?“

„Piktrinsäure.“

„Wichtig, ja, Piktrinsäure. Das ist ja wohl das Zeug, mit dem unsere Gasgranaten gefüllt werden, nicht?“

„Ganz recht.“

Der Hausherr erschien, und die Dame des Hauses bat ihre Gäste zu Tisch.

Der Wein schimmerte blutrot in den Kelchen. Die Speisen waren ausserlesen und alles vom Feinsten.

„Es ist eigentlich ein großer Gedanke, daß sich die Vertreter fast aller Klassen um die Ehre streiten, sich für uns zu schlagen, damit wir hier in unserem gewohnten Wohlleben ungestört bleiben,“ meinte

der Hausherr mit einem Lächeln um seine Mundwinkel.

„Ja, und sie schlugen sich noch dazu auf französischem Boden,“ lachte Bleffins breit.

Er tippte bei diesen Worten bezeichnend mit dem beringten Finger gegen seine hochgezogene Stirn.

„Aber ich meine, noch weit erhabener ist es doch, daß unsere Feinde ihre Söhne und Väter ins Feld schicken, um für ihr Vaterland zu kämpfen,“ wagte Miß Leonore, das Töchterchen, einzuwerfen.

„Liebes Kind, davon verstehst du nichts,“ entgegnete Mister Harrison kurz abweisend.

„Sie haben wohl Ihren Fabrikationsbetrieb seit Kriegsausbruch sehr vergrößert, Mister Harrison?“ fragte einer der Gäste den Hausherrn.

„Zarwohl, ich darf sagen, fast auf das Zehnfache,“ entgegnete der Gastgeber. „Wenn es den Herren gefällig ist, unternehmen wir nach dem Tee einmal einen Gang durch die wichtigsten Laboratorien meiner Fabrik. Ihre Erwartungen werden sicher zufriedengestellt.“

Die Gesellschaft war von dem Vorschlage entzückt, und da es Nachmittag sonnig und klar blieb, brach man nach dem nahegelegenen Fabrikgrundstücke auf.

„Lassen Sie mich Ihnen zunächst das eble Gebräu zeigen, das meine Chemiker im letzten Monat zusammengedröhrt haben,“ sagte Mister Harrison und ließ von dem Direktor, der mit der Führung betraut war, den großen Abfertigungsschuppen öffnen, unter dessen mächtigen Wellblechwölbungen in einer langen Reihe die veranderten Eisenbahnwagen auf dem Industriegleise standen.



Osterreichische Patrouille mit Zielfernrohrbüchse im Hochgebirge, den Feind beschießend.

Die langgestreckten Kessel lagen wie schlafende Ungeheuer auf den Transportwagen, durch stählerne Gurte gefesselt. Entleerungsrohre ragten aus ihren Leibern hervor wie Stoßzähne eines Mammut.

„Jeder dieser Kessel enthält fünfunddreißig Hektoliter meines Deutschentranke“, lachte Mister Harrison ironisch und schlug mit dem Spazierstock gegen eines der Ungeheuer.

Man trat in die Werkstätten ein. Große Bottiche, phantastisch geformte Retorten und dampfende Kessel wetteiferten miteinander an Umfang und Wucht.

Die verschiedensten Rohre und Kanäle wandten und schlängelten sich geheimnisvoll in sinnverwirrender Konstruktion von Winkel zu Winkel, vom Boden zur Decke, und in ihren Adern raunte es leise wie gefesseltes Leben.

„Diese Deutschen machen in ihren Generalstabsberichten ein Aufhebens von ihren Zeppelin, daß man versucht ist, an Größtentwahn zu glauben“, brummte Biefflins. „Was haben diese unflätigen Flugzeuge denn bisher geleistet? Nichts!“

„Um, hm! Sagen Sie das nicht, verehrter Freund“, versetzte Mister Richard, der Pressemann. „Der Schaden, den diese Flugzeuge hier zu Lande angerichtet haben, ist bedeutend größer, als man annimmt.“

„Da strafen Sie Ihren gestrigen Leitartikel von der Bedeutungslosigkeit der deutschen Luftbejude selbst Lüge“, meinte der Hausherr.

„Die Presse, meine Herren, hat nicht bloß die Pflicht, mitzuteilen, sie hat mitunter auch die Pflicht, zu verschweigen“, entgegnete Mister Richard.



Landungsbrücke in dem von österreichisch-ungarischen Truppen besetzten Durazzo am Adriatischen Meer.

Kilophot. G. m. b. H.

In den chemischen Zellen arbeiteten schweigend die geistigen Urheber dieses Betriebes in ihren weißen Mänteln. Hinter Probiergläsern und -fläschchen hob sich manch Gesicht mit schmaler, hoher Stirn zum Grusse.

Nachdem der Rundgang beendet war, traf man in der geschmackvollen Villa Mister Harrisons wieder zusammen, um den Abend in geselligem Beisammensein zu verbringen.

Das Gespräch drehte sich um die Aussichten des Weltkrieges. Aus der Ferne kündigten lärmende Fabrikgloden und schrillende Dampfpfeifen den Schluß des Arbeitstages.

In den Wohnhäusern und Schauläden wachten gedämpfte Lichter auf; doch rasselnde Rolläden senkten sich wie Augenlider über die erleuchteten Fenster.

Die Verfinsterungsvorschriften waren seit einigen Wochen sehr verschärft worden.

„Diese Schweigekrankheit ist auf russischem Boden gewachsen und durch Sir Grey nach England verpflanzt. Ja, ja, wir wissen schon“, meinte der beleibte Biefflins. „Aber was ist denn das? Das klingt ja fast wie Geschützdonner!“

Die Gesellschaft war mit einermal stumm und lauschte. Wirklich schienen in der Ferne Schüsse zu fallen. Ihr dumpfer Schall ließ die Scheiben leicht erzittern.

Fast gleichzeitig ertönte nun ein langgezogener Hornruf durch die Straße.

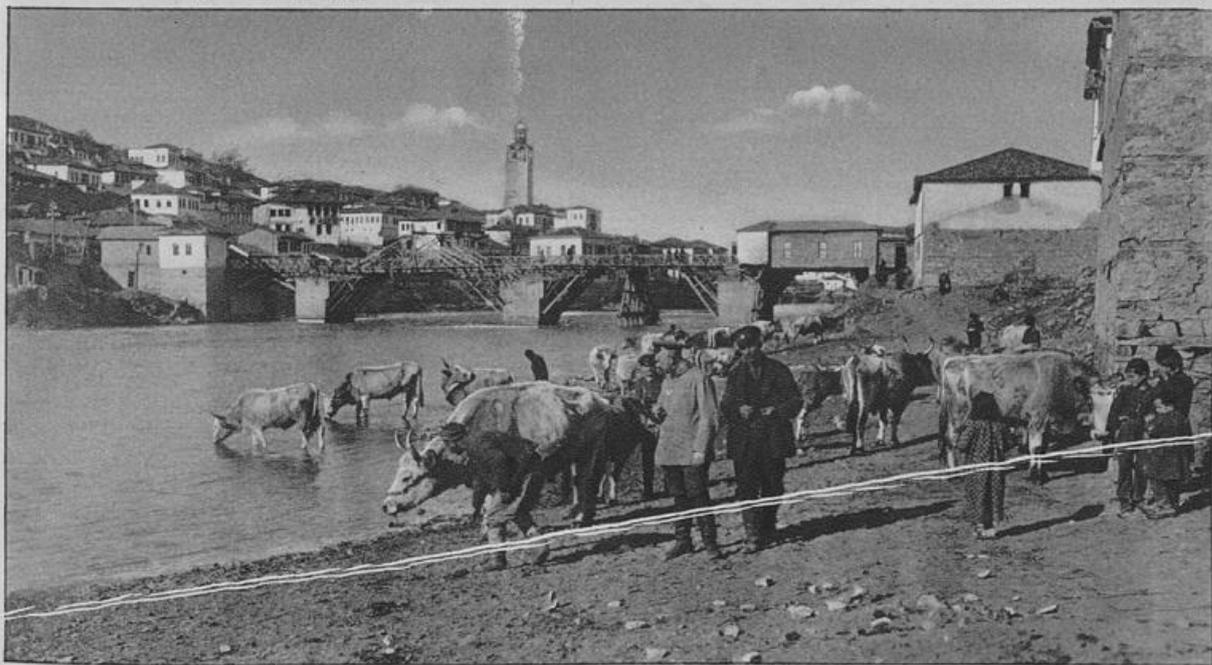
„Was ist das? Hören Sie? London wird gewarnt!“

„Ein Zeppelin kommt!“ brüllten Straßenjungen an den Häusern entlang.

„Für diese dummen Bengel scheint das ein Fest zu sein“, lachte der Hausherr; aber sein Lachen verriet, daß ihm ein Unbehagen in die Freude über das gute Geschäft gefahren war.



Deutsche und bulgarische Soldaten an der alten Mauer des Türkenviertels von Veles in Mazedonien. Phot. H. Grohs



Veles am Wardar (Mazedonien): Im Vordergrund, an der Wardarbrücke, zur Tränke geführtes Balkanrindvieh.

Phot. H. Grohs.

„Phuut, phuut, phuut!“ Die Alarmpfeifen der Themsboote heulten schauerlich durch die Dunkelheit, und zwischen hinein schrillten grell und aufreizend die Dampfsirenen der Motorjachten. Auf den Straßen entband ein Rennen, Schreien und Jagen. Man hatte es längst verlernt, den Gleichgültigen zu spielen und sich gegenseitig in der Nichtbeachtung der deutschen Luftkrieger zu bewundern. Die Lichter der wenigen Laternen, welche die Straßen erleuchteten, schlossen langsam ihre Augen, durch eine Zentralsteue zum Tode verurteilt.

„Bumm! Bumm!“  
 „Das dröhnt und kracht ja ununterbrochen! Hören Sie nur!“ preßte Miß Harrison hervor. „Wenn so eine Bombe ins Haus niederfällt, ist dir wohl gleich alle tot, Vater?“

„Nein, nein, Kind! Hab' keine Sorge! Diese Deutschen sind dumme Teufel. Sie werden wieder ein paar alte Buben in der City zusammenschmeißen, sonst nichts. Harry, drehen Sie das Licht aus und öffnen Sie dann das Fenster! Das Schauspiel ist des Tages wert.“ Der Diener tat, wie ihm befohlen. Man tastete sich in der Dunkelheit nach den breiten Fenstertüren und trat auf den Balkon, um mit Ferngläsern Ausguck zu halten.

Die Scheinwerfer griffen mit langen, schmalen Armen in den Luftraum hinauf. Die Reflektoren warfen ganze Sonnen von weißflutendem Lichte zum Firmament empor. Die Strahlenkegel tasteten das Himmelsgewölbe ab, suchend, lauernd.  
 „Da! — Da oben!“  
 Jemand aus der Gesellschaft hatte den deutschen Besuch entdeckt und wies mit ausgestrecktem Arme steil aufwärts. Wirklich! Da oben, von dem gleißenden Faden eines Reflektors festgehalten, geisterte ein Zeppelin. Der schlanke, schwebende Riese schob sich behend in selbstverständlicher Ruhe und Sicherheit aus der Finsternis hervor. Er erschien den Erdenbewohnern

Ein eigenartiges Postenhäuschen am Strande in Kurland — gebildet aus zwei zusammengesetzten, aufrecht gestellten Siskerfählen. Hofphot. Kählwindt.

Nach wenigen Augenblicken waren alle Scheinwerfer auf ihn gerichtet und wendeten die glühenden Raubtierpupillen starr und gierig zur Höhe.

Die Abwehrgeschütze spien einen gewaltigen Hagel von Geschossen empor.

Man sah im flüssigen Silber der Luft die weißen Wölkchen krepiender Schrapnells aufpuffen; aber der Riese hoch oben in der Luft spottete der klaffenden Erdenhunde, so wütend sie auch ihre Zähne fletschten.

Maschinengewehre setzten mit rasendem Schnellfeuer ein; ihr teuflisches Medern fuhr wie das Schreien wilder Geister über die Dächer empor.

Der Luftrieser schien jetzt fast senkrecht zu stehen. Die Spitze nach oben gekehrt, stieg er steil zum Himmel auf. Wieder begannen die Erdenhunde zu bellen, aber ihr tödlicher Geißer spritzte ins ziellose

Nichts. Eine Wolke hatte die Deutschen in sich aufgesogen. Nur das leise, aber eindringliche Brüllen der Luftschrauben lebte noch da oben im nächtlichen Weltraum.

Schon wollte man sich wieder von den Fenstern zurückziehen, da flammte ein-, zweimal kurz hintereinander Feuerschein am Horizonte auf.

Krachende Donnerschläge folgten bald, daß die Mauern und Fenster ein Zittern anfan. Und immer wieder, immer wieder fiel der deutsche Racheblitz aus den Wolken nieder, klug und berechnend die Ziele wählend.

Meister Harrison spürte plötzlich eine Schwäche in den Knien. Schlugen die deutschen Bomben nicht ganz in der Nähe seiner Fabrik ein?

Lohende Flammen schossen gierig züngelnd aus der Nacht zur Höhe. Auf ihrem hellen Hintergrunde hoben sich, mit dem Fernglase deutlich erkennbar, die Schornsteine seiner Fabrik ab. Gott sei Dank, sie war noch unversehrt! Aber immer näher kamen die aufzudenden Racheblitze seinen chemischen Werken. Und jetzt! — Ein entseßlicher Donner warf ihm die Mirenden Scheiben vor die Füße.

Gelbrote Flammenschossen auf. In ihrem Feuerschein sah er die hohen Schornsteine seines Werkes zusammensinken, beim Niederbrechen entsetzte Funkenheere zum Firmament peitschend. — Meister Harrison fiel seinen Gästen in die Arme. Als er wieder zur Besinnung kam, waren seine Beamten schon um ihn und meldeten ihm die Zerstörung des größten Teiles seines Werkes. Wie wahnhaftig raste er nach der Fabrik hinaus, um den Schaden selbst in Augenschein zu nehmen. Die Feuerwehrräder waren schon bei der Arbeit. Große Scheinwerfer spendeten Licht, vermochten aber die dichten Rauchwolken nur spärlich zu durchdringen. Von dem Zeppelin war nichts mehr zu sehen. Harrison durchbrach rasch die Sperrkette der Polizei, um sich durch den Rauch nach den Gleisanlagen zu tasten. Gespensterhaft grinsten

ihn die Trümmer an. Die Retorten wiesen ihm stumm ihre aufgerissenen Leiber.

Ein grün-gelblicher Rauch kroch in undurchdringlichen Strahlen wie schmerzgedröhnte Eingeweide am Boden um ihn her. Giftige Gasschlangen ringelten sich an ihm empor und legten ihm ihre droffelnden Leiber um Hals und Brust.

Er suchte ersikend nach einem Ausweg aus dieser Hölle lebensgieriger Teufel. Aber sie hielten ihn fest. Am Fuße des großen Desfilierestessels zwangen sie ihn nieder, und der hielt ihn fest wie der Moloch sein Opfer. —

Am anderen Morgen brachten die „Times“ einen Bericht von dem deutschen Luftüberfall, in dem es hieß: „Der angerichtete Sachschaden ist gering. Ein paar alte Häuser der City wurden zerstört. Die Brände wurden durch die Feuerwehrräder bald gelöscht. Menschenleben sind nicht zu beklagen.“

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 14.

Düsseldorf, 1 April

1916.



Aufklärung nahe am Feind. Zeichnung von Jos. Correggio.

# Juliettes Puppe.

Sätze von Peter Robinson.

**S**a, das war einmal ein schöner Geburtstag! Ganz, ganz früh war die kleine Juliette schon aufgewacht; sicher, der große Hahn, vor dem sie sich immer heimlich ein wenig fürchtete, hatte noch nicht gekräht, der schlief gewiß noch. Aber die Mutter regte sich schon, sacht ging sie durchs Zimmer. Juliette kniff schnell die Augen zusammen. Sie mußte doch Rücksicht üben und tun, als schlief sie noch ganz fest. Denn die Mutter hatte wohl noch mancherlei zu besorgen. Dann waren ihr die Augen wieder ein bißchen schwer geworden, aber Juliettes Ohren und ihre kleine Nase nahmen, halb wie im Traum, doch angenehme Vorzeichen wahr: Klappen aus der Küche und das mahlliche Aufsteigen eines wohlbelannten süßen Duftes.

Richtig: als dann Juliette nachher in ihrem Feiertagskleidchen von der Mutter an die Hand genommen worden war, da stand der schöne, große Kuchen frisch auf dem Tisch, und fünf Lichtchen brannten darum. Juliettes kleines Stühlchen am Tisch aber war schon besetzt, — da saß die große Puppe, an die sie die letzten Tage immer verstoßen gedacht hatte, seit die Mutter in der Stadt gewesen und mit der langen Pappschachtel zurückgekommen war, die sie dann ganz oben auf den Schrank gelegt hatte. Richtig, jetzt war die Schachtel verschwunden. Juliette mußte verstoßen lachen. Wie gut, daß sie kein einziges Mal gefragt hatte, was denn in der Schachtel wäre. Sonst hätte sie gar zu gern die Mutter mit solchen neugierigen Fragen gequält.

Wie die Puppe heißen sollte? Das war gar keine Frage: natürlich Angèle, wie Madames kleines Mädchen hieß. Madame wohnte in der Stadt in einem prächtigen Hause, einem richtigen Schloß, und hier draußen gehörte ihr alles, ganz St. Hilaire le Petit. Auch der Vater arbeitete für Madame in den Weingärten. Juliette fand, daß ihre Puppe gerade so aussähe wie die lebendige Angèle, nur daß sie natürlich kleiner war. Und genau so angezogen war sie. Ganz gewiß; Juliette erinnerte sich so gut des rosa Kleidchens, das Angèle angehabt hatte, als sie im Frühjahr mit Madame einmal einen Nachmittag in St. Hilaire le Petit gewesen war. Überhaupt, Juliette hielt es, wenn sie sich die Sache richtig überlegte, für ganz sicher, daß die Puppe Angèle, Madames kleiner Tochter, gehört haben mußte; Madame hatte sie eben der Mutter mitgegeben. Aber das machte die Puppe natürlich nur noch wertvoller.

Den ganzen Tag über hatte Juliette ihre Angèle auf dem Arm gehab und sie überall im Dorf bewundern lassen. Es freut eine Mutter, wenn man ihr Kind schön findet.

Gegen Abend hatte sie sich so ein wenig angenehm müde vor die Tür zur Großmutter gesetzt. Ganz still war es in St. Hilaire le Petit. Die Großmutter schreckte ordentlich zusammen, als auf einmal unten am andern Ende der Dorfstraße beim alten Favret die Tür heftig klappte. Der alte Favret hatte ein Holzbein; jeden Tag hielt bei ihm der Postwagen, und danach verteilte er die Zeitungen und was an Briefen gekommen war. Vor seinem Hause hingen immer ein paar bunte Papierstreifen lustig in der Luft; die verfingen sich dort, wenn die Jungen ihre Drachen steigen ließen. Favret ärgerte das nicht wenig; o, er konnte tüchtig schimpfen, wenn man seinem Telegraphendraht zu nahe kam.

Ja, also die Tür war aufgestoßen worden, und der alte Favret war hinausgehumpelt und schrie etwas über die Straße hinüber zur Mère Saval. Vor der hatte Juliette immer Angst. War das eine böse Frau! Sogar die Männer fürchteten sie, die abends in ihrer Schenke saßen und ihr Gläschen tranken.

Die Mère Saval war zum alten Favret gelaufen. Juliette sah, wie sie ihre derben Arme schwenkte. Ihre Fäuste hieben in die Luft, — Juliette wäre am liebsten in das Haus hineingelaufen, zur Mutter. Aber die Großmutter nahm sie an der Hand und ging mit ihr die Straße hinunter, dorthin, wo sich jetzt um den alten Favret und die Mère

Saval die Nachbarn zu sammeln begannen. Was sie nur alle zu schreien hatten! Und warum fing auf einmal die Großmutter an zu weinen? Und der alte Favret sah traurig auf sein Holzbein und schüttelte immerfort den Kopf. Was wollten sie denn alle? Was bedeutete das: der Krieg, der Krieg? Die Mère Saval aber war böse, wie Juliette sie noch nie gesehen hatte; ihr Mundwort wollte gar nicht stillstehen. Ah, diese Deutschen, — totschlagen würde man sie, alle miteinander!

Die Männer kamen ins Dorf zurück, schleunigst herbeigerufen. Aber Juliette durfte nicht wie sonst noch ein wenig auf des Vaters Knie sitzen; ihr Stück Brot bekam sie, und dann wurde sie ins Bett gesteckt.

Aber wenigstens hatte sie ihre Angèle bei sich, und mit der zusammen war sie dann eingeschlafen. Angèle war gewiß froh gewesen, in einem Bett schlafen zu können, nachdem sie so lange in der Schachtel hatte liegen müssen. Einmal, mitten in der Nacht mußte das sein, wachte Juliette auf. Vater und Mutter waren noch immer nicht zu Bett gegangen. Die Mutter weinte unaufhörlich, und der Vater redete dazwischen, und seine Stimme klang, wie Juliette sie noch nie gehört hatte. Dann hatte es geklappert. Juliette wußte wohl, was das war. Das war Geld, und es war sehr wichtig, daß man es hatte. Viel hatte der Vater gewiß nicht. Aber Madame in der Stadt, die freilich mußte ganze Sätze davon haben.

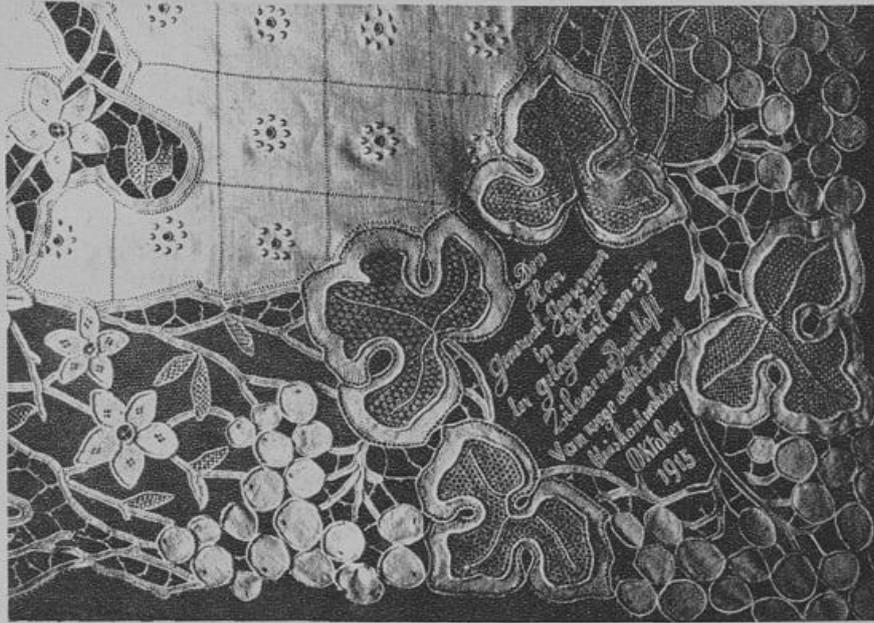
Am nächsten Morgen mußte der Vater fort. So hatte er die kleine Juliette noch nie gedrückt, als er ihr den letzten Kuß gab. Die Mutter war mitgegangen; erst spät war sie ganz still zurückgekommen. So viele Männer waren fort aus St. Hilaire le Petit. Auch der kleine Nachbar Verebour, der Böttcher, der doch so tüchtig für die Weinlese hatte arbeiten wollen. Das war immer ein lustiger Nachbar gewesen. Erst in der vorigen Woche hatte er ein spaßiges kleines Männchen geschnitzt und auf einer Stange vor seinem Hause aufgestellt. Es hatte ein ganz rotes Gesicht und ebenso rote Hosen und einen blauen Rod; in jeder Hand hielt es eine große Gänsefeder, und wenn der Wind blies, dann drehten sich die Arme rundherum, immer rundherum. Das war sehr spaßig. „Mon petit colonel“ hatte der Nachbar Verebour das Männchen genannt, aber jetzt war er fort. Ganz allein stand „mon petit colonel“ vor dem Hause und drehte seine Arme, daß er noch röter im Gesicht wurde vor Anstrengung. Aber jetzt schien das gar nicht mehr so lustig.

Alles, was sich in St. Hilaire le Petit rühren konnte, war hinausgewandert, bis dorthin, wo die sauchenden Eisenbahnzüge, die die kleine Juliette so gern sah, entlangfuhren. So viele wie jetzt aber waren noch nie dahergekommen. Und viele, viele Wagen hatten sie, und aus allen schrien Männer heraus und winkten mit ihren Mägen. Das wären die Soldaten, sagte die Mutter, und vielleicht wäre der Vater auch dabei. Da hatte Juliette auch gewinkt, und auch Angèle hatte die kleine Hand heben müssen. Dann wieder waren lange Züge gekommen, auf denen allerlei Karren standen und Räder, zwischen denen lange Rohre hervorschauten. Kanonen wären das, erklärte der alte Favret Juliette; Kanonen, um die Deutschen totzuschießen. — Alle, alle sollten sie hin werden! kreischte die Mère Saval und sah aus, als wollte sie das, wenn es sein mußte, ganz allein besorgen. Fürchtbar böse Augen machte sie. Aber eigentlich zeigten sie jetzt alle miteinander böse Augen. Sogar die Mutter, daß Juliette sich fast vor ihr zu fürchten begann. —

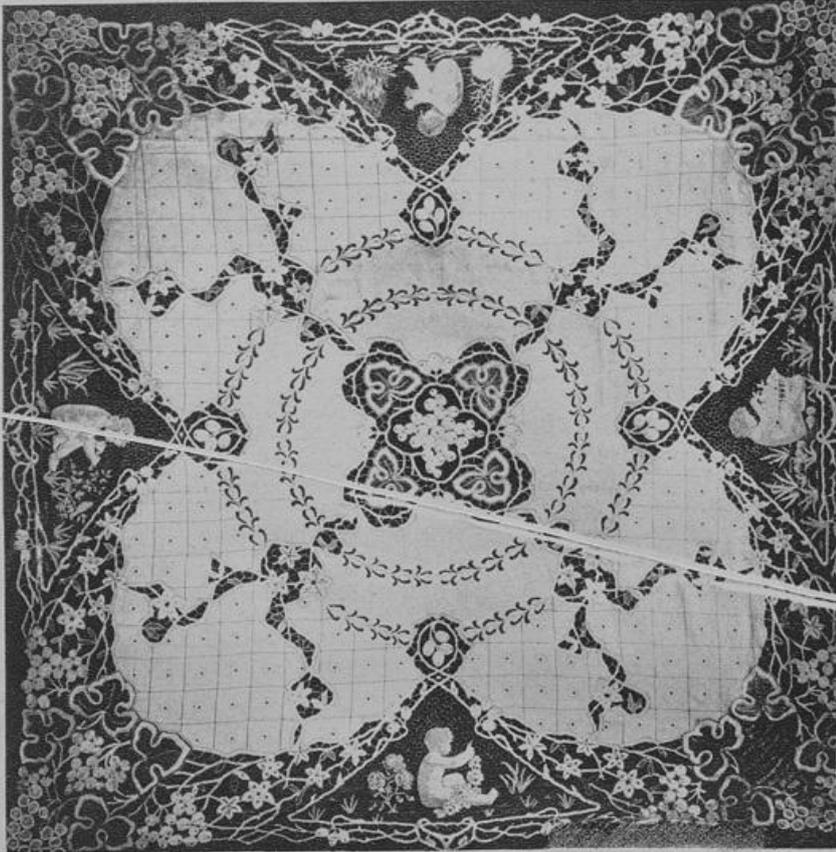
Dann waren stille Tage gekommen für St. Hilaire le Petit. So, als ob kein Mensch mehr recht weiterleben wollte, war es gewesen; Juliette hatte recht herzlich sein müssen zu ihrer Angèle in all dieser Traurigkeit. Und dann war etwas Schreckliches geschehen. Gerade hatten sie zu Mittag gegessen gehabt, da war es hereingekürt in ins Dorf: Wagen und Reiter und Soldaten, immer wieder Soldaten, aber gar nicht mehr so lustig, wie Juliette sie neulich gesehen hatte.

### Eine Spitzendecke für den Generalgouverneur Exz. v. Bissing.

Ein ungemein wertvolles Geschenk ist dem Generalgouverneur von Belgien, Erz. Freiherrn v. Bissing, und seiner Gemahlin zur silbernen Hochzeit von achttausend belgischen Spitzenarbeiterinnen gewidmet worden. Es besteht in einer Spitzendecke, die wir hier in einer Gesamt- und einer Teilsansicht wiedergeben. Die Decke, 1,50 Meter im Gebierr, ist mit jener ungemein sorgfältigen und unübertrefflichen Kunstfertigkeit gearbeitet, welche schon seit alten Zeiten ein Kennzeichen der belgischen Spitzenindustrie ist und sie berühmt gemacht hat. In den breiten Kanten der Nähspitze sind Traubenbündel mit großer Feinheit



Ecke der Spitzendecke für den Generalgouverneur Exz. v. Bissing und dessen Gemahlin mit der Widmung in flämischer Sprache. Phot. R. Sennedé.



Gesamtansicht der Spitzendecke für Generalgouverneur Exz. v. Bissing und Gemahlin.

Phot. R. Sennedé.

gearbeitet, die namentlich an den Ecken wirkungsvoll mit Blättern gruppiert sind. In der Mitte der Kanten sind die vier Jahreszeiten symbolisch durch nackte Anaben dargestellt. Die eine Ecke zeigt in flämischer Sprache die Widmung. Diese lautet: „Den Heer General-Gouverneur in België ter gelegenheid van zyn Zilvernen Bruijloft van wege achtduizend Huis-kantwerkste. Oktober 1915.“ (Zu deutsch: „Dem Herrn General-Gouverneur in Belgien zur silbernen Hochzeit gewidmet von achttausend Spitzen-Heimarbeiterinnen. Oktober 1915.) — Man sieht dem kostbaren Stücke an, daß die Spitzenkünstlerinnen ihren Ehrgeiz darein gesetzt haben, bei dieser Gelegenheit die höchste Probe ihres Admense abzulegen. Haben doch gerade die Spitzenarbeiterinnen die Fürsorge der deutschen Verwaltung empfunden. Die deutsche Verwaltung sorgt für den ... belgischer Spitzen in den Kreisen ihrer Heere... kriegen, die auf diese Weise ohne verteu... Zwischenhandel zu mäßigen Preisen Geschenke an ihre Angehörigen machen können, womit zugleich den Arbeiterinnen und deren Familien gedient ist. Welche Bedeutung der Spitzenindustrie für Belgien zukommt, zeigt, daß dort an 35 000 Spitzenarbeiterinnen jährlich Kunstwerke im Werte von mehr als 40 Mill. Mark herstellen.

Und auch Kanonen waren gekommen, die Juliette nun ja schon kannte, und eine hatte den Zaun vor Nachbar Verebours' Hause umgefahren; die Stange mit „mon petit colonel“ war umgefallen, und der kleine Kerl lag an der Erde und rührte sich nicht mehr. War das ein Lärm gewesen! Aber die Stimme der Mère Saval hatte man doch herausgehört. Die hatte den Soldaten die Fäuste gezeigt. Zurückgejagt werden mußten sie, Feiglinge die! Nein, nicht einen Tropfen Wein gäbe sie her für solche Kerle, die diese Deutschen ins Land kommen ließen. — Aber das war ihr schlecht bekommen. O, Juliette hatte es gehört, wie in der Schenke der Mère Saval alles zerichlagen worden war. Ein Wunder, daß sie das Haus noch stehen ließen.

Dann, gegen Abend, war es wieder still geworden. Da aber hatten sie in allen Häusern angefangen zu kramen und zu paden, wenn sie nicht einfach davonsiefen und alles im Stich ließen. Denn jetzt kamen sie ja, diese Deutschen, die ihnen kein Stüd lassen würden. Juliettes

Juliette den Kopf. Da, ganz hinten, kamen ein paar Reiter angeritten, gerade waren sie bei den ersten Häusern von St. Hilaire le Petit. Unheimlich groß hoben sie sich gegen den dämmernden Himmel ab. Nur schnell fort! Aber während die kleine Juliette vorwärtsstolperte, stand ihr auf einmal vor Schreck beinahe das Herz still; es fiel ihr ein, und sie wußte es ganz genau, daß die Mutter ja den Schrank offen gelassen hatte. Wie würde es nun ihrer Angèle ergehen?

Eine Stunde Raft in St. Hilaire le Petit. Der Magen meldete sich, und wenn diese Meldung auch beim Soldaten zu allererst kommt, überhört darf sie doch nicht werden. Rejersviß Mohnle erbot sich, einen ausgezeichneten Kaffee zu kochen. Das verstand er so gut wie keiner. Nun, er war ja auch von Beruf Besitzer eines kleinen Kaffeehauses. „Café Parisien“ hatte daran gestanden, und das war ihm immer sehr großartig vorgekommen. Aber am Tage, ehe er ausgerückt war,



Malerische Kirchenruine in Dalheim (Cothringen).

Phot. Max Wippertling.

Mutter zitterten die Hände, und sie wußte kaum, was sie denn nun eigentlich nehmen und verstecken sollte. Da — die Sonntagsgewänder und die Uhr von der Wand und das Bild vom Großvater und Tassen und Teller — alles hinein in den Wandschrank. Wenn die Tür zugemacht war, konnte man kaum erkennen, daß da in der Mauer etwas steckte.

Juliette stand dabei. Sie hatte ihre Angèle im Arm. Ja, was würde nun mit Angèle geschehen? O, diese Deutschen würden sie ihr sicher fortreißen! Aber nein, — Angèle mußte geborgen werden. Die kleine Juliette drückte ihre Puppe noch einmal herzlich, gab ihr einen Kuß und legte sie in den Wandschrank auf all den aufgeschichteten Kram. Da kam draußen der alte Favret vorbeigehumpelt. Er rief der Großmutter, die am Fenster stand, etwas zu. Mein Gott, sie waren schon da! Die Mutter dachte nicht mehr an ihren Wandschrank. Sie packte Juliette an der Hand, und dann liefen sie alle drei, so schnell die Großmutter konnte, die Dorfstraße hinunter. Einmal wandte

hatte er das Schild abgenommen und zu Brennholz zerichlagen. Dann hatte er „Kaffee Mohnle“ an die Tür geschrieben, und es schien ihm auf einmal, als ob das noch viel besser und vornehmer aussähe.

Also, Mohnle kochte Kaffee. Sped hatte man da, fehlte nur das Brot. Der Geseite Habermann war danach ausgegangen — in den Dorfkrug, wie er jagte. Mit ein paar langen Brotstangen kam er zurück. „Ein altes Weib war da,“ erzählte er vergnügt, „das hat mir die Zunge ausgestreckt. Ich hab' das Brot in einem Winkel gefunden. Als ich ihr das Geld dafür hinlegte, hat sie mich ganz blöde angestiert; ich glaub', sie hat mich für verrückt gehalten. Aber böse sieht es ad aus, — da scheinen die Ihrigen schön gehaust zu haben. Sehr feine Gesellschaft, das!“

Leutnant Grachhusen trank und aß mit seinen Leuten. Natürlich, der Habermann, der Gierschlund, war wieder einmal zuerst fertig. Jetzt schnüffelte er im Hause herum. Na, da sah's ja ganz auf! a aus. Scheinen recht saubere Leute hier zu wohnen. Aber natürlich



Ein deutscher Mehgejelle als Ritter  
des Eisernen Halbmondes.

Karl Heuzeroth aus Deutsch-Oth (Köthringen)  
erhielt die türkische Auszeichnung für tapferes Ver-  
halten auf Anaforta (Gallipoli).  
Phot. Verl. J. L. G.

pengefißt kannte der Leutnant; sie mochte ja tausend Schwestern haben, und eine von diesen vielen mochte jene gewesen sein, die er letzte Weihnachten gekauft hatte. Mit der spielte seine kleine Potte vielleicht gerade jetzt. Diese hier aber war ganz im Stich gelassen worden. Aber wohl mit Weh und Schmerzen. Arme, kleine Puppenmutter!

Einem jähen Einfall folgend, zog Leutnant Grachhufen die Geldtasche und entnahm ihr eine Münze, um sie sorgfältig in den kleinen Pompadour zu stecken, den die Puppe wie eine große Dame am Arm hängen hatte. Dann legte er die Puppe in ihr Versteck zurück und drehte den Schlüssel des Wandschranks sorglich herum.

Nein, Madame war gar nicht mehr in der Stadt. Längst war sie fort; vor alle Fenster des großen Hauses waren Bretter genagelt. Ja, wer sollte ihnen nun helfen? Madames Pförtner beherbergte Juliette und die Mutter und die Großmutter ein paar Tage. Aber dann sollten sie wieder zurück nach St. Hilaire le Petit. Eines wäre wie das andere, hieß es; die Deutschen wären doch überall. O ja, wie viele waren nicht in der Stadt! Juliette hätte niemals geglaubt, daß es so viele Pferde und Wagen und Soldaten und Kanonen in der ganzen Welt gäbe.

Viel langjamer, als sie geflohen waren, wanderten sie zurück. Die Großmutter kam nicht mehr recht vorwärts. Und Juliette hatte Hunger; ein wenig Milch und ein Stückchen Brot dazu hätte sie gern gehabt.

Sie sagte es der Mutter. Aber die nickte nur und tat den Mund nicht auf. Ach Gott, Juliette wußte schon, was das bedeutete: die Mutter hatte gewiß kein Geld mehr.

auch ausgerückt. Gerade als wenn wir sie freissen wollten. Schafsköpfe die! Den Wandschrank hatten sie in der Angst aufgelassen.

Habermann sah neugierig hinein.

„Na ja, da liegt der ganze Kram! Ei wei, und oben auf eine Puppe — und was für eine feine!“

Habermann nahm die Puppe.

„Du hast wenigstens keine Angst vor uns. Oder doch? Machst du aber ein dummes Gesicht! Warte mal, einen schönen Schnurrbart werden wir dir machen, einen mächtigen, schwarzen Schnurrbart, nicht wahr?“

Aber Habermann kam nicht dazu; Leutnant Grachhufen nahm ihm die Puppe fort.

„Nichts antühren!“ Er behielt die Puppe eine Weile in der Hand. Natürlich deutsches Fabrikat. Gerade dieses Pup-

Ganz ruhig war es in St. Hilaire le Petit. Sieh da, — Juliette hätte beinahe vor Vergnügen in die Hände geklatscht: vor Nachbar Verebours Hause stand stolz auf seiner Stange „mon petit colonel“ Juliette dachte schon, daß der Nachbar wieder zurück wäre. Aber nein, er war nicht da.

Ob am Ende die fremden Soldaten „mon petit colonel“ wieder zu Ehren gebracht hatten? —

Ja, und bei ihnen zu Hause, — alles war da, wie sie es verlassen hatten.

Guten Tag, liebe Angèle! — Juliette küßte sie und setzte sich mit ihr auf die Schwelle in die Sonne. Wenig es doch nur ein wenig zu essen gäbe!

Angèle hatte gewiß auch so schrecklichen Hunger.

Juliettes Mutter sah in der Küche vor dem leeren Herd. Ob sie zur Mère Saval ginge, um etwas Brot von ihr zu borgen? Aber die würde ihr kaum etwas geben, dafür kannte man sie. War das doch ein Elend!

Da stand auf einmal die kleine Juliette vor ihr mit ausgestreckter Hand, und in der kleinen Hand lag ein Goldstück, ein richtiges Goldstück.

Angèle hätte das gehabt. Ja wirklich, in Angèles kleinem sac à main hätte das gesteckt, der doch immer ganz leer gewesen wäre. Wer hätte das wohl hineingetan?

Ja, das wußte auch Juliettes Mutter nicht zu sagen. Wer war denn inzwischen hier im Hause gewesen? Doch nur die Deutschen; sie hatten auf dem Herde gelocht, die Spuren davon waren noch zu sehen.

Und sollte ein Deutscher Angèle das Goldstück gegeben haben, — für ihre kleine Mutter? Wer konnte das glauben! Nein, es war wohl eher vom Himmel gekommen, als ein Zeichen der ewig wachen Varnherzigkeit.



Oberleutnant v. Brandis (×), der Ersürmer von Douaumont,  
erhielt den Orden Pour le Mérite.

Brandis war mit seiner Kompagnie zuerst in Douaumont eingedrungen.  
Neben ihm seine Brüder, die, wie er, im Felde verwundet wurden.

Phot. Verl. J. L. G.

**F**ast immer, wenn ich mit der Linie 2 nach Hause fahre, sitzt neben mir ein stiller Mensch mit einem offenen Buch. Manchmal sehe ich, wie er beim Lesen seine Lippen leise bewegt.

Lernt er? Ich streife heimlich seine zerarbeiteten Züge. Nein, zum Lernen ist er doch zu alt. Aber vielleicht ist es eine Grammatik in Sanskrit oder in Arabisch, deren Studium er vorübergehend für ein spätes Werk braucht? Ich könnte ihn ja fragen. Schickt sich solche Frage in der Straßenbahn? Der ganze Wagen würde zuhören. Ich will lieber einmal verflohen in sein Lehrbuch gucken. Da schlägt er es eben zu. „Engelmann. I. Teil“, steht darauf in Goldschrift.

Was ist das, „Engelmann. I. Teil“? Ich habe keine Ahnung, wer Engelmann ist. Ich

weiß nur, daß Engelmann aus mehreren Teilen zu bestehen scheint. Nun, das nächstemal. Das nächstemal erblickt die Trambahnneugier, was sie wollte: Eine erste zerlesene lateinische Grammatikseite mit der ersten Deklination: Mensa, der Tisch — mensae, des Tisches — mensae, dem Tische — mensam, den Tisch. Das ist sonderbar. Mensa, mensae hat ja schon mein jüngster Sohn, der eben in das erste Jahr gerutscht ist, hinter sich. Und dieser Mann von — nun, in die fünfzig ist er sicher — dieser Fünfziger noch nicht? Jrgend etwas stimmt da nicht. Aber schließlich, was geht's mich an? Ich bin von Linie 2 nicht als Psychiater angestellt. Der Entschluß hält vor bis nächste Woche. Eine neue Neugier wacht auf: Wie weit ist er im Engelmann? Wie, noch immer auf der ersten Seite? Noch immer mensa, mensae? Vielleicht wiederholt er nur? Nein, er lernt. Leise bewegen sich die Lippen.

Nun aber muß er doch die erste Seite wenden? Schon hält er, ein wenig zitternd, die ausgefranzte Ecke der zerlesenen ersten Seite rechts oben in der alten Hand. So blättere

doch, so blättere doch, du später Lateinstudent! Er blättert nicht. Er fängt von neuem an: mensa, mensae, mensae, mensam.

„Haltestelle Universität!“ ruft der Schaffner. Noch ein letzter Blick ins Mensa, noch ein letztes Murmeln, zugellappt den Engelmann, der Mann erhebt sich. Zwei gültige, verschleierte Augen streifen mich. Er steigt ab und geht mit seinem Engelmann auf die Universitätsbibliothek zu. Man kann sehen, daß er den rechten Zeigefinger im Engelmann eingeschoben hält, als

Der Zeigefinger erinnert mich an seine Hand. Daß mir das erst einfällt: das war nicht die Hand eines Professors, das war eine Arbeiterhand. Aber ein Arbeiter geht doch nicht täglich zur Mittagszeit in die Universitätsbibliothek?

„Sie wundern sich auch über den Unfug?“ sagt eine strenge Stimme neben mir. Ich nicke in Gedanken, ohne den Sinn der

Frage zu erfassen. Die strenge Stimme wird zutraulicher: „Es ist unverantwortlich, wie man einen solchen Menschen frei herumlaufen lassen kann. Aber ein Jahr ist dieser Mann schon verrückt, komplett verrückt. Ich weiß es von der Milchfrau.“

„Von der Milchfrau?“ wiederhole ich mechanisch.

„Natürlich. War früher ein ordentlicher Arbeiter. Hat auf einmal geerbt. Bildet sich ein, er muß jetzt die Matura machen. Bitte Sie, mit 58 Jahren will dieser Mensch studieren. Soll schon einmal in der Jugend so 'nen Himmel gehabt haben, sagt die Milchfrau.“

„Soja, die Milchfrau?“

„Ja, und kommt seit einem Jahre über die erste Seite von Engel-

mann nicht hinaus. Der Mann gehört in die Anstalt, nicht in die Straßenbahn zu vernünftigen Leuten. Es ist ein Unfug.“ Die Stimme ist laut geworden.

„Lassen Sie den alten Mann in Ruhe,“ sagt der Schaffner.

„Erlauben Sie, was geht Sie dieser Mann an!“

„Soviel wie Sie.“

Mehr vielleicht. Er ist mein Gast jeden Tag, seit einem Jahre. Er tut niemand was zuleid. Er kann in der Trambahn lesen, was er will. Wir haben keine Vorchrift.“ Die strenge Stimme ist empört über die Einmischung des Schaffners: „Das fehlte noch, daß Sie den alten Idioten in Schutz nehmen. Einen Menschen, der seit einem Jahre über mensa, mensae nicht hinauskommt. Ist das nicht gemeingefährlich? Ist das nicht —?“

„Es ist im Grunde unser aller Schicksal,“ sagt eine tiefe Stimme. Es ist ein weißbärtiger Herr mit lächelnden Augen. „Wir kommen in gewissem Sinne alle nicht über die erste Seite hinaus,“ wiederholt er und springt ab.

„Das ist denn doch!“ begehrt die strenge Stimme auf. „Ich werde mich bei der Direktion beschweren, wenn man in eurer Linie 2

nicht einmal vor beleidigenden Anrempelungen sicher ist.“

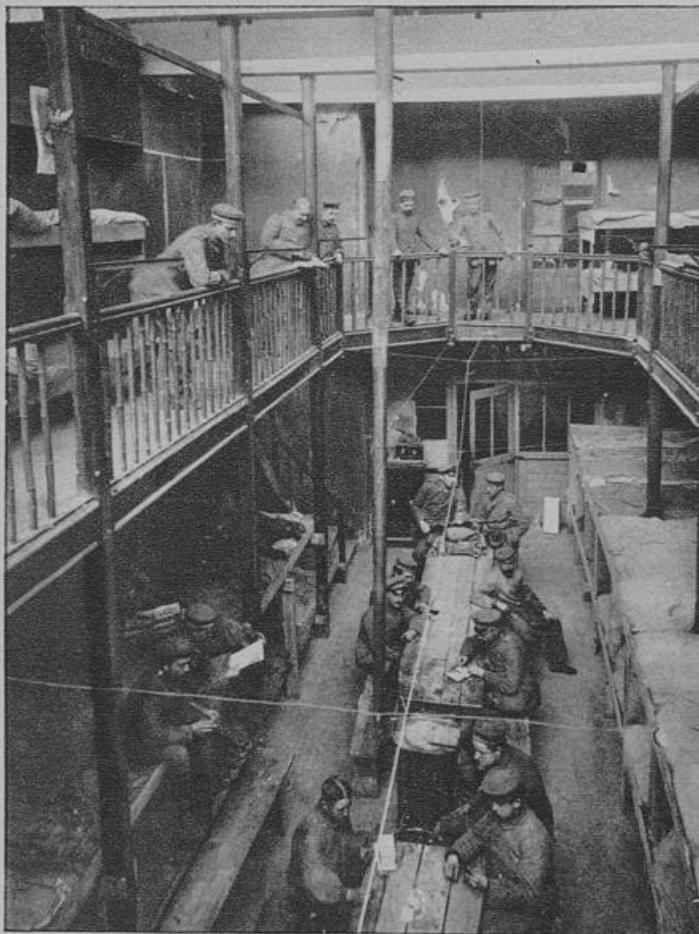
„Sie haben angefangen, Herr,“ sagt der Schaffner ruhig.

„Na, warten Sie, Ihre Direktion — Ihre Direktion — und überhaupt, ich fahre von jetzt ab mit der Linie 7!“ Auch er ist abgesprungen.

„Die Linie 7 fährt den gleichen Weg wie Linie 2,“ sagt der Schaffner sachlich zu mir und geht seinem Dienst nach.

Am nächsten Tag kehrt die strenge Stimme. Aber der Engelmann ist unverändert da. Die Lippen bewegen sich leise. Immer noch mensa, mensae? Was ist das? Nicht mehr die zerlesene Seite, die der zitternde Finger rechts oben in der ausgefranzten Ecke umwendebereit hält? Hat er wirklich eine neue Seite aufgeschlagen?

„Nein, eine gute Hand hat ihm aus einem andern Engelmann die erste Seite neu eingeklebt. Und mit erneutem Eifer murmeln diese Lippen: Mensa, mensae, mensae, mensam...“



Ein zum Massenquartier für unsere Feldgrauen eingerichtetes Hausflur in Frankreich. Hofphot. Eberth.

# Die Telephonverbindung. Von R. Heymann.

„Sollen ein ausgezeichneter Schwimmer sein?“ fragte der Kompanieführer den Gefreiten von der Telephonabteilung.  
 „Zu Befehl, Herr Oberleutnant.“

„Also ich verspreche Ihnen das Eisene Kreuz, wenn Sie das Kunststück fertigbringen. Drüben über dem Fluß liegt die vorgeschobene Abteilung. Deren weiteres Schicksal, die Frage überhaupt, ob wir da drüben endgültig Fuß fassen, hängt nur davon ab, daß wir Telephonverbindung mit der Abteilung herstellen. Können Sie das wohl machen?“

„Ich will es versuchen, Herr Oberleutnant.“

„Vielleicht kommen Sie im Schutze der Nacht rüber.“

„Ich werde schon rüberkommen. Wenn nur nicht der verd... Scheinwerfer —“

„Eben. Wenn die Russen Sie nicht erwischen. Aber wie bringen Sie den Draht rüber?“

„Ich nehme das eine Ende zwischen die Zähne, Herr Oberleutnant.“

„Famos. Also wenn es glückt, tragen Sie das Eisene Kreuz. Uns aber und den Kameraden da drüben erweisen Sie einen unschätzbaren Dienst, Gefreiter.“

Es wurde Nacht.

Da machte sich der Gefreite auf seinen Weg. Lautlos glitt er

aus dem vordersten Schützengraben und verschwand in der Dunkelheit. — Eine Strecke watete er. Dann mußte er schwimmen. Nun hatte er die Insel, wo ein deutscher Posten eingegraben lag. Hier verschnaupte er.

Den Draht zog er hinter sich her.

Nun gleitet er wieder in das Wasser.

„Los!“ sagt er ermunternd zu sich selber. Er muß schwimmen. Den Draht zwischen den Zähnen, kämpft er sich durch das Wasser.

Nun ist er an der gefährlichsten Stelle. Er kämpft sich weiter. Die Zähne beißen sich ganz von selber aufeinander. Da —



Die Kapelle des früheren Luftschiff-Detachements Düsseldorf (Alte Halle), jetzt Marine-Luftschiffstrupp Libau.



Seldgrau in einer von der deutschen Verwaltung eingerichteten Gastwirtschaft in Frankreich. Das Wandbild soll einen Vorgang aus der Champagneschlacht darstellen und ist von einem deutschen Soldaten gemalt.

Halsphot. Eberth.

Zieht ihn einer?

Der Gefreite holt weit aus mit dem Arm, das Wasser weg-zudrängen. Aber er kommt nicht weiter.

Da schießt ihm die Erkenntnis durch den Kopf: Der Draht!

Der Draht hat sich irgendwo festgehängt.

Drüben auf der kleinen Zinsel zerren sie. Vom Ufer aus läuft der Draht schon zu dem kleinen Posten. Die lassen ihn weitergleiten.

Nun haben sie bemerkt, daß der Schwimmer nicht weiterkommt.

Der Draht hat sich irgendwo verhängt.

Ein verhängnisvoller Augenblick!

Ist es eine kleine Zinsel? Ein Strauchwerk, oder was ist es?

Der Schwimmer macht eine letzte, verzweifelte Anstrengung.

Die Zähne werden ihm fast aus dem Kiefer gerissen. Der Mund ist so warm und so naß.

Blut?

Was tut's — der hemmende Arm sinkt ins Wesenlose — er kann weiter. Noch ein paar Stöße — da ist Land — er muß nur vorwaten, dann wird er schon zum Ziele gelangen.

Plötzlich schießt wie ein böses Tier etwas durch die Finsternis. Elfenbeinfarben.

Der feindliche Scheinwerfer!

Der Gefreite steht still, den Draht zwischen den Zähnen.

Da vorne — da sind die festen, deutschen Stellungen!

Aber in diesem Augenblick, ehe er sich über das Weitere klar werden kann, geht es los.

Feuer! Feuer — und wiederum Feuer!

Die feindliche Artillerie griff mit besonderer Heftigkeit ein.

Nur eine Sekunde ist der Gefreite gestanden.

Da liegt er auch schon platt und ohne Bewegung auf der Erde.

Den Draht zwischen den Zähnen. —

Drüben, auf einer kleinen Höhe, steht die russische Batterie. Der feindliche Scheinwerfer hat den einsamen Mann, der den Draht fest zwischen seinen Zähnen hält, gepackt und läßt ihn nicht mehr los.

Der Batteriechef winkt den Unterkanonier zu sich und befiehlt ihm, die Bedienung zusammenzutrommeln.

Nicht einen Augenblick nimmt er den Feldstecher von seinen Augen, der genau der Linie des Scheinwerfers folgt, und in dessen

Sohraum ein winziges Menschlein in einem schillernden Licht eingeschlossen ist.

Das Menschlein kriecht langsam auf dem Bauche dahin — ach so langsam. —

Die russischen Artilleristen laufen aus ihren Erdhöhlen herbei und treten an das Geschütz. In wenig Sekunden ist die Kanone schußfertig. Einige Mann schleppen die Granaten herbei. Schon reißen sie die Kappe von der Kanone, bringen sie in Stellung, laden und richten, warten auf den Befehl zum Feuern.

Der Batteriechef läßt den kriechenden Menschen nicht aus seinem Feldstecher heraus. —

„Feuer!“

Eine weiße Rauchsäule steigt da vorne auf. Ein schmetternder Krach zerreißt die Luft.

Der Gefreite hat die jauchende Granate winzeln hören.

Er bleibt still liegen — regungslos — da — ein Krach, die Erde schreit — zwanzig Meter von ihm entfernt.

Er kriecht noch hastiger weiter. Minuten — da — daselbe — er atmet kaum — ein Schlag — zehn Meter vor ihm — die Splitter segeln durch die Luft.

Ihn hat ein Splitter gepackt.

Er liegt noch eine kurze Sekunde regungslos da — aber die Gegner da drüben triumphieren entschieden zu stüb.

Nur eine Fleischwunde. Der Gefreite weiß — jetzt oder nie mehr.

Da sind die deutschen Gräben.

Auf... und den Draht zwischen den Zähnen hinter sich herziehend, läuft er, was er laufen kann, dem hintersten Graben entgegen.

Endlos scheint ihm die Strecke bis zum rettenden Graben.

Er hat ihn — endlich — rein! —

Krach — bumm!

Nein, die ging viel, viel zu weit!

Der Gefreite ist in Sicherheit. Im Unterstand. Die russische Kanone brüllt wütend weiter. Der Draht aber läuft von drüben nach hüten. Schon ist der Gefreite mit der Anlegung des Telephons beschäftigt.

Dem Gehäuse des Feldstechers, den der russische Offizier immer noch vor den Augen hält, ist das winzige Menschlein schon längst entronnen.



Admiral Eduard v. Capelle, der neue Staatssekretär des Reichsmarineamts.

Hofphot. Ernst Sandau.

Staatssekretär v. Capelle, der für Großadmiral v. Tirpitz an die Spitze des Reichsmarineamts getreten ist, wurde am 10. Oktober 1855 in Celle geboren und gehört der Marine seit 1872 an. 1887 zum Kapitanleutnant ernannt, nahm er auf der Kreuzerfregatte „Leipzig“ an der Expedition zur Bekämpfung des Araberaufstandes in Deutsch-Ostafrika teil. Sein letztes Vorkommando hatte er 1896 als Korvettenkapitän auf der „Weißenburg“. Seitdem war er im Reichsmarineamt tätig, wo er, 1904 zum Direktor des Verwaltungsdepartements ernannt, nacheinander Konteradmiral, Vizeadmiral und Admiral wurde. 1912 erhielt er den erblichen Adel. Im Jahre 1914 wurde er Unterstaatssekretär im Reichsmarineamt und damit der ständige Stellvertreter des Staatssekretärs v. Tirpitz.

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 15.

Düsseldorf, 8. April

1916.



**Generalfeldmarschall Exzellenz v. Mackenien.** Gemalt von Prof. Angelo Fank.  
Mackenien überreichte in Konstantinopel dem Sultan im Auftrage des Kaisers den preußischen Feldmarschallsstab.

# Parole: „Drauf!“

Von Walter Schneider.

M. V. E. Wir lagen vor Nancy. Unser Bataillon war nach anstrengenden Vorpostentagen in die zweite Linie zurückgezogen worden, um einige Tage wohlverdienter Ruhe zu genießen. Die Feldpost war zum erstenmal zu uns gelangt — es war in den ersten Kriegswochen — und hatte die lang ersehnten Briefe von daheim, Zeitungen und Paletten gebracht.

Wir hatten uns zu fünf Kameraden eine prächtige Laubhütte im Walde bauen lassen. Gerade lagen wir zu zweit auf unserm schönen Lager, bliesen bedächtig dicke Rauchwolken in die Luft und studierten eifrig in den Zeitungen die Nachrichten von den andern Kriegsschauplätzen. Draußen waren die Mannschaften teils mit Abkochen, teils mit dem Waschen ihrer Kleidungsstücke beschäftigt. Lustig flatterten die nassen Hosen und Hemden, an gespannten Leinen aufgehängt, im Winde.

Es war ein prächtiger, wunderschöner Spätsommernorgen. Nur ganz von fern brummt dumpf einige Batterien herüber. Die leuchtenden Strahlen der Sonne machten das herbliche Laub golden erglänzen. Durch die Lücken im Blattwerk schaute der Himmel herein, in einem reinen, ungetrübten, tiefglänzenden Enzianblau. Fröhlich und unermüdet trillerte ein Singvöglein in den Zweigen seine munteren Weisen.

Wahrscheinlich „ein Tag, gemacht zu andern Ding als sich zu schlagen!“ Mit vollen Zügen tranken wir all die Nacht und träumten von daheim. Es war so still, so wunderbar still.

Jetzt erschien unser „Dider“ im Eingang des Sommerbaues und machte unsern Träumen durch recht prosaische Neben ein Ende. Mit Nachdruck verkündete er den von ihm aufgestellten Speisezettel für das Mittagmahl: „Huhn mit Reis. Rotwein. Vanillepudding, hergestelltes aus Trockenmilch und Puddingpulver aus den angekommenen Paletten, hinterher Kaffee und Leibniz-Keks.“ Vorderrhand war aber weder Huhn noch Wein zur Stelle. Die sollte unser Resthäkchen, unser Willi, mitbringen, der am Morgen dienstlich mit dem Kade nach Chambrey zum Brigadestab zurückgefahren war und den Auftrag gleichzeitig erledigen wollte. Er mußte jeden Augenblick eintreffen. Wir warteten mit Schmerzen.

Als wir nun doch anfangen, langsam ungeduldig zu werden, fürchte Willi plötzlich atemlos an, schob den „Diden“ in Eingang beiseite und drängte sich mit den Worten herein: „Heute geht's aber an ihn mit Gebrüll! Wir sollen noch in der Nacht angreifen. Ich hab's bei der Brigade erfahren. Die Parole heißt für heute und die nächsten Tage, Drauf!“ Unser „Dider“ hatte einen Augenblick verduzt dagestanden, dann packte er sich Willi und setzte ihn gutmütig lächelnd hinaus.

„Nur nicht so wild, mein Lieber! Du bringst es fertig und schneidest im Eifer unsere schöne Villa zusammen, und wir können die Nacht im Asyl für Obdachlose Unterkunft suchen. An die alte Geschichte vom Angriff glaube ich nicht. Wieder mal so eine Latrineparole. Dabei hast du sicher Huhn und Wein vergessen?“ Willi zeigte nach seinem Rad, worauf der „Dide“ mit wichtiger Miene ging, um für die Herstellung des „Menüs“ zu sorgen und das Kochgeschäft mit Keimermiene selbst zu überwachen, während Willi uns mit leuchtenden Augen Genauerer berichtete.

Diesmal hatte er recht. Wenig später erhielt das Bataillon Befehl, um 2 Uhr marschbereit zu stehen. Es wurde eine zweite Fleischportion ausgegeben, die gekocht und als Mundvorrat mitgenommen werden sollte. Die Zubereitung des Essens mußte tunlichst beschleunigt werden.

Gar bald belebte sich der Wald. Meldereiter und Motorfahrer flogen hin und her. „Tatuh — fata!“ Das Auto des Divisionsars ratterte über die Waldschneise. Bald folgten auch marschierende Bataillone. Unsere Leute begannen langsam zu paden. Wir hatten

noch etwas Zeit. Unser Mittagmahl konnten wir in Ruhe genießen. Dann machten wir uns fertig. Die Stunde des Abmarsches nahte. Mit etwas gemischten Gefühlen schauten wir nochmals auf unsere schöne, lustige Sommerwohnung zurück. Nun konnte es losgehen. Parole: „Drauf!“

In einem Wiesengrunde machten wir wieder halt, um dort den Eintritt der Dämmerung abzuwarten. Eine Offizierspatrouille wurde zur Aufklärung geschickt. Sie kam ohne Führer wieder. Sie hatten von einer stärkeren feindlichen Sicherungsabteilung Feuer bekommen, und der junge Offiziersstellvertreter, ein lieber Kamerad, hatte dran glauben müssen. Die übermütige Stimmung schlug um. Es wurde wieder einmal Ernst.

Wir rückten in weit auseinandergezogener Kompagniekolonne an den vor uns liegenden Waldbrand. Dort hieß es wieder:

„Hinlegen!“

Plötzlich zerriß ein unheimlicher Knall die Luft. Ein Heulen wie das eines Hundes folgte. Wir zuckten einen Augenblick zusammen und schauten erkraunt um. Aha! Drüben an der weißen Kirchhofsmauer, etwa 800 Meter hinter uns, war eine Batterie schwerer Mörser aufgefahren und schickte nun ihre Größe hinüber. Bald ging es Schlag auf Schlag. Dampf hörten wir weit hinterm Wald das Krepieren der einschlagenden Geschosse. — Nun durchschritten wir vorsichtig den Wald, immer noch in Kompagniekolonne, Sicherungen voraus. Zehn Schritt vom jenseitigen Waldbrand war wieder Halt. Ich kroch ganz nach vorn und schaute durchs Glas. Vor uns, irgendwo in der Dunkelheit, lag der Feind. Ich konnte nichts erkennen. Das Bombardement setzte wieder langsam ein und steigerte sich bald zu ungewöhnlicher Festigkeit. Eine nach der andern sausten die Granaten über uns weg gegen den Feind. Die krepierenden Granaten und Schrapnelle boten ein herrliches Klammenschauspiel, schöner und prächtiger als Wetterleuchten. Die gegnerische Artillerie schwieg sich sonderbarerweise ganz aus. Wenn eine Pause in der Beschießung eintrat, war es fast unheimlich still. Der Fußschlag eines trabenden Pferdes auf der harten Landstraße rechts hinter uns klang beinahe gespenstisch durch die Ruhe. An einzelnen Stellen bligten Taschenlaternen Signale, nach dem Gegner natürlich abgeblendet. Befehle wurden im Flüßerton durchgesagt. Bald mußte es losgehen. Das Blut rollte schneller und unruhiger durch die Adern. Jede Faser war angespannt, die Nerven arbeiteten fieberhaft, das Auge schaute starr und aufmerksam ins Dunkle, in Pulsen und Schläfen hämmerte fast hörbar das Blut:

„Drauf! Drauf! Drauf!“ und lauter noch: „Drauf! Drauf!“

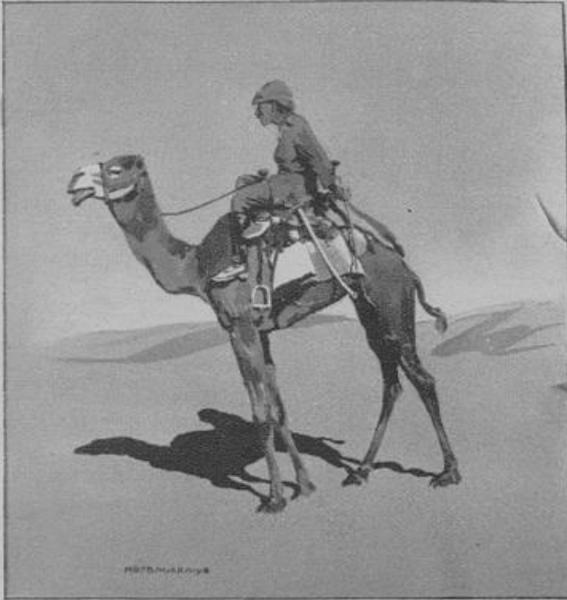
Die Kanonen schwiegen wieder.

Jetzt sah ich links schattenhafte Umrisse sich bewegen. Das Nachbarbataillon ging vor. Dann setzten wir uns auch in Marsch, stets in der gleichen Formation.

Vor uns ging ein Schützenkleider. Wir stampften über Wiesen und Stoppelfelder. Da stolperte mal einer in einer Furche und schlug lang hin, wobei das Gewehr im Fallen einen klirrenden Lärm verurachtete. Mit einem Fluch rappelte er sich auf und stampfte weiter, während der Hauptmann ängstlich mahnend kam: „Vorsicht, Leute! Keinen Lärm machen! Lautlose Stille!“ Wir durchschritten einen Bach mit sumpfigen Ufern. Das Wasser quietschte in den Schuhen. Es ging noch ein wenig bergan. Auf einmal ein schnell an- und abschwelliges Pfeifen über uns: „Piu — uh!“ Den Ton kannten wir. „Piu! Piu! Piu!“ Der Gegner hatte unsern Schützenkleider bemerkt. „Hinlegen!“ Alles lag atemlos. Links fingen die Franzosen an, langsam zu feuern. Sofort setzte sich das Geschies nach beiden Seiten fort, und im Augenblick war die schönste Knallerei im Gang. „Schwärmen!“ Die Jüge sprühten auseinander, als ob man einen Sack Müse ausschüttete. In gebücktem Lauf schoben sich die neuen

115

# Vom Kriegsschauplatz im Orient.



Offizier der deutschen Militärmission.  
Zeichnung von A. Hofbauer.



Audschabeduine vor dem Serail in Jaffa.  
Zeichnung von A. Hofbauer.



Ein Chan im südlichen Kleinasien. Zeichnung von A. Hofbauer.



Konferenz der katholischen Feldgeistlichen im Großen Hauptquartier des westlichen Kriegsschauplatzes.

Phot. Höhlwein & Girde.

1. Reihe, stehend (von links nach rechts): P. Febr. v. Daltwig, Dr. Langhaufer, P. Doesch, Jäschke, Sübner, Dutler, P. Horn, P. Vanham, P. Brinmann, P. Baurmann, P. Pöhl, Braun, Stegmann, P. Raas, P. Browe, Ebner, P. Wulf, Niotte, Koch, Janßen, P. Kapell, P. Schwering, P. Sigilins Demu, Goebele, Klars, P. Medardus Bracht, P. Anicet Meyer, P. Sotus Alfier.  
2. Reihe, sitzend (von links nach rechts): Hans Silberberg, Dr. Mühlstein, Meier, Gerinmann, Frhr. v. Reiderndt zur Borg, Delegierter des Kaiserl. Kommissars und Militärinspektors der freiwilligen Krankenpflege, Großes Hauptquartier, Priester Dr. Rüdendof, Feldbesorger des Westheeres, Dr. Michael v. Faulhaber, Bischof von Speyer, Prof. Dr. Berg, Großes Hauptquartier, Wgtr. Wandter, P. Müller, P. Augustinus Adams, P. Florian Schob.

Linien in die Lücken des Schützengürtels ein, um eine kampfständige Linie zu bilden. — Als ob sie nur auf den Augenblick des beginnenden Infanteriekampfes gewartet hätte, legte unsere Artillerie plötzlich wieder mit einer Heftigkeit los, als ob die Hölle spie. Besonders in dem Wäldchen halblinks waren die Geschosse nicht mehr zu zählen. Ein Heidenlärm erfüllte urplötzlich die Luft, wo man vor zehn Minuten noch beinahe eine Stecknadel hätte fallen hören können. Vor uns sahen wir nichts als die kleinen Lichtblitze aus den Gewehrmündungen des Feindes. Dorthin richteten wir unser Feuer. Das dauerte so eine Stunde oder länger. Dann wurde das Feuer langsam schwächer, um allmählich ganz aufzuhören. Der Gegner zog sich in den Wald zurück, wohl um sich der verheerenden Wirkung unseres gut gezielten Artilleriefeuers zu entziehen. Wir folgten nicht weiter, sondern suchten eine geeignete Stellung zum Einbuddeln, um vor feindlichem Artilleriefeuer, auf das für den Morgen sicher zu rechnen war, geschützt zu sein.

Aber schon nach den ersten Spatenstichen mußten wir zu unserm Schrecken feststellen, daß der Boden unheimlich hart und feinst war. Mit unsern Spaten und Hacken war da soviel wie nichts auszurichten. Allein es mußte sein, es koste, was es wolle. Der Schweiß lief den Leuten in dicken Tropfen von der Stirn. Verzweifelt und durch die gewaltige Anspannung der Nerven völlig gleichgültig geworden, wollten sie immer wieder die Arbeit aufgeben. Wir durften es nicht dulden. Nach unendlicher Mühe wurde ein Graben fertiggestellt, in dem man eng zusammengekauert gerade den Kopf verschwinden lassen konnte. Damit ließen wir es genug sein. — Noch zwei bis drei Stunden bis zum Morgen. Die Mannschaften legten sich todmüde in den Graben und schliefen. Ich ordnete an, daß in jeder Gruppe zwei Beobachtungsposten wachbleiben sollten. Dann legte auch ich einen Totnistern unter den Kopf und suchte die unruhigen, sich wirbeln-

den Gedanken im Schlaf zu vergessen. — — Umjonst! Nach kurzer Zeit erwachte ich mit steifgefrorenen Gliedern. Die Nacht war sehr kühl. Die Hände tief in den Manteltaaschen vergraben, ging ich nachdenklich den Graben entlang. Ein prächtiger Sternenhimmel wölbte sich über uns. In starrer Klarheit funkelten die unzähligen Lichter hernieder. Hinter uns bewegten sich einige Schatten. Die beiden Toten des kurzen Gefechts wurden der Erde übergeben. Die Verwundeten waren schon zurückgeschafft. Im Osten dämmerte ein roter Streif. Der Morgen nahte. Was würde er bringen?

Unsere Lage war schauderhaft unangenehm. Der Bataillonskommandeur hatte ein Einsehen und zog die Truppe etwas nach rechts zusammen in eine mehr geschützte Mulde. Bei Tagesanbruch stellten wir fest, daß der Waldrand nicht befestigt war. Sofort rückten wir dahin vor. Aber den soeben verlassenen Stellungen platzen jetzt die Schrapnelle, und die Granaten sausten haarsträubend in die leeren Gräben. Am Waldrand lag noch ein Franzmann auf dem Gesicht, scheinbar von seinen Kameraden vergessen, um uns über ihre Verluste zu täuschen.

Da endlich kam der Befehl, von dem jeder wußte, daß er kommen mußte: „Das Bataillon tritt sofort an, um den jenseitigen Waldrand zu besetzen!“ In dem Walde aber steckten sie drin, die Rothosen, das war sicher. Die Kompanieführer riefen ihre Kompanien zusammen, um noch einmal genaue Verhaltensvorschriften auszugeben: „Also so lautlos wie möglich vorgehen! Jeden Baum und Strauch sorgfältig ansehen. Größte Vorsicht ist geboten, damit wir so nahe wie möglich unbemerkt herankommen. Sind wir aber einmal erkannt, dann so schnell wie eben möglich vorlaufen und — na, das übrige werdet ihr schon besorgen. Die Kompanie zurücktreten. Die Herren Anführer einen Augenblick noch, bitte!“ Wir erhielten

noch einige Anweisungen. Dann hieß es: „Seitengewehr pflanzt auf!“ Aber zweihundert stählerne Ärlingen blühten drohend im Sonnenschein. Dann drangen wir ausgepörrt in den Wald.

Schritt für Schritt ging es ohne einen Laut. Verbindung und Richtung wurden durch Winte aufrechterhalten. Aufmerksam bohrten sich die Augen in jedes Gestrüpp. Unter den Stiefeln knackten die trodenen Äste verdächtig. Links und rechts ein geheimnisvolles Rascheln in den Zweigen des Unterholzes. Sonst deutete nichts darauf hin, daß hier zwei Gegner nur einige hundert Meter voneinander entfernt standen, bereit, sich aufeinander zu stürzen, um sich zu vernichten. — Immer vorsichtiger und langsamer bewegte sich die Linie. Wir mußten unmittelbar vor dem Feinde sein.

Da trachte ein Schuß! Klatschend fuhr die Kugel in einen dünnen Baum nebenan. Wie auf Kommando stockte alles und hielt der Atem an. Umsonst! Die Franzosen hatten uns bemerkt und überschütteten uns sofort mit einem wahnsinnigen Feuer. Jetzt galt kein Zaudern mehr. Mit gellender, fast heiserer Stimme klang der Ruf des Hauptmanns: „Drauf! Hurra!“ Als wir im Lauf einige zehn Meter zurückgelegt hatten, erblickten wir die roten Köppis. Jetzt galt es herzugeben, was Lunge und Beine aushalten konnten. Hinter mir ertönt ein Schrei: „Hilfe, lieber Gott!“ Der Unteroffizier Nibel stürzt zu Boden. Vorwärts! Vorwärts! Links und rechts fallen andere. Man weiß nicht: Sind sie im Geäst gestolpert, oder hat eine Kugel ihnen eins veretzt? Nicht umsehen! Nur weiter! — Die Franzosen hatten zuerst kräftig gefeuert. Als sie uns aber vierzig Meter vor sich sahen, rissen sie in großer Zahl aus und verschwanden im dichten Unterholz. Ich sah, wie ein blutjunger Leutnant aufsprang, wütend mit dem Fuß auf den Boden stampfte und dann mit einem unendlich haßverzerrten Gesicht seine Pistole weiter auf uns feuerte. Musketier Brinkmann stürzte sich auf ihn und machte der Schießerei durch einen Kolbenschlag ein Ende. Stehend und kniend feuerten wir jetzt aufs Geratewohl ins Buschwerk in der Richtung auf den abziehenden Gegner.

Dann folgten wir langsam und vorsichtig, um Überraschungen zu vermeiden, wie sie bei dem dichten Unterholz nicht ausgeschlossen schienen. Doch gelangten wir ungehindert an den jenseitigen Waldrand. Der geflohene Feind hatte sich in weiter zurückliegende Stellungen gezogen. Unser Auftrag war erfüllt.

Aber nicht lange ließ man uns im unbestrittenen Besitz des für beide Teile gleichwertigen Geländeteils. Kaum hatten wir uns notdürftig zur Verteidigung eingerichtet, als die französische Artillerie ein wahres Trommelfeuer auf uns eröffnete. Mit unheimlich schneller Aufeinanderfolge sausten die Granaten vor uns, hinter uns und seitwärts hernieder. Und dabei stillliegen müssen! Wir durften das eroberte Gelände nicht preisgeben, da es eine vorzügliche Abzugsstelle für den weiteren Angriff war. Vorwärts konnten wir ebensowenig, da sich die Bataillone links und rechts noch nicht auf unsere Höhe gearbeitet hatten, wir also abgeschnitten werden konnten, wenn wir noch weiter vorgingen. Also aushalten! Klatt auf den Boden gelegt, den Kopf durch den Tornister gegen Schrapnellkugeln geschützt, ließen wir, mit jedem Geschloß gleichgültiger werdend, die schauerhafte Kanonade über uns ergehen.

Auch das ging vorüber. Der Abend brach herein, und Ablösung kam. Wir zogen denselben Weg zurück, den wir kurz vorher erklämpft hatten. Wo sich die beiden Wege im Walde schnitten, stand ein Holzkreuz, mit Grün bekränzt, auf einem frischen Erdhügel. Sieben Namen waren in die Rinde des Baumes geschnitten, und unter den Namen stand der ungrammatikalische Satz: „Starben hier für ihre Pflicht am 1. September 1914.“ Einige Leute hatten unter dem Donner der Kanonen ihren Kameraden diesen letzten Liebesdienst erwiesen.

Nachts im Bivak konnte ich lange nicht zum Einschlafen kommen, obgleich ich todmüde war. Immer wieder stieg das Holzkreuz vor meinen Augen auf, das man den Gefallenen errichtet hatte. Unter dem Hügel, den es schmückte, lag auch unser „Reißhäschen“, der liebe, junge, kampfesfreudige Willi, mein Freund.



Konzert einer Landsturmkapelle vor der Kommandantur in Grodno.

Phot. Gebr. Haeckel.

## Das Ungefüm. Skizze von Robert Heymann.

Weit drüben zwischen den Österreichern und Russen war der deutsche Flieger verunglückt. Hinter ihm brannte sein Apparat. Im Busch schlief sein Pilot den letzten Schlaf. Er aber hegte, was die Lungen hergaben, dem schützenden Walde zu. Von dort mochte es möglich sein, bis zu den österreichischen Linien durchzukommen.

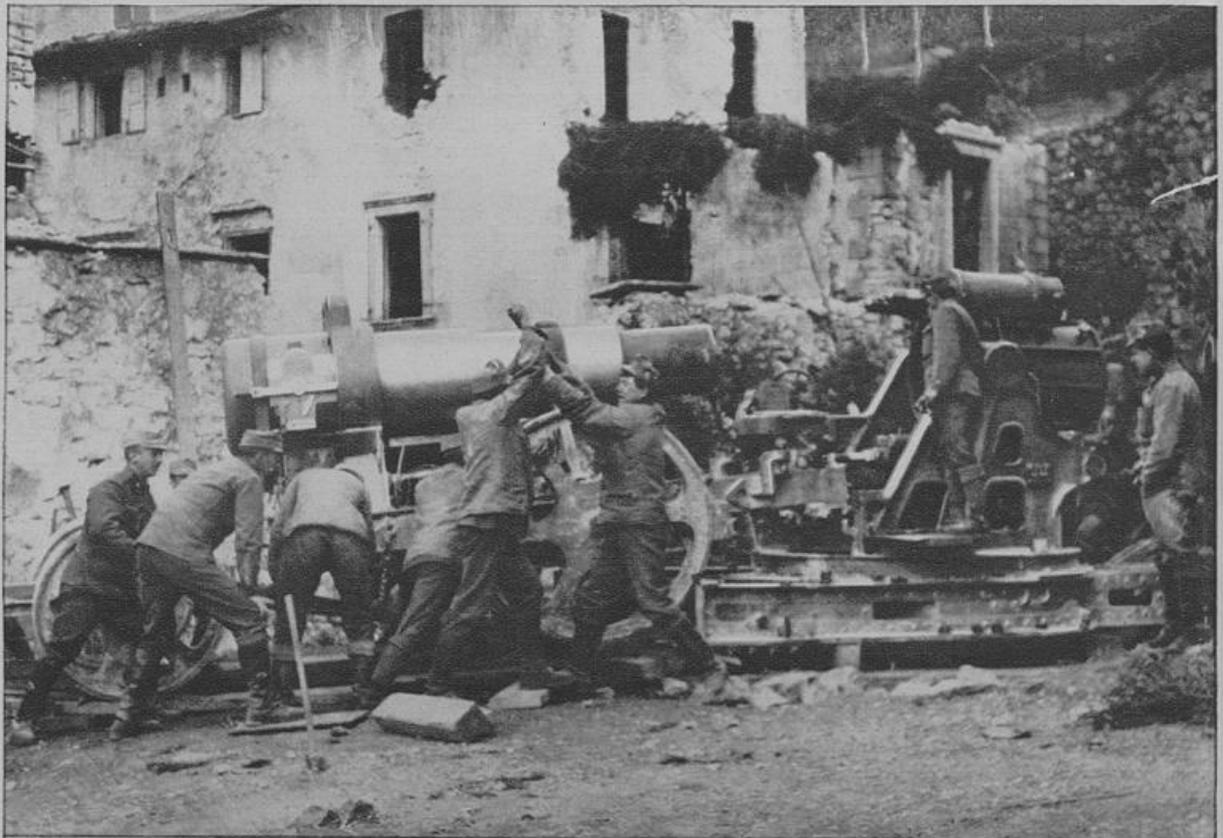
Zur selben Zeit glitt ein stahlschimmerndes Ungefüm über die Schienen durch die österreichische Front. Glitt weiter gegen die russischen Stellungen vor — immer weiter. Die Ebene ist verschneit. In der Nacht sind die Flocken in millionenfachem leisem Wirbel vom grauen Himmel herniedergegangen und haben ihr weißes Tuch über die Ebene gelegt. Die Wälder dudnen sich unter der glitzernden Last.

Der Panzerzug schiebt sich durch die schneebedeckte Ebene. Vorne ist ein Wagen, den eine Lokomotive schiebt. Ihr hängt ein zweiter Wagen an. Alle, Wagen und Lokomotive, sind grau. Aber weil

im rückwärtigen Wagen ein zweites. Sie stehen schußbereit. Jede Minute, jede Sekunde kann der Panzerzug zum feuerpeienden Ungeheuer werden. Der Kommandant steht unbeweglich auf seiner Leiter und sieht durch den Beobachtungsturm. Er dreht den Turm bald nach links, bald nach rechts. Er kann die Öffnung nach allen Seiten drehen und wenden und überblickt die ganze Gegend.

„Hundert Meter weiter!“ ruft er dem hinter ihm stehenden Zugführer zu. Der gibt den Befehl sogleich an den Lokomotivführer weiter. Der Zug befindet sich zwischen den Feuerlinien. „Halt!“

Der Zug steht. Der junge Kommandant vergewissert sich, ob nicht von irgendeiner Flanke her Gefahr droht. Dort, rechts seitwärts liegt ein Wald. Drohend, schwarz und düster, wie eine geballte Faust redt er sich aus der verschneiten Ebene. Hier wird ein Weiterbringen immer gefährlicher. Aber der Befehl, den der Kommandant



Aufstellung eines 30,5-cm-Mörfers auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz.

Kilophot, G. m. b. H.

die Winter Sonne darauf fällt, glimmt ein goldenes Licht auf der Lokomotive. Alles ist dicht verschlossen, und ein Panzer, den so leicht kein Geschöß durchschlägt, schützt das dämonische Ungeheuer.

In dem vorderen Wagen steht der Kommandant, der den Zug führt, und sieht durch den Ausguck. Von Zeit zu Zeit erteilt er einen Befehl. Den gibt ein Unteroffizier telephonisch nach der Lokomotive weiter. Dort arbeiten der Lokomotivführer und sein Feizer. Sie sind eingeschlossen in der Hölle. Sie wissen nicht, was draußen vorgeht, wissen nicht, ob nicht eine Granate den Zug plötzlich eindeckt. Sie sehen nichts als ihren kleinen Raum. Sie kennen nur ihre Pflicht. Sie arbeiten bei einer Hitze von 38 Grad Celsius. Ihre Lippen springen auf, die Augen brennen, der Atem geht keuchend.

Von Zeit zu Zeit feuchten sie die Zunge mit einer Zitrone an. Dann horchen sie wieder auf die telephonisch übermittelten Befehle.

Der Führer des Panzerzuges verläßt keine Sekunde seinen Ausguck. In seinem Wagen ist ein Maschinengewehr eingebaut,

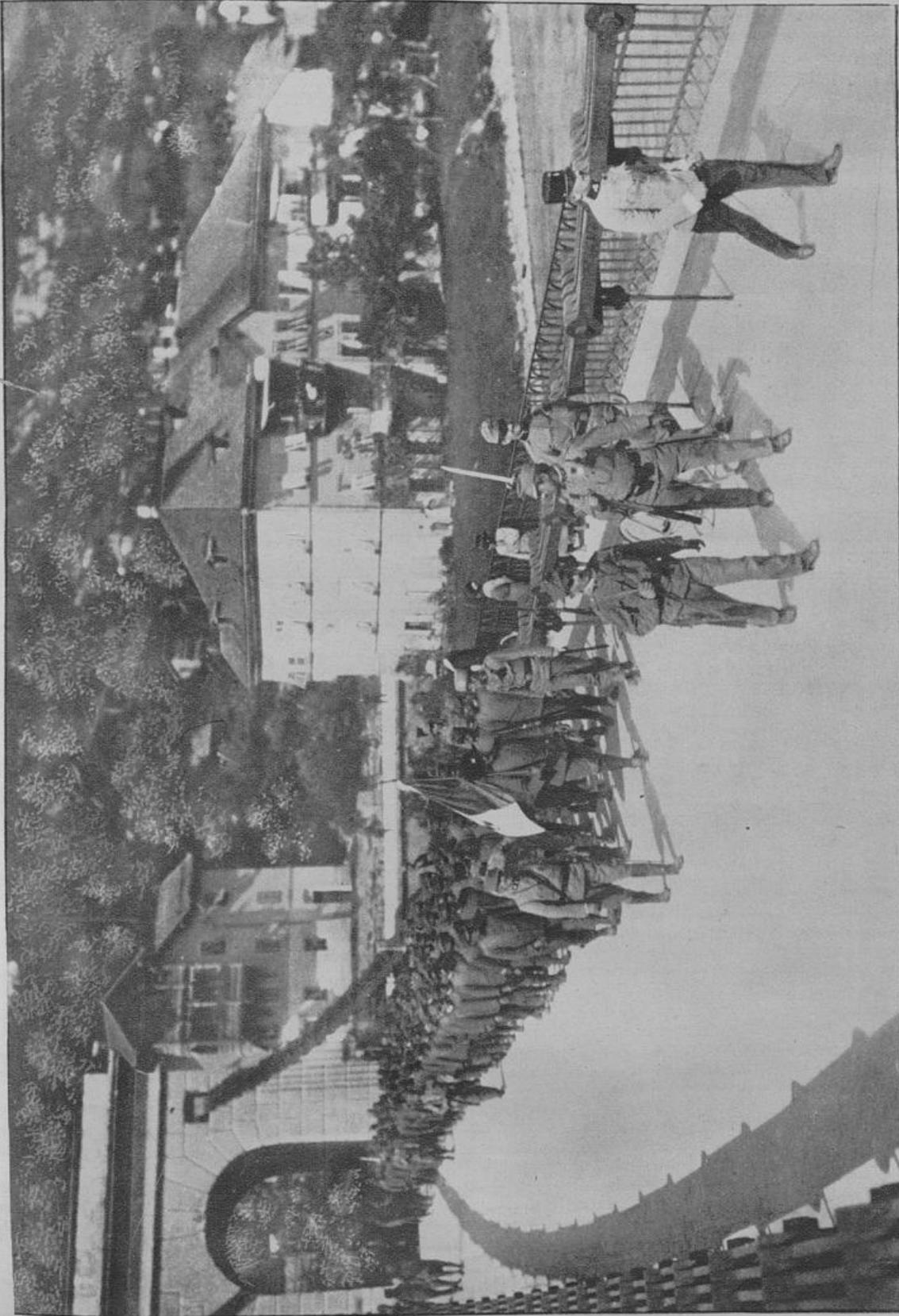
erhalten hat, lautet: „Vorbringen, bis Feind gesichtet. Russische Beobachtungspatrouillen feststellen.“

Die Schienen können von da ab aufgerissen sein. Wie leicht kann in der Nacht eine russische Patrouille unter dem Schuß der Dunkelheit bis hierher vorgedrungen sein und die Schienen aufgerissen haben. Entgleist der Zug und wird unter feindliches Feuer genommen, dann wehe denen, die ihn zu verteidigen haben!

Ein kurzer Befehl — und plötzlich vollzieht sich das Wunder. Die eisförmigen Öffnungen, die mit Stahlbedeln geschlossen waren, lassen atmende Menschen hindurch. Zwei Soldaten, die Gewehre schußbereit, steigen aus.

Links und rechts von der Schiene gehen sie dem Zuge voraus, prüfend, lauend, beobachtend. Schritt für Schritt. Langsam folgt der Zug. Eine Schar Raben fliegt krächzend über das weiße Feld. Der eine Soldat hält seinen Kameraden plötzlich fest.

„Still! Hörst du nichts?“ Der andere lauscht angespannt.



Abtransport gefangener Italiener in Tirol.

phot. Serl. 211. 674.

Ihm war doch auch, als habe er — dort vorn im Walde — ein dumpfes Geräusch vernommen — jetzt wieder — ein heller Knall, nicht mehr so gedämpft wie eben noch. —

Der Soldat winkt. Der Zug hält. Kurze Weidung. Dort vorn im Walde wird geschossen. Vielleicht Patrouillenkampf. Der Kommandant des Zuges überfieht die weite, weite Ebene. Nichts. Aber auch er hört plötzlich — drei, vier Schüsse — eine ganze Salve. —

Er befiehlt den beiden Soldaten, sofort einzusteigen. Die verschwinden im hinteren Wagen. Die Maschinengewehre lauern. — Wie leblos steht der Zug. Wie ein müdes Ungetüm, das Raft hält.

Die Herzen der Männer im Innern aber pochen höher. Der Lokomotivführer ist bereit, in jeder Sekunde mit Wasserdampf nach rückwärts abzapfen zu lassen.

Die Schüsse nähern sich. Da tritt ein Schatten aus dem Walde. Im ersten Augenblick sieht er so winzig, so verschwindend klein aus gegen den dunkeln Hintergrund, daß man ihn kaum für einen Menschen halten möchte. Aber der Schatten läuft und läuft und wächst über das Schneefeld dahin. Hastet mit leuchtender Anstrengung weiter — geradezu auf den Panzerzug los.

Der Kommandant im Beobachtungsturm verfolgt alles. Sieht, daß der Flüchtling ein deutscher Fliegeroffizier ist. Daß er mit dem letzten Aufgebot der Kraft daherkommt.

Jetzt tauchen wieder Schatten auf. Mehrere zugleich. Sie fliegen nur so über das Feld. Kosaken. Wieder ein kurzer Befehl. Alles ist gefechtsbereit. Der Zwischenraum zwischen dem Flüchtling und den Kosaken wird mit jeder Sekunde kleiner. Von Zeit zu Zeit reißt einer sein Pferd zurück und feuert.

Jetzt ist der Flüchtling ganz nahe. Noch ein paar Sprünge —

Himmel hilf und gib ihm die Kraft — er taumelt näher — eine Luftpumpe fliegt auf — mit letzter Anstrengung hat er die Maschine erreicht. Zurufe — er tut noch einen Schritt — rein in den vordersten Wagen.

Die Kosaken bliken nur so heran. Halten sie das schlafende Ungetüm da auf den Schienen für leichte Beute? Täuscht sie die Bewegungslosigkeit des Ausgudturms? Ihre Kugeln prasseln an die Stahlwand. Im nächsten Augenblick kommt die Antwort.

Zwei rasende Maschinengewehre klopfen sie ihnen in die Knochen. Ted—ted—ted — mit lautem Geschrei fliegen die Dohlen über die Felber. Ein Fuchs jagt über den Schnee mit irren Lichtern.

Dräben häumen sich Pferde, überschlagen sich, kollern in den Schnee. Rote Flecken kriechen darüber hin. Die Verluste der Kosakentruppe sind sofort schwer. Aber aus dem Walde sprengen Verstärkungen. Sie nähern sich. Das Maschinengewehrfeuer reißt fürchterliche Lücken in ihre Reihen. Sie werfen die Pferde herum und jagen davon. Das Scharmügel hat die feindliche Artillerie gewetzt. Schwere Geschütze donnern. Die Österreicher antworten. Hinter dem Walde ist eine russische Batterie eingebaut. Die Schrapnelle bliken auf. Sterne tanzen über den Schnee. Es grokkt, dröhnt, hämmert, heult.

Der Kommandant gibt einen neuen Befehl.

Da setzt sich der Zug in Bewegung. Die Kosaken haben sich in den Wald geflüchtet. Aber jetzt segt eine Granate zehn Meter hinter dem Panzerzug in den Boden. Eine schwarze Erdfontäne geht in die Luft. — Mit Wasserdampf rast der Panzerzug aus dem feindlichen Feuer. Noch eine Granate — eine zweite — eine dritte — dann sind sie außer Gefahr. Langsamer werden die Umdrehungen der Räder — und mit leisem Klirren nähert sich das Ungeheuer, von Jubel umbraut, seinem Ausgangspunkt, dampft hinter die Front.



Indischer Offizier aus dem Zossener Gefangenenlager.  
Phot. Wilh. Miesler.



Mongolischer Offizier aus dem Zossener Gefangenenlager.  
Phot. Wilh. Miesler.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 16.

Düsseldorf, 15. April

1916.



Sprechzettel in einer Schlager-Abwehr-Batterie.

Zeichnung von R. Trache.

# Frühlingsstraum.

Skizze von J. Dyppeheim.

Da lag sie nun vor ihm im Abendsonnenschein, die kleine Stadt, genau so, wie er sie vor zwanzig Jahren verlassen hatte, nur noch etwas stiller, verträumter. Das Gras wucherte auf dem schlechten, holprigen Pflaster zwischen den breiten, altersgrauen, ausgetretenen Steinen. Das verwitterte Heiligenbild in der Mitte des Marktplatzes sah genau so schwermütig wie einst in die leise plätschernde Flut des Brunnens, aus dem auch heute die Mägde ihre großen Holzbütten vollschöpften und mit hochaufgeschürzten Kleidern, die schwere Last auf den kernigen Armen tragend, munter plaudernd dahinschritten. Die alten Kastanienbäume vor dem stattlichen Gasthaus zur goldenen Sonne hatten ihre Blütenkerzen aufgesteckt zu Ehren des Festes, ihre Äste waren kräftiger geworden, und in ihnen bargen sich stillerschwiegen kleine Vogelnester, aus denen jetzt noch vereinzelt ein leises Zwitschern und Zirpen sich vernehmen ließ. Um die alte Apotheke rankte sich dichter der wilde Wein und überwucherte die bunten Emailletafeln, die so viele Heilmittel anpriesen. Alles wie damals, und doch nicht so.

Damals hatten es jugendstrotzige Augen geschaut, Augen, in denen die Hoffnung und der Wunsch gelegen, Augen, die vor Begeisterung und Feuer leuchten konnten, Augen, in denen sich die ganze Welt in Sonnenschein und Freude spiegelte. Da hatten sich sehnige, kräftige Arme gegen den mattblauen Himmel ausgebreitet, als wollten sie alles umfassen und zu sich zwingen, sich eine ganze Welt erobern.

Damals. — Der Wanderer, der am Eingange des Marktplatzes den stillen, kleinen Flecken nachdenklich überschaute, ging nun langsam quer über die holprige Straße, seine Blicke grühten überall altes Bekanntes und fast Vergessenes. Jetzt blieb er an einem Eckhause einer Seitenstraße stehen und sah lächelnd zu dem grellblau getünchten Zuderhut empor, der über der Eingangstür zu dem kleinen, halbdunklen Laden prangte. Jeder Stein sprach laut zu ihm von vergangenen frohdurchlebten Tagen, von einer Zeit, sonnen-durchleuchtet, voller Frühlingsahnung, von seiner Jugend. Da stand auch richtig die lange, grüne Familienbank, auf der er so oft am Abend mit den Seinen gesessen, plaudernd und schwärend, und drüben glaubte er wirklich den Nachbar aus der Tür kommen zu sehen im Schlafrock und mit langer Peise, das schwarz gestickte Samtkläppchen auf das spärliche weiße Haar gedrückt.

Die kleine Stadt lag in Feiertagsruhe, kaum huschte da und dort eine Gestalt eilig von Tür zu Tür.

Ihm aber war mit einemmal der

Marktplatz lebendig; vor seinen Blicken erschienen längst vergessene und doch so bekannte Gestalten, bekannte Stimmen schlugen an sein Ohr, und in seiner Seele rief es: „Ich bin wieder da, heißt mich willkommen. Ihr habt mich wieder, ganz so wie einst. Die zwei Jahrzehnte da draußen in der Welt, sie liegen hinter mir wie ein schwerer Traum, jetzt bin ich erwacht.“

Die lange, grüne Bank, auf die er sich ausruhend gesetzt, ächzte, sie war morsch, und der hellgrüne, frische Anstrich täuschte über ihr wirkliches Alter.

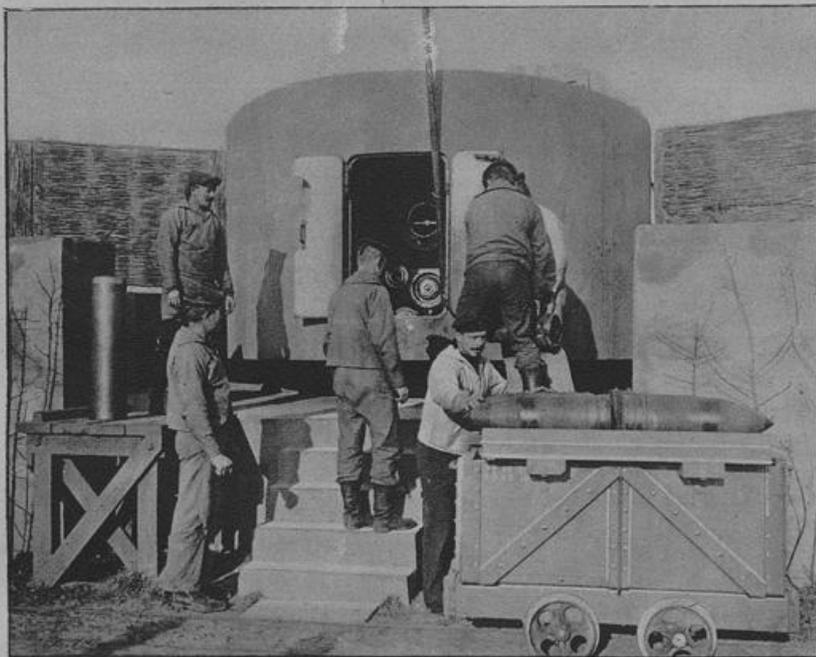
Er mußte lächeln, als er das Geräusch vernahm. So ging es ihm: die Heimatluft hatte die Schwere im Augenblick von seinen Schultern genommen, aber in nicht langer Zeit drückte wieder die Last des Erlebten Herz und Seele.

Daß er damals so schnell das Städtchen verlassen konnte in dem festen Glauben, draußen in der Welt eine zweite, eine sichere Heimat zu finden, einen Grund, auf dem er sich fest und frei entfalten konnte und tiefe Wurzeln schlagen würde, so tiefe Wurzeln wie die alten Kastanien drüben mit ihren weit ausladenden Ästen und dem schimmernden Kerzenschmuck.

Er hatte es geglaubt, gehofft, und glaubte es errungen zu haben, aber in den tiefsten Tiefen seiner Seele schlummerte noch immer die heimliche Sehnsucht, das kindlich süße Gefühl, heimkommen zu dürfen, den Boden wiederzusehen, den einst die leichten Kinderfüße getragen, die Luft zu atmen, die zuerst seine Schläfen gefühlt. Hier hatte seine Kindheit übermütig frohe Feste gefeiert, hier erschloß sich ihm zuerst wie ein duftiger Frühlingsstraum das Geheimnis der Liebe, hier hatte er mit seinem blonden Mädchen stundenlang von all dem Hören und Großen gesprochen, das seine Seele bewegt. Hier in Worten sich das ausgemalt, was er einst als Mann draußen in der Welt zur Tat werden lassen wollte. Hier hatte die Hoffnung ihre Schwingen ausgebreitet

und hatte sie beide fortgetragen in unbekannt, lodende Fernen. Hier, hier! Unwillkürlich faltete er die Hände und sah hinauf zu dem zartblauen Himmel, den das Abendglänzen anfang rosig zu färben. Wo waren diejenigen hingegangen, die Traum und Sehnsucht ihm vor die Seele geführt?

Einige davon schliefen unter kühlen Rasen, andere waren ausgezogen gleich ihm, waren seinen Blicken entschwunden, und die eine, die ihm lieb geworden war, sie hatte die Stimme in seinem Herzen, die zu ihr geredet, wohl kaum verstanden. Das Schicksal trennte sie, ehe er den Mut gefunden, ihr sein Wünschen



Rückseite eines Panzerturmes an der flandrischen Meeresküste.

Phot. Kichte & Co.

und Verlangen auszudrücken. Jetzt begriff er es mit einem Male nicht, daß er sie so lange hatte vergessen können, jetzt wünschte er, daß seine Gedanken sie herbeiführen könnten, und eine Unruhe überkam ihn. Er sprang von der alten Bank auf und wanderte hastig durch die kleinen, winkligen Gäßchen, die in Feierabendruhe still und weltverloren dalagen. Zimmer glaubte er, sie müsse ihm hier begegnen, sie würden sich wie einst zu freundlichem Gruß die Hände schütteln. Aber sein Wunsch erfüllte sich nicht, fremde Gestalten gingen an ihm vorüber, einige gleichgültig, die andern ihn neugierig und erstaunt betrachtend.

Endlich hatte er wieder auf Umwegen das Gasthaus zur Sonne erreicht. Es galt einen lässigen Trunk zu nehmen, den Staub von den Füßen zu schütteln und sich ein wenig auszurufen. Im Honoratiorenstübchen war es auffallend still, und der Fremde hatte bald ein Plätzchen gefunden, von wo aus er den Markt überschauen konnte. Gleichgültig bestellte er einen kleinen Imbiß, und als er nach einer Weile das Gebrachte tief in Gedanken versunken verzehrt, gefellte sich der Wirt zu ihm und begann neugierig seinen fremden Gast auszuforschen.

Bald leuchteten die Augen in dem gutmütig roten, breiten Gesicht des Wirtes, er schlug dröhnend mit der starken Faust auf den Tisch, daß die Gläser und Flaschen klirrten. „Doktors Junge ist wieder da,“ rief er, zur Küchentür gewendet, ganz lebhaft. „Alte, komm und schau, er ist ein ganzer Mann geworden.“ Die alte Frau kam, so schnell es ihre gichtigen Füße erlaubten, aus der heißen Küche, in der Rechten das Waffeleisen, und mit der Linken die weiße Schürze glattstreichend, um den Heimgekehrten zu begrüßen. Sie achtete nicht darauf, daß das Fett brodelte und zischte, sondern lachte mit feuchten Augen den unerwarteten, lieben Gast an.

„Das hab' ich gewünscht, daß Doktors Junge die Heimat nicht vergessen wird. Uns hat man viel von Ihnen erzählt. Im großen Berlin, da soll's ein Haus geben, in dem lauter Kranke liegen, die der Doktor frisch und gesund wieder fortläßt. Und dabei zu denken, daß man den wilden Jungen oft mit eigener Gefahr von den höchsten Spitzen der Obstbäume geholt.“

Sie lachte über das ganze, breite Gesicht und ward des Erzählens und Frozens nicht müde. Und der Fremde kam auch ins

Reden, und beide vergaßen, daß noch andere außer ihnen auf der Welt wären. Die Schenkstube füllte sich, und jeder Ankommende, vom übereifrigen Wirt schnell unterrichtet, ließ es sich nicht nehmen, Doktors Jungen zu begrüßen.

Man trank frische Waldmeisterbowle.

Die Gläser klangen zusammen, und aus der feindustenden Blume des Weines stiegen die Frühlingsgeister empor und trugen den Fremden in ihr zauberisches Reich, in dem aller Sehnsucht Erfüllung lag. Er glaubte, sein blondes Mädchen neben sich sitzen zu sehen. Sie hing ihm das buntegestickte

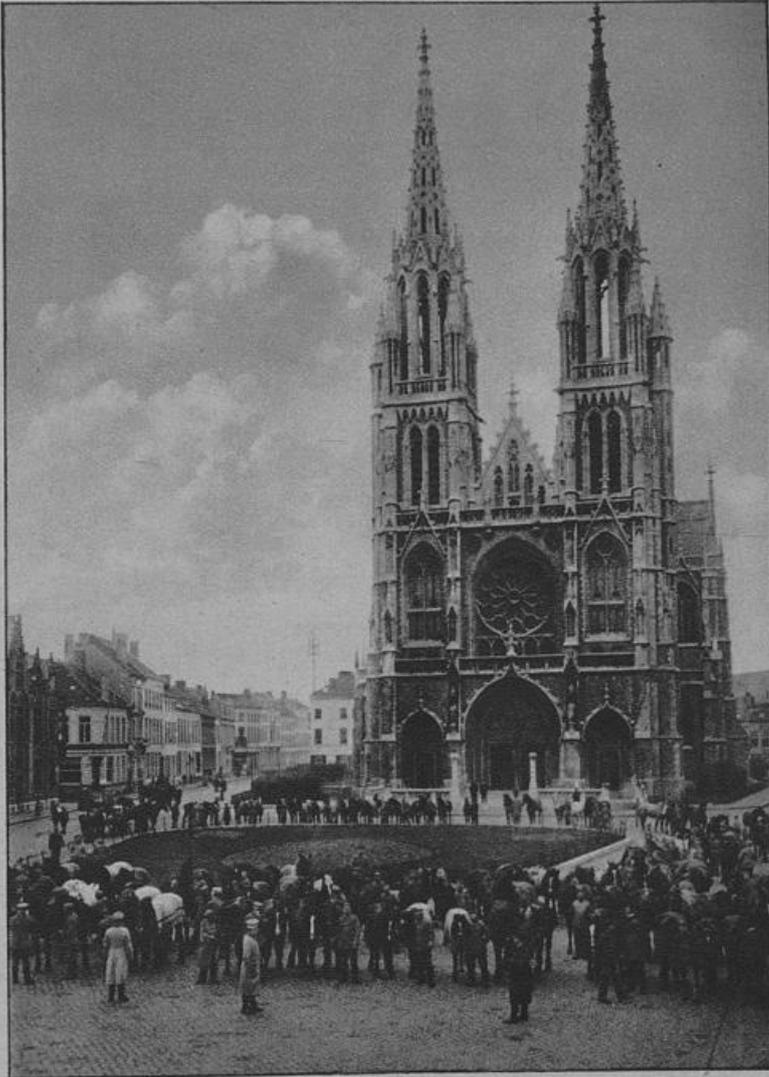
Burschenband um die Brust und schmückte seine Mütze mit den ersten, halb aufgeblühten Hederosen. Ihre schlanken Hände berührten die seinen, und ein heißer Strom durchrannte ihn und machte sein Blut unruhig. Da hörte er plötzlich ihren Namen aussprechen, und noch einmal klang's ihm ins Ohr: Hat Doktors Junge die Erika gesehen? Jetzt stieg ihm das Blut heiß in die Schläfen, und er wandte sich ab. Sie sollten nicht sehen, welche Macht dieser Mädchenname auf ihn ausübte.

Die Erika. Vor wenigen Tagen war sie zu ihrer alten Tante Mine, die den Schloßgarten beaufsichtigt, zu Besuch gekommen.

Die war etwas geworden da draußen in der Welt.

Was man sich alles von ihr erzählte! Eine wilde Hummel war sie ja immer, und etwas Besonderliches hatte sie im Blick und im Ton, und reden konnte sie, ganz wie ein Rechtsanwalt, und wild und unbändig war sie bis zuletzt gewesen, bis das alte Tantchen München ihr nachgeben mußte

und sie in die Stadt schickte. Dort hatte sie bald ihr Lehrerinnenexamen gemacht, aber es litt sie nicht unter den Kindern in den engen heißen Schulstuben; sie brauchte Freiheit zur Entfaltung, und da schrieb sie alles, was sie bewegte, was sie erlebte und was sie erfann auf große, weiße Vögel, die sie in die Welt schickte, und die mit einem Male ihren Namen bekannt werden ließen. Nur Tante München zu liebe, die alle schreibenden Frauen haßte, hatte sie bisher unter fremdem Namen ihre Arbeiten herausgegeben. Der Doktorjunge horchte auf. Er wagte kaum zu fragen, doch die Neugierigen um seinen Tisch waren glücklich und berichteten zu seiner aufrichtigen Freude ungefragt alles, was er nur wissen wollte.



Militärische Pferdeschau vor der Kathedrale in Osiende, einer Nachbildung des Kölner Doms.

Phot. H. Grohs.

Und da sah er plötzlich sein Mädchen in ganz andern Lichte. Sie war eine Frau geworden, die draußen im Leben feste Wurzeln gefaßt, die mit ernsten Waffen für ihre Schwestern kämpfte, die tief in die Seele der Menschen hineinstieg, um ihren leiseren Regungen zu lauschen, und die meisterhaft erzählen konnte von der Schwestern Not, von dem heißen Weh, das die Welt durchzieht. Sie war eine geworden, eine echte und rechte, aber von ihm war sie weit entfernt, zwei Jahrzehnte lagen zwischen ihnen. Ob sie sich seiner erinnerte, ob der Heimatdunst, ob der Frühlingstraum ihr sein Bild vor die Seele zauberte?

Er zweifelte. Da trieb ihn eine qualvolle Unruhe von dem gastlich lärmenden Tisch, er suchte die Einsamkeit. In seinem Zimmer öffnete er weit die Flügel und schaute in die sternendunkle Nacht, über die wehenden Baumwipfel hinweg zu dem stillen, verwitterten Garten, der seinen Jugendtraum barg. Er schalt sich, daß er hierher gekommen. Was hatte die Heimat in wenigen Stunden aus ihm gemacht? Wo war seine Nüchternheit, wo sein zielbewußtes, klares Denken geblieben?

Er schalt sich einen Schwärmer, einen Phantasten, aber die Stimmen aus der Vergangenheit ließen ihn gar nicht los; sie flüsternten und raunten ihm alte, längst verklungene, süße Weisen zu, bis er den müden Kopf auf den Tisch legte und die Augen schloß. Da kam es mit dem Nachtwind auf weichen, duftigen Sohlen zu ihm ins Zimmer.

All das Düften und Blühen, das sich draußen erschlossen, und mitten in aller Herrlichkeit sah er die eine, die der Inhalt seiner Jugendhoffnung und Sehnsucht gewesen, und von der er dann jäh getrennt wurde. Im Traum grüßte ihn die Jugend und versprach ihm in lockenden Bildern Künftiges, Ernstes und Herrliches. Dann verschwanden langsam die Träume, die helle Morgensonne weckte ihn. Auf der festlichen Erde lag der Tau, diamantengleich glitzernd, und ein klarer, frischer Wind nahm ihm die letzte Müdigkeit und Schwere. Langsam schlich er die Stufen hinunter, ging durch das schlafende Städtchen, dem stillen Schloßgarten zu, und da wußte er eine kleine Pforte, die ein Kiesel öffnete. Die Frühlingseisener gingen mit ihm, und langsam kreierte der Kiesel in dem morschen Holz. Immer

sicherer ging er den Pfad, auf das kleine Gartenhäus zu, vor dessen ephemeranter Pforte er so oft mit Erta gesehnen. Da hatten sie in stillen Stunden Schönes und Ewiges andachtsvoll in sich aufgenommen. Hier wollte er sie erwarten. Er ging langsam, und sein zögernder Fuß glaubte heiligen Boden zu berühren. Da sah er eine weiße Gestalt sich ihm nähern. Sie kam auf ihn zu, und plötzlich standen sie einander gegenüber, stumm und wortlos. Er suchte vergebens in der gereisten Frauengehalt die Züge seines Mädchens wieder, wie sie in seiner Erinnerung gelebt hatte.

Das war eine andere und doch die gleiche. Ihr ruhiger, harter Blick verwirrte ihn. Da hörte er ihre Stimme. Sie schien ihm wie aus weiter Ferne zu kommen.

„Willkommen in der Heimat,“ rief sie ihm zu. Der traute Ton, der wohlbekannte Klang ließen ihn die Zeit überbrücken, und durch ihn fand er sie wieder, die einst der Inhalt seiner Jugend gewesen war.

Sie sprachen miteinander, als wären sie nur Tage und Stunden getrennt gewesen, nichts hatte vermocht, den Gleichklang ihrer Seelen aufzulösen.

Er ging wie im Traum neben ihr her und setzte sich vor dem kleinen Häuschen auf dieselbe Bank, die er vor Jahren mit ihr geteilt. Ihm schien es, als träumte er wirklich einen Frühlingstraum, als wäre die schöne Wirklichkeit nur Schein, nur ein Gebilde seiner erregten Phantasie. Die Sonntagsglocken läuteten das Fest ein, über der weiten, blühenden Erde lag heilige Stille. Da verstummten sie beide und sahen sich still in die Augen, und diese redeten eine Sprache, die nur sie verstanden. Diese einsame Feierstunde wurde bald unterbrochen durch das redselige, alte Tantchen, die ein über das andere Mal die Hände zusammenschlug vor Staunen und Überraschung, als sie den längst vergessnen Beglaubten vor sich sah. Sie hatte tausend Fragen auf den Lippen, und er antwortete ihr genau so geduldig und liebevoll, wie er es einst getan.

Sie wunderte sich auch nicht, als er nach wenigen Tagen beim Abschied ihr mitteilte, daß er und Erta sich gefunden und zusammen der Lebenshöhe zuzuschreiten wollten, dies tun in gemeinsamer Arbeit, im zielbewußten, ersten, edlen Streben.

## Die Hummermayonnaise.

Eine stille Kriegsgeschichte von Helmut ten Moor.

**D**er Unterstand ist eng und niedrig. Zeltbahnen sind unter der Mundholzdecke ausgespannt, die stöndig herabrieselnde Feuchtigkeit aufzufangen; da es seit drei Tagen ununterbrochen geregnet hat, bausiden sie sich schwer von Rässe. Auf roh gezimmerten Wandbrettern und in kleinen, vieredigen Nischen, die in den Lehmwänden ausgehoben sind, liegen allerlei Vorräte aufgestapelt.

Ein winziger gußeiserner Ofen in der dunklen Ecke, spärliches Stroh auf dem Boden, Säde, die den Eingang so dicht verschließen, daß kein Schimmer des Talglühtes verräterisch in den Graben dringen kann.

Die beiden, deren Heim das Erdloch ist, sind eben vom Postempfang gekommen.

Sie sind beide bedacht worden, reich bedacht: ein ganzer Stapel kleiner Päckchen liegt zwischen ihnen, noch uneröffnet, während sie ihre Briefe lesen.

Briefe, die Bilder einer sagenhaft gewordenen, traumhaft unwirklichen Welt des Friedens im Halbdunkel ihres unterirdischen Daseins ausleben lassen. —

„Donnerwetter!“

Der Kriegsfreiwillige Dr. phil. Bernhard Römpker ist jäh aufgefahren.

Das Briefblatt fliegt zur Seite, und mit hastigen Händen wühlt er in den Feldpostpäckchen. Jetzt hat er das Richtige gefunden — etwas Hartes, umfangreich Mundes, sorglich in graue Leinwand genäht — und wie in Andacht sieht er darauf nieder, dreht es nach allen Seiten, hebt es wiegend. —

Sein Freund und Kamerad, der Musikstudierende Wallbart, hat das seltsame Beginnen kostschüttelnd beobachtet. „Sage mal — bist du übergeschnappt?“ fragt er in freundschaftlicher Sorge. Römpker aber sieht ihn aus Augen an, die in schier überirdischer Glückseligkeit leuchten.

„Menschenskind — ahnst du denn, was ich hier habe?“

„Gänsefchmalz?“

Ein Laut der Geringschätzung.

„Gulasch zum Aufwärmen?“

„Deine Phantasie hat allen Schwung verloren. Aber ich will dir das Wunderbare nicht länger vorenthalten: Hummermayonnaise ist es — Hummermayonnaise!! — Eine Zweifunddose erstklassiger Hummermayonnaise!!!“

Nun richtet sich auch Wallbart auf. Er ist ganz Feiertlichkeit, ganz freudige Ehrfurcht.

„In die Leinwand fort! Unwürdige Bettlerkleid einer Fürstin!“

Behutjam, die Kostbarkeit nicht zu verletzen, wird die Hülle entfernt, und das Rubinet der emaillierten Blechdose leuchtet warm in ihren Händen — Hummermayonnaise. Festlich gedeckte Tische, Blüten in lichttrunkenem Kristall, hohe Räume, Helle, strahlendes Licht — Silber in schlanken, weißen Händen, Frauenlächeln, Musik, weiche zärtliche Musik. —

„Wer hat dir denn das kostbare Paket geschickt, du Glücklicher?“ fragt Wallbart leise.

„Il n s geschickt, Fritz! — Meine Schwester hatte diesen göttlichen Gedanken. Aber wir dürfen sie erst übermorgen öffnen — erst an



Gebirgstal am Babunapah in Mazedonien: Im Hintergrunde die schneebedeckten Babunaberge.  
 Phot. A. Grohs.



Am Töpferstand im Bazar von Ohrida. Unter den Marktbesuchern bulgarische Soldaten.  
 Phot. R. Sennede.

meinem Geburtstag darf ich sie essen, schreibt sie ausdrücklich. Zwei Tage lang müssen wir es noch mit dem herrlichen Anblick genug sein lassen."

"Wir wollen sie so aufstellen, daß wir sie immer sehen können! — Was meinst du zu der Nische hier an der Seite?"

"Stell' sie mal versuchsweise hin —"

Der Boden der Nische wird geglättet und gesäubert, ein Stück Zeitungspapier sorglich ausgebreitet, ehe die Aufstellung erfolgt.

"Ganz schön," sagt Römpler nach langer kritischer Betrachtung. "Aber die Beleuchtung gefällt mir nicht recht. Vielleicht, wenn wir das Licht auf den Ofen stellen —"

Das Licht kommt auf den Ofen.

Aber die Dose steht nun wirklich prachtvoll; sie brauchen nicht einmal den Kopf zu heben, um ihres rötlichen Glanzes teilhaftig zu werden. Lang ausgestreckt, mit den Köpfen auf den Tornistern liegen sie, in schweigende Betrachtung versunken. Draußen rollen und murmen die Geschäfte, und hier und da zittert und bebt die Erde, daß sich schwere Tropfen von den Zeltbahnen lösen. — Sie achten nicht darauf. Sie hören es nicht einmal. Es ist ja immer das gleiche Lied, Tag für Tag. —

"Schläfst du schon, Fritz?"

"Was willst du?"

"Ich dachte eben — meinst du nicht, daß wir unsere Behausung ganz gut ein bißchen tapezieren könnten?"



Der Justizpalast in St. Mihiel.

"Ja aber," wendet nun Römpler ein, "ich kann ja nicht auf der linken Seite liegen. Wir müssen sie drüben bei dir irgendwo unterbringen. Versuche es mal auf dem Handbrett!"

"Das ist viel zu hoch — da geht der Eindruck ganz verloren. Aber dem Eingang — das wäre der beste Platz."

"Wenn wir da eine Nische bauen würden —?"

"Menschenskind — wir haben heute glücklich zwölf Stunden geschanzt!"

"Seit doch nicht so entsetzlich faul! Komm, gib mal deinen Spaten heraus."

Und auf den Knien — aufrichten können sie sich nicht, dazu ist der Raum zu niedrig — beginnen sie mit Spaten, mit Pike und Seitengewehr zu arbeiten. Es ist keine leichte Arbeit in dem harten Kalkboden, und nach halbstündigem, anstrengendem Mühen erst haben sie ihr Werk vollendet.

"Schwer," kommt es nach einer nachdenklichen Pause zurück. "Aber wir könnten Holzwände bauen. Und dann schneiden wir die Bilder aus unsern Zeitschriften und nageln sie an."

"Großartige Idee. Wir müßten die Wände überhaupt etwas vertiefen, daß man wenigstens stehen kann. Dann zimmern wir uns beim Ofen einen Tisch und eine Bank und machen uns die Sache ein bißchen gemütlich."

"Morgen fangen wir an, Römpler!"

Schweigen.

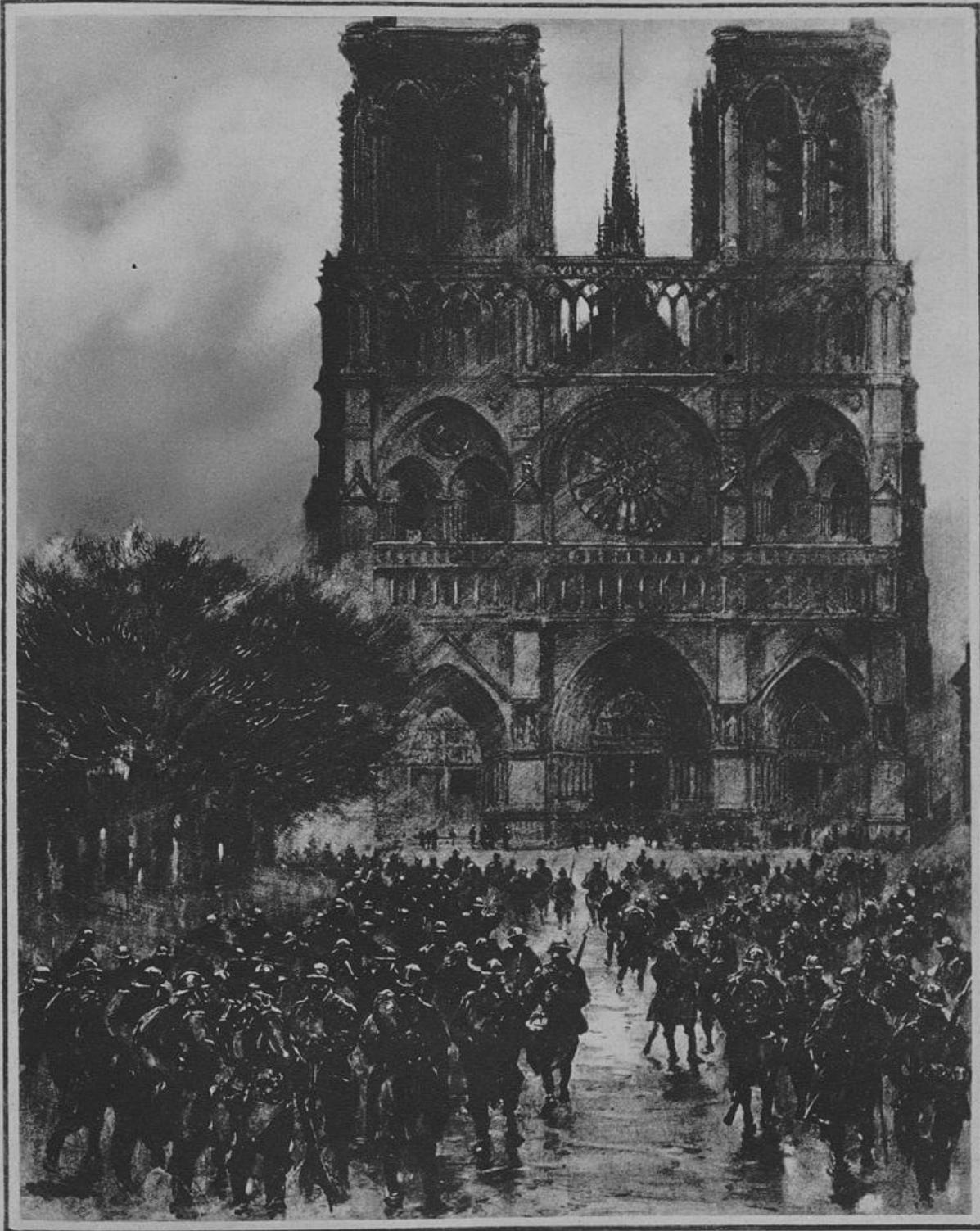
Rot leuchtet es über dem Eingang. —

"Fritz!"

"—??"

"Glaubst du eigentlich, daß unser Unterstand bombensicher ist?"

"Aee, Römpler! Ist er nicht! Das kleinste Kaliber macht ihn kaput." Ein tiefer Seufzer.



### Romantische Szenerie vor der Notre-Dame-Kathedrale in Paris.

Die Ansammlung französischer Urlauber mit ihren mittelalterlichen Helmen auf dem Platz vor der Kirche bot einen eigenartigen Anblick.

Nach einer Darstellung in einer ausländischen Zeitschrift.

„Wenn nur nicht gerade heute oder morgen — —“  
Der Keit ist Schweigen.

Aber sie liegen nun nicht mehr ruhig nebeneinander, die beiden Kameraden.

Bald rückt der eine an seinem Tornister-Kopflissen, bald der andere — von der linken drehen sie sich auf die rechte Seite, und sie atmen schwer wie in einer bangen Sorge.

„Kömpfer!“

„— ??“

„Hast du nicht noch 'n Stückerl Sped? — Ich habe Hunger.“

Er hat noch ein Stückerl Sped. Es wird in zwei Teile geschnitten, und still und ergeben lauft der eine rechts, der andere links. Aber rot leuchtet es über dem Eingang. — —

„Weißt du, Frey — ich habe so ein Gefühl, als wenn wir morgen oder übermorgen abrücken. Eigentlich sollten wir doch schon lange weg.“

Wallbart fährt auf.

„Ja dann — wie bekommen wir dann unsere Sachen weg? Gerade jetzt haben wir eine Menge Zeug geschickt bekommen — ich kann nichts mehr in meinem Tornister unterbringen!“

„Na, ich gewiß nicht. — — Wir müßten dann wohl irgendwas hier lassen. Es kann ja auch so plötzlich kommen, daß wir gar nicht mehr Zeit haben — —“

Schweigen. Schweres, düsteres Schweigen. Nur draußen murrte es und grollte es, ein schwerer Tritt trat durch den Graben, und eintönig plätschert der Regen. Da fragt der Dr. phil. Bernhard Kömpfer leise und zaghaft:

„Was meinst du — wenn man so eine Büchse aufmacht — hält sich das Zeug dann noch? — Ich meine — aufessen wollen wir es ja nicht — aber kosten — ein bißchen kosten —“

„Weshalb soll es sich nicht halten? — Wir haben es ja so schön frisch und kühl hier drin — — Und weißt du — es könnte doch wirklich gerade unsern Unterstand treffen — —“

„Mache du sie auf, Frey!“

„Ich?! Ich?! — D e i n Geburtstagsgeschenk ist es doch, lieber Kamerad!“

„Frey — —“

„— ??“

„Wir wollen uns schwören — heilig schwören — es niemanden zu verraten — aber ich halt's nicht mehr aus, Frey — essen müssen wir sie.“ —

Tapeziert wurde der Unterstand nicht. Auch nicht vertieft. Und Tisch und Bank kamen niemals hinein — — aber am Geburtstag des Dr. phil. Bernhard Kömpfer machten sich die Kameraden ein besonderes Fest: sie wuschen sich wieder einmal gründlich — in einer runden, glänzenden, rot leuchtenden Blechdose. — —



Eine neuartige Ansicht des Wuppertales: Blick von Elberfeld aus nach Barmen.

Nach einem Gemälde von Karl Bruhn, Elberfeld.

Im Hintergrunde sieht man den Bismarckturm und das neuerbaute Rheinische Missionshaus.

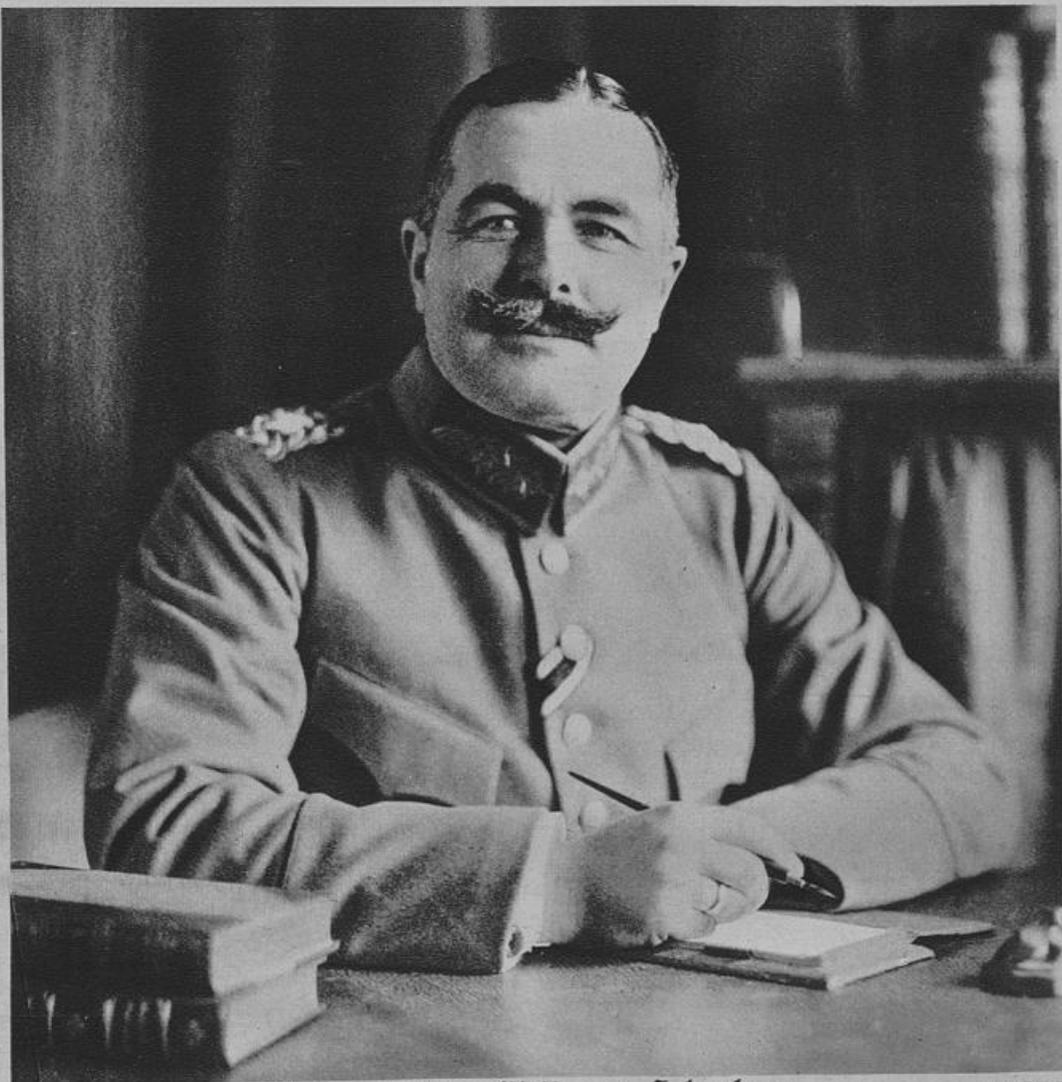
# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 17.

Düsseldorf, 22. April

1916.



**Kriegsminister Wild von Hohenborn**

Phot. Dührkoop.

hielt im Reichstag eine bedeutsame Rede über die Gewissheit des Sieges der deutschen Waffen im Weltkrieg.

# Osterfeuer.

Aus Ostpreußens Befreiung von Rudolf Michael.

**D**ie breite ostpreussische Heerstraße, die sich gerade und schwer wie ein drohender Arm gegen die russische Grenze reckte, lag unter dem blassen, wehmütigen Schein der Märzsonne. In der Ferne starrte ein dichter, dunkler Wald wie ein Gewühl von Lanzen. Und die schwächste Winterfaat zu beiden Seiten auf den brüchigen Äckern wagte sich noch nicht recht hervor, als fürchte sie noch den Feind, der schon zweimal mit Feuer und Rauch über diese Felder gestürmt war.

Es war Nachmittag. Die Sonne rötete sich sankt.

Da legte in langen, schallenden Säßen ein Mann die Straße entlang. Jetzt sprang er aus dem Walde hervor, winzig wie ein Bildchen. Jetzt wuchs er und wuchs.

Man sah die eng geschnürte graue Uniform, das jugendliche, starre, vom Binde heiße Gesicht, das weiße Fähnchen, das vor ihm herfuhr wie der Geist auf der Welle, das stramme, braune Pferd, das nur Bewegung und Kraft war. Jetzt war er vorbei, wurde kleiner und war nur noch winzig wie ein Bildchen.

Man fühlte es bang, der brachte Unheil.

Der Mann durchritt zwei, drei Dörfer, in denen nur wenige Landsturmlente in einsamem Quartier lagen. Aber im nächsten Dorf, vor einem kleinen, lauberen Häuschen am Ackerand, riß er das Pferd an sich, daß es sich jäh ausbäumte, sprang in freiem Bogen herunter und stürmte hinein. Der Gaul kentete den schönen Hals und suchte nach ein paar Gräsern.

Drinnen im Häuschen saß ein altes Paar, still wie im Frieden. Der Mann hielt ein Zeitungsblatt dicht vor die Augen und las der grauhaarigen Frau, die sich an seine Seite lehnte, zögernd und stammelnd vor, etwas vom Kriege, vom rauhen Osten, von der bedrohten Heimat, der auch ihr einziger Sohn schützend diente.

Der aber stand schon in der Tür.

„Vater! Ihr seid noch hier? Ihr müßt gehen, müßt laufen! Sie kommen über uns, diese Nacht noch! Lauft! Fahrt!“

Der Alte überwand den ersten Schrecken und die festsame Über-raschung schnell und langsam, wie einer, der viel zu fragen hat, antwortete er: „Frei, woher kommt du?“ Die Mutter erhob sich und ging auf den erregtesten und zitternden Sohn zu. „Aber fragt doch nicht so viel! Sie

kommen ja schon. Wilde Scharen. Ich kann nicht mehr länger bei euch sein. Ich muß melden. Bitte, geht!“

Die beiden Alten sahen sich an. Sie waren über die Zeit des Lebens lange hinaus, in der man sich kurzerhand entschließt, ohne nach dem kommenden Tag zu fragen.

Der Sohn sah den Zweifel der Alten nicht, er gab ihnen stützend die Hand, rief laut „Auf Wiedersehn!“ und stand schon draußen neben seinem Pferde.

Die beiden Alten hörten nur noch die immer schwächer werdenden, klappernden Hufschläge. Die Stubentür stand noch offen, durch die sein hastiger Schritt gegangen war. Die Mutter schloß die Tür wieder, und beide ließen sich am Tisch nieder, als müßten sie eine lange Beratung zusammen halten.

„Mutter, warum sollen wir gehen?“ sagte der Alte ein wenig eigensinnig und sah dabei seine Frau starr an.

Die schwieg, als müßte sie weinen.

„Haben doch fünfzig Jahre hier gelebt.“

Die Stunde verging, eine zweite, dritte. Der Abend hatte seine breite, dunkle Hand über das deutsche Land gelegt, als wolle er es schützen.

Auf der Landstraße wälzten sich die dichten Schwärme der russischen Reichswehr von Wald zu Wald, von Dorf zu Dorf. Wilde Gesichter, denen die Lust an der Vernichtung im Auge brannte. Hohe Arme und Häufte, die sich danach sehnten, zu packen und zu reißen. Auch einige Kompagnien Sibirier marschierten mit, eingeschoben in die langen, schreienden Kolonnen, um diese in Ordnung und Zucht zu halten.

Mehrere Offiziere sprengten die beiden Seiten der Straße entlang und wiesen die lachenden und schwabenden Leute zurecht. Der Wald schallte von ihrem Lärm. Der Boden dröhnte von ihren tausend ungleichmäßigen Tritten. So trieb der volternde Haufe die wenigen Landsturmposten vor sich her auf der großen Straße, die

nach Tilsit ging. Ein kalter, kümmischer Wind fuhr über die Wälder und Äcker und trug die böse Kunde durch die ängstlichen Dörfer.

Es war nicht lange nach Mitternacht, da kam die schmutzige Welle auch über das Dorf, in dem die beiden Alten noch immer im Hause saßen. Troß

## Wundersame Osternacht.

Wundersame Osternacht . . .  
Klang von Märchenglocken . . .  
Leise rieseln, traumeslacht,  
Weiße Blütenflocken.

Sternenglanz im tiefsten Tal . . .  
Lächeln unter Schmerzen . . .  
Über Frost und Winterqual  
Osterlilienkerzen.

Ostern ist es . . . Lenz im Land . . .  
Wonnig ist die Kunde,  
Daß die Liebe auferstand,  
Segnend rings die Runde.

Daß sie mild erbarmend will  
Lösen und entketten  
Und die Hängstverloren still  
In die Heimat retten.

Schähe nimmt die Osternacht  
Aus verborgnen Trüben,  
Wehet dem Gram — und flüstert sacht:  
„Sorgen, ihr sollt ruhen!“

Und die Liebe hebt die Hand:  
„Sturm, nun laß dein Saufen!  
Not und Trübnis, seid gebannt! —  
Krieg, halt an dein Brausen!“

Lider — schließt den müden Blick!  
Jedem sei beschieden  
Heut — ein einziger Herzschatz Glück,  
Eine Stunde Frieden . . .“

Nahm auch Opfer Schlacht um Schlacht,  
— Sterne, die verlohnten —  
Ewige Liebe schmiegt sich sacht  
Über alle Toten . . .



### Kreuzabnahme.

Skulptur aus carrarischem Marmor von W. Achtermann im Dom zu Münster.

Verlag der Neuen Photograph. Gesellschaft N. G., Berlin-Steglitz.

war es gewesen, Eigensinn und die Müdigkeit des Alters. Und darum waren sie dageblieben. Nun standen die Russen vor ihrer Tür und schlugen gewaltfam gegen das ätzende Holz.

Der Alte ging hin, um zu öffnen.

Da traten zwei bärtige Gesellen über die Schwelle, die stießen den Alten beiseite und stolperten ins Zimmer.

Die Russen kramten in jedem Winkel, prüften Fenster und Türen, als vermuteten sie geheime Listen.

Die beiden Alten standen daneben, stumm, und sahen zu, wie neugierige, überraschte Kinder. Dann und wann warf der Mann einen scheuen Blick nach dem Bild seiner Tochter, das einen besonderen Platz an der Wand hatte. Er hatte das jung verstorbene Mädchen lieb, wie wenn sie noch täglich um ihn sei, ihn umhegte und umsorgte. Und das Bild war kein Heiligtum, kein Tempel.

Plötzlich wollte er mit einem raschen Schritt und Griff das Bild von der Wand nehmen. Aber die beiden Russen warfen ihn aus der

Stube, schlossen die Tür von draußen ab und drohten ihm, indem sie auf die Tür wiesen.

Die beiden Alten blieben zurück, eingeschüchtert, und wagten einander kein Wort zu sagen.

Nach einiger Zeit kamen drei russische Offiziere, von den Burischen geführt, und machten es sich in der kleinen Stube bequem.

Die Truhen und Schubläden wurden durchwühlt nach Wein und Schnaps. Und als sich nichts fand, war der erste Grund zu ihrer Wut gelegt.

Die Alte mußte kochen und braten, mußte laufen und suchen wie ein junges Mädel, das man zur Strafe hin und her schickt.

Einige Soldaten brachten Bier. Drinnen wurde gesungen und gelacht, als sei der Krieg seit langem vergessen.

Der Alte stand in der Tür. Und langsam, ganz langsam kam in ihm ein Zorn, eine Aufregung hoch, die ihm die Adern an den Schläfen hervortrieb.

Es war weit über Mitternacht. Die Offiziere kannten keinen



Ausschiffen von Pilgern in Jaffa (Palästina).

Phot. Jean Esfer.



Kirche und Klosteranlage „Meria Heimführung“ bei Jerusalem.

Phot. Berl. Ju.-Ges.

Morgen. Es waren noch zwei andere mit hohen, grauen Pelzmützen dazugekommen.

Einer von ihnen sah das Bild der Tochter an der Wand. Er riß es herunter und begaffte es grinnend.

Dem Alten zitterten die Lippen in ohnmächtiger Wut.

Das Bild ging von Hand zu Hand. Die Offiziere lachten und schrien und machten gemeine Witze und beschmukten den Rahmen. Da gab einer seinem Abscheu Luft.

Er schleuderte das Bild gegen die Wand, dicht vor die Füße des Alten, so daß Rahmen und Glas zerprangen und das schöne Gesicht übel zertrübt wurde.

Der Alte wurde rot und blaß zugleich, lief auf den Offizier zu und hielt ihm drohend die Faust unter's Gesicht.

Der ließ den Alten hämisch bei Seite. Ein Bursche packte ihn dann und warf ihn hinaus. Hinter sich hörte er das Lachen, das er haßte wie das Gift.

Die Offiziere tranken weiter. Aber — sie empfanden es seltsam — die Stimmung verlor sich. Sie wurden stiller und stummer. Und nur selten mochte einer noch lachen.

Einer sah dumpf und müde nach der Uhr. Nicht weit mehr vom Morgen. —

In dieser kurzen, schweren Nacht waren hinten in den deutschen Linien große Dinge vor sich gegangen.

Die Meldung des jungen Mannen war wie ein Gewitterwind überallhin gefegt und hatte Rache zusammengeblasen.

Bald nach Mitternacht traten die deutschen Kompagnien ihren Vormarsch an, von drei Seiten auf die plündernden Haufen zu. Landsturm und Rekruten. Sie trugen die Freiheit auf ihren Bajonetten.

In der frühesten Morgenstunde mußten die Russen das Dorf plötzlich räumen.

Die Offiziere rannten betrunken aus dem Hause, bestiegen die Pferde und suchten ihre zerfahrenen Haufen zu ordnen. Aber das deutsche Feuer war schon unter ihnen.

Da ging alles in heilloser Flucht zurück. Wagen blieben stehen und die Pferde im Stall. Und was die Russen in der Nacht an Gut zusammengetragen hatten, das lag in hohen Bergen nun auf der Landstraße.

Deutsche Mannen jagten zuerst in das besetzte Dorf. Ein Duzend wohl, wie ein Sturmwind hinter grauen Wollen im April. Einer unter ihnen war auch der junge Reiter, der am Nachmittag vorher die erste Kunde gebracht.

Vor dem Hause der Eltern sprang er wieder ab. Die Haustür stand noch offen. Und die ängstlichen, müden Eltern saßen in dem wüsten Zimmer, in dem die russischen Offiziere getrunken und gegessen hatten.

„Vater!

Mutter!“

Der junge Mann sprang auf die beiden Alten zu und presste sie in seine Arme.

„Und euch haben sie nichts getan? Sagt!“ Dabei sah er sich wie furchtsam im Zimmer um.

Der Alte schwieg eine Weile, dann nahm er ihn stumm bei der Hand und zeigte ihm das Bild der jungen, toten Schwester, das noch am Boden lag.

Der Sohn wurde weich, küßte den Vater und ging still hinaus, denn er wußte, was ihnen dieses Bild war.

Wieder warf er sich draußen aufs Pferd und jagte die breite Straße hinunter, auf der in wüstem Durcheinander Leichen, Gepäd und Hab und Gut lagen. Das Pferd setzte in langen Sägen darüber hinweg.

Den ganzen Morgen ging die Jagd hinter den flüchtenden Russen her.

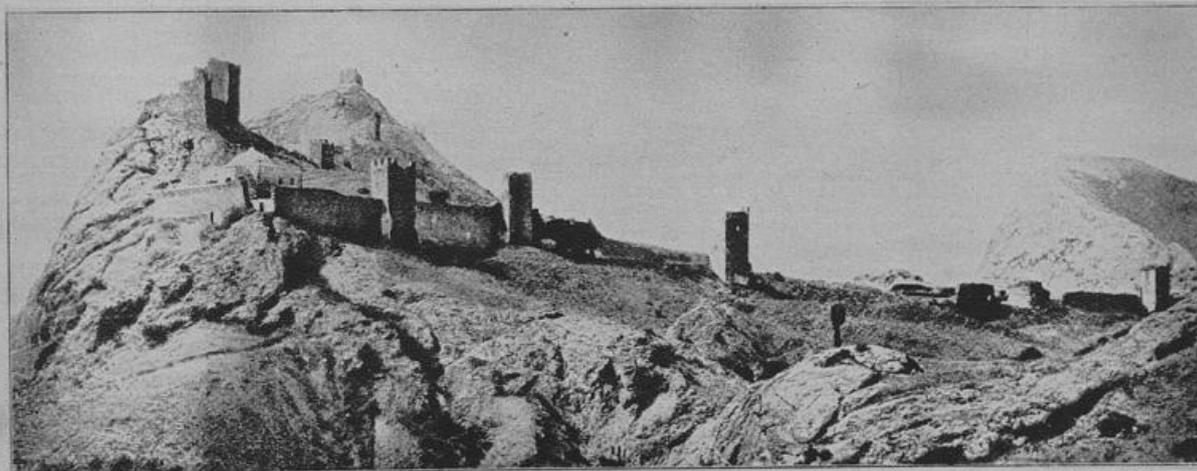
Durch die langen, dichten Wälder, durch die Dörfer, in die die deutschen Reiter nun wieder die Freiheit trugen.

Am frühen Abend trieben sie die wilden russischen Haufen über die Grenze, bis sie sich hungrig und müde den deutschen Verfolgern gefangen gaben.

Die noch verbleibenden Reste flüchteten sich in die nächsten polnischen Dörfer.

So fuhr die deutsche Artillerie diesseits des Grenzwaldes auf und schoß die Dörfer in Brand, daß sie ausloderten in den jungen, klaren Abend wie gewaltige Fadeln.

Fadel brannte an Fadel, Feuer an Feuer. Eine lodernde Rache. Für die deutsche Heimat waren es die Feuer des Frühlings, der Freiheit, waren es Osterfeuer.



**Zu den türkisch-russischen Kämpfen in Armenien: Die Befestigungswerke von Trapezunt am Schwarzen Meer.**

Trapezunt, nach der Besetzung Erzerums das Ziel der russischen Eroberungspläne in Armenien, liegt an der uralten Karawanenstraße Konstantinopel-Tabris-Teheran und war bis zum Bau der russischen transkaspischen Eisenbahn der End- und Ausgangspunkt der wichtigsten Verkehrswege zwischen Europa und Persien. Auch heute hat die Stadt als Handelsplatz noch hervorragende Bedeutung und ist nächst Smyrna die erste Seehandelsstadt der Türkei überhaupt. Aus Nordpersien werden Getreide, Häute, Seide, Teppiche, Schals und Rosinen dem europäischen Handel zugeführt, während die Persien eingeführten Waren wie Silber, Samt, Textilergzeugnisse usw., ebenfalls größtenteils den Weg über Trapezunt nehmen. Die Handelsbeziehungen der Stadt erstrecken sich vornehmlich auf Frankreich, Rußland und Österreich-Ungarn; an diese Länder gibt sie außer den genannten Erzeugnissen des Hinterlandes noch Cabaf, Schafe und Hafentüsse ab. In der von einem bunten Völkergemisch bewohnten Stadt herrscht zu normalen Zeiten reges, vielgestaltiges Leben, das durch ihren Charakter als Grenzstadt zwischen Morgen- und Abendland sein Gepräge erhält. Das geschäftliche Leben spielt sich nach orientalischer Sitte vorwiegend in den zahlreichen Basaren ab. Trapezunt, das nach seiner Gründung durch Griechen aus Sinope (im 7. Jahrh. v. Chr.) unter griechischer, chaldäischer, römischer, byzantinischer und türkischer Herrschaft wechselvolle Schicksale sah und einmal, von 1204 bis 1462, sogar Hauptstadt eines Kaiserreichs war, wird auf etwa 50 000 Einwohner geschätzt.

# Die Osterinsel. Skizze von Eugen Stangen.

**S**tehend wie spitze Pfeile schiit die Sonne ihre Strahlen nieder. Ungewöhnlich, verfrüht ist eine Hitze hereingebrochen wie im Sommer.

„Mensch — Meyer,“ höhnt der lange Katiowsky. Das ist so seine Gewohnheit „Mensch — Meyer“ zu sagen. „Ich glaube, ich habe schon keine Zunge mehr.“

„Die ganze Welt hat 'n Knall,“ meint der allzeit lustige August Ete, der „Gusl“.

Willi Wellfow sieht ihn von der Seite an mit braunen Augen, die etwas von der Treue brauner Jagdhundaugen haben.

Er vergöttert den Gusl. Ete weiß das auch, — es ist eine Kameradschaft, wie sie nur im Krieg entstehen kann, emporgewachsen aus gemeinsamem getragener Not und Gefahr.

„Hast du großen Durst, Gusl?“

„Na, du etwa nicht, Willi? Ich komm' mir vor wie 'ne gedörrte

Die Mittagshitze wuchtet dörrender nieder. Ein bleiernes Dämern kommt selbst über Gusl Ete.

Merkwürdig — wie eine Lichterscheinung sieht er plötzlich ein Rädel vor sich, hoch und schlant, im Schmutz der rabenschwarzen Böpse. Die Loni! — In München hat er sie kennengelernt, — ins Fjartal sind sie zusammen gelaufen, weit — weit. —

Ach — Fjartauschen — wer es einmal gehört, vergißt es nimmer. — Und im Fjartal eine Mulde — Höltriagelsgreuth — ganz voll von alten Apfelbäumen. Wenn die blühen — rosig über und über — ja, das sieht aus wie ein seliges Eiland — so mag vielleicht die Osterinsel ausschauen.

Warum die Loni nur so jählings und spurlos verschwunden war? Ach du treuloses Rädel — o du schäumende, wildgrüne Fjar!

Dem Gusl kommt dabei sein Durst besonders brennend zu Bewußtsein.



Eine Zivilgerichtssitzung in einer kleinen Stadt auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

Hinter dem Tisch in der Mitte ein Kriegsgerichtsrat. Von links nach rechts: Der Oberrabbiner, ein mohammedanischer Geistlicher. Rechts vom Kriegsgerichtsrat der katholische Pfarrer mit Bürgern der Stadt. Vorn links am Tisch der militärische Bürgermeister, der Fragen an die Parteien stellt. Ganz links die Parteien mit dem Dolmetscher.

Phot. R. Senned.

Flunder.“ — Aber das Regiment muß standhalten, soll die Flanken- umgehung des Feindes glücken.

„Und gerade heut' ist Osterjonnabend,“ jagt halblaut Willi Wellfow.

„Denkst an die Heimat, Jungchen?“

„Ach,“ — Willi Wellfow sieht wieder den Freund an — „an das Märchen von der Osterinsel dacht' ich, Gusl, die soll Sonntagskindern ja einmal erscheinen im Leben und das Glück bringen.“

„Und ich bin ein Sonntagskind,“ jagt Gusl Ete.

Ein Signal schmettert auf.

Sprung auf, marsch, marsch, heißt das.

Und trotz Durst und Hitze springen sie aus ihren Dedungen auf und laufen vorwärts, was das Zeug hält — wie die Wilden.

Drüben bleibt es festsam still.

Man ist ein großes Stück vorwärts gestürmt, ehe man wieder in Dedung fällt.

„Gusl!“

Ete wendet den Kopf. Während, wie der Willi Wellfow ihn anschaut — mit seinem lieben, guten Lächeln.

„Gib mir den Schwamm! Katiowsky, die Schwämme!“

Man begreift nicht, aber man gibt ihm die Schwämme. Willi Wellfow kriecht auf dem Bauch davon; seine weitlichtigen Augen haben ein Ninnjal erpäßt.

Von drüben knattern jetzt wieder Schüsse auf.

„Mensch — Meyer,“ Inarrt der lange Katiowsky in einem Gemisch von Bewunderung und Besorgnis.

Willi Wellfow läßt sich nicht beirren — schiebt sich bauchlängs vorwärts — schiebt sich zurück. Er hat die Schwämme voll Wasser jaugen lassen, die legen sich die Soldaten unter den Helm auf den Scheitel.

Ach — das tut wohl, erfrischt und belebt den ganzen Körper.

Drüben die Schiffe knattern heller, lustiger auf und brechen jäh ab.

Die Zugführer äugen durch ihre Gläser — der Feind gerät in Unruhe — aha — die Flankenumgehung ist geglückt — will er nicht abgeschnitten werden, muß er sich zurückziehen.

Nun können auch die Standhoften hier wieder vorwärts. Vorwärts!

Es geht durch ein Dorf.

Geergebrannt sind die Stätten — aber in den Gärten blüht und knospet es trotzdem in herrlichster Fülle und Pracht.

In einer Dachrinne hockt eine weiße Kage.

Weiter, immer weiter!

Um eine Hügelwelle.

Da ruht man jäh.

Da grüßt plötzlich ein Wunder, ein blühendes Eden geht auf. Eine Gärtnerei muß das sein, die am Wege liegt, voll edelster Obstkulturen. Wie eine blühende Insel — wunderfamerweise vom Krieg unverfehrt.

„Deine Osterinsel, Willi,“ ruft Gustl Ete.

„Ich bin ja gar kein Sonntagskind, Gustl,“ gibt Willi sanft zurück in seiner Art, die immer etwas willig sich Unterordnendes und leicht Trauriges hat.

Aus dem Garten vor des blühenden Anwesens tritt ein Kreis, freundlich und bereitwillig — ein Deutscher.

„Ich hab' von Jugend an hier gehaust — und die Franzosen haben vergessen, daß ich ein Deutscher bin — aber ich hab' es nicht vergessen. Willkommen! Halten Sie Raß. Lassen Sie sich laben.“

„Leonie,“ ruft er ins Haus zurück. Ein junges Mädchen tritt aus dem Haus, gefolgt von einer Dienerin — beide schleppen Zigarrenkisten herzu und Krüge voll köhler Limonade.

Ein schlankes, bildhübsches Mädel im Schmuß seiner glänzenden, rabenschwarzen Zöpfe.

Der higeberfengte Gustl Ete steht ganz starr.

Nun bietet Leonie auch ihm den Krug. Weiber Blicke begreifen sich.

Nein, hätte Leonie den Krug fallen lassen.

„Gustl?!“

„Loni!“

Die Rede ist ihnen verschlagen.

So ein Wunder — so ein Wunder.

Gustl Ete ermannet sich doch: „Was — was tun Sie denn hier, Fräulein Leonie? — Loni!“

„Ja, ja — Loni! — Leonie bin ich bloß für hier! Und — und — ich freu mich ja so sehr — ach, so unsagbar sehr, Sie wiederzusehen — jetzt — hier?“ — Ganz rot und verwirrt wird sie.

Gustl Ete faßt energisch ihre Hand.

„Warum bist denn damals so plötzlich verschwunden?“

Sie blüht ihn an — hilflos.

„Weil ich mußte. Großvater schrieb. Sofort sollt ich kommen.“

Ich sollt hier einen sehr reichen Mann heiraten.“

„Na und?“ fragt Gustl Ete neugierig und gespannt.

„Ich hab' n mit mögen,“ sagt Loni leise.

„Warum denn nicht?“ erkundigt sich Gustl unerbittlich.

Langsam hebt Loni den Blick. Zornig — und wie in innerer Befreiung spricht sie:

„Ich hab' dich nicht vergessen können, Gustl.“

„Ja — Haraushen — das vergißt sich nicht.“

Signale! Befehle! Abmarsch!

„Gustl!“

Er sieht sie an.

„Ja, Krieg ist Krieg! Ich muß fort. Aber — wenn der Krieg zu End, darf ich dann wieder kommen? Das heißt — wenn ich da noch lebe.“

Der Loni schießen plötzlich zwei blühblanke Tränen in die dunkelfunkelnden Augen

„Bleib nur leben,“ bittet sie leise und ängstvoll. „Gustl, hörst du, bleib mir nur leben!“

Das Abmarschkommando.



Kriegstraung eines kriegsgefangenen Deutschen, des Unteroffiziers Mathmann aus Bielefeld, mit Fräulein Martha Schübe aus Hildesheim in Davos (Schweiz).

Phot. J. Tomaszewski.

Ein rascher Kuß — ein Lebenswohl.

Ein Lieb flattert auf:

„Wenn ich komm, wenn ich komm, wenn ich wieder-wiederum komm, lehr ich ein, mein Schatz, bei dir.“

Ein Glodenklang kommt übers Feld von weit, von weit — der läutet Ostern ein.

Aber die französischen Lande sinkt der Tag.

Oben an der Wegbiegung wendet sich ein schlanker Bursch noch einmal zurück. Aus der Talsenkung weht winkend ein weißes Tüchlein auf — wie das Wimpelchen der Hoffnung — das blühende Anwesen grüßt noch einmal — abendrotüberglommen, seltsam und märchenhaft anmutend — wie die Osterinsel.

# Das neue System.

Eine kleine Geschichte von  
Felix Freiherrn von Stenglin.

**D**ürben wohnt ein altes Ehepaar, ein Pastor außer Dienst mit seiner Frau. Die kleine Frau geht schon sehr gebüdt, aber immer noch ist sie tätig im Hauswesen, in der Fürsorge für ihren Mann, den prächtigen alten Herrn mit dem weißen, vollen Haar. Und neulich hab' ich mich darüber gefreut, wie die kleine Frau Pastor ihren großen Sohn auf dem Balkon abbürstete, und wie der große Herr mit dem braunen Vollbart — wohl ein Gymnasialprofessor — geduldig dem kleinen Mütterchen stillhielt, so artig wie in der Zeit, da er noch ein kleiner Knabe war und zu seiner Mutter aufblickte, zu der er jetzt herabsehen muß.

Gern macht sich die Frau Pastor mit ihren Blumen zu schaffen. Manchmal aber sehe ich etwas Sonderbares, das ich zuerst gar nicht verstand: sie gießt in hohem Bogen aus ihrer Gießkanne Wasser über den Rand des Balkons. Erst dachte ich, sie tue das aus Vergnügen an dem Wasserstrahl, jetzt aber weiß ich längst, daß sie auf diese Weise die Blumen in dem unteren Stockwerk begießt. Sie tut das mit rührender Treue. Und nicht nur das. Von Zeit zu Zeit, etwa zwei Mal im Jahr, läßt sie sich von ihrem Mädchen festhalten, beugt sich weit über den Rand des Balkons und schüttet ein rätselhaftes Pulver aus einer Dose herab auf die Blumentöpfe des Mitbewohners.

Das geht schon seit Jahren so. Der Ministerialrat unten hat wohl keine Zeit für die Blumenpflege. Immerhin sieht man ihn hin und wieder bei seinen Blumentöpfen stehen und sie anscheinend mit Wohlgefallen betrachten. Nach oben grüßt er nie hinauf, man kennt einander augenscheinlich nur von den Begegnungen auf der Treppe. Die Frau Ministerialrat muß viel mit ihren Kindern und der Wirtschaft zu tun haben, man sieht sie nur wie einen Schatten an den Fenstern vorüberhuschen.

Kürzlich lernte ich den Herrn Ministerialrat in einer Abendgesellschaft kennen. Ein liebenswürdiger, tadelloser Herr, vielleicht mit einer ganz kleinen Miene der Überlegenheit, die beiseite zu lassen ihm etwas schwer fallen mag. Wir kommen in ein Gespräch über unsere Straße, und ich konnte mich nicht enthalten, mit geheimem Vergnügen seine schönen Blumen zu loben, von deren sorgfamer Pflege

aus dem oberen Stockwerk ich mich nun schon so manches Mal hatte überzeugen dürfen.

„Ja, die Blumen,“ sagte der Herr Ministerialrat, schlug ein Bein über das andere und blies den Rauch seiner Zigarre mit einem gewissen Schwunge von sich. „Die Leute sagen so oft, sie hätten keine glückliche Hand in der Blumenpflege. Was heißt das?“

„Sie haben darin eine glückliche Hand, Herr Ministerialrat?“ erlaubte ich mir zu fragen.

„Gewiß! Das heißt, ich befolge einfach mein System.“

„Ach, Sie haben sogar ein System?“

„Ja, das hab' ich,“ erwiderte er fast beleidigt. „Ein System, das sich eng an die Natur anschließt und daher auch die Wahrscheinlichkeit des Erfolges von vornherein in sich trägt.“

„Ganz gewiß,“ warf ich ein, „die Natur ist unsere große Lehrmeisterin.“ — „Nicht wahr? Und darum lasse ich der Pflanze ihre Entwicklungsmöglichkeit.“ — „Sehr gut.“

„Ich lasse sie wachsen, wie sie will. Die Hauptregel in der Pflanzenpflege ist die: man före die Natur nicht. Und so erhalte ich meine Blumen verhältnismäßig lange in ihren Töpfen, indem ich sie nie überfüttere. Ja, ich lasse sie gelegentlich ruhig einmal etwas dürrer werden. In der Nacht, gegen Morgen, sorgt die Natur immer durch feuchte Niederschläge für das Nötigste, und mehr als das Nötigste zu geben, wäre schon zu viel. Nur ganz selten, in den allerheißesten Hochsommertagen, helfe ich einmal nach.“

Ich dachte an den Wasserstrahl aus der Gießkanne der Frau Pastor und an ihre turnerischen Übungen, wenn sie zweimal im Jahr den Blumendünger liebevoll, je nach Bedarf, auf die Töpfe des Herrn Ministerialrats schüttete, und ich lächelte.

„Wie im Leben und bei den Menschen,“ jagte ich: „Man kann wenig tun —“ „Wenig!“

— und alles Gute kommt doch schließlich von oben.“

„Alles!“ jagte er überzeugungsvoll.

Die kleine Frau Pastor aber hat heute in aller Frühe wieder seine Blumen begossen.



Dom österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz: Rückkehr einer österreichischen Kreuzerflottille nach der Beschießung der italienischen Küste.  
Phot. Marton.

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 18.

Düsseldorf, 29. April

1916.



Ein gutes Quartier in der Champagne.

Hofphot. Eberth.

# Das neue Licht.

Von Paul Alexander Schettler.

Endlich sollten wir elektrisches Licht bekommen. Ich hatte es beim Hauswirt durchgesetzt. Es kostete mich meine ganze Überredungsgabe und die fürchterliche Drohung, daß wir widrigenfalls usw. auf die Suche nach einer neuzeitlichen Wohnung gehen würden.

Dieses „Neuzeitliche“ hatte den letzten Rest von Widerstand gebrochen, den der Besitzer meinem Anstürmen entgegengesetzt hatte.

Nein, es war aber auch wirklich zu altmodisch! Man denke, wir saßen noch allabendlich bei einer Petroleumlampe um den Familientisch. Bei einer Petroleumlampe!

In diesen teuren, knappen Zeiten, wo es überhaupt schwer hält, Petroleum zu bekommen.

Und bei was für einer Petroleumlampe! Ella, die Jüngste, meinte, sie stamme gewiß noch aus Noahs Zeiten. Kurt, der mehr positive Kenntnisse über die Vergangenheit besaß, meinte, daß Noah zwar noch nicht einmal Petroleum gebrannt haben könne, aber Cicero konnte ganz gut schon bei ihrem trüben Licht und bei ihrem Geruch seine Reden auswendig gelernt haben.

Maria aber, den Badsisch, bedrückte die Petroleumlampe ganz besonders schwer, und sie äußerte wiederholt und sehr ungehalten, daß sie sich wahrhaftig schämen müsse, Freundinnen einzuladen. Überall habe man elektrische Kronen, die man bloß zu knipfen brauche und die wie Tageslicht so hell leuchteten und nicht — röchen. Und nur, wer es sich nicht leisten könne, habe noch Gas. Aber Petroleumfunzeln, die hätte keine Familie aus ihrer Klasse, und sie dürfe das ja nicht erzählen, daß sie zu Hause so rüchständig wären, sonst würde sie erbärmlich damit aufgezogen in der Schule. Und übrigens täten

immer ihre Augen weh von dem trüben Licht, und sie leide an Kopfwisch von dem Gestank.

Na, also schien es doch klar, daß es höchste Zeit war, sich elektrisch beleuchten zu lassen.

Und so kam denn der Augenblick, da unsere Petroleumlampe aus der Zeit Noahs oder Ciceros hinausgestoßen werden sollte, damit ein helleres Licht unsere Familienabende verschönere.

„Morgen kommt der Installateur,“ jagte ich eines Abends, als ich nach Hause kam. Alle saßen sie, wie gewöhnlich, um den runden Familientisch, auf dem die Petroleumlampe traulich und bescheiden thronte.

Bei dem Worte Installateur ging es wie ein Aufatmen durch die Reihe der Weinen.

„Ach, endlich!“ seufzte Maria.

„Famos!“ brummte Kurt.

„Wie herrlich!“ jubelte Ella, „dann werden wir elektrisch!“

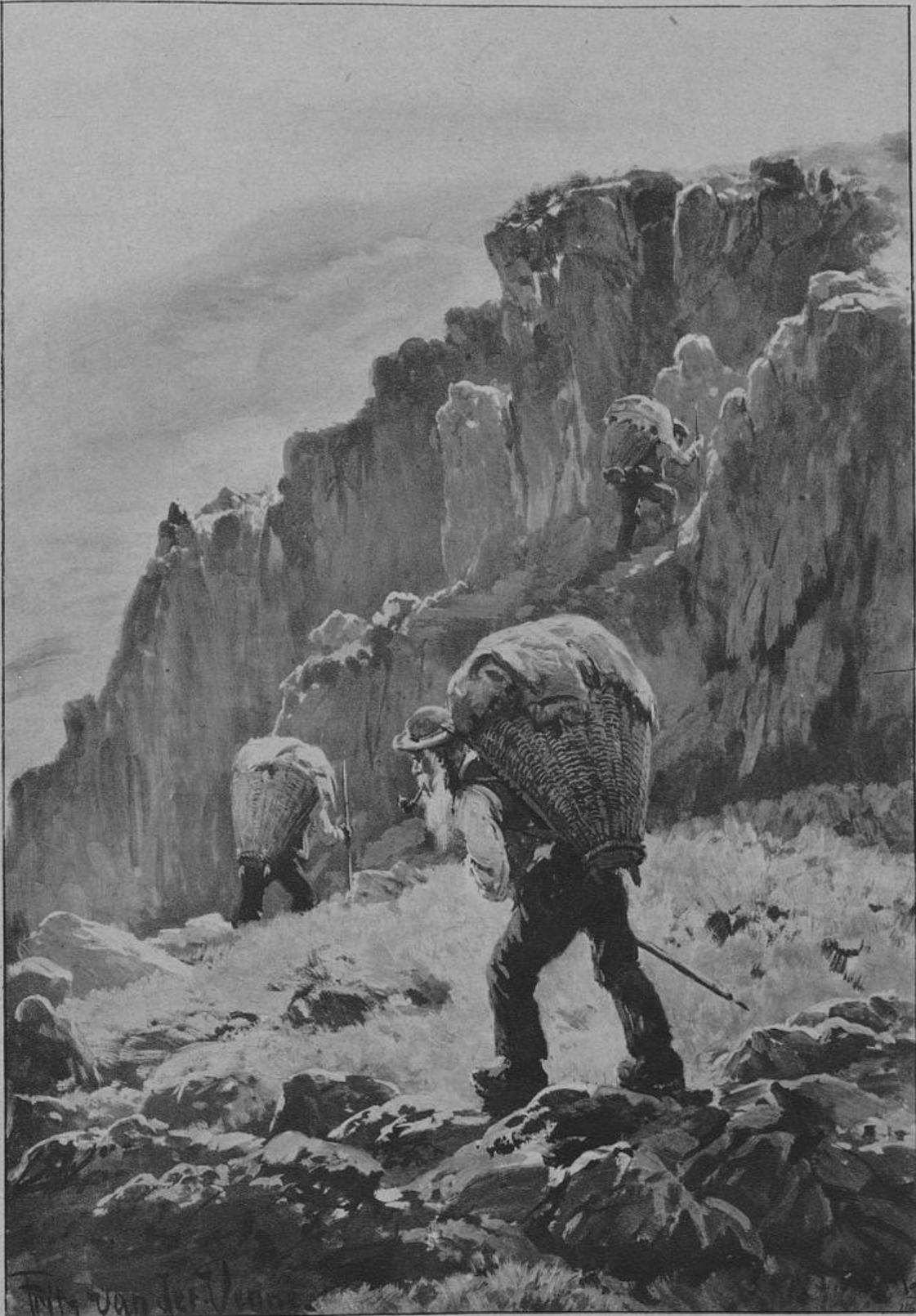
Und die Mama nickte wohlwollend.

Nur die Petroleumlampe schien mir — vielleicht war es auch nur eine Täuschung — plötzlich um einen Schein dunkler zu brönnen, als habe ihr meine Fande eine trübe Ahnung beschert, und ich hatte fast Mitleid mit ihr, wenn ich daran dachte, daß sie jahrelang hier auf diesem Tische uns Gesellschaft geleistet hatte, ja, daß sie als ehemaliges Hochzeitsgeschenk die einsamen Stunden zweier Glücklich geteilt, dann den kommenden winzigen Menschlein das erste Licht der Welt bedeutet hatte, das ihre Augen im Laufe der Jahre erblickten, daß so manche Nachtarbeit bei ihrem milden Scheine mir unter den Händen glücklich gedieh.



Beisetzung des in deutscher Gefangenschaft gestorbenen russischen Generals v. Sederow in Osnabrück.

General v. Sederow, bei der Erstürmung Kownos in Gefangenschaft geraten, starb im Osnabrücker Gefangenenlager an Suckerkrankheit. Die Überführung der Leiche nach dem Ehrenfriedhof vor dem Johannisstort fand mit großen militärischen Ehren statt; außer einer Abteilung deutschen Militärs unter Führung des Generals v. Erdmannsdorff folgten russische, französische und englische Kriegsgefangene in langem Zuge dem Sarge. Phot. Joh. Eberhard



Verproviantierung der österreichischen Höhenstellungen an der Grenze durch alte Tiroler Bauern.  
 Illustration von Fritz van der Venne.

War es nicht so etwas wie Verrat an einem Freund, wenn man sie, die mit einem, zwar unbewußt, doch so innig verwachsen war, einfach austangierte? Zwar, was ist eine Petroleumlampe? Weder Mensch noch Tier, eine liebe Erinnerung allenfalls. Aber genügt das nicht, um an ihr zu hängen?

Und ich entschied: „Meine Lieben, wenn die Petroleumlampe auch weichen muß, und es ist vielleicht gut so, denn das Alte weicht immer dem Neuen, so bitte ich mir aber aus, daß ihr sie weder verschent noch verkauft.“

Hierbei lachte Maria belustigt auf.

„Ja, daß ihr sie auch nicht wegwerft. Sie wird vielmehr sauber auf meinen Bücherschrank gestellt. Verstanden?“

„Du willst sie doch nicht etwa aufheben, Papa?“ fragte Ella.

„Natürlich will ich das. Vielleicht schenke ich sie später einmal dem Museum!“

„Das kannst du doch jetzt schon tun,“ lächelte Kurt, „so alt wie sie ist.“

„So alt wie sie ist, so lieb ist sie mir auch, meine Kinder. Doch davon versteht ihr nichts.“

„Herrgott, da qualmt sie schon wieder!“ rief Mama und drehte den Docht herunter. Da beugten sich die andern tiefer auf ihre Schularbeiten und Ella lernte:

„Und Finsternis herrschte über den Wassern, und die Erde war wüst und leer. Und Gott der Herr sprach: Es werde Licht —“

Und es ward Licht. Knips!

Unser Wohnzimmer erstrahlte in ungewöhnlichem Glanze. Ja, es erinnerte wirklich an die Schöpfungsgeschichte. Jetzt sah man den Unterschied zwischen gestern und heute. Von einer prächtigen Leuchtkrone floß es silbergleichend auf uns nieder, das neue Licht.

Ein allgemeines „Ah!“ begrüßte es. Der Installateur schmunzelte. Wahrscheinlich hatte er so überraschte Gesichter schon sehr oft erlebt.

Ella, Kurt und Maria hängten sich in tollem Übermut an meine Arme und tanzten in der Stube herum. Und Mama, die Bedachtsame, sagte: „Es macht auch nicht solche Fettsfleden wie das Petroleum.“

„Es riecht nicht und flect nicht und spart die Bündhölzchen,“ jubelte Maria.

Triumphierend trug man die Petroleumlampe hinaus — auf meinen Bücherschrank. Dort sollte sie im Dunkeln langsam verstauben.

Es war doch zu schön mit der elektrischen Beleuchtung. Zu schön! Schon das Knipsen! Ah, eine Wonne, besonders für ein Kinderherz. Knips — hell, knax — dunkel, knips — hell, knax — dunkel, knips — hell.

„Kinder, ich habe euch schon einmal gesagt, ich lese gerade, also laßt das Licht brennen.“

„Ach Bati, bitte, laß mich noch ein einziges Mal, immer will nur Kurt knipsen!“

„Herrgott, Kinder, das ist doch kein Spielzeug! Was denkt ihr wohl?“ murzte die Mama, die bei der Knipserei eine Majke vom Stumpf verloren hatte.

„Ach bitte, bitte, lieber Bati,“ schmeichelte Ella.

„Na, also gut, knipse noch einmal, aber dann ist Schluß, hört ihr?“

„Gut!“ schrie Ella, und dann drehte sie wommedurchbebt an der Schaltung.

Knax — dunkel, knips — hell, knax — dunkel, knips —

„Na?“

Knips — knips — knips. — Tiefe Finsternis.

„Ja, was ist denn das, willst du denn das Licht nicht andrehen?“

„Ich drehe ja immerzu, aber es will nicht!“ klingt es weinerlich von der Tür her.

„Was will nicht?“

„Es will nicht hell werden.“

„Laß mich mal,“ jagt Kurt.

Knips — knips — knips —

Noch immer ägyptische Finsternis.

„Aber Kinder!“ seufzte Mama.

„Kaput, natürlich!“ polterte ich.

„Aber warum müßt ihr auch immer an der Schaltung spielen!“ Und ich taste mich durch die Dunkelheit zur Tür an den Knipsler. Ich drehe ihn rechts, ja sogar links.

Dunkel bleibt es wie zuvor.

„Da sitzen wir! Was machen wir denn nun, he?“

Ganz verächtlich räuspert sich's in den dunkeln Ecken.

„Soll ich den Installateur holen?“ fragt Kurt.

„Du das, Junge!“

„Aber so lange können wir doch nicht im Dunkeln sitzen,“ jammert Marias Stimme irgendwoher aus der Stodfinsternis. „Ich habe noch den Aufsatz ins Reine zu schreiben.“

„Und ich muß noch das vierte Gebot lernen,“ klagt Ellas Stimme.

„Das kommt von euern elektrischen Licht — Nartheit, bei der alten Petroleumlampe wäre uns das nicht passiert.“

„Wir können sie ja wieder benutzen,“ meint die einsichtige Mama, „wenigstens so lange, bis die elektrische Beleuchtung wieder im Gange ist.“

Bald stand sie wieder auf dem Familientisch in ihrem traulichen, bescheidenen Schein, die alte Petroleumlampe. Und während wir beschämt und gedrückt um sie herumsaßen und arbeiteten, war es, als ob eine gewisse stille Überlegenheit aus ihrem milden Leuchten sprang. Wir saßen still, ganz still und wagten keinen Ton zu sagen.

Und dann endlich kam der Installateur.



Burggraf und Graf zu Dohna-Schlodien (X), der fühne Kommandant der „Möwe“, mit seinen Geschwistern im Jagdzimmer seines Schlosses Mallmih in Schlesien.

Phot. Etto-Giln G. m. b. H.

# Heimkehr.

Novelle von Hellmuth Unger.

Die Kompagnie hatte schwere Wochen hinter sich, eisenverhagelte Tage vorn im Schützengraben; während sie abgelöst war, meist erhöhte Mairbereitschaft und Eingesehrtwerden, wenn die Franzosen wieder einmal einen Sturmangriff wagten. Es gab dauernde Mische und Haß. Aber ein Jahr schon wurde der abgegrenzte Teil des Schützengrabens im Osten Frankreichs vom gleichen Bataillon gehalten, es gab kein Vorwärts und kein Zurück, nur auf dem Posten sein und den Feind am Durchbruch hindern. Wie sehr das die Nerven abstumpfte und die Tatkraft lähmte! Jeder der Leute hätte gern sein frisches Leben im Angriff eingesehrt, nur um voranzukommen und einmal wieder in einem Gefechte Sieger zu sein.

einziges Mal bemüht hatte, Urlaub zu bekommen. Anfangs beachteten es keine Kameraden nicht, dann suchten sie ihn auszuforschen.

„Der Krieg wird bald zu Ende sein, und es ist unnütz, heimzufahren,“ gab er als Antwort. Da lachten sie ihn aus.

Seinem Leutnant durfte er so nicht antworten und sagte:

„Ich habe keine Eltern mehr.“

Der „Fall“ Schattenberg kam dem Hauptmann zur Kenntnis. Der stand zu seinen Leuten nicht wie ein Vorgesetzter zu Untergebenen, sondern wie ein Kamerad zum Kameraden. Gemeinames Leben, gleiches Wollen und Wünschen, und der klare Gedanke, daß im Falle der Not sich einer auf den andern verlassen mußte, hatten das bewirkt.



Gottesdienst in einer als Lazarett eingerichteten französischen Dorfkirche.

Hofbot. Eberth.

Was nützten die sorgfältig und bequem ausgebauten Unterstände, die gemüthlichen Quartiere in der Ortschaft, die sie an Ruhetagen bezogen, die Heimat konnten sie doch nicht ersetzen und schafften nur weiche, sentimentale Gedanken.

„Stilles Heldentum“ hatte der Hauptmann einmal dies Aussehen im Schützengraben genannt, als ein Tag das laute Heldentum der Truppen im Osten feierte, die den Russen wie Schatten vor sich herjagten. Stilles Heldentum!

Ob die daheim es auch so nannten und verstanden?

Nach und nach sollte jeder Offizier und Mann der Kompagnie einige Tage Urlaub erhalten, den er bei seinen Angehörigen verbringen durfte. Die Wiederkehrenden wechselten mit den Heimreisenden, und keiner mochte sich die Vergünstigung entgehen lassen.

Doch! Eine Ausnahme machte der Unteroffizier Schattenberg, der sich in den langen Monaten, die er im Felde stand, noch nicht ein

Unteroffizier Schattenberg wurde zum Hauptmann befohlen.

„Warum haben Sie keinen Urlaub eingereicht, Sie wissen doch daß Sie ihn bekommen können?“

„Ich brauche keinen Urlaub, Herr Hauptmann.“

Der Offizier sah ihn ernst an.

„Seien Sie ehrlich, Schattenberg, jeder von uns braucht einmal Zeit des Ausspannens, ich so gut wie Sie. Die Nerven wollen nicht nur Geschüßlärm ertragen, sie wollen auch Bilder des Friedens sehen. Warum wollen Sie nicht heim?“

„Ich weiß nicht, wohin, Herr Hauptmann.“

„Sind Ihre Eltern tot?“

„Ja.“

„Haben Sie keine Geschwister?“

„Nein.“

„Keine Braut, keinen Freund?“

Schattenberg zögerte mit der Antwort.

„Meine Freunde sind im Felde oder bereits gefallen.“

„Dalt. Sie wollen mir entflüpfen. Auch kein Mädel, das Sie lieb hat?“

Stille.

„Muß ich Herrn Hauptmann darauf Antwort geben?“

Der Offizier trat dicht an den Soldaten heran.

„Sie brauchen nicht, Schattenberg, wenn Sie's nicht sagen

wollen. Ihre Vertrauen erzwingen will ich nicht. Es ist doch selbsterständlich, daß von unserer Unterredung kein Dritter etwas erfährt.“

„Ich hatte einmal ein Mädchen.“ Er sprach ganz leise.

„Ist sie untreu geworden?“

„Nein. Ich habe sie im Stiche gelassen.“

Der Hauptmann schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ich lenne Sie als rechtlich denkenden Menschen. Wenn Sie mir erzählen wollen —“

„Das ist kurz gesagt, Herr Hauptmann. Ich hatte eine Schreibstube in einem großen Berliner Bureau, sie hatte eine Stelle bei Kindern einer besseren Familie.“

„Waren Sie verlobt?“

„Nein. So weit war's noch nicht gekommen; wir wußten nur beide, daß wir uns lieb hatten, trafen uns, machten Ausflüge. Und dann lernte ich eine andere kennen, die Schwester eines bei derselben Firma Angestellten. Ich sah nur meinen Vorteil, glaubte schneller voranzukommen, selbst ein kleines Geschäft gründen zu können, vergaß die eine und erlebte die Enttäuschung, daß mich die andere abwies.“

„Und dann?“

„Das ist alles, Herr Hauptmann werden mich nun verstehen.“

„Sie sind töricht, Schattenberg. Verstehen Sie mich? Wenn die eine Sie wirklich liebte, warum suchten Sie nicht ihre Verzeihung? Ich selbst habe Weib und Kinder zu Haus und habe in diesem Krieg verfliehen gelernt, was dies wert ist. Unser Kämpfen bekommt dadurch noch einen tieferen Inhalt; gewiß, wir schützen, indem wir auf unserm Posten ausharren, unser Vaterland, jeder aber für sein Teil, für das

Glück, das er sich gezimmert hat, für die Sicherheit derer, die er liebt, ohne das alles fehlt doch sonst dem Worte die rechte Kraft. Wir verlieren alle unsere Heimat einmal durch den Tod lieber Menschen, wir haben jedoch Willen genug, eine neue zu gründen. Verstehen Sie mich, Schattenberg? Dann überlegen Sie's nochmals.“

Der Unteroffizier Schattenberg war allein. Schen zurückgehaltene Gedanken drangen mächtig auf ihn ein. Ahnte denn auch nur einer der Kameraden etwas von dem, was er stündlich mit sich selbst ab-

machen mußte? Nein, weil sie keine große Herzensarmut gar nicht kannten. Neue Wünsche hatten die Worte des Hauptmanns geweckt, würden sie nicht vergeblich sein, weil sie zu spät kamen? Schattenberg verdrängte sich in einer schlummerlosen Nacht dessen wieder zu entsinnen, was einst sein Glück und seine Zukunft ausgemacht hatte. Es gelang ihm nicht einmal, sich das Mädchen, Franze hieß es, klar vorzustellen.

Erster, älter und noch reifer mußte sie geworden sein und noch stiller, wenn sie nicht längst einem andern gehörte. Das ging nicht an.

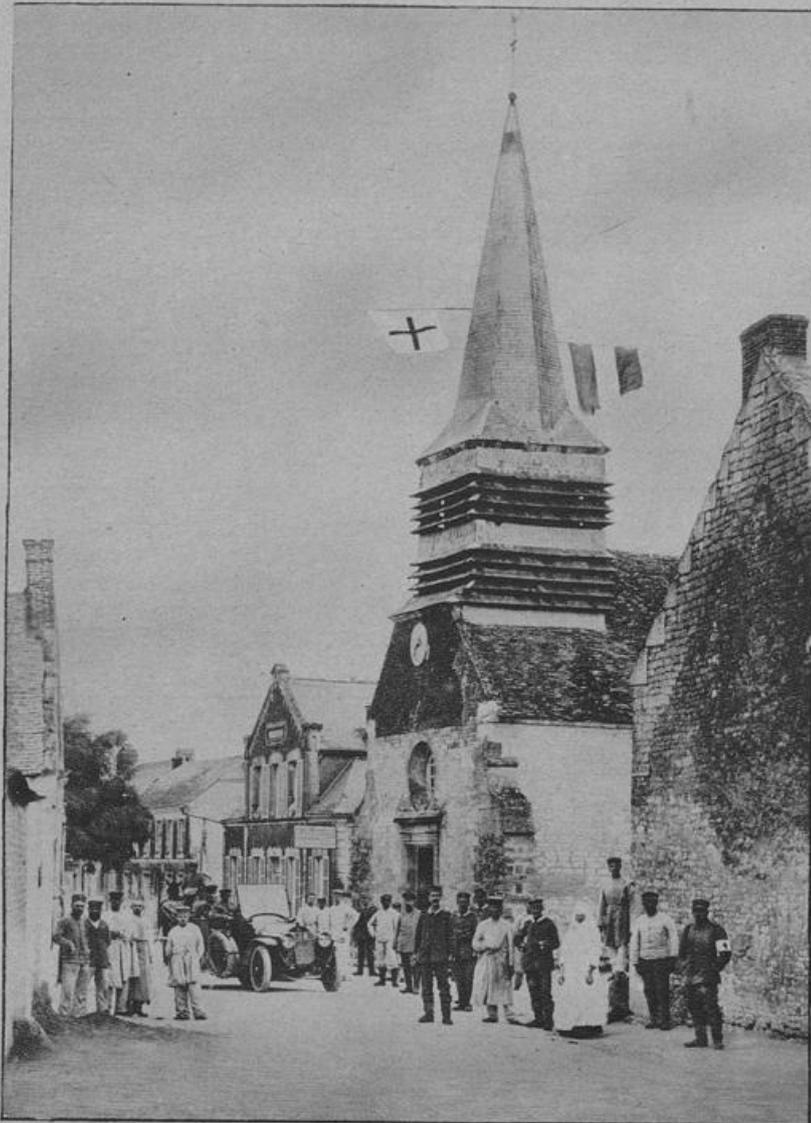
Sollte er schreiben, alles offen eingestehen, sie um Verzeihung bitten? Er wußte ja nicht einmal, wo sie war. Aber wenn er heimkehrte, sie suchte und sprach? Er überlegte lange, bis ihn der Frühmorgen in einen kurzen, nicht erlösenden Schlaf warf.

Am nächsten Tage reichte der Unteroffizier Schattenberg Urlaub ein. Er wurde sofort bewilligt.

Unrast und Alltagsleben der Großstadt umbrausten den Heimgekehrten. Er war verwirrt und beängstigt, als er das

friedvolle Treiben Berlins sah. Wenn nicht in den Abendstunden Zeitungsverkäufer die neuesten Kriegsextrablätter ausgetrennt hätten — kaum ein Schatten des Weltkrieges wäre auf die hellbeleuchteten Hauptstraßen und über den Reichentempel gefallen, der sich auf den Steigen entlangschob, ins Stoden geriet, sich auflöste.

Schattenberg suchte sich Wohnung, bummelte stundenlang an schimmernden Läden vorüber, kaufte sich an einer Theatertasse eine Karte, hörte eine Oper mit an und gab sich willenslos einem weidlichen Taumel hin.



Französisches Dorf, von den Deutschen vollständig als Lazarettstätte eingerichtet.

Höflichkeit. Oskar Tellymann.

Um das Lazarett Dorf als solches zu kennzeichnen, weht vom Kirchturm herab eine deutsche Fahne und eine Rote-Kreuz-Flagge. Trotzdem wurde das Dorf von französischen Fliegern wiederholt schwer bombardiert.

Daß es überhaupt noch Müßel und fröhliche Menschen gab! Hinaus wollte er, diesem Treiben entfliehen, das ihm unsäglich schien. Wozu war er überhaupt heimgekommen?

Er fühlte sich unglücklich wie nie.

Und dies Leben sollte noch zehn lange Tage währen? Am nächsten Morgen schlief er sich aus, fühlte sich frisch und schickte sich an, seinen Wünschen nachzugehen.

Er fühlte wohl, daß es mit Gleichgültigkeit geschah. Draußen im Felde hatte alles anders, begehrenswerter ausgesehen, jetzt erschien es Zwecklosigkeit.

Er suchte die Wohnung, wo Fränze früher gewohnt hatte.

Die Wirtin erkannte ihn nicht.

Das Fräulein sei ausgezogen, wohin, wisse sie nicht. Er könne es ja auf der Polizei erfahren. Wahrscheinlich sei sie aber von Berlin fort. Die Haustüre schloß sich.

Enttäuschung.

Schattenberg forschte nicht weiter. Er wanderte ohne Ziel dem Tiergarten zu, lief stundenlang kreuz und quer und konnte seine Umfaßt doch nicht meistern.

Seine Gedanken waren bei seiner Kompanie. Vielleicht lag sie gerade abwehrbereit in den Stellungen, die Kugeln sirzten, schwirrten und pritschten in die hölzernen Stützwehren der Unterstände. Artilleriefeuer! Angriffe und Geschrei! Die Reservisten wurden alarmiert, jeder Mann war kostbar. Und er trieb sich nutzlos, heimatlos im Lande umher, weil ihn Träume narreten.

Wahrhaftig, er war ein Narr!

Am nächsten Tage suchte er die Polizei auf, wurde von dem Geschäftszimmer eines Bezirks zum andern verwiesen. Schließlich hatte er die Adresse und wußte, daß Fränze noch in Berlin war. Sie wohnte in einem Vorort.

Er suchte das Haus auf und lauerte, begegnete ihr indes nicht.

Ob sie eine Stellung in einer Familie hatte? Er konnte doch nicht klingeln und sie dort aufsuchen. Zwei Tage verstrichen. Da suchte er in Hause Erkundigungen einzuziehen.

Man begegnete ihm mit Mißtrauen.

Ob er ein Verwandter sei? Nein.

Schließlich wußte er so viel, daß sie allein ein Zimmer bewohne, und daß sie eine Stellung als Korrespondentin in einem Geschäft habe.

Er nannte der Hauswirtin seinen Namen und ließ einen Gruß bestellen. Später ärgerte er sich über seine Tölpelhaftigkeit, denn er suchte vergeblich, sie nach Geschäftsfluß zu treffen. Einmal und wiederum. Sie mied ihn.

Und dann überkam es ihn wie ein Erschreden, als er sah, daß sein Urlaub fast verstrichen sei und er unverrichteter Sache wieder fort mußte. Und da auf einmal wurde der Zwang zum Willen, das Gleichgültige zur Kostbarkeit, das Niebeseffene dünkte ihm Verlust.

Wenn er doch noch abstand und die Vergangenheit Vergessenheit sein ließe! Sein Gruß mußte dann nicht neue Hoffnung geweckt haben. Nein, kein Feigling sein, Gewißheit haben, gute oder schlechte! Es war ja so schön, einem Traume nachzugehen.

Der letzte Abend seines Urlaubs. Stundenlang wartete er und fieberte, ihr zu begegnen. Sie mußte ja kommen.

Da stand sie neben ihm, zauderte und wollte weiztgehen.

Er gab ihr die Hand, ging mit ihr.

Wortlos ließ sie es geschehen.

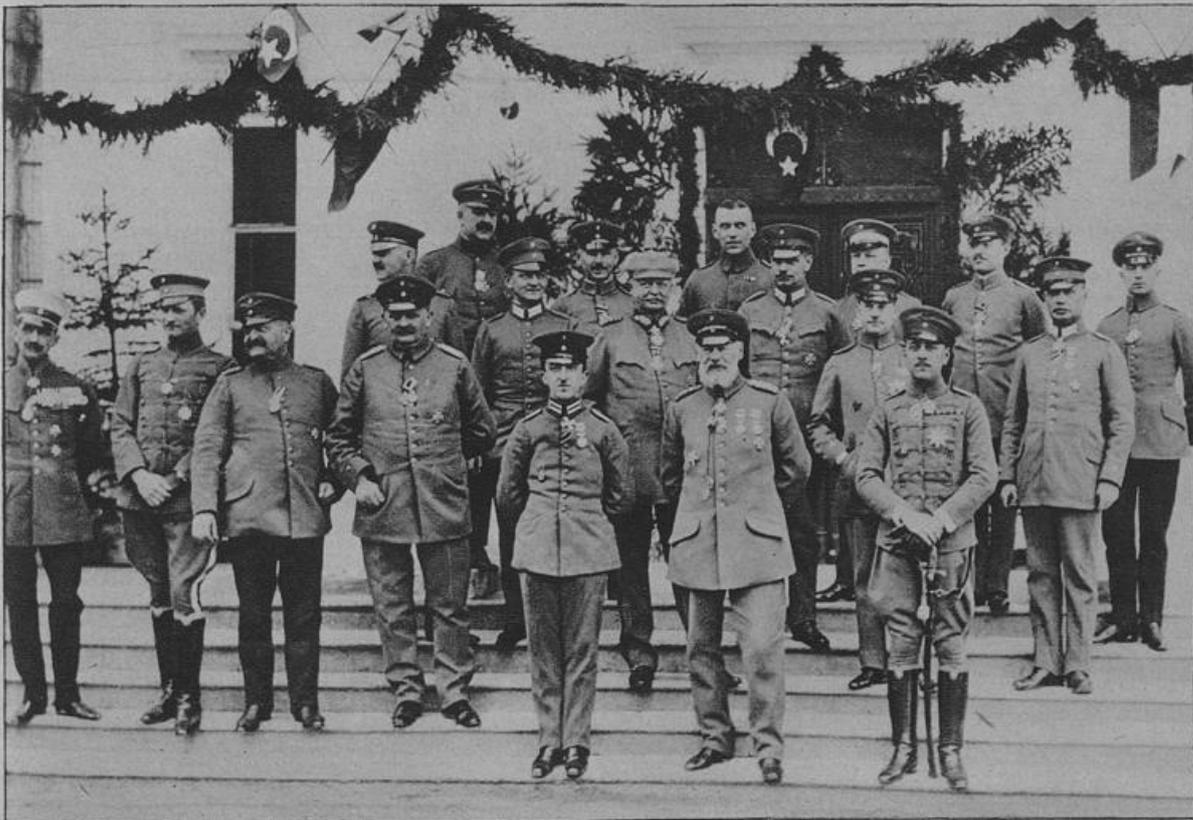
Schattenberg lachte leise auf, so komisch kam er sich vor. Lagen nicht Jahre der Trennung zwischen ihnen? Zwei einander fremde Menschen waren sie doch.

„Ich hatte Urlaub, Fränze, und wollte Sie einmal wiedersehen.“

Sie blidte ihn mit großen, ernsten Augen an.

„Ja, wiedersehen.“

„Wußten Sie nicht, daß ich in Berlin war?“



Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern.

Phot. R. Senncke.

Rechts von ihm Prinz Osman Fuad, links Prinz Abdul Hakim; hinter dem Generalfeldmarschall Egzellenz v. König, Kommandeur einer Infanterie-Division, und die Herren des Stabes.

„Sie bestellten mir doch einen Gruß.“  
 „Warum traf ich Sie nicht?“  
 „Weil ich nicht wollte.“  
 „Wußten Sie, warum ich zu Ihnen kam?“  
 „Ich dachte es mir.“  
 „Und wenn Sie mir weiter aus dem Wege gegangen wären,  
 wenn ich abreisen mußte?“  
 „Sie wären ja doch wiedergekommen!“  
 Er verstand sie nicht.  
 „Ich habe Sie einmal verraten, Fränze!“  
 Sie gab keine Antwort.  
 „Weil mir eine andere begehrenswerter schien, ich verheim-  
 lichte das.“

„Haben Sie die Gewißheit, daß der Krieg Sie verschonen wird?“  
 „Die hat keiner.“  
 „Wollen Sie also eine neue Torheit begehen?“  
 „Es ist nicht töricht, Fränze. Wir sind uns doch fremd geworden,  
 und Sie versprechen mich nicht. Ich habe die Einsicht bekommen, daß  
 ich etwas gutzumachen habe.“  
 „Das haben Sie nicht. Ich finde allein meinen Weg.“  
 „Daß ich ein Glück verscherze, wenn ich nicht mit beiden Händen  
 zugreife, daß ich Sie lieb habe.“  
 „Ich weiß es.“  
 „Und Sie wollen —“  
 „Warten, wie ich es jahrelang lernte. Wertvoller Besitz will  
 nicht im Kaufschilling errungen sein.“



Bulgarische Trainsoldaten beim Einkauf von Waren in einer mazedonischen Stadt.

Phot. H. Grohs.

„Ich wußte es.“  
 Das Mädchen schritt schneller aus, sie kamen aus der Geschäfts-  
 gegend in die stilleren Straßen Charlottenburgs.  
 „Und um mir das zu sagen, suchten Sie mich?“  
 „Ich wollte Ihre Verzeihung, Fränze. Mein Hauptmann —  
 ich habe sonst keinen Menschen, der mir nahesteht, Ihre Wege kam  
 ich heim.“ Sie gingen eine Strecke lang schweigend nebeneinander.  
 „Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Kein Mensch kann gegen  
 seine Empfindungen an, wenn er gegen sich selbst ehrlich sein will.“  
 „So meinen Sie, Fränze, daß ich die andere liebte?“  
 „Nein. Und deswegen glaubte ich, daß Sie wiederkämen. Zu  
 mir.“ Er war verblüfft. Diese Antwort hatte er nicht erwartet.  
 Ihr Lachen klang hell.  
 „Und was meinen Sie, wenn ich Sie fragte —“  
 Da wurde sie wieder ernst. Ihre Worte klangen fast hart.

Da suchte er ihre Hände zu erfassen.  
 „Ich verdiene es nicht, daß du mich lieb hast.“  
 „Sagte ich das?“  
 „Ein Tor bin ich gewesen.“  
 Sie waren vor ihrer Wohnung angekommen. Sie gab ihm die  
 Hand. „Leb' wohl!“  
 Sie ließ ihn stehen und erschloß hastig die Tür. Langsam ging  
 er fort. —  
 Der Unteroffizier Schattenberg meldete sich beim Hauptmann  
 vom Urlaub zurück.  
 „Nun, Schattenberg?“  
 In dienstlichem Tone gab er Antwort.  
 „Derr Hauptmann haben recht. Man kann seine Heimat ver-  
 lieren, man kann aber auch eine neue finden, wenn man den Willen  
 zum Glücke hat.“

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 19.

Düsseldorf, 6. Mai

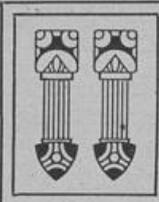
1916.



**Offerkirchgang in Polen — in Lida (Gouvernement Wilna).**

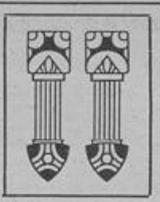
Alter polnischer Bettler mit Kreuzfig vor dem Eingang zur Kirche.

Phot. Gebr. Hädel.



# Z u s p ä t.

Skizze von C. Sara.



**H**erz, was begehrst du mehr? Im D-Zug Cöln—Basel ein völlig leeres Abteil erwischt, das Gepäc bequem verstaub, den lästigen Hut ins Reg und den leichten Schleier statt dessen um den Kopf gewunden — ah! Befriedigt nehme ich meinen Fensterplatz. Schon rollt der Zug.

„Fenster schließen!“ ruft eine rauhe Stimme. Ein Gewehr blizt vorbei. Ich ziehe die Scheibe hoch und blicke über die Bräde auf den breiten, im Morgenglanz blinkenden Strom und das herrliche Stadtbild mit dem hochragenden Dom. Wie ich mich wieder umwende, steht im Abteil eine Dame und ist schon beschäftigt, ihre Handtasche ins Reg zu legen. Kühl neigt sie grüßend den Kopf, nimmt den weißen Federhut ab — wundervolles, blauschwarz schimmerndes Haar kommt zum Vorschein — holt ein Kissen, ein Buch hervor, alles mit schlanken, weißen, sicher zulangenden Händen.

Stumm sitzen wir einander gegenüber. Nur das Rascheln der Buchblätter wird von beiden Seiten in Zwischenräumen hörbar. Jedoch scheint das ihrige Reisesährtin nicht allzusehr zu fesseln. Gelangweilt schaut sie dazwischen aus dem Fenster, auf das in der Ferne sichtbar werdende Vorgebirge — oder lauert Unrast unter der zur Schau getragenen Gleichgültigkeit? Oft scheint es mir so bei meinem verstockten Beobachten.

Wir fahren in Bonn ein. Ein paar prüfende Gesichter schauen in unser Abteil, dicke Reisetaschen wandern vorbei, wir bleiben unbehelligt. Meine Reisesährtin kauft eine Zeitung — „zweite Morgenausgabe der \*\*er Zeitung“ höre ich den Ruf am Zug entlang erschallen, legt sie eine Weile neben sich und schaut nach draußen, bis wir an der schön umrissenen, im Sonnenglanz schimmernden Godesburg vorbeigefahren sind. Dann nimmt sie sie zur Hand und vertieft sich in die Kriegsnachrichten.

Ich sehe auf und trete an das Fenster draußen im Gang, denn gerade wird dort die herrlich geschwungene Linie des im bläulichen Dunst schwimmenden Siebengebirges sichtbar, verändert, verschärft, vergrünt sich von Sekunde zu Sekunde bei der rasenden Fahrt des Zuges. Hell blizt das große, neue Gasthaus des breiten Petersberges herüber; schon sausen wir durch den Bahnhof Königswinter, rollen unter dem zackigen Drachenfels her. Unbewußt habe ich hinter mir im Abteil das Umwenden der großen Zeitung gehört — da tönt von dorthin ein Geräusch, ein Achzen, ein unterdrücktes Stöhnen. Schnell wende ich mich um.

Meine Unbekannte sitzt da — regungslos, wie von Stein. Die schlaff herabhängende Linke hält noch die Zeitung mit der Rückseite nach oben, auf der eine Anzahl schwarzumrandeter Todesanzeigen sichtbar ist. Die weit geöffneten Augen stieren mit demselben Entsetzen, das die unerwartete Nachricht in sie gesagt hat, in die leere Luft. Unheimlich stehen sie in dem bis in die Lippen schneeweiß gewordenen Antlitz, das förmlich geisterhaft erscheint unter dem blauschwarzen Rahmen des Haars.

Unwillkürlich trete ich näher, fasse die eiskalte Hand: „Sind Sie nicht wohl? Kann ich Ihnen bestehen —“

Sie schreckt auf, schüttelt meine Hand ab; die dunkeln Augen zucken mit sich gleich bleibender Starre erst ausdruckslos, dann leidenschaftlich abwehrend zu den meinigen herüber. Sie preßt das Taschentuch vor den Mund, damit er den Schrei nicht löse, der dort lauert, steht auf, kiert vor sich nieder, greift sich an die Stirn, tut einige Schritte in dem engen Gelaß. Ich sehe: dieser Mensch muß erst einmal allein sein, jedenfalls darf kein fremdes Auge seine Dual beobachten — und gehe hinaus, draußen, selbst im Innersten erschüttert, rasselos im Gange wandernd und mich von den Reisenden stoßen lassend, die dort umhersehen und die Landschaft bewundern.

Ist denn das da draußen erst die langgestreckte, grüne Insel Nonnenwerth? Also sind erst einige Minuten vergangen, seit sich da drinnen ein Drama abspielte. Ein stummes, aber um so qual-

vollerer Seelendrama. Vorübergehende scheinen bei achtlosem Hineinblicken zu stutzen, eine kleine, gutnützig ausschauende Dame macht Miene, hineinzutreten — da erscheint sie mit den flatternden Augen eines umfleckten Wildes in der Tür, geht schnell den Gang hinunter, rüttelt an der Tür des Waschraumes, findet ihn besetzt, steht ratlos und geht schließlich in den Speisewagen.

Ich verfüge mich auf meinen Platz, und mein Blick fällt auf die am Boden liegende Zeitung, die Todesanzeigen. „Den Helbentob für Deutschlands Größe und Ehre erlitt —“ Welcher ist es? Der junge Stabsarzt, Ritter des Eisernen Kreuzes, schwerem Leiden im Lazarett erlegen, die schlichte Anzeige von der einzigen Schwester erlassen? Eher wohl der junge Freiherr „von und zu“, Oberleutnant in einem alten, vornehmen Garderegiment.

Innerer Unruhe treibt mich schließlich auch in den Speisewagen, der nur halb besetzt ist. Sie sitzt, mir den Rücken zugewandt, einige Tische vor mir am Fenster, starrt, starrt hinaus, ohne die Tasse zu berühren, die vor ihr steht. Draußen wird schon Andernach sichtbar, der dicke, alte Wachturm, das altertümliche Dächergewirr. Also ist Koblenz nahe, und die im Zug Gefangene kann sich von den Gesichtern der Menschen befreien. Aber sie rührt sich nicht. Die starren Augen sehen nicht Hügel und Dächer, sondern ein bleiches Totengesicht, das sich ihr aus dem leise raschelnden Zeitungsblatt plötzlich entgegenhob. Oder ein warmes, lebendiges Menschenantlitz, das sich tot und kalt vorzustellen das Gehirn noch nicht fähig ist.

„Koblenz! Vier Minuten Aufenthalt!“

Neue Reisende strömen in den Zug, ich haße in mein Abteil zurück. Richtig beginnt dort schon eine bewegliche Familie es sich bequem zu machen. „Vertchen, die Tasse!“ „Hier, Mama, aber wo ist der Korb? Um Gottes willen, Papa, vorsichtig! Die Saftflasche!“ „Sei doch einmal ruhig, Rudi, und stell' dich lieber gleich draußen ans Fenster.“ „Ja, aber an welcher Seite ist Stolzenfels?“ „An dieser natürlich —“ der väterliche Paß, unter der Last eines Familienerkorbes herborgequetscht — „uff! da liegt er. Gebt gleich eure Hüte her. Wo, nun wären wir ja endlich so weit!“

Auf den ersten Anblick hatte ich sie für mindestens sechsköpfig gehalten, aber als sie nun sitzen, sind es tatsächlich nur vier. Es ist nichts gegen sie einzuwenden; denn sie haben die beiden besetzten Plätze freigelassen. Kaum ist der Loreleyselsen erledigt, da beginnt das Gelage, von dem ich bei seiner Zusammensetzung nicht recht weiß, ob es als zweites Frühstück oder als Mittagessen gelten soll.

Nein, hierhin kann meine Unbekannte nicht zurückkehren.

In dem Gefühl, für sie, die jeden Augenblick erscheinen kann, sorgen zu müssen, drücke ich dem Schaffner ein Geldstück in die Hand, ersuche ihn um ein ungestörtes Fleckchen für eine kranke Dame — und siehe, er führt mich in einen völlig leeren Wagen und weist mir ein Abteil erster Klasse an. Hier ist es töglich still.

Jetzt bin ich entschlossen, gehe zurück, ergreife die Sachen der Dame, trage sie in den leeren Wagen und stelle mich, da der Speisewagen sich der nahenden Mittagszeit wegen zu füllen beginnt, in der Nähe meines Abteils, wo gerade ein löblicher Saftbecher kreist, harrend auf. Die Menschen drängen sich jetzt am Außenfenster, und auch meine „lustige Familie“ kommt heraus. Gaub taucht aus dem Rheine auf, ausgestreckte Finger deuten auf den einen ausgestreckten bronzenen auf der andern Seite, den Blickers, mit dem er über den Strom weist — dann sind wir vorbei.

Ich habe richtig gerechnet, daß die Mittagsgäste meinen Schützling vertreiben würden. Da kommt sie den Gang entlang, immer noch ganz bleich, aber mit gemacht gleichgültigen Augen. Tiefe, blaue Schatten hat die Not dieser einen Stunde darunter gemacht. Wieder blickt sie mich abwehrend an, als ich sie anrede, und will an mir vorbei. Da sieht sie die neuen Zusassen, wie sie es sich inmitten ihrer Eier, Kirichen, Butterbrote und Sardinen wieder bequem machen — sie

fährt zurück. Ich erkläre, daß ich, da sie sich offenbar unwohl fühle, mir erlaubt habe, ihre Sachen in ein leeres Abteil zu bringen, und gehe ruhig voran. Sie folgt stumm, etwas wankend.

In der kühlen, wohlthuenden, fast dämmrigen Stille des rot ausgefütterten Raumes sieht sie sich einen Augenblick wie erwachend um. Dann fallen alle Schranken. Mit einem jähen Aufschluchzen sinkt sie vornüber auf die Polster und birgt das Gesicht auf dem linken Arm. Ihr Weinen schneidet mir durchs Herz. Und doch denke ich: Jetzt ist es gut.

Noch sehe ich unschlüssig: Soll ich gehen oder bleiben — da sehe ich, daß sich die herabhängende Rechte suchend nach mir ausstreckt. Nach mir? Nach irgend-einem Halt, einem teilnehmenden Menschen, der die Gewähr gibt: du bist nicht allein in dieser entsetzlichen Not!

So sehe ich mich denn ihr gegenüber, fasse die Hand, halte sie still und fest, schaue zur Seite und nehme halb unbewußt das Bild des aus dem Rhein ragenden dunkeln Binger Mäuserturms in mir auf. Erst als das wilde Weinen nachläßt, fange ich mit ein paar tröstenden Worten zu reden an.

Ihr Ziel war Straßburg, meines schon Reutadt; also blieb uns nicht viel mehr als eine Stunde. Aber sie genügte, um mir eine trostlos traurige Geschichte von Leichtsinne, Mutwillen, Leidenschaft, Herzenswunden, Schuld und Ringen zu enthüllen. An sich eine sehr alltägliche Geschichte.

Es war der Arzt. Sie hatte ihn in einem großen, mehr der Erholung als Krankenheilung dienenden Sanatorium kennengelernt, wo er Assistent war. Alle schwärmten heimlich und öffentlich für ihn, besonders die ganz jungen Mädchen; um so lächerlicher erschien es ihr, in diesen Chorus einzutreten. Eines Abends hatte man in toller Laune eine Bette gemacht: wem es gelänge, den Doktor in sich verliedt zu machen, der solle als Königin gehuldigt werden. Die Bette nahm sie vor sich selbst und den andern zum Vorwand, ihn mit allen Künsten und Mitteln an sich zu ziehen. Das Spiel war gefährlich; je mehr

sie dabei selbst in ihre Leidenschaft verstrickt wurde — auch er widerstand dem sengenden Feuer nicht und umging sie bald, da oberflächliche Gefühle bei ihm keinen Raum fanden, mit einer tiefen, starken und männlichen Liebe. Bei einer Kahnfahrt zu zweien stammelte er sie ihr zu, und sie wies ihn ab. Schon in der Nacht darauf begriff sie sich nicht, ihr Verhalten erschien ihr wahnsinnig; sie erhob sich mit dem Entschluß, ihn um Verzeihung zu bitten. Aber er blieb fern und kalt wie eine Mauer. Eine schwache und vielleicht eifersüchtige Patientin hatte ihm von der Bette erzählt.

In jenen Tagen brach der Krieg aus, und schon in der Nacht vor der Mobilmachung war er, ohne daß einer von ihnen allen es wußte, zu seinem Regiment geeilt. Sie hatte ihn nicht wiedergesehen; aber Tag um Tag war ihre Leidenschaft in der Sorge um ihn gewachsen und hatte sich im Aufschwung der gewaltigen, alles Kleine und Kleinliche hinwegjagenden Zeit zu gereifter Weibesliebe geläutert. Durch eine Bekannte seiner Schwester erfuhr sie von seiner Verwundung, und sofort stand ihr Entschluß fest, alle äußere Rücksicht fallen zu lassen, zu ihm hinzufahren und seine Verzeihung zu ersehen.

Und nun stand es da in den erbarungslosen, schwarzen Buchstaben: Zu spät! Tot — aus dem Leben gegangen, ohne Vergebung, ohne Erkenntnis ihrer Lüge und Liebe. — Eine knappe Viertelstunde später stand ich mit nachzitterndem Herzen auf dem Bahnsteig und blickte dem rollenden Zuge nach. Frohsinn und Leben, Not, Sorge und Schmerz barg der in der Ferne enteilende schwarze Schlangenleib. Auch hier auf dem Bahnhof frisch ausschreitende neben mühsam hinkenden Feldgrauen, neben lächelnden bleiche Frauengesichter unter schwarzen Trauerschleiern — buntes Wechselspiel des Lebens, tausend Schicksale als Frucht des blutigen Krieges! Einem davon hatte ich in die Augen geschaut, im Vorbeigleiten nur, wie wenn aus dem Strom ein erst grüßendes Antlitz flüchtig auftaucht und wieder zurücksinkt in das Unbekannte.



**Generalfeldmarschall Colmar Dr. Freiherr von der Goltz †.**

Am 12. August 1843 geboren, seit 1861 Leutnant, machte v. d. Goltz die Kriege von 1866 und 1870/71 mit. 1913 hatte er den höchsten militärischen Rang in Preußen, den eines Feldmarschalls, erreicht. In weitesten Kreisen ist v. d. Goltz als Leiter des türkischen Militärbildungswesens bekannt geworden, in welcher Eigenschaft er von 1883 bis 1895 gewirkt hat. Ein hohes Interesse brachte der Verstorbene der Wehrhaftmachung der deutschen Jugend entgegen. Im August 1914 wurde v. d. Goltz Generalgouverneur von Belgien, im April 1915 Führer der Armee von Konstantinopel und hat als solcher namentlich auf Gallipoli sich bleibende Verdienste erworben.

## Aus der Jugendzeit. Von Max Karl Böttcher.

**N**och einen einfachen, schlichten Kranz trug ich in der Hand, als ich die Gräberreihen des heimatischen Friedhofes durchschritt. Den sollte Tante Burkharden bekommen. Nach langem Suchen fand ich endlich das Grab. Gras überwucherte den Erdhügel, nur einige bescheidene Gänseblümchen schimmerten hier und da aus dem grünen Teppich. Arme Tante Burkhardt, hättest du jemals geahnt, daß deine letzte Ruhestätte einst so verlassen und verlassen sein würde? Ich legte das schlichte Kränzlein zwischen die niedrigen Grasspalme, dann lehnte ich mich an den Stamm der Trauerweide, die ihre tiefgeknickten Äste gespreizt über den Hügel breitete.

Nun schlummerst du da unten schon seit vielen, vielen Jahren, — nur schwach sind meine Erinnerungen an dich, und doch möchte ich sie nicht missen, diese wenigen, leisen Erinnerungen, denn sie sind ja die seligsten, die der Mensch besitzt, die Erinnerungen an die Kindheit.

Schon von weitem hörten wir die Tante Burkharden hüpfeln und brummeln, wenn wir Kinder im Pfarrgarten spielten. Dann liefen wir aber der Tante nicht entgegen, obgleich wir uns freuten, daß sie uns besuchte, sondern wir eilten spornstreichs ins Pfarrhaus.

„Mutter, Mutter, die Tante Burkhardt kommt,“ so verkündeten wir einstimmig, und schnell verließ die Mutter ihre Beschäftigung, — auch wieder nicht, um der Tante Burkhardt entgegenzugehen, sondern um nochmals schnell mit dem Wischtuch über sämtliche Möbel zu fahren, obgleich da alles schon blitzblank war.

Nun betrat die Tante das Gemach, von uns allen freudig begrüßt. Mutter schob ihr den großen Sorgenstuhl ans Fenster, — das wollte sie so haben, doch sie setzte sich nicht, sondern lief wie suchend im Zimmer umher, mit den zitternden Fingern hier und da über ein Regal oder ein daliegendes Buch fahrend, und wehe, wenn sich ein vorwichtiges Stäubchen weitgemacht hatte, das beim letzten Abwischen übersehen worden war.

Dann wurde das sonst so freundliche Gesicht der alten Frau bitter streng, und die tadelnden Worte, die sie dann hervorstieß, waren schneidend scharf.

Wir Kinder verstanden es allerdings nicht so recht, sonst hätten wir uns gewundert, daß sich unsere Mutter dies alles so ruhig von der Tante gefallen ließ, die doch weder unsere, noch der Mutter Tante war, sondern nur eine entfernte Verwandte meines Vaters.

Also wir fanden das Schelten der Tante in Ordnung, und um sie zu befähigen, überschütteten wir sie mit unsern kleinen, kindlichen Liebenswürdigkeiten, selbst wenn uns die alte Frau unwillig zurückwies.

Nach dem Rundgang im Wohnzimmer setzte sie dann in die Küche. Alles wurde da begutet, jeder Topf untersucht und endlich die Speisekammer einer eingehenden Besichtigung unterzogen.

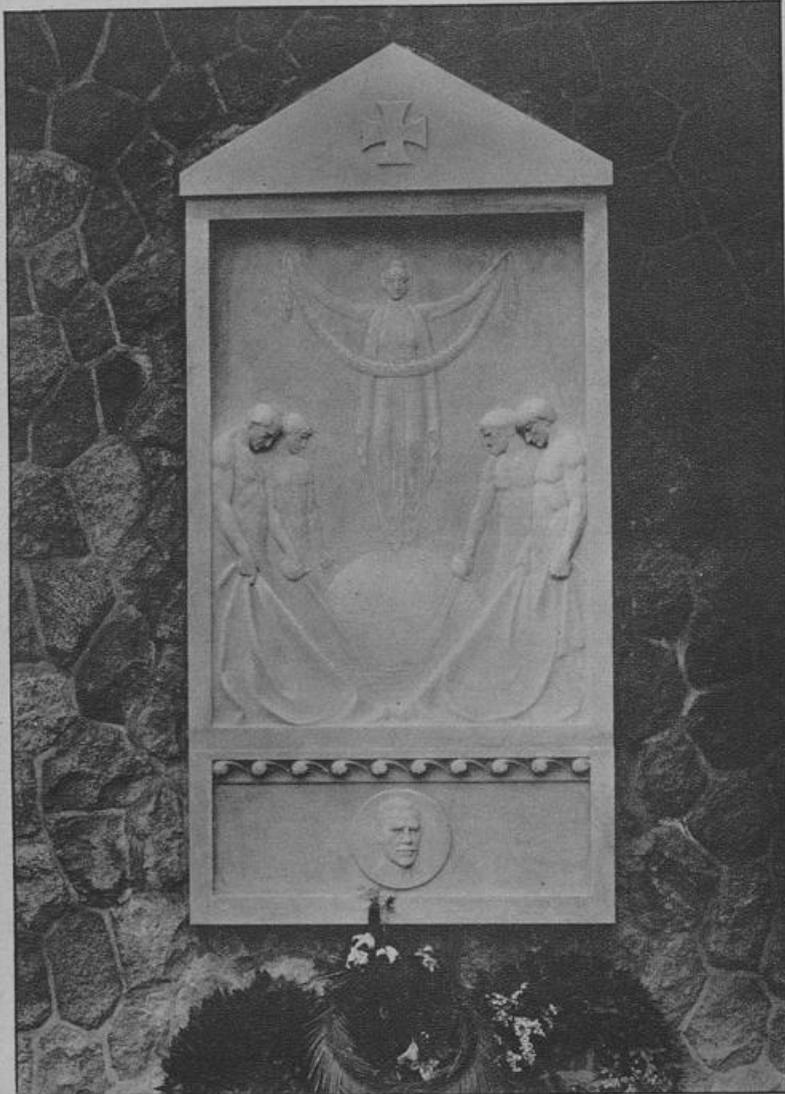
Am Ende des Rundganges folgte stets die Frage: „Was eßt ihr heute?“

War das Gericht ihr nicht zusagend, so lief sie ohne weiteres scheltend fort, um sich dann am übernächsten Tage wieder einzufinden. Sie konnte sicher sein, daß es dann eine ihrer Lieblingsspeisen gab.

Das war dann ein Fest für uns Kinder, nicht bloß der Lieblingsspeise der Tante wegen, denn deren Geschmack war nicht schlecht, sondern weil dann Tante Burkharden mitteilfam wurde und uns besonders aus ihrer Jugend erzählte.

Ach, was sie alles erzählte und wie sie erzählen konnte. Ordentlich gruseln konnte es einen. Doch fragten wir in vorwühiger Neugier

nach dem Onkel Burkhardt, ihrem Manne, so war es aus mit ihrer Freundlichkeit. Dann schob sie das spitze Kinn noch weiter vor, der eingefallene Mund fing an zu zittern, und in die großen, stahlblauen Augen traten helle Tränen. Die Tante schob uns weg, wuschte sie und da am Spiegelglas ein Stäubchen fort und — ging. Wir Kinder schauten ihr erschrocken nach, ohne den Grund ihres Benehmens auch nur zu ahnen.



Denkstein für den Admiral Grafen von Spee an der Außenfläche der katholischen Garnisonkirche in Kiel.

Dem Sieger von Coronel, der mit seinem Geschwader bei den Falklandsinseln nach heldenhaftem Kampf feindlicher Übermacht erlag, wurde auf Anregung der Frau Baronin Sedendorff und Frau Admiral Bachmann ein Denkstein gesetzt. Er ist das Werk des Bildhauers Prof. Brütt. Der Enthüllung wohnte neben der Familie des toten Helden und einem zahlreichen Gefolge, namentlich aus Marineoffizieren bestehend, Prinzessin Heinrich von Preußen bei. Phot. Renard, Kiel.

Zu Weihnachten war die Tante natürlich steter Gast im Pfarrhause. Sie kam dann im Schwarzseidenen mit meinem Vater aus der Christmette. Hatte ihr die Predigt meines Vaters gefallen, so rücte sie sofort mit den Geschenken für uns Kinder heraus, wenn nicht, ließ sie uns zappeln. Das war schlimm für uns, denn die Überraschungen der Tante Burkhardt bargen für uns eine Fülle des Herrlichen und Schönen. Alle wertvollen Geschenke von unsern Eltern wogen nicht annähernd den Wert des — bunten Taschentuches auf, das die gute Tante jedem von uns alljährlich zu Weihnachten besoherte als Überraschung.

Und was kann es für Kinder auch Schöneres geben als Bilder, denn die Schnäuztücher der alten Tante waren keine gewöhnlichen Taschentücher — i wo. — Das waren welche mit allerhand Bildern bedruckt. —

Da saßen wir nun stundenlang vor diesen edlen Kunstschätzen, unsere Phantasie damit speisend, und unser Zukunftsideal gipfelte in dem Wunsche, der sich sogar in unser Abendgebet mit einwob: „Lieber Gott, mache mich recht reich, damit ich mir zehn solcher Taschentücher mit solch schönen Bildern kaufen kann, wie Tante Burkhardt uns welche schenkt, oder laß wenigstens die Tante Burkhardt noch 50 Jahre leben (sie war ja erst 70), damit sie uns noch viele bunte Tücher schenken kann.“

Ich habe jetzt noch eins dieser Bilder tücher, auf dieses ist die Geschichte jener faulen Greta, der großen Nürnberger Kanone, gedruckt.

Plötzlich blieb die Tante weg. — Zuerst wurde sie von uns sehr vermißt, dann aber vergaßen wir sie über andern Dingen, wie eben vier- und fünfjährige Kinder sind.

Eines Tages, es war im strengen Winter, nahm mich mein Vater auf einem seiner

Seelsorgergänge mit. Untertwegs erfuhr ich, daß er mit mir „nochmal“ zur Tante Burkhardt gehen wollte. Obwohl ich den Sinn des „nochmal“ nicht ganz erfaßte, schlich sich doch eine Ahnung in mein Herz, daß das „nochmal“ irgend etwas bedeuten müsse.

Ich wußte nicht, wo die Tante wohnte, und war nicht wenig erstaunt, daß mich mein Vater ins Hospital führte. „Was?“ durchsuchte es mein Herz, „die Tante, die doch unermesslich reich sein mußte, weil sie so herrliche Taschentücher verschänken konnte, sollte im Hospital wohnen?“

Und doch war es wirklich so. —

Aber sie wohnte nicht als Ortsarme dort, sondern mein Vater hatte sie dort eingekauft, weil es ihr glühendster Wunsch war, in einem so großen Hause zu wohnen — und das Hospital war ein altes Schloß. — Ich wurde an ein Sterbebett geführt.

Hier lag die arme Tante, eingefallen und immer und immer wieder hüftelnd, dabei mit den dünnen Fingern über das Gebetbuch streichelnd, das sie in der Hand hielt, als wollte sie Stäubchen wieder davon abwischen.

Während nun mein Vater im Hospital noch einen weiteren Krankenbesuch abstattete, zog mich die Tante ganz nahe an ihr Bett.

Liebevoll streichelte sie mir über die Samtausschläge meines Mantels, dann fing sie an zu erzählen, aber nicht von Niesen und Nixen und Zwergen, sondern von ihrem Ranne, dem Onkel Burkhardt.

„Siehst du, mein Junge, wenn du den Onkel Burkhardt gelannt hättest, das war ein großer, reicher Mann, und wir wohnten in einem sehr großen, prächtigen Hause und hatten viele Diener und viele Knechte, und ich konnte alle befehlen. — Aber da kamen Männer, böse Männer, — und dabei wurde ihre schwache Stimme hart, und die bald brechenden, grauen Augen funkelten im Fieberzorn, — „die wollten unsern guten König todschlagen und selber regieren, — und die holten den Onkel Burkhardt aus unserm großen Hause, weil er unsern König lieb hatte, — und sie gaben ihm eine geladene Flinte in die Hand, und er sollte mit auf den König und seine Soldaten schießen. — Und weil er das nicht tat, da haben sie ihn selbst erschossen und unser Haus verbrannt und alles geraubt, was vorhanden war.“

Kraftlos fiel die alte Frau in die Kissen zurück, sie schien mich vergessen zu haben, sie murmelte immer vor sich hin: „Das war 1848 — das war 1848.“

Das war das letztemal, daß ich die Tante gesehen habe, denn wenige Tage darauf verschied sie ruhig. —

Ich schrak zusammen. Ich war ganz versunken gewesen in die Erinnerungen meiner Kindheit. Noch einen langen Blick warf ich auf den Hügel der armen Tante, die im Sturm der Revolution alles, was sie an Hab und Gut besaß, verloren hatte.

Nur die Gewohnheit zum Herrschen und Tadeln war ihr geblieben, und dies machte sie zum Original.



Professor Dr. Herold, Beigeordneter in Düsseldorf, wurde in die deutsche Schulverwaltung von Warschau zur Einrichtung des dortigen Schulwesens berufen.  
Phot. Samson & Co.



Prinz August Wilhelm von Preußen (X) beim Besuch eines Militärhospitals in Sofia. Neben dem Prinzen die Königin Eleonore von Bulgarien (XX) im Gespräch mit ihrer Stieftochter Prinzessin Eudozie, rechts deren Schwester, Prinzessin Nadeschda.  
Phot. Berl. Ill.-Gel.

# Das Bildnis der Komtesse. Von Hermann Wagner.

**D**er alte Verwalter Thadäus war der einzige, der, als die Russen im Jahre 1915 einen Teil Galiziens mit ihren Scharen überschwebmten, in dem Schlosse seines Herrn, des Grafen D.,

zurückgeblieben war. Als ein ruhiger, besonnener Mann, der des Russischen ebenso mächtig war wie des Polnischen und Deutschen, war er auch der einzige, der es riskieren zu können vermeinte, zu bleiben. Die Flucht der gräßlichen Familie war im letzten Augenblick erfolgt, hatte sich also in Verstärkung und kopfloser Hast vollzogen, so daß man nur das Wertvollste hatte mit sich nehmen können. „Das übrige überlasse ich deinem Schutze, Thadäus,“ hatte der Graf zu seinem Diener gesagt. „Sei flug und suche von ihm soviel wie möglich zu erhalten. Im übrigen hast du freies Verfügungsrecht über alles.“ Damit war Thadäus Herr des verlassenen Schlosses geworden und erwartete nun die Feinde. Sie kamen schneller, als er erwartet

hatte. Eines Tages zog eine Kompagnie Infanterie unter dem Befehle eines Hauptmanns in dem großen Gutshofe ein. Und schon schidten sich die Soldaten an, in der gewohnten Weise alles zu plündern, als im letzten Augenblick ein Reiter angesprengt kam, der den Befehl überbrachte, daß das Schloß unverfehrt zu belassen sei, da ein höheres Kommando in ihm seinen Wohnsitz nehmen werde.

Dieses höhere Kommando bestand in einem General mit seinem Stabe und einer Abteilung Soldaten, die dem Kommando als Wache beigegeben war. Der General war ein jovialer, älterer Herr und im Grunde gar nicht so übel. Er beließ Thadäus in seiner Eigenschaft als Verwalter auf dem Schlosse. Die Offiziere begegneten

Thadäus, da sich der Alte in allem als brauchbar, entgegenkommend und fügsam erwies, mit Milde. Und die Gunst der niederen Soldaten erkaufte sich Thadäus durch geschickte kleine Geschenke.



Der bulgarische Oberkommandierende, General Bojadjeff (X), im Kreise seiner Stabsoffiziere.

Phot. A. Grohs.

hatte. Eines Tages zog eine Kompagnie Infanterie unter dem Befehle eines Hauptmanns in dem großen Gutshofe ein. Und schon schidten sich die Soldaten an, in der gewohnten Weise alles zu plündern, als im letzten Augenblick ein Reiter angesprengt kam, der den Befehl überbrachte, daß das Schloß unverfehrt zu belassen sei, da ein höheres Kommando in ihm seinen Wohnsitz nehmen werde.

Dieses höhere Kommando bestand in einem General mit seinem Stabe und einer Abteilung Soldaten, die dem Kommando als Wache beigegeben war. Der General war ein jovialer, älterer Herr und im Grunde gar nicht so übel. Er beließ Thadäus in seiner Eigenschaft als Verwalter auf dem Schlosse. Die Offiziere begegneten



Kommando der deutschen Eisenbahntuppen in Bulgarien im kameradschaftlichen Zusammensein mit bulgarischen Eisenbahnern.

Drei Monate lang hielten die Russen das Schloß besetzt. Aber es kam ein Tag, an dem sie, von den Österreichern hart bedrängt, wieder zurückgehen mußten. An diesem Tage beschied der General Thadäus zu sich und sagte: „Mein Alter, du hast dich die ganze Zeit hindurch als brav und rechtschaffen erwiesen, und dem verbannt es dein Herr, wenn wir jetzt abziehen, ohne sein Eigentum zu vernichten. Sage ihm das. Er soll es merken, daß auch wir Russen Kavaliere sind.“ Thadäus verbeugte sich sehr tief vor dem Gewaltigen und küßte ihm die Hand. „Wir werden von Euer Hochwohlgeboren das beste Andenken bewahren“, sagte er. — „Und wir von euch manches gute Andenken“, entgegnete lächelnd der General.

Ja, manches „gute Andenken“ hatten die abgezogenen Russen von dem Schlosse behalten. Von allen diesen behaltenen Andenken

weigerte, da ich es ihm nicht schenken wollte. Ich konnte es, so sehr mir die Sache auch widerstrebte, nicht verhindern.“

„Erzählen“, sagte der Graf, neugierig, über die vergangenen drei Monate Näheres aus Thadäus' Munde zu erfahren.

Und Thadäus erzählte.

„Am harmlosesten in ihren Ansprüchen waren die niederen Soldaten. Ihre hungrigen Augen waren natürlich vor allem auf das gerichtet, was sich essen und insbesondere trinken ließ. Sie machten in den drei Monaten unseren Keller gründlich leer, und von dem Bier, dem Wein und den Schnäpfen, die wir glücklicherweise so reichlich hatten, sind uns nur noch die leeren Gebinde übrig geblieben. — An ihnen gemessen war der Herr General wirklich ein Kavaliere, dessen Bedürfnisse ästhetisch verfeinert waren. Ich fand ihn einmal im



Nationaltanz bulgarischer Soldaten vor der St.-Sofia-Kirche in Ohrida (Mazedonien).

Phot. H. Grohs.

hatte Thadäus ein genaues Verzeichnis hergestellt. Dieses überreichte er seinem Herrn, als dieser nach geraumer Zeit wieder auf seinem Besitze eintraf. Der Graf war im Grunde erstaunt darüber, daß dieser Andenken verhältnismäßig so wenige waren. „Es wären ihrer wohl mehr gewesen“, sagte Thadäus, „wenn man den Versuch gemacht hätte, den Russen die Andenken zu verweigern. Das habe ich nie getan. Ich machte diesen Menschen alles das, wonach ihr Gefährte ging, einfach zum Geschenk. Mein Herr würde sich freuen, wenn Euer Gnaden dies und jenes für sich behalten wollten, pflegte ich zu ihnen zu sagen, als Erinnerung an die Zeit, die Euer Gnaden hier verweilt haben. Solche Rede versöhnte sie, stimmte sie mild und legte ihrer Gier Zügel an. Sie wollten dann zeigen, daß sie auch Kavaliere seien. — Nur ein Andenken glaubte ich einem jungen Leutnant verweigern zu müssen, denn ich hielt es nicht für vereinbar mit meiner Ehre, es gutwillig herauszugeben. Aber da wurde der Mann ganz wild, besann sich seiner Erobererrechte und nahm sich das Ver-

Zimmer des Herrn Grafen vor dem Bilde einer Landschaft stehen, welches eine gute Kopie nach einem holländischen Meister war. Thadäus, sagte er zu mir, ist dieses Bild ein Original? — Ja, Euer Gnaden, erwiderte ich ihm. — Wie hoch schätze ich es im Werte? — Soviel mir bekannt ist — und soviel ich verstehe — hat es an die 4000 Kronen gekostet. — Es ist schön, sagte der Herr General, es gefällt mir. — Euer Gnaden sind ein Kenner, sagte ich schmeichelnd. — Und wenn mir Euer Gnaden erlauben wollten, anmaßend zu sein, dann würde ich bitten, daß Euer Gnaden das Bild von meinem Herrn als Geschenk annähmen. Es könnte in keine besseren Hände kommen! — Der Herr General lächelte mich anerkennend an und meinte: Ich nehme es an, Thadäus. Verpade es gut. Ich will es nach Rußland schicken. — Ein Oberst hinwiederum erwies sich als ein Liebhaber guter musikalischer Instrumente. Unser Bechsteinflügel hatte es ihm angetan. Ich selbst bin nicht musikalisch, sagte er zu mir, aber meine Frau ist es sehr. Glaubst du, Thadäus,

daß meine Frau sich über den Flügel freuen würde? — Ich bin überzeugt davon, erwiderte ich ihm, aber eine noch größere Freude würden Euer Hochwohlgeboren meinem Herrn bereiten, wenn Sie geruhen würden, den Flügel als den Ihren zu betrachten. Und er nahm ihn wirklich und scheute die Mühe nicht, die der Abtransport nach Rußland machte. — Ein Major verliebte sich in die Jagdsammlung des Herrn Grafen und war entzückt, als ich sie ihm auf der Stelle mit bescheidenen Worten zum Geschenk machte. Ein anderer Major nahm mit Freuden die Büchersammlung an, die er, weil ich es ihm sagte, für sehr wertvoll hielt. Ein Hauptmann sammelte silberne Bekleidung, ein zweiter begnügte sich damit, seine Zivilgarderobe aus den Schränken des Herrn Grafen zu ergänzen, ein dritter war noch genügsamer, indem er sich für Bettwäsche begeisterte. Es gab nichts, für das sich nicht ein Liebhaber gefunden hätte, für alles hatte ich Verwendung und Abnehmer. Ein Offizier vom Stabe räumte ein ganzes Herrenzimmer aus, ein Leutnant, der vom Adel sein wollte, machte mit den Kleidern der gnädigsten Frau Gräfin seiner fernem Geliebten ein Geschenk, ein Leutnant, der nur von bürgerlicher Herkunft war, meinte, daß Kleider und Wäsche unseres jungen Herrn Grafen ganz vorzüglich seinem eigenen Schutze passen müßten. Und nur ein Fähnrich war unter den allen, der sich nichts schenken ließ, und den ich deshalb für einen Balken hielt. — Aber auch er kam eines Tages in mein Zimmer gestürzt, zeigte mir ein kleines Bild und fragte aufgeregt: Wer ist das? — Das ist unsere gnädige Komtesse, antwortete ich ihm verlegen. — O, wie schön sie ist, sagte er mit glühenden Wangen. Thadäus, das Bild mußt du mir schenken! — Aber da protestierte ich zum ersten Male. Herr Leutnant, sagte ich, das ist nicht möglich, das Bild müssen Sie herausgeben — das müssen Sie! — Warum? fragte er schroff. — Weil es gegen meine Ehre

ginge, wollte ich es Ihnen schenken! — Gegen deine Ehre? Ka du eine Ehre? — Ja, antwortete ich ihm. — Da wurde er wütend, stieß mich vor die Brust und schrie: Dummkopf! Run gerade! Da du es mir verweigert, so n e h m e ich es mir! Und er nahm es und ging dann aus dem Zimmer.

Thadäus schwieg.

Der Graf drückte ihm dankbar die Hand und fragte: „Und er hat es behalten?“

Aber da schüttelte Thadäus den Kopf. „Nein, zu meiner großen Überraschung behielt er es nicht. Am Vorabende des Tages, an dem die Russen abzogen, kam er zu mir, war verlegen und überreichte mir das Bild. Er hatte es bisher in der Tasche auf seiner Brust getragen. Nun gab er es mir, wenn auch nur widerstrebend, denn er hatte es als einen Talisman betrachtet, der ihn vor allem Schlimmen im Kriege schützen sollte. Verzeih, Thadäus, sagte er zu mir, es war unrecht von mir, das Bild zu nehmen. Hier, nimm es zurück. Ich wollte die Tochter deines Herrn nicht kränken. — Herr, sagte ich zu ihm, indem ich mich vor ihm verbeugte, Ihr seid brav und ein wirklicher Edelmann. Ich danke Euch. Und ich nahm das Bild und —“

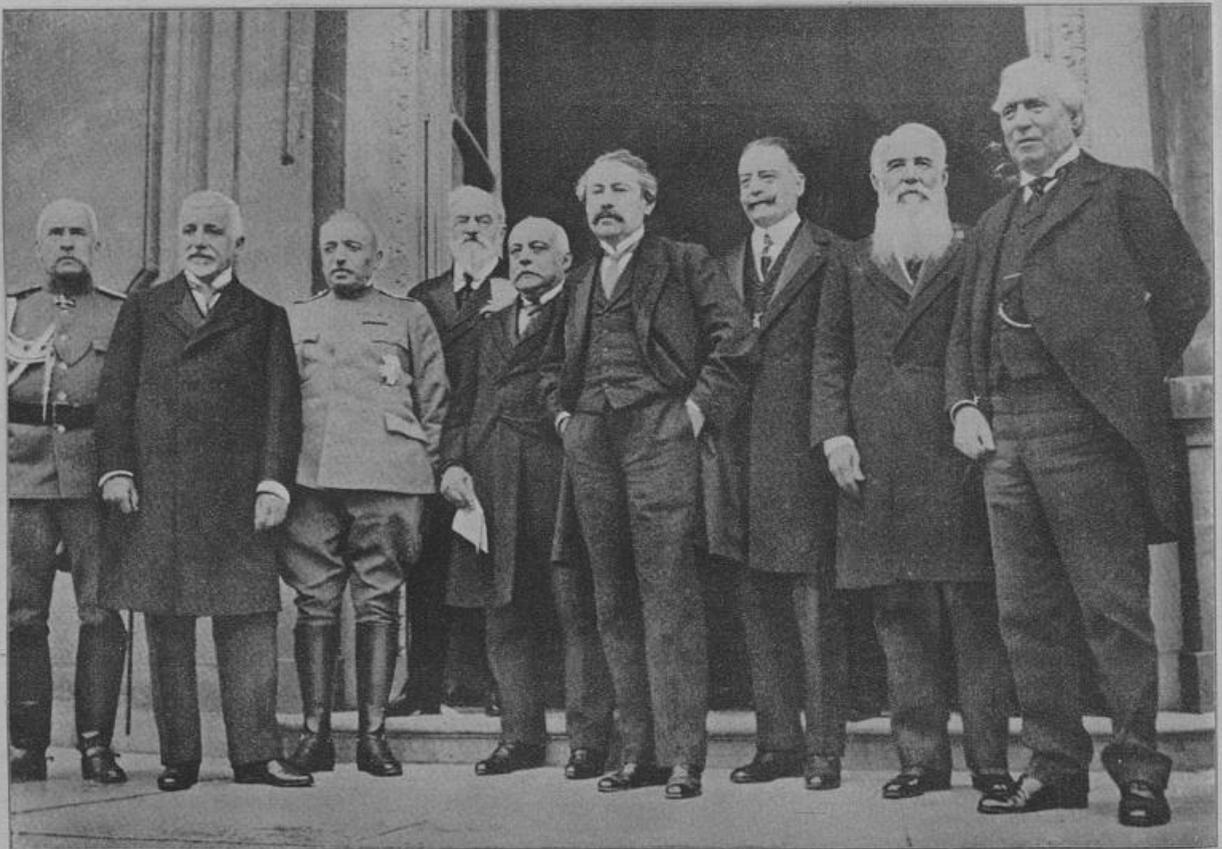
„Nun?“ fragte der Graf.

— Ich gab ihm das Bild zurück und bat ihn, es zu behalten, denn ich sagte mir, daß es ihn wirklich beschützen würde. — Und so behielt er es.“

Der Graf stand auf, machte ein paar Schritte durchs Zimmer und schien nachzudenken.

Dann wandte er sich an den Alten.

„Thadäus,“ sagte er, „ich bin dir nicht böse. Es war so recht von dir, mein treuer Alter.“



Gruppenbild vom Großen Kriegsrat des Vierverbandes vor dem Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten in Paris.

Von links nach rechts: General Glinzky, Titton, Cadorna, Bourgeois, Salandra, Briand, Broquerville, Pastisch, Asquith.

Nach einer photographischen Aufnahme in einer ausländischen Zeitschrift.

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 20.

Düsseldorf, 13. Mai

1916.



Von der flandrischen Küste: Admiral Jaiper, Chef einer Marinedivision, bei einer Beratung mit seinen Stabsoffizieren.

Phot. N. Grohs

## Morgan / Skizze von Fritz Müller.

**M**an hat Bücherbretter voll Rezepte geschrieben über „Wie man reich wird“. Aber es gibt nur ein Rezept dafür: Keine Nerven haben.

Als Morgan anfing, Eisenbahnsysteme und Millionen aufzuschachteln, hätte einer seinen Körper mit dem Ultramikroskop durchsuchen dürfen: nicht eine Spur von Nerven.

Keine Nerven? — dummes Zeug, womit hätte er denn da Luft gefühlt und wäre aufgezußt in Schmerzen? — Ei, mit den Eisenbahnsträngen, die für seine Rechnung vom Atlantischen Ozean an den Stillen Ozean liefen.

Diese Stränge zogen ihm die erste Milliarde in den kräftig pulsierenden Kassenschrant. Daß Morgan an Stelle eines Herzmuskels einen feuerfesten Kassenschrant besaß, darf ich als bekannt voraussetzen. Auch daß dieser Schrant so eingerichtet war, um gemünztes Blut hineinzulassen, aber keins heraus.

Nach der ersten Bahnmilliarde fing es in den Dividendenkanälen zu diesem Kassenschrant an, da und dort ein wenig weißlich aufzulängen.

„Doch keine Nerven?“ fragte er besorgt den Hausarzt.

„Um, es kann auch Stahl sein, weißer Stahl von Ihrem neuen Eisentrust, Herr Morgan.“

Morgan war beruhigt und häufte jetzt Milliarden, wie er vorher Millionen häufte. Nach dem Bahntrust und dem Stahltrust kam der Schiffahrtstrust. Das weißliche Geäder trat auf der Ausleitung seiner Dividendenblutbahnen deutlicher hervor.

„Also doch Nerven?“ rief Morgan und packte seinen Hausarzt am Geldbeutel.

„Bewahre, die Kielwasserbahnen Ihrer Schiffe sind es.“

Es waren aber doch die Nerven, die still und zähe mitten durch die Aktiemuskelfasern und die Obligationensettelpolster durchgewachsen waren.

Man holte einen Nervenbeizenden.

„Schade,“ sagte der und liquidierte hunderttausend Dollar, „schade, ein paar Jahre früher, wenn Sie mich gerufen hätten, würde man sie ziehen haben können.“

„Und jetzt?“ fragte Morgan angstvoll.

„Man könnte es mit dem Verwässern der Aktiemuskelfasern und der Obligationensettelpolster versuchen,“ sagte der Spezialist und liquidierte wieder hunderttausend Dollar.

Morgan wässerte und wässerte, wurde aber dadurch nur noch reicher, ohne seine Nerven zu verlieren. Ein Heer von Spezialisten kurtierte dran herum. Natürlich wurden da die Nerven ungebärdig und gereizt.

Sie bäumten sich und dehnten sich und schnurrten wieder zusammen und zupften und rissen ihn an allen Enden.

Nicht mehr zu ertragen war es. Zwischen seinen Milliarden rannte er herum. An ihren stahlharten Wänden brach sich sein Gestoß und klatschte mitleidlos auf ihn zurück.

Zerfahert und zerfetzt rannte Morgan von den Spezialisten zum Schäfer Nr. Der behandelte ihn genau wie alle andern: drei Radenhaare ausgerissen, ins Weiße der Augen gestarrt, und abermals drei Radenhaare ausgerissen.

„Es wäß die höchste Zeit,“ sagte der Schäfer Nr., „denn Sie hatten gerade noch sechs Radenhaare.“ Und dann stellte er die Diagnose.

„Sie leiden an Ihren Milliarden, Herr Morgan,“ sagte er.

„Sie meinen an den Nerven?“

„Ihre Nerven sind wie Spargel aus der Mitte Ihrer Milliarden herausgewachsen,“ sagte Schäfer Nr., der sich landwirtschaftlich auszubilden liebte, „schneiden Sie den Mist hinaus, so hören auch die Spargeln auf zu treiben.“

„Sie können mit dem Mist meinetwegen gleich bei mir den Anfang machen,“ setzte er hinzu und rollte einen leeren Mistkarren herbei.

Mit der lumpigen Million, die da hineinging, war es freilich nicht getan. Morgan fing an, nach allen Seiten auszumisten. Aber wie er auch verschente und verschenkte, noch größer war der Zustrom seiner Dividenden. Er war zu reich geworden, als daß er sich mit Schenken hätte helfen können. Immer unbarmherziger schossen Spargel durch die Beete, zappelten die Nerven am Gerüst, so sich Morgan nannte.

Morgan floh aus Kontor und Börse weit hinaus ins Land. Gleich schloß ihm ein dünner Kupferner nach, der tiddle, tiddle: der Telegraph. Morgan floh aufs Meer. Erschöpft lehnte er am Mast und murmelte:

„Gott sei Dank, daß in die Ozeantwüste keine Nervenstränge reichen.“

Tid — tid — tid, machte es oben am Mast und rann in den zuckenden Körper Morgans ein. Es war der Auffangapparat für drahtlose Telegraphie.

Morgan floh unerkannt in die telegraphenlosen Sabiner Berge. Das Leben eines Hirten wollte er da führen. Aber unter seinen Händen gestaltete sich sein Schafgewerbe gewinnbringender, als bei allen anderen Hirten. Daran erkannten sie ihn auch da und riefen: „Du bist Morgan“, und begannen ihn anzubetteln.

Da erkannte er, daß er sich selber nicht enttrinnen könne und floh, ein zuckendes, zerfladerndes Nervenbündel, in die nächste Stadt. Das war Rom.

Seine Leute wollten das erste Hotel für ihn mieten. Aber es war ein Kongress in der Stadt. Alle Gasthöfe waren überfüllt. In zwei Zimmern eines kleinen Gasthofs landete der Abgehegte. Fiebersehauer warfen ihn ins Bett. Der Hausarzt sah, es ging aufs Ende.

Die Nervenempfindlichkeit hatte derart zugenommen, daß ihn ein umgewendetes Blatt in seinem Buche zum Rasen brachte.

Gegenüber klopfte ein Schuster und sang dazu. Morgan schäumte. „Aufhören, auf der Stelle!“ ließ er ihm sagen. „In Rom gibt's gegen Klopfen oder Singen kein Gesetz,“ erwiderte der Schuster und sang und klopfte weiter.

Morgan ließ ihm tausend Dollar bieten. Der Schuster lachte und machte Fenster und Laden zu. Aber Morgans Nerven wuchsen durch Ladenritzen und durch Glas und hörten den Schuster immer noch.

Jehtausend Dollar bot er ihm, wenn er das Klopfen ließe. Der Schuster lachte und hörte auf zu klopfen.

Aber noch immer sang er.

„Was verlangst du für deinen verfluchten Gesang?“ ließ Morgan sagen.

„Der Gesang ist mir das teuerste,“ antwortete der Schuster und verlangte hunderttausend Dollar.

Als der Schuster so erlebte war, fingen Straßensubben zu pfeifen an. Zwei Abgesandte Morgans stellten sich an beiden Straßeneenden auf und kauften jedem, der den Mund zu spitzen anfing, jeden Pfiff für schweres Geld ab.

Als so die Straße pfeiffrei war, kamen die Zeitungen heraus. Brüllend stürzten sich die Zeitungsjungen in die Straße. Wieder blieb nichts anderes übrig, als ihnen alle Nummern schon am Straßeneingang abzukaufen. Das war nicht so billig, wie es aussieht. Denn kaum hatten die Druckereien erfahren, wer die Nummern kaufte, als sie ihre Notationsmaschinen aufs neue laufen ließen und die herausgeschleuderten Zeitungsbündel alle nach der einen Straße schickten. Es begann ein Kampf zwischen den Notationspressen und Morgans Geld. Das Geld blieb Sieger.

Schon glaubten Morgans Leute ihren Kampf gewonnen, als es über den Zimmern zu dudeln und zu schleifen anfing. Ein Strohflechter feierte seine Hochzeit. Braut und Bräutigam hatten ein Jahrzehnt für diesen Tag gesparrt und wollten sich den Tanz, das Essen und die große Laune etwas kosten lassen.

Morgans Bote kam heraufgestürzt: „Unser Herr ist außer sich. Ich kaufe euch eure Hochzeit ab. Was kostet sie?“



Zum Besuche Sr. Eminenz des Erzbischofs von Köln, Kardinal Dr. Felix v. Hartmann im Großen Hauptquartier.

Von links nach rechts: Militärpfarrer Bartholomé, Brüssel; Etappenbeauftragter Graf v. Wilding; Feldoberpfarrer des Westheeres, Prälat Dr. Middendorff; Feldarzt Dr. Levy, Kriegslazarett 8, Abt. Remischule; Kaiserl. Kommissar und Inspekteur der freiwilligen Krankenpflege Fürst v. Hassfeld, Herzog zu Crachsenberg; Geheimsekretär Berghaus; Se. Eminenz Dr. Felix v. Hartmann, Erzbischof von Köln; Oberstabsarzt Dr. Kreglinger; Erzellenz Dr. v. Schjerning, Chef des Feldsanitätswesens; Oberstabsarzt Dr. Bludau; Delegierter Graf v. Sprei; Professor Dr. Berg; Feldgeistlicher im Großen Hauptquartier Ph. Dankann, Kriegslazarett 8, Abt. Remischule.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

Der Strohslechter und die Strohslechterin sahen sich an und lächelten glücklich.

„Nein,“ sagten sie, „unser Hochzeitstag ist nicht verkäuflich.“

„Aber bedenkt doch, es ist Morgen, der eure Hochzeit kaufen will.“

„Wir kennen keinen Morgen.“ — „Was,

den kennt ihr nicht? Es ist der reichste

Mann der Welt!“ Da sah der Strohslechter die Strohslechterin zum zweitenmal glücklich an.

„Der reichste Mann der Welt?“ lächelte er unglücklich.

„Nein, mein Lieber, da irt Ihr Euch, kein Blut der heiligen Madonna.

Denn der reichste Mann der Welt bin heute ich — hopp, Kinder, einen neuen Tanz!“

„Deine Millionen haben da droben nichts austrichten können, o Herr,“ berichteten Morgans Leute ängstlich vor seinem Bett.

Da er grimmte das zuckende Nervenbündel, raffte sich zum letzten Male auf und warf ihnen Arm-

leuchter, Uhren, Stühle, Stiefel an den Kopf. Und so gräßlich war er anzuschauen in seiner unglückseligen Tobsucht, daß sie sich entsetzten und flohen.

Der winnende Milliardär lag allein im Bett. Der kleine Laufjunge, der auch die Stiefel im Gasthof reinigte, war zur Hochzeit hinaufgeschlichen, stieß die tanzende Braut an und flüsterte ihr zu: „Du, Macia, unter deinen Füßen liegt einer im Sterben —“

Die Musik hatte schon lange ausgehört. Kein neuer Tanz konnte beginnen. Es fehlte ja die Braut. Wo sie nur blieb?

Untuhig stieg der Strohslechter eine Treppe tiefer. Da war eine Tür. Klang hinter ihr nicht ihre Stimme? Vorsichtig klopfte er sie auf.

Ein unfähig zermürbter Mann lag in den Kissen im Sterben. Die Strohslechterin kniete im Hochzeitsstaat am Bett, wie Mütter an Kinderbetten knien. Sie gab ihm zu trinken. Sie kühlte ihm mit ihrer Hand die verwässerte Stirne. Sie sprach ihm zu, wie man Kindern liebevoll zu-

spricht: „Armer du — du Armer —“ Und der sterbende Milliardär stammelte, wie Gehefte stammeln:

„Oh, thank you — thank you — I'll get you a million, I'll get you more — eine Million sollen Sie haben — mehr sollen Sie haben — thank you — oh, I thank you so much —“

Nun verstand freilich Morgan kein Italienisch, und die Strohslechterin verstand kein Englisch. So zerstäubte das Millionenversprechen in der Luft des Sterbezimmers. Abzig blieben von allen Millionen ein gütiges

und kostenloses „Armer du — du Armer!“ zwischen zwei Hochzeits-

tänzen einer Strohslechterin und der beskreite Dankblid eines zer-

quälten Milliardärs, der in seiner Sterbestunde das einzig ge-

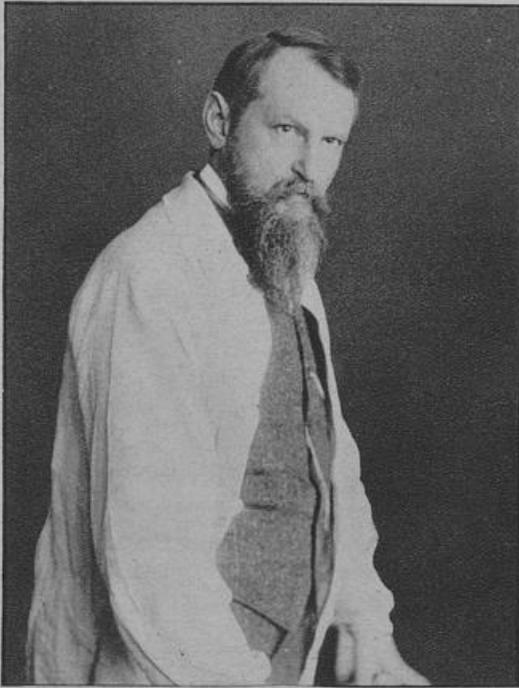
sche nkt bekam, was er nimmermehr hätte bezahlen können.



Se. Em. Kardinal Felix v. Hartmann, Erzbischof von Köln, beim Besuche des Kriegslazarett Remischule im Großen Hauptquartier.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

## Zum Ableben des rheinischen Meisters Bruno Schmitz.



Geh. Baurat Professor Dr.-Ing. Bruno Schmitz †.

Phot. Richard Guldmann.

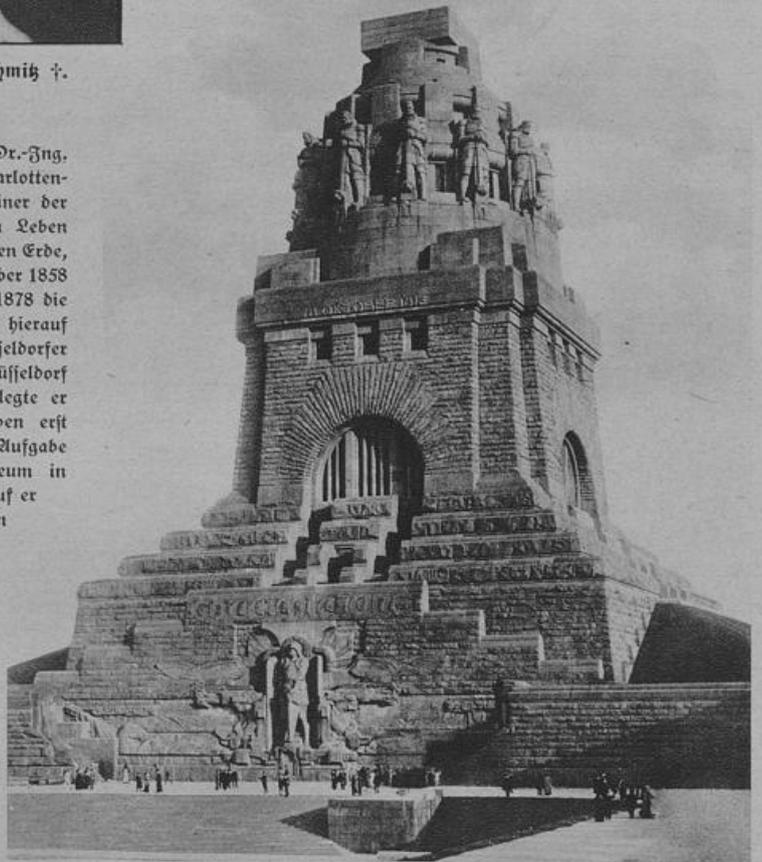
**M**it dem Geheimen Baurat Professor Dr.-Ing. h. c. Bruno Schmitz, der in Berlin-Charlottenburg im 58. Lebensjahre starb, ist einer der bedeutendsten deutschen Architekten aus dem Leben geschieden. Schmitz war ein Sohn der rheinischen Erde, in Düsseldorf stand seine Wiege. Am 21. November 1858 geboren, besuchte er in den Jahren 1875 bis 1878 die Kunstakademie seiner Vaterstadt und erhielt hierauf seine Ausbildung bei einem angesehenen Düsseldorfer Architekten, dem Baumeister Riffarth. Von Düsseldorf siedelte Schmitz nach Leipzig über; 1886 verlegte er seinen Wohnsitz nach Berlin. Er war eben erst 26 Jahre alt geworden, als ihm die ehrenvolle Aufgabe zuteil wurde, das Österreichische Landesmuseum in Linz zu bauen, das er 1887 vollendete, worauf er das Siegesdenkmal des nordamerikanischen Staates Indiana schuf, ferner das Bankgebäude in St. Gallen, das Künstlerhaus in Amsterdam, das Museum zu Stockholm, den Entwurf für die Tonhalle in Zürich u. a. Das Jahr 1891 brachte dem rheinischen Meister, dessen Liebe und Begeisterung vor allem solchen Bauwerken galt, die idealen Veranstaltungen zu dienen hatten, neben dem ersten Preis in dem Wettbewerb um das von Reinhold Vögas modellierte Nationaldenkmal in Berlin auch den ersten Preis in der Konkurrenz um das Viktor-Emanuel-Denkmal in der italienischen Hauptstadt.

Doch des Meisters eigenste Werte stehen im deutschen Vaterland: das Kyffhäuserdenkmal (1890), die Kaiserdenkmäler an der Porta

Westphalica (1892) und am Deutschen Eck in Koblenz (1894), das Kaiser-Wilhelm-Denkmal für Halle und endlich, allen voran, das gewaltige Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig haben den Namen des rheinischen Künstlers weit hinaus ins deutsche Land getragen. Noch ein weiteres Denkmal verdankt das Rheinland seinem Sohne: das Kaiserin-Augusta-Denkmal in Koblenz, das in den Jahren 1894 bis 1896 entstand.

Bruno Schmitz' Hauptverdienste liegen auf dem Gebiete der Denkmalkunst, jedoch auch in Profanbauten hat der Heimgegangene Hervorragendes geleistet. Genannt seien das Palais des Generalkonsuls E. Stollwerk und die Villa von Heinrich Stollwerk in Köln, der Rosengarten in Mannheim mit seinen prachtvollen Arkadengängen, das Hauptgebäude der Berliner Gewerbeausstellung von 1896 und das Deutsche Haus auf der Weltausstellung in St. Louis. Auch um die Wiederherstellung und Ergänzung historischer Bauten hat sich der Meister große Verdienste erworben. Erinnerung sei hier an seine Vorschläge zum Ausbau des Freiburger Doms, dessen Goldene Pforte zuvor schon eine Schuhhalle erhalten hatte, sowie an seine Pläne für den Museumsbau der Reich-Stiftung in Mannheim und für die großzügige Gestaltung des Friedrichsplatzes daselbst.

Schmitz hatte 1885 die Goldene Medaille der Großen Berliner Kunstausstellung und 1896 den Professortitel erhalten, 1905 ernannte ihn die Dresdener Technische Hochschule zum Ehrendoktor; 1904 be-



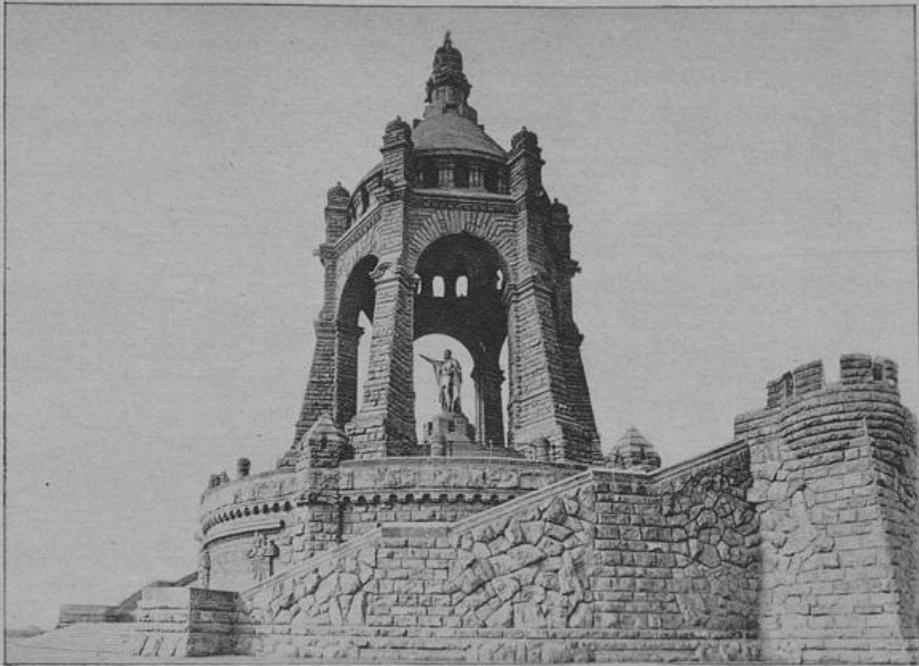
Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig, geschaffen von Professor Bruno Schmitz.

kam er die Goldene Medaille und den Grand Prix der Weltausstellung in St. Louis, und auch sonst hat es dem Verstorbenen an Ehrungen nicht gefehlt. Baurat Schmitz war ein genialer Künstler, ein Charakterkopf von ausgeprägter Eigenart, echt deutsch in seinem ganzen Wesen.

Seinem besondern Wunsche gemäß wurde er in aller Stille beigelegt; nur die Nächsten und die sich seinem Wirken und Schaffen am nächsten gefühlt, sollten ihm das Geleit auf seinem letzten Wege geben. So war es nur ein enger Kreis, der mit den Angehörigen um die sterbliche Hülle des Heimgegangenen geschart war. Man sah unter den Leidtragenden die Stadtbauräte von Berlin und Charlottenburg, auch

sonstige Koryphäen der Kunst und Wissenschaft waren erschienen. Die Technische Hochschule in Dresden hatte einen Vertreter entsandt, die Kgl. Akademie für das Bauwesen, Architektenvereine und

andere Körperschaften hatten auf dem Sarge Kränze niederlegen lassen. Das deutsche Volk beklagt den Heimgang eines seiner größten Baukünstler, die Rheinprovinz den eines ihrer besten Söhne.



Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal an der Porta Westphalica.



Rheinisches Provinzial-Kaiser-Denkmal am Deutschen Esplanade bei Koblenz, geschaffen von Professor Bruno Schmitz.  
Phot. Leipzig-Preßebüro.

# Der Nymphen-Felsen.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Bulgariſchen von H. Heſſe.

**W**ir hatten uns in den tiefen Schluchten des Stara-Planina-Gebirges verirrt. Tschumal, der berühmte Bergjäger, der fünfzig Jahre lang in den balkanischen Wäldern und Gindöden herumvagabundierte war — Tschumal und ich, wir ruhten friedlich im dichten Schatten am Ufer des brausenden Stromes.

Gerade, kraftvoll redeten sich über uns die kühnen Felszacken, und ihre schönen, nackten, schroffen Stirnen zeichneten sich auf dem azurblauen Himmel ab. Noch höher, über diesen unzugänglichen Giganten, kreiste ein Adler, der König der Berge, majestätisch und lähn. —

Ich lag auf einem weichen Teppich von Gras und duftenden Geranien und musterte das große, kraftvolle, knochige Gesicht des alten Tschumal, der mit bloßem Kopf neben mir saß und sich aufmerksam über sein unfehlbares Gewehr beugte. Auf seiner hohen, gewölbten, runden Stirn hingen schweißseuchte Strahlen des silberweißen Haars, das sein dürrer, ein wenig langes Gesicht wunderbar umrahmte; doch war es gerötet, robust und verriet die majestätische Ruhe einer empfindungsstarken, freien Seele. Die dichten Brauen, der Jägerblick seiner kaffeebraunen Augen und sein langer, seideweicher Schnurrbart, dessen Spitzen sich ihm fast auf die Schultern legten, verliehen seiner ganzen Heldengestalt einen ehrfurchtgebietenden Reiz.

Er hob das Gewehr, und zum Scherz zielte er auf den schwarzen Punkt des Adlers, der in unendlicher Höhe in der Sonne kreiste und wie ein kleines Wölkchen seinen Schatten auf die bläulich schimmernden Felsen und das Geröll der nahen Berge warf.

„Wenn die Kugel meinem Auge gehorchte, holte ich diesen Vogel da herunter!“

Und er verfolgte ihn mit dem Blick in der Weite des Himmels. Lange schwebte der Vogel in der Höhe. Bald stieg er langsam in mächtigen Kreisen mit regungslosen Flügeln herab, bald hob er sich wieder auf breiten Schwingen, um im Blau zu verschwinden. Endlich schoß er herab wie ein Dämon und ließ sich königlich vor uns nieder auf einem der spitzen Gipfel.

„Das sind die Nymphenfelsen,“ sagte der alte Tschumal nach einer Pause. Dann fuhr er fort:

„Sie sind gänzlich unzugänglich, hoch und gefährlich und voller Schlangen. Solange die Welt steht, hat noch keines Menschen Fuß sie betreten, und es wird auch keinem gelingen. Fern und nah in den Dörfern glauben die Menschen, von der Höhe dieser Gipfel könnte man das Ende des Meeres sehen, wo die Sonne aufsteigt und untergeht.“

Und nachdem er tief aufgeatmet, begann der alte Jäger mit ruhiger, eintöniger Stimme, die aus dem Herzen zu kommen schien, die seltsame Sage dieser Felsen zu erzählen, die sich vom Himmel abhoben, mit Moos und Flechten bedeckt und im Abendrot erglühend, umgeben von Tälern und Wäldern, Abgründen und Schluchten und andern Bergriesen.

Zu den Füßen dieser Felsen lag ein Dorf, ein Bergdörfchen mit kleinen Häusern, die sich zerstreut im Walde versteckten. Die Bewohner, Kinder des Waldes, lebten frei wie jene Adler, die keine Furcht und keinen Zwang kennen.

In den düsteren Wäldern vernimmt man am Tage die Schüsse der Jäger, über die endlosen Weiden hallt das Echo fröhlicher Herden- und an den Abhängen hört man die Lieder junger Mädchen und weicher Hirtenflöten.

Doch die in ihrer majestätischen Einsamkeit unzugänglichen hohen Felsen spotten der jungen Leute, für die es sonst keine unerforschten Höhen gibt.

Eine heimliche Scham bedrückt die jungen Geister, und nicht hie Bedauern können sie diese Felsen mit den spitzen Gipfeln an-

schauen, von deren Höhen man das Meer sieht, in das die Feuerjonne hinabtaucht.

Welcher junge Mann trüge nicht das Verlangen, die schöne Aussicht vom höchsten Punkte aus zu genießen? Aber wer möchte den Aufstieg mit den großen, unbekannten Gefahren wagen? Jede Mutter zittert bei dem Gedanken, daß der Ruhm dieser kühnen Tat ihren Sohn verlorren könnte.

Und die jungen Leute waren niedergezogen.

Ihre Bestimmung wurde noch vermehrt durch Magdalena, das schönste Mädchen im ganzen Lande.

Sorglos hütete sie die Ziegenherden ihres Vaters an den Abhängen des Berges und pflückte Waldblumen, aus denen sie mit fröhlichem Gesang Sträuße und Kränze wand. Und wenn am Abend die Sonne unterging, und ihre letzten Strahlen den Gipfel beglänzten, auf dem ihr Vaterhaus stand, dann sagte sie der schönsten Schäferei ein Lebewohl, die, mit goldenen Schlüsselblumen hübsch bekränzt, lustig hüpfte und sprang wie ein unschuldiges Kind und ihre Herde heimtrieb.

Hinter ihr seufzten die jungen Burſchen, und die weichen Laute ihrer Flöten zitterten schwermütig durch die lachenden Wälder und sangen von Magdalenas Schönheit.

Nun kamen von allen Seiten Heiratsanträge.

Die Reichen wollten sie mit ihrer Macht und ihren Gütern versehen, und die Armen wünschten sich nur sehnſüchtig diese Königin der Berge.

„Sie ist noch zu jung,“ antwortete der alte Vater. Doch wenn er sie dann am Abend sah, wie sie mit ihrer Herde heimkehrte, jugendfrisch und mit roſigen Wangen, die Augen, in denen es schon veräterlich leuchtete, so klar und glänzend wie die Quelle des Waldes — dann sann er nach.

„Ich bin nicht Herr ihres Herzens,“ sagte er sich. „Mag sie selbst nach ihrem Wunsch wählen.“

Allein Magdalena hütete nach wie vor friedlich die Herde des Vaters und schien den jungen Burſchen, die ihr nachstellten und es immer wieder so einrichteten, daß sie ihr mit der Herde im Walde begegnen mußten, gar keine Aufmerksamkeit zu schenken.

Eines Nachts nun wurde das Haus ihres Vaters von unbekannter Hand in Brand gesetzt, und die lodrenden Flammen erleuchteten den ganzen Berg.

Doch das schreckte den Bauer nicht.

Ruhig erwiderte er allen:

„Ein Herz vergewaltigen, das ist noch viel schlimmer. Ich habe sie lieb, mag sie ihren Mann selbst wählen.“

Kurz darauf fand er eines Morgens seine ganze Herde unbarmerzig erwürgt.

Dem Alten blutete das Herz, und der Arme weinte vor Schmerz und Enttäufung.

Er schloß die tobestraufige, weinende Tochter innig in seine Arme und sagte:

„Sei nicht traurig, dein Vater ist dir nicht böse. Das hat nichts zu bedeuten. Doch den Willen im Herzen eines Menschen töten, das ist ein Verbrechen. Den du wählst, wähle auch ich.“

Magdalena verhartete lange in tiefem Simmen. Noch keinem hatte sie je von dem Traume erzählt, mit dem sie aufgewachsen war — von der Höhe der unzugänglichen Felsen eines Tages das Meer zu schauen, in dem die Feuerjonne badet.

Schon als Kind konnte sie diese stillen, undurchdringlichen Berge nicht anbliden ohne kühne Wünsche, und die hatten gewiß jenes wunderfame Feuer in ihren Augen entzündet, das alle Herzen entflammte und besiegte. Und wenn ihr die jungen Leute folgten, sagte sie zu weilen:

„Ich heirate nur den, der mich auf den Gipfel der Nymphenfelsen führt.“ Um die Scham ob ihrer Schwäche zu verbergen, erhoben die jungen Leute Beschuldigungen; sie wäre herrschsüchtig, stolz und launenhaft — wie alle schönen Mädchen. Sie hatten jedoch nie ein Beispiel anführen können, das ihnen recht gab.

Und das stachelte ihre Wünsche noch mehr auf. Doch wer vermochte das Unmögliche? Die Ohnmacht erfüllte ihre Herzen mit Kummer und Verzweiflung.

Nur einer unter den jungen Burschen verzweifelte nicht.

Es war ein anmutiger junger Mensch mit hoher Stirn und schwarzen, glänzenden Augen. Stolz erhobenen Hauptes schritt er einher. Er folgte der schönen Magdalena unablässig und raubte ihr den Schlüsselblumentanz.

„Magda,“ sprach er, „du siehst, wie ich dich liebe. Laß ab von diesem unsinnigen Wunsch, der uns beide ins Verderben stürzen wird. Wir könnten ja so glücklich sein —“

„Wer die Träume nicht zu verwirklichen vermag, mit denen er groß geworden, kann nicht glücklich sein,“ antwortete Magdalena, indem sie auf die Felsen deutete, die sich in den blauen Himmel reckten.

„Ich fürchte mich nicht und will dich hinaufführen, wenn du es wünschest,“ antwortete traurig, doch mutig der junge Mann, der auf dem Grunde seines Herzens auch selbst vor Begierde brannte, die Gipfel zu erreichen.

„Dann werde ich dich lieben und die Deine sein!“ erwiderte Magdalena, deren Stimme in süßer Hoffnung bebte.

„Aber wenn wir untkommen —?“

„So kommen wir zusammen um,“

sagte sie. „Doch wenn du mich nicht hinaufzubringen vermagst —“

„Wenn du schon zweifelst, kannst du überhaupt nicht mitgehen.“

Bist du aber bei mir, so werde ich stets die Kraft und den Mut haben, die Gefahren zu überwinden.“ —

Hochzeitlich geschmückt eilte am nächsten Tage das Volk von allen Höhen und aus allen Dörfern in die unendlichen Wiesen, die sich zu Füßen der unzugänglichen Gipfel hinstreckten, um Magdalena und ihrem mutigen Geliebten, die sich in die unbekanntesten Regionen wagen wollten, Lebewohl zu sagen.

„Unsinniger!“ warfen ihm die Greise vor. „Um eines Weibes willen stürzest du dich in solche Gefahren!“

„Um der Liebe, nicht um des Weibes willen!“ antwortete den wohlmeinenden Mahnern der junge Mann.



Max Fiedler, der neue Städtische Musikdirektor in Essen.

Als Nachfolger des nach Köln berufenen Hermann Abendroth ist Max Fiedler zum Städtischen Musikdirektor in Essen gewählt worden. Max Fiedler ist am 31. Dez. 1859 in Sittau geboren und erwarb sich frühzeitig einen Ruf als Pianist. 1882 kam er als Lehrer an das Hamburger Konservatorium, dessen Leitung er später übernahm. 1904 wurde er Dirigent der Philharmonischen Konzerte der Hansestadt; 1908 wurde er nach Boston berufen, wo er an die Spitze des dortigen weltberühmten Orchesters trat. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1912 nahm er keine feste Stellung mehr an, mehrte jedoch seinen bedeutenden Ruf durch Orchesterkonzerte.

Phot. Beel. Jll.-Gel.

liches geschähe. Doch da tauchte der mutige Held von neuem über dem Abgrunde auf — in den Armen trug er seine Gefährtin.

Endlich erreichten sie eine solche Höhe, daß sie nicht mehr zu sehen waren.

Die Gipfel der Felsen aber schimmernten noch in der zweiten Ferne — —

\* \* \*

Lange Jahre sind seitdem vergangen; doch Magdalena und ihr Gefährte kehrten nie zurück.

Und heutigestags weiß noch niemand, ob sie die unzugänglichen Gipfel der Nymphenfelsen erreicht haben. Doch im ganzen Lande erzählt man ihre Geschichte und bewundert eine Liebe, die solchen Heldenmut verlieh.



Rheinische Pioniere als Fußballmannschaft in einem bulgarischen Städtchen.

# Der Beter.

Von F. Hermann.

„Heute müssen Sie erzählen,“ sagte der Hauptmann, indem er sich an den jungen Mannesoffizier wandte.

Die Tür des Unterstandes, den die Kompagnie sorgfältig ausgebaut hatte, stand offen und ließ einen Ausblick in ein kleines Nebental der Waldburpáthen. Die fünf Offiziere saßen eng zusammengedrängt um den niedrigen Tisch, den ein in einen Granatenausbläser gestellter Blumenstrauß schmückte. Einige mit rotem Dalmatinerwein gefüllte Becher und eine Kiste Liebesgabenzigarren standen daneben. Der Mannesleutnant entzündete den Tabak seiner eben gedrehten Zigarette, blies einige Zeit sinnend den feinen Rauch vor sich hin.

„Wir hatten ausgemacht, meine Herren, daß jeder sein schönstes Kriegserlebnis erzählen sollte. Heute trifft es mich. Gut!“ Wieder eine kurze Pause.

„Sie werden sich wundern, daß ich ein Kriegserlebnis erzähle, das mit dem Kriege eigentlich gar nichts zu tun hat. So wertvoll mir auch die Stunden der Erinnerung sind, als ich mir dies erwarb (er tastete mit der Rechten nach dem Eisernen Kreuz erster Klasse), am liebsten ist mir doch die wie eine fromme Legende klingende Geschichte, die ich in Frankreich erlebte. Sie spielt in einer Kirche. Ich hatte eine wichtige Meldung ins Hauptquartier zu bringen, entledigte mich meines Befehls und wurde von einigen bekannten Offizieren noch zu einem Glase echt Bayerischen eingeladen. So etwas kannten wir nicht bei uns, und ich ließ mich nicht zweimal bitten.

Gegen Abend ritt ich zu meiner Schwadron zurück, die in einem Dorfe bei St. in Ruhe lag. Wir hatten anstrengende und verlustreiche Tage hinter uns. Der Abend war wundervoll klar. Ich hatte Zeit und ließ meinen Braunen gemach im Schritt gehen. Man braucht wirklich einmal im Kriege eine Stunde, wo man mit seinen Gedanken allein sein kann. Da kam ich an einem Kirchlein vorbei. Ringsum nur Schutt- und Trümmerhaufen einer in Brand geschossenen Ortschaft; mitten aus dem Elend aber hob sich unverfehrt das Gotteshaus.

Die Tür war halb geöffnet. Ich zog langsam die Zügel an. Ich weiß selbst nicht, ich mußte absteigen und hineingehen. Ich band den Braunen an, ließ ihn grasen und trat hinein in das Kirchlein. Wahrhaftig, ich hatte doch so mancherlei auf dem Herzen, und beten — beten hatte ich auch wieder gelernt. So ist's wohl jedem von uns

gegangen, der im Feuer lag und einmal ernstlich über sich nachdachte. —

Ich trete ein. Kühle umfängt mich und Stille. Viel Prunk schien die Kapelle auch in Friedenszeiten nicht gekannt zu haben; aber was sie geschmückt hatte, das war ihr auch im Kriege erhalten geblieben. Langsam gehe ich die Stufen entlang, dem Altare zu, auf dessen roter Samtbede Sonnenfunken tanzten, die sich durch die bunten Glasfenster gestohlen haben. Laut hallt mein Schritt. — Da! Dort kniet schon einer! —

Ich bleibe stehen, um ihn in seiner Andacht nicht zu stören. Er hat mein Kommen wohl überhört und ist in tiefes Beten versunken: ein deutscher Offizier in Feldgrau. —

Ich wunderte mich fast ein wenig, daß auch ein anderer den Ort zu stiller Andacht aufgesucht hatte. Ob ich ihn störte? Die Ruhe, die mich umgab, war so lind, daß ich mich in eine der Bänke setzte und wartete.

Ob ich ging? Ich wußte nicht recht. Zu spät wollte ich auch nicht zu meiner Schwadron zurückkommen. Aber die Neugierde hatte mich mächtig gepackt. Zwar ist es ja kein ungewöhnliches Bild — nicht wahr? — einen Offizier in der Kirche zu sehen; aber der sich hier in die Einsamkeit und zu seinem Gotte begeben hatte — dieser Mann fesselte mich mit seiner schlichten Frömmigkeit.

Einige Minuten saß ich noch, dann stand ich leise auf. Ich schämte mich fast meiner Neugierde. Ich hatte doch auch kein Recht, mich hier in sein Schicksal zu drängen. — So ging ich langsam wieder dem Ausgang zu. Der Schall meiner Schritte mußte den feldgrauen Beter doch wohl aus seiner tiefen Versunken-

heit geschreckt haben. Als ich mich umwandte, sah ich, wie er sich langsam erhob und mir nachging.

Vielleicht wundert der sich auch, dachte ich nach, einen Kameraden hier zu treffen. Nun, da er auch die Kirche verlassen wollte, verzögerte ich doch meinen Schritt, so daß wir beide am Eingang zusammentrafen. Ich sah die geflochtenen Achselstücke. Ein General? — Wer? — Ich grüßte. Zwei klare, scharfblickende Augen schauten mir ins Gesicht, so tief, daß ich wie ein Schulbube rot geworden bin.

Und ich starrte. Sah das freundliche, gültige Lächeln in seinem Gesichte. Sah, wie er dankte.

„Gott, dachte ich und wußte, wer es war: der Kaiser!“



Kriegsdenkmal im Garten der Nervenheilanstalt Roderbirren bei Leichlingen, ausgeführt von dem in der Anstalt als Patient weilenden Kriegsfreiwilligen Bildhauer Ewald Schmahl aus Elberfeld.

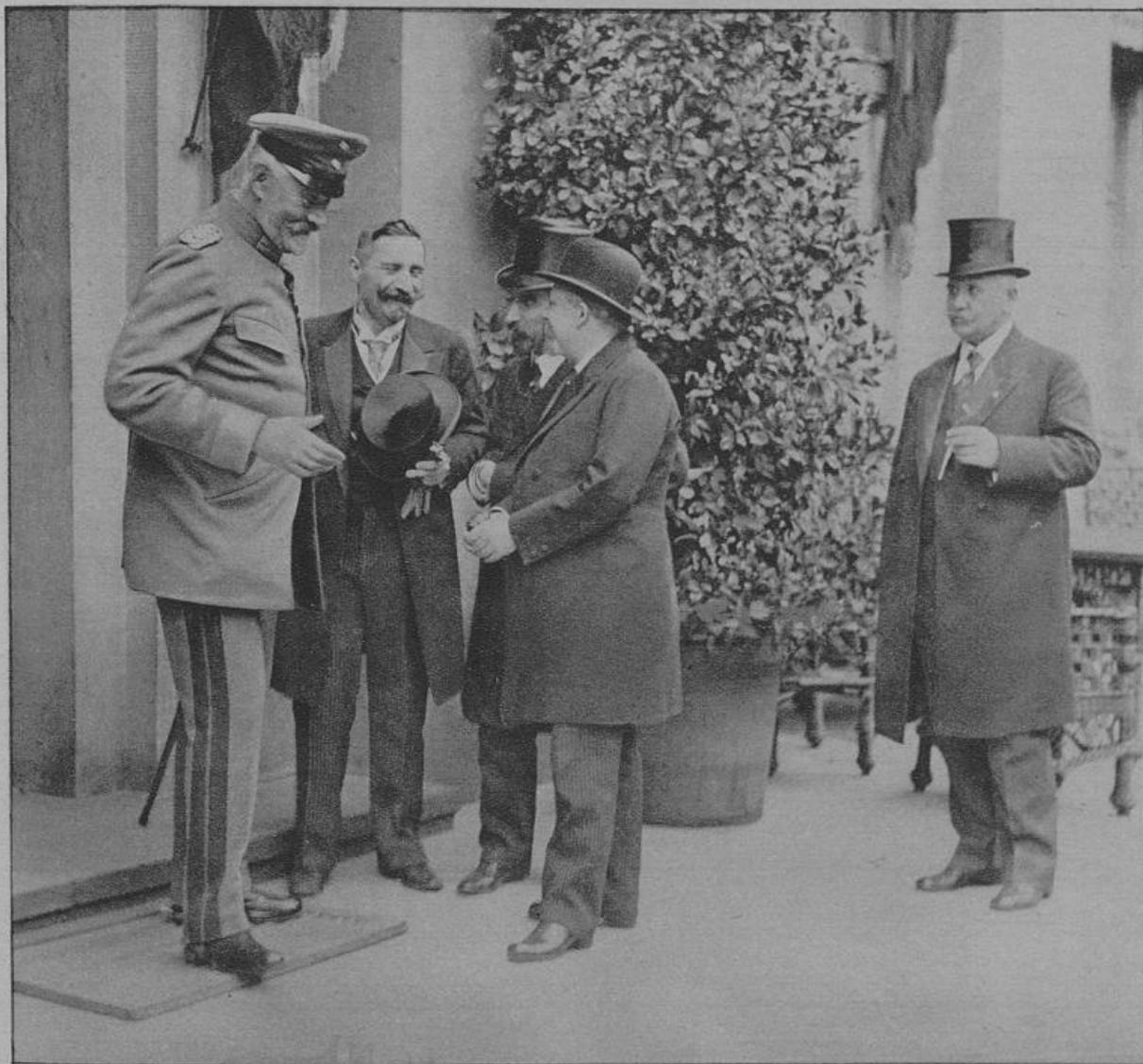
# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 21.

Düsseldorf, 20. Mai

1916.



Die bulgarischen Sobranje-Abgeordneten in Berlin: Reichskanzler von Bethmann Hollweg im Gespräch mit bulgarischen Volksvertretern im Garten des Kanzlerpalais.

Phot. H. Sennede

# Das Kriegskindchen.

Erzählung von Grete Maffé.

**I**m Bauer sang der Vogel und trillerte und zwitscherte. Er schien noch nie so viel Klang und Jubilieren in seiner kleinen Kehle gehabt zu haben wie heute. Das machte wohl die Frühlingssonne, die breit durch alle Stuben flutete, in der draußen an Bäumen und Gesträuch das Grün fast sichtbar wuchs, grüne Knospen gleich zagend tastenden Fingerchen emporstreckte — und die Luft, die ein so sanftes Wehen war, das von fernem Weilschenwiesen zu kommen schien.

Der Vogel sang und zwitscherte, die Gardinen blähten sich ein wenig im Windhauch, der durch das offene Fenster kam, die Sonnenflecke lagen auf dem Fußboden, auf den hübschen, hellen, geblühten Möbeln, Hyazinthen standen blau und rosa und wächsern weiß auf dem Blumentisch — so hell und golden sah alles aus in dem Streifen Sonnenstäubchen, der durch das Zimmer flimmerte. Aber Frau Agnete schien nichts davon zu sehen, saß da in ihrem Trauerkleide, blaß und unfroh, schwermützlich das junge Haupt geneigt über eine ganz nutzlose und sehr zeitraubende Häkelei.

Sie haberte mit ihrem Schicksal.

Die kleine, mörderische Kugel, die da im Winter ihren Weg gefunden hatte zu den Stellungen der Deutschen, warum hatte sie ihr den einen töten müssen, den einen, einzigen, den sie liebte auf der ganzen Welt — mit dem sie nur fünf kurze, glückliche Jahre hier verlebte zwischen den hellen Wänden, den geblühten Möbeln, den Bildern und Blumen.

Nun war für sie alles dahin; ihr Körper nur war hier, ihre Seele kreiste dunkel und beharrlich um das ferne, teure Grab, das treue Kameradenhände so liebevoll geschmückt und mit einem Gedenkstein versehen hatten.

Für sie gab es nun keine Sonne mehr, keinen Frühling, keinen Himmel mit Sternen. Das Leben war ihr zur Last geworden, die sie widerwillig trug.

Draußen wurde die Korridortür mit dem Schnepfer geöffnet. Frau Agnete hörte es.

Das war die Erna, die vom Einholen aus der Stadt zurückkam; sie war sehr lange weggeblieben, die gute Erna, hatte sich wohl beim Krämer oder der Gemüsefrau festgeschwagt. Die Tür ging auf. Frau Agnete hob die Augen — und die Hände mit der Häkelarbeit sanken ihr vor Staunen in den Schoß.

Sie blidte fassunglos das verlegen lächelnde Mädchen an, das, rot werdend vor diesem Blick, in der Verwirrung den Deckel auf ihrem Einholekorb hin- und herschob.

„Aber, Erna, sind Sie ganz von Sinnen —? Was fällt Ihnen denn ein? Was bringen Sie mir denn da?“ —

Das Mitgebrachte hatte ein graues Röddchen und ein helles, weißblondes Schöpfchen, es strebte strampelnd vom Arm der Köchin hinunter, lachte krähen auf und marschierte auf kleinen, strammen Beinen, von feuchter Gartenerde beschmückten Füßchen geradeswegs auf Frau Agnete zu.

Frau Agnete, die die Ordnung und Sauberkeit in Person war und in ihrem Hause nicht ein Fleckchen, noch ein Stäubchen duldete, sah mit Entsetzen die sandigen Spuren, die die kleinen Schuhe der ungeladenen Besucherin auf dem hellen, tadellos gewischten Fußboden hinterließen.

Sie hob beschwörend die Hände und sagte wieder:

„Was in aller Welt fällt Ihnen denn ein, Erna? Was bringen Sie mir denn da?“ —

Das Mädchen stotterte verlegen:

„Entschuldigen Sie nur, Frau Doktorin. Ich dachte, da Frau Doktorin jetzt hier immer so ganz alleine sitzen — Es ist das Luischen von der Bizestrau. Es soll da ein Kleines kommen, Frau Doktorin,

die Frau plagt sich sehr — und der Mann ist im Felde. Ich dachte, das Luischen könnte hier bei uns ein paar Stunden spielen, damit die Frau unten ihre Ruhe hat“ —

Das Luischen kümmerte sich wenig um diese Worte. Es war unterdessen zutraulich ganz nahe an Frau Agnete heranzumarschieren und wischte sich, wahrscheinlich instinktiv erfasst von der Ahnung, vor einer Respektsperson zu stehen, mit dem Handrücken über das feuchte Räschen, öffnete die zusammengetampfte andere Hand, legte einen biden, braunen Gartenkäfer der erstarrenden Frau Agnete auf den Schoß und zwitscherte mit einem ganz feinen, hellen Stimmchen, das fast so jubelnd klang wie der Gesang des kleinen Vogels im Bauer:

„Ich habe dir — was Szönes — mitgebracht —“

„Nehmen Sie das Kind mit in die Küche, Erna, wenn es unten stört,“ sagte Frau Agnete streng und rückte nervös ein wenig mit dem Stuhl zurück. „Kümmern Sie sich um es, daß ihm hier nichts passiert, und geben Sie ihm etwas zu essen — aber nehmen Sie es hier fort!“

Und indes Erna das verduppte Luischen, das noch weiterplapperte, wieder hochhob und aus dem Zimmer trug, faßte Frau Agnete mit sehr großem Widerwillen und gespreizten Fingern das Käfertier, warf es aus dem offenen Fenster in den Garten, wusch sich die Hände und beugte sich wieder über ihre Häkelei.

Draußen auf dem Korridor hörte sie das Kind lachen, krähen, aufjauchzen, hörte, wie es von der ängstlichen Erna beschwichtigt und zur Ruhe ermahnt wurde, und wie es dann doch nach einem Weilschen — wer kann einen Kindermund verstummen machen? — wieder plapperte, lachte, krähte.

Frau Agnete häkelte mit doppeltem Eifer darauf los.

„Na, Gott sei Dank, das ist nur eine vorübergehende Plage,“ dachte sie. „Den zwitschernden, kleinen Störenfried werde ich bald los — und bin dann hier wieder ungestört und allein mit meinen Erinnerungen und meinem geliebten Toten.“

Aber Frau Agnete wurde das Luischen nicht so rasch los, wie sie wohl geglaubt hatte.

Draußen der herzkranken Frau Palle ging's immer schlechter. Die gutmütige Erna vermochte den Bitten der kranken Frau nicht zu widerstehen, wenn sie sie mit den sorgenden, glanzlosen Augen ansah und bittend zu ihr sagte:

„Det wer wirklich schön von Sie, Fräulein Erna, wenn Sie sich um det arme Burt 'n bißken kümmern täten. Es scheniert ja keinen nich'. Puffelt nur immer so um einen herum. Ihre Gnädige wird doch nichts gegen haben —“

Die bide Erna nun hatte nach Luischens mißglücktem erstem Auftreten nicht gerade viel Hoffnung, daß sich Frau Agnete über den kleinen Gast sehr erfreut zeigen würde. Andererseits mochte sie der Mutter die Bitte nicht abschlagen — und riskierte lieber einen kleinen Sturm mit der gnädigen Frau.

Sie nahm das Luischen leise, leise mit sich in die Küche, sorgte für es und ermahnte es, sich still zu verhalten.

Frau Agnete schien nichts davon zu merken, daß das Kind da war und durch die Zimmer trippelte.

Nichts? Wirklich nichts?

Erst hatte sich auf ihrer Stirn eine Unmutsfalte gebildet, als sie draußen die Erna hereinkommen hörte und das plappernde, gleich wieder unterdrückte Stimmchen des Kindes vernahm.

Bald aber hatte sie sich daran gewöhnt, und manchmal konnte es vorkommen, daß sie unbewußt die Häkelei in den Schoß sinken ließ und leise lächelte, wenn sie es draußen plappern, flüstern, jauchzen, krähen hörte — und wenn das Kind einmal nicht kam, ertappte sie

sich zu ihrem großen Erstaunen darauf, daß sie verwundet und hochend in sich verfunken da saß und die trippelnden kleinen Füße auf dem Korridor vermisste.

Das Luischen hatte einen winzig kleinen Bruder bekommen. Aber es konnte nicht mit ihm spielen, so wunderbar winzige Puppenhände und Puppenfüßchen er auch hatte. Er war der Mutter, die kurz nach seiner Geburt an Herzschwäche gestorben war, nachgefolgt und kam mit in den schönen Sarg, für den alle Hausbewohner teilnahmsvoll Kränze geschickt hatten.

Die Erna fragte sich mitteilidig und gequält: „Was fangen wir mit dem Luischen an?“ — Aber ihre innerliche Frage fand eine ungeahnte Beantwortung.

Frau Agnete deckte in ihrem Schlafzimmer das ehemalige Bett des Gatten neben ihrem Bette auf, verstellte die eine Seite mit Stühlen, so daß die Lehnen eine Art Wand bildeten, schnitt aus einem weißgepunkteten schwarzen Wollstoff ein Kinderkleidchen eilig zurecht und sagte zu Erna:

„Bringen Sie das Luischen herauf! Das Bett habe ich für es schon zurechtgemacht, und in einer Stunde ist auch sein Trauerkleidchen fertig“ —

So kam das Luischen ganz offiziell und unerlaubt zur Haustür herein, und Frau Agnete achtete gar nicht auf die sandigen Spuren auf ihrem hellen Rosenteppich. Sie nahm das Kind hoch, bettete es in ihren Arm, fühlte erschauernd das kleine Herz an ihrem Herzen schlagen und hielt ganz still, als sich das wuschelige, blonde Köpschen, wie es so wohl bei der Mutter getan hatte, an ihre Schulter schmiegte und einwühlte.

Das schöne Bild des in der Champagne gefallenen Oberleutnants Dietrich Hainziger, das mit einem so wehmütigen Schein in den Augen auf die einsame, blasse, grübelnde, schmerzbelegte Frau im schwarzen Trauerkleid, die die Tage verweufzte und vergräunte, hinabgesehen, begann jetzt wirklich um ein winziges zu lächeln, in den Augenwinkeln und noch um ein kleines deutlicher um den Mund, so wie in den sonnigen Tagen seines jungen Glückes der Dietrich Hainziger gelächelt hatte.

Und dieses Lächeln war immer da, wenn Frau Agnete ganz dicht unter dem Bild mit dem jetzt so hübsch frisiertem und zierlich gekleideten Luischen am Sofatisch saß und andächtig und aufmerksam ihm seine Suppe einlöffelte, das Fleisch klein schnitt, ein Brötchen mit Marmelade bestrich, oder wenn Frau Agnete am offenen Fenster stand und in den Garten hinabrief:

„Aber nicht die Blumen abreißen, Luischen“ — oder „Komm herein, Luischen, den Mantel anziehen, wir wollen einen schönen Spaziergang machen!“ oder wenn sie am Abend das Kind auf den Schoß nahm, das weißblonde Haar in kleine Zöpfchen flocht und zu erzählen begann:

„Es war einmal ein kleines Mädchen, so klein wie das Luischen und mit genau so blonden Haaren wie das Luischen. Das bekam von seiner Großmutter, die tief im Walde wohnte, wo die Hirsche und Rehe und Amseln und Drosseln wohnen, ein wunderhübsches Käppchen aus Samt geschenkt —“

Und Frau Agnete hob wieder die Augen, die sie beharrlich herab auf die Gräber gesenkt hatte, zum Tag und sah, daß der Himmel so seidenblau war, und es auf allen Wegen und Stegen glühte und



**Cervantes-Feier in München aus Anlaß des 300. Todestages des spanischen Dichters, Verfassers des „Don Quijote“:**  
Szene aus dem Cervantes'schen Lustspiel „Die beiden Plapperzungen“.

Darsteller (von links nach rechts): Aguacil (N. Naab Profurator (W. Spaun); Sarnilito (M. Hoffmann); Roldan (H. Albrecht);  
Beatrice (H. Berger); Ines (M. Hoffmann).

Photo-Direkt H. Hoffmann.

blühte, und daß in jedem Auge, das auf ihr schwarzes Kleid blickte und ihr heiliges Leid erkannte, das Licht des Dankes und der Güte aufleuchtete.

Und ihr völlig erstarrtes, verbittertes Herz begann wieder leise bejätigt zu klopfen, und der freßende, ährende, brennende Schmerz wich einer stillen Wehmut, und ihre nutzlosen, nur mit langweiligen und zeitraubenden Gähleien und Stidereien ausgefüllten Tage

„So ist die Gnädige! — Erst wollte sie das kleine Luischchen fast zum Hause hinauswerfen und nun kann sie sich vor Liebe zu dem kleinen Wesen kaum genug tun.“ —

Als aber die Kunde kam, daß des Luischchens Vater, der Landsturmmanu Falle, bei einem Sturmangriff den Heldentod gefunden, da hatte die gute Erna keine Angst mehr um das Schicksal des Kriegskindchens.



Ein Plätzchen in luftiger Höhe: Blick über Wilna in Rußland.

Phot. Vordeckel.

bekamen wieder Inhalt und Nutzen, seitdem sie das Kriegskindchen in ihren Armen hielt.

Die dicke Erna ward schier eifersüchtig, da sie so gar nichts mehr vom Luischchen hatte und immer nur die Frau Doktor selbst es anzog, an ihm herumspießelte, es spazieren führte und des Abends niederlegte zum Schlaf. —

Sie warf die Aluminiumtöpfe und Pfannen in ihrer blißblanken Küche durcheinander, daß sie rasselten, und sagte ungehalten:

Das hatte jetzt sein schützendes Nest und war daheim in den sonnigen Stuben mit den blanken Möbeln aus der Biedermeierzeit mit ihren beblümten Stoffen, den Blumen und Bildern.

Frau Agnete aber saß an ihrem Schreibtisch, schrieb auf einen Briefbogen einen Namen, immer wieder denselben Namen untereinander, betrachtete ihn, lächelte glücklich und betrachtete ihn von neuem.

Dieser Name lautete: „Luise Friederike Gaininger.“ —

# Ein Patrouillengang.

Von Edgar Alfred Regener.

**S**rdonnanz der vierten Kompanie! Fertigmachen, nach vorn zu gehen!" Die Stimme des diensthabenden Unteroffiziers beim H. A. K. rief den Befehl in den Keller hinein, der den Gefechtsordnungen zum Aufenthaltstraum diente.

Hans Schmidt erhob sich, schnalzte das Koppel mit den gefüllten Patronentaschen um und folgte dem Unteroffizier, um weitere Befehle in Empfang zu nehmen. Als er im Kreise der Kameraden wieder erschien, um sein Gewehr von der Wand zu nehmen und die Gasmaske unzuliegen, ohne die niemand die vordere Stellung betreten durfte, hielt seine Rechte ein breites, knitterndes Zeitungsbblatt.

„Was ist denn los? Was sollst du denn vorn?"

Drei- und vierfach wurden die gleichen Fragen an ihn gerichtet. Er trat in den Lichtkreis der schmalen Kellerluke und warf einen Blick in die Zeitung. Es war die große Rede des Reichskanzlers, die er im Reichstag gehalten hatte. Sie war ins Französische übersetzt.

„Eine Patrouille soll heute abend die Zeitung am französischen Drahtverhau befestigen," beruhigte Schmidt endlich die drängenden Frager. Dann warf er das Gewehr über die Schulter, und mit einem „Auf Wiedersehen!" schritt er die wenigen Stufen vom Keller auf die Straße und verschwand unmittelbar darauf im Graben, der hier der feindlichen Granatengefahr wegen bis dicht an die Grundmauern des Hauses geführt worden war.

Es war eine prächtige Mittagsstunde. Das Stückchen Himmel, das von dem Graben ausgeschnitten wurde aus dem breiten, blauen Tuch, leuchtete klar in tiefster Farbe. Hinter der Böschung rief das Rebhuhn unaufhörlich sein heiseres „Zerrwitt — Zerrwitt", und in der Luft stand mit unruhigem Flügel Schlag der Bussard über seiner Beute.

Das war doch frische, freie Luft! Das war doch goldiges Licht an Stelle der Modrigkeit des Kellers mit seiner spärlichen Beleuchtung.

Hans Schmidt atmete tief auf. War auch der Graben eng, und waren seine Windungen auch ein ewiges Hin und Her, es war doch ein reiches Pulseschlagen und ein Wandern, das dem Körper wohlthat. So war sein Schritt leicht und mit ihm seine Gedanken. Und je weiter er marschierte und je näher er der Feuerstellung kam, um so entschiedener wurde sein Entschluß, die Zeitung selbst an dem feindlichen Drahtverhau zu befestigen und sie nicht einer Patrouille zu übergeben.

Als er nach einem dreiviertelstündigen Marsch vor seinem Kompanieführer im Unterstand den Befehl des H. A. K. wiederholte, bat er um die Erlaubnis, beim Einbruch der Dunkelheit selbst zu den Gräben der Franzosen schleichen zu dürfen. Leutnant Dreiss hatte den frischen Jungen gern. Er betrachtete ihn auch jetzt mit Wohlgefallen.

„Ja, Schmidt," sagte er endlich, „Sie sind ja vorsichtig." Und nach einer Weile fuhr er mit seinem ruhigen Tonfall fort: „Dann setzen Sie sich nur hin. Bis zum Abend ist ja noch eine ganze Reihe von Stunden. Da wollen wir bei einer Zigarre und einer Tasse Kaffee die Zeit verplaudern."

Hans Schmidt war Kriegsfreiwilliger. Er hatte sein Studium unterbrochen und sich in das Heer einreihen lassen. Auf der Lorettöhöhe hatte er sich das Eisene Kreuz geholt. Er steckte trotz aller äußeren Ruhe voll anregender Ideen, und ihn in Rede und Gegentrede zu reizen und seinen Ausführungen zu lauschen, bereitete Genuß.

Der Abend war da. Die Sonne hatte noch mit den letzten Strahlen dicke Dunststreifen zwischen Himmel und Erde gelegt. Der Mond hatte noch nicht die Kraft, diesen Schleier zu durchbrechen, und so konnte das menschliche Auge kaum eine Strecke von acht Meter übersehen. Das Wetter schien dem Unternehmen günstig.

Leutnant Dreiss unterdrückte nur mit Mühe die Besorgnis, daß die Dämmerung nur kurze Zeit anhalten würde, um klarem, leuchtendem Mondschein zu weichen. Aber wozu sollte er in Hans Schmidt Unruhe wecken? So schüttelte er ihm nur noch einmal die Hand, als er die Böschung erkletterte und durch eine Lücke des Drahtverhau vorsichtig in das vordere Gelände huschte.

Hans Schmidt hatte sein Vorhaben genau bedacht. Den Revolver, den ihm der Leutnant anbot, hatte er mitzunehmen abgesehen. Im

Stiefelschaft hatte er das starke, doppelschneidige Dolchmesser. Das genügte ihm. Die Zeitung hatte er zwischen die obersten Knöpfe seines Waffenrockes geschoben. In der Tasche waren kurze Drahtenden, die zur Befestigung am Hindernis dienen sollten.

Aus den Zeichnungen und Fliegeraufnahmen des H. A. K. kannte er jede Geländefalte, jedes Granatloch, jeden Minentrichter zwischen den deutschen und den feindlichen Gräben. Er wußte auch, daß vor der am meisten vorgeschobenen Sappe des Feindes der Drahtverhau auf einer Strecke von einem Meter ganz zertrümmert und noch nicht ausgebessert war. Wenige Schritte seitlich davon war eine Mulde, die von mehreren Granaten gerissen war. Darauf strebte er jetzt zu.

Er huschte geduckt von Mulde zu Mulde. Wo er eine Erdfalte fand, mußte er sie geschickt aus. Bei der Dunkelheit konnte er unmöglich gesehen werden. Der Franzmann verhielt sich auch ruhig. Nur weiter rechts schlug lebhaftes Artilleriefeuer durch den Abend.

Hans Schmidt hielt inne. Er war doch etwas außer Atem gekommen. Vor ihm schob sich das feindliche Hindernis hin. Jetzt hieß es, mit gespanntester Aufmerksamkeit den Feind zu täuschen.

Er äugte scharf nach vorn. Dort, ein klein wenig links, war die Lücke im Verhau, auf die er es abgesehen hatte.

Auf Ellbogen und Fußspitzen wie ein Brett schob er den Körper aus der letzten Vertiefung des Aders hervor und kroch leise an die vordere Stabreihe des Verhau.

Er duckte sich unwillkürlich und presste sich hart an die Erde. Der Weg durch die Drahtlücke war schon begangen. Die Spuren waren ganz frisch. Das Gras war umgebogen und hatte sich noch nicht wieder aufgerichtet. Ab und zu war ein Stück Erde abgetreten, die Bruchstelle war noch frisch. Schmidt strich mit der Hand vorsichtig über das Gras. Er war von der französischen Stellung abgesehen. Es mußte eine feindliche Patrouille unterwegs sein.

Schmidt nahm den Dolch zwischen die Zähne, als er lagen-geschmeidig sich durch das Hindernis wand. Er war am Ziel. Er nestelte die Drahtspangen aus der Tasche und entfaltete die Zeitung. Das Papier knitterte. Schmidts Bewegungen wurden langsamer. Leise hob er den Oberkörper und streckte die Hand zum hochgespannten Draht, während die linke den Körper stützte. Jetzt saß die erste Klammer. Jetzt die zweite. Die Arme begannen ihm in der unbehaglichen Lage zu zittern. Er mußte einen Augenblick ausruhen. Gespannt lauschte er nach vorn. Es blieb alles ruhig.

Er begann seine Arbeit von neuem und nun ward er damit fertig. Leise ließ er sich in das Gras sinken, rutschte auf dem Bauch etwas weiter nach vorn und blieb wieder liegen.

Noch immer vor ihm die unheimliche Stille. Kein Flüstern. Kein Räuspern. Wie ein schwarzer Damm lag die Böschung des feindlichen Sappentopfes vor ihm. Ob er noch weiter vorgehen dürfte? Er tat's. Und wieder kuschelte er sich nieder. Er lauschte, er horchte, mit allen Sinnen wollte er ein Wort, eine Bewegung erfassen. Alles blieb still. Sollte die Sappe nicht besetzt sein? War vielleicht der Posten gar als Patrouille hinter ihm im Gelände? Näherten von ihm die Spuren im Grafe her?

Hans Schmidt lag jetzt ganz dicht am Erdwerk. Vor sich sah er zwischen der Erde eine Panzerplatte mit offener Schießscharte. Er schob sich Zug um Zug heran. Noch ein kräftiger Ellenbogenstoß, und er konnte mit seitlich gebogenem Kopf durch das Schießloch sehen. Seine Augen hatten sich längst an die Dunkelheit gewöhnt.

Nach links und rechts ließ er die Augen wandern. Er sah zwei Gewehre im Anschlag auf der Armstütze der Sappenwand, er sah lose zerstreut dazwischen handbereit Patronen, und vom Boden des Sappentopfes leuchtete aus der einen Ecke eine Kiste. Dort mochten die Franzosen ihre Handgranaten aufbewahren.

Das Herz schlug laut vor freudiger Aufregung. Beinahe wäre seinem Munde ein fröhliches „Hurra" entglitten. Aber er meisterte sich und hatte seine Gedanken bald wieder am Zügel. Mit der linken Hand umfaßte er den oberen Rand der Panzerplatte und



Deutsches Schifferbataillon vor einem Beföstigungsamt in Deles (Mazedonien).  
 Phot. U. Grohs



Kurze Rast und Mittagsmahl bulgarischer Infanterie auf dem Marsche durch Albanien.  
 Phot. U. Grohs.



Aufgang zur Judenschule in Wilna.

Phot. Borbeder.

begann ruckweise daran zu ziehen, bis sie sich aus dem Erdreich loderte und herausnehmen ließ.

Hans Schmidt legte sie neben sich. Jetzt brachte er auch das Dolchmesser wieder an seinen Platz im Stiefelschaft und griff durch die Öffnung der Büchse nach dem ersten und dann noch einmal nach dem zweiten französischen Gewehr. Auch die andere Panzerplatte, die dem Poeten eine Schutzwehr geboten hatte, legte er um und schob sie auf die erste. Das Metall klang auf. Hans Schmidt duckte sich und verhartete regungslos. Sekundenlang. Ließ die Dunkelheit nach, oder täuschte er sich? Seine Augen sahen die dämmernden Umrisse des zurückliegenden feindlichen Hauptgrabens. Sollte der Mond doch noch siegen und seine Hand triumphierend auf die Erde legen? Dann war Eile geboten, sollte der Handstreich nicht zu früh entdeckt werden.

Schmidts Bewegungen wurden rascher. Der Platz für die Zeitung am Drahtverhau behagte ihm jetzt nicht mehr. Mit tastenden Händen löste er die Befestigung, nahm wie eine Fahne das Papier ausgebreitet in beide Hände und kroch auf den Knien zum Sappenkopf zurück. Hier hob er sich, keiner Gefahr achtend, über die Büchse, legte die Zeitung ganz glatt an die Sappenwand und bohrte den oberen Rand mit französischen Patronen fest in den Lehm.

Er lachte still vor sich hin. Nun brauchten sich die Franzosen doch nicht den Hals auszurecken, wollten sie die Rede des Deutschen Reichskanzlers lesen. „Dieser hängen“, hatte schon der Alte Fritz gesagt, und diese weiße Mahnung hatte er auf seine Weise befolgt.

Hans Schmidt wäre gar zu gern in die Sappe hineingesprungen, um weiter in den Graben vorzudringen. Aber ein Blick nach dem Himmel trieb ihn zur Umkehr. Die Dunkelheit bekam einen fahlen Glanz, und seine Lichter begannen das Feld zu beleben.

Da er die Sappe unbesetzt wußte, war seine Sicherheit gewachsen. Er klemmte sich die beiden Panzerschilde unter den einen Arm und warf das eine Gewehr am Riemen über den Rücken, das andere machte er schußfertig und behielt es in der Hand. Dann duckte er sich eng zusammen und huschte leise durch den Drahtverhau.

Die ersten Erdfalten waren überwunden, da hörte er von irgendwoher Klüffern. Rasch kauerte er sich in die nächste Mulde, legte behutjam seine Beute ab und schob selbst seinen Körper zurecht.

Da kam es verhalten tappend näher. Jetzt hörte er einzelne Laute. Jetzt konnte er einzelne Worte hören und verstehen.

Es waren Franzosen! Eine französische Patrouille!

Nur jetzt nicht mehr entdeckt werden! Die Nase in einen Büschel Gras gesteckt, und langsam durch den Mund geatmet! Da piff der

Atem nicht so stoßweise und konnte besser geregelt werden. Keine Bewegung verrät, daß in dem langgestreckten, feldgrauen Wulst Leben war.

Die Stimmen der Feinde verloren sich. Sie strebten ihrer Stellung zu. Der Mond mußte jeden Augenblick hinter den immer sichtvoller werdenden Dunstwolken hervortreten, und die Franzosen wollten der Gefahr, überrascht zu werden, entgehen. Darum gingen sie mit raschen Schritten zurück.

In dieser Sorge vergaßen sie auch jede Rücksicht und standen aufrecht an ihrem Drahtverhau, als der Mond siegreich und freudig seine Lichtförmner über die Erde streute.

Hans Schmidt hörte Kugeln über sich hinsausen, einen lebhaften Aufschrei aus der Richtung der feindlichen Sappen, das Zerren, Reissen Schieben eines schweren Körpers über Stolperdraht und durch Stachelhindernis, dann ein erdiges Kullern und ein dumpfes Fallen und gleichzeitig wie-

der dieses Schreien und Stöhnen eines Schwergetroffenen. Das stöhnte und winnerte zu ihm herüber, während er sich noch zuger als zuvor in das grasige Feld presste.

Was seine dicht über der Erde geöffneten Augen sahen, waren silberne Halme und Büschel, die in weißem Lichte standen. Rings um ihn ging die Saat des Mondes auf. Er mußte ausharren, bis eine milde, dicke Wolkenhand das Licht von dem Gelände tupfte.

Und während Hans Schmidt hier lag, stand Leutnant Dreiß auf dem Schützenaustritt und spähte halb mit dem Glas zu der feindlichen

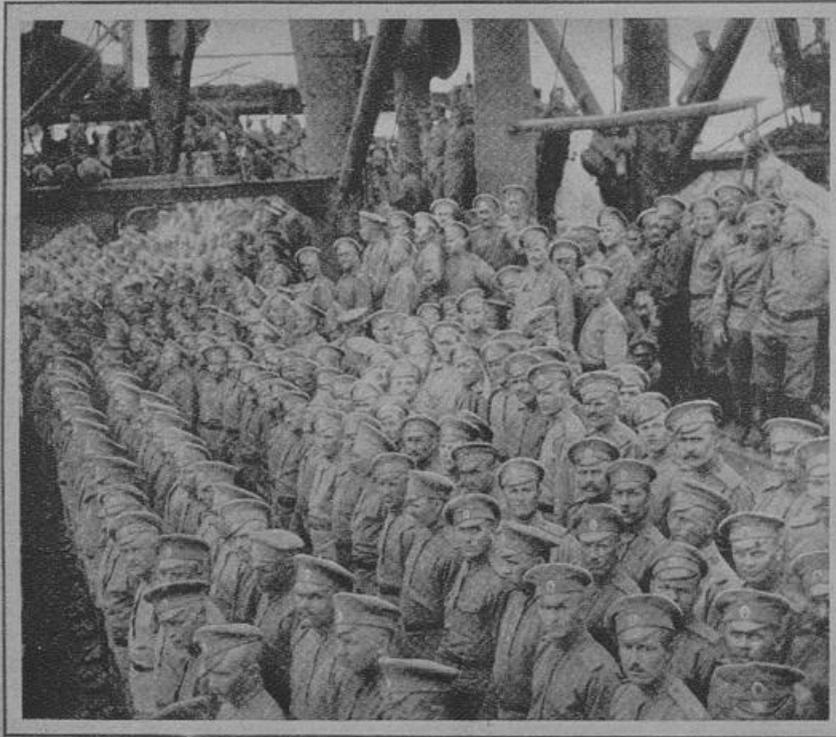
Sappe, bald blickte er zum Mond hinauf und wünschte, daß er sich verdunkeln möchte. Die feindliche Patrouille hatte er bemerkt und mit Erfolg sie beschießen lassen. Von Hans Schmidt war nichts zu sehen. —

So ging Stunde auf Stunde leuchtend ihren Weg.

Mitternacht kam und ging vorüber. Es wurde eins, es wurde zwei. Da spielten zuerst spinnwebfeine Schleier um den Mond, das Gewebe wurde dichter und wickelte schließlich die strahlende Kugel so eng ein, daß kein Lichtfünkchen mehr zur Erde fiel.

Da hob sich auch Hans Schmidt aus seiner Mulde. Er hatte sich lahm gelegen, und die Glieder waren steif und kalt geworden. Nach und nach erst gewann er die Herrschaft über seine Füße wieder und übte sie dann in der alten Geschmeidigkeit.

So wurde ihm die Last der Beute leicht, und seine Augen glänzten in der alten Jugendfrische und Treue, als er im Graben vor seinem Leutnant stand, sich stramm aufrichtete und meldete: „Befehl ausgeführt.“



Ankunft eines russischen Militärtransports im Hafen von Marseille:  
Antreten der Soldaten auf Deck zwecks Beförderung an Land.

Nach einer Darstellung in einer ausländischen Zeitschrift.

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 22.

Düsseldorf, 27. Mai

1916.



Besichtigung der Schachtanlage 3 VII der Gewerkschaft „Deutscher Kaiser“ in Hamborn durch die bulgarischen Sobranje-Abgeordneten.

Hofphot. Julius Sohn.

1. Bergwerksdirektor Kleemann; 2. Iwan Popoff, General d. Ref.; 3. Dr. Christo Georgiew; 4. Dr. Iwan Momtchiloff, erster Vizepräsident der Kammer;  
4. Assessor Dr. Koediger, Attaché im Auswärtigen Amt; 6. Generaldirektor, Bergassessor a. D. Jacob; 7. Bauinspektor Kern;  
8. Dipl.-Bergingenieur Dr. Lange; 9. Dipl.-Bergingenieur Müller.



# Helma.

Von Julius Spier-Brüning, z. B. im Felde.



## I.

**R**öhners Franz, trotz seiner Jugend schon Dachdeckermeister, war weit und breit im Hessenlande der kühnste und stärkste von seinen Fachgenossen. Kein Kirchturm war ihm zu hoch, nieg Giebel zu steil. Franz, mit seinem Mut und seiner Riesenkraft, lag drauf herum, wie andre auf Parkettboden.

In dem kleinen Hessenstädtchen war der Röhner-Franz der Buben Abgott. Die Alten sprachen oft kopfschüttelnd von ihm. Und die Mädchen schauten ihm mit seltsamen Augen nach.

Am liebsten war Franz da, wo es am gefährlichsten herging. Blond, breit und hochgewachsen, ein großer, blauäugiger Stürmer, das war Röhners Franz.

Die ganze Stadt sprach damals von ihm, als er aus reinem Übermut über die Krönung des Kirchturms, rundherum, spazierte. Fünfundvierzig Meter tief wäre er hinabgestürzt, wenn er die leiseste Schwindelanwandlung bekommen hätte.

Die alten Stammgäste in der „Wolfsed“ sagten: „Von ihm sollten die Franzosen schon was erleben, wenn er an sie läme. Der zeigt's denen.“ Sie hatten ein gemeinsames Arecht, auf Franz stolz zu sein.

Nun war der Röhner-Franz schon lange weg. Die Mädchen dachten an ihn. Und die Buben erzählten sich von Wundertaten, die Franz vollbracht. Er hätte ganz allein ein Geschütz auf einen Hügel geschoben und es bedient. Und so eine vorstoßende französische Abteilung gehalten.

Beinahe so war es gewesen, wie sich die Buben in der Pause auf dem Schulhofe erzählten. Er hatte wirklich, als die Bespannung weggeschossen war, ein Geschütz allein auf den richtigen Platz geschoben. Mit seinen Riesenkraften. Und hatte es allein bedient. Bis Hilfe kam.

Seine Batterie war dadurch bekanntgeworden. Und er hatte die Auszeichnung schon längst.

## II.

Der Röhner-Franz war nicht zufrieden, und sinnierend stand er an seinem Geschütz. Er dachte nach Hause, an sein kleines Hessenstädtchen — und an Helma. An Helma Walbed. Solange er sich erinnern konnte, hatte er das Mädchen gern gehabt. Den langbeinigen, hochgewachsenen Wildfang.

Früher hatte er sie immer geneckt. Die schwarzen Locken hingen dem trotzigem Franz ums bleiche, hübsche Gesicht wie Schlangen, und ihre Röde stogen stets.

Gehen konnte die Helma nicht, nur laufen, springen. Turnen, schwimmen, Tennis spielen, raufen, ein Teufelsmädel sein, das konnte Helma.

Ihr Vater, ein Pfeifenfabrikant, hatte immer Sorgen: „Was soll aus unferer Helma werden?“

Die Mutter, eine große, dicke Frau, gleichmütig und ruhig, meinte: „Wird schon stiller werden, die Helma!“ —

So wuchs sie auf. Trotzig, zurückhaltend, launisch sogar, wie ein tiefes, schwarzes Wasser voller Heimlichkeit.

War es nun eine Selbsttäuschung, wenn er glaubte, Helma habe ihn gern? — Von ihr hatte er es nie gehört — aber sie war in der letzten Zeit so verschlossen gewesen. Schaute ihn so merkwürdig an. Und als er Abschied nahm, war sie ihm plötzlich wie wild um den Hals gefallen und hatte ihn geküßt — zum erstenmal —, dann war sie wie gekehrt wegelaufen.

Sie schrieb ihm nie. Immer blieb er ohne Antwort, so oft er es auch versuchte. — Wie ein Käsef.

Aber nie eine andere als Helma. So dachte Franz Röhner und sah sie schon als seine Frau. Als Frau Stadträtin. Denn alle Röhners wurden Stadtrat, seit Geschlechtern.

## III.

Lange hatten sie im Hessenstädtchen nichts von Franz Röhner gehört. Im Lazarett hatte er gelegen. Und dann kam er zurück. Helma war während dieser Zeit noch stiller und einsamer geworden. Man sah sie beinahe nie mehr auf der Straße. Und Franzens Mutter redete fast mit niemanden; also wußte keiner Genaueres. — Auf einer Bahre brachten sie den Franz. Vom Bahnhof. Spät am Abend. Wie ein großes, tiefes Mitleid lag es dann über dem Städtchen. Man erfuhr es: Franz hatte einen Fuß verloren, und sein Augenlicht war bis auf Spuren erloschen. Granatverletzung und Verschüttung.

Es war, als wenn man dem Städtchen eine schwere Ungerechtigkeit zugefügt hätte. Manches Mädchen weinte, als es das vernahm. Und die Alten sprachen darüber mit gedämpfter Stimme.

Aber der Röhner-Franz war still und getrübet. Er war gehärtet. Konnte ihn irgendeine Prüfung noch schwerer treffen?

## IV.

Aber als er Helma hörte, als sie kam, zitterte er. Davor bangte er. Die Entscheidung war es. Sie blieben allein. Helma betrachtete

ihn, und ihr Herz krampfte sich zusammen. Das war, was das Geschick ihr von Franz zurückgab.

Er faßte ihre Hand. Wie schonend, wie bittend drückte er sie.

„Helma?“ fragte er, mutlos, leise. Eine hoffnungslose Ergebung, ein Verzicht?

Helma konnte nicht sprechen. Wie wenn sie erkalte — zu Eis werde. Wie wenn ihr Herz stillstände. Die Zunge lag ihr im Munde wie totes Fleisch.

„Helma?“ — nochmals bat er — tonlos.

Sie entzog ihm die Hand: unwillkürlich fast. Die Ruhe im Zimmer lastete. Tränen standen in ihren großen, schwarzen Augen. Sie küßte ihn auf die Stirne — und ging —.



Aus der Ausstellung bulgarischer Kunst im Künstlerhause zu Berlin: Bauer mit Büffel. — Plastik von Ivan Lazaroff.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

## V.

Franz wartete tagelang — niemand kam. Seine Mutter war um ihn, wie auf heißen Sohlen — gramvoll blickte sie auf ihren Einzigen. Sie hätte ihr Herzblut für ihn geben mögen.

Helma kam nicht. Tag um Tag. Und Franz wartete in Schmerz. Aber hatte sie denn nicht recht? Er verurteilte sie nicht. Hätte er anderes erhoffen können? — Er, ein Krüppel — sie, das strahlende, gesunde, untadlige Geschöpf! Er ergab sich darcin. Er mußte sich damit abfinden —.

Aber die Leere — die Ode im Herzen — die Giftlosigkeit. Alles, was er gefühlt, gedacht, getan — nur für sie war es gewesen. Sie hatte ihn vollkommen erfüllt. Für sie war er kühn und stark gewesen.

„Franz,“ jagte Helma mit ihrer schönen, vollen Stimme, „Franz, wann heiraten wir?“

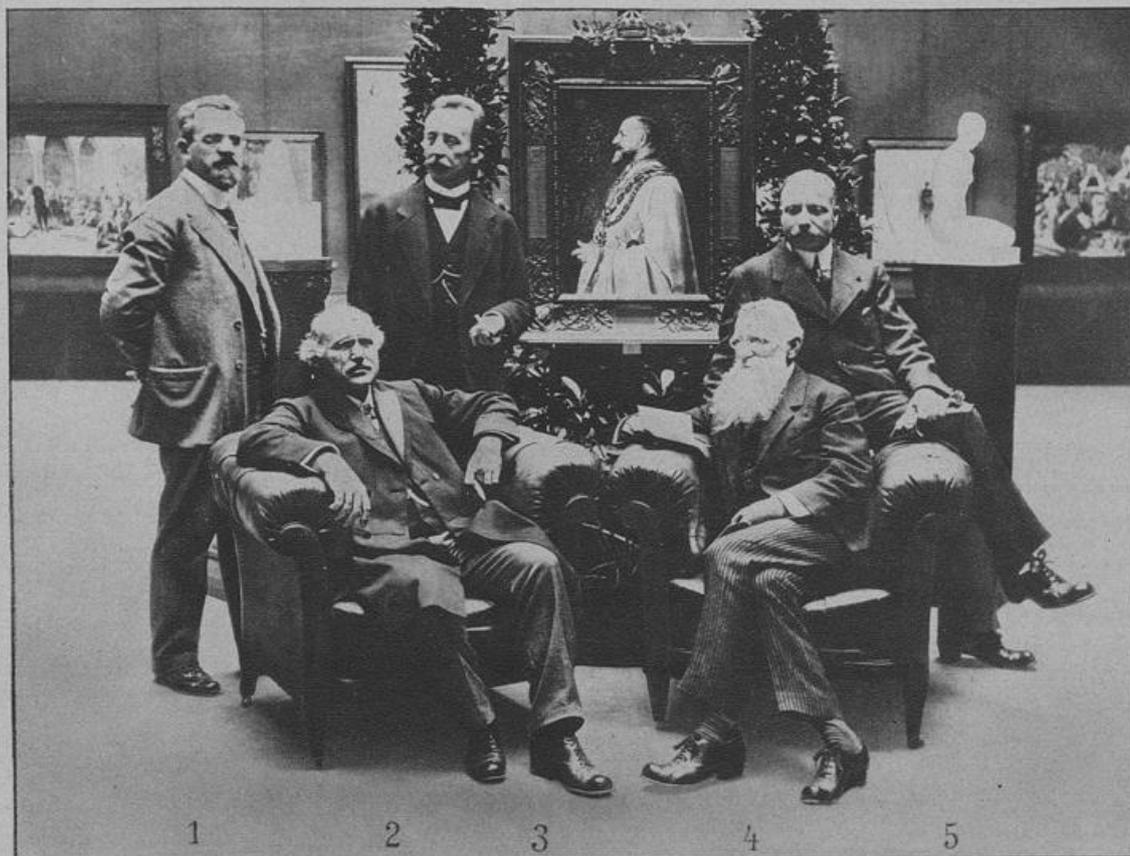
Franz fuhr auf — und fiel zurück. Er hatte vergessen — er war ja nicht der alte Franz Köhner. Das Bein — das Bein — die Augen — „Helma!“ flehte er, „Helma! — Es ist unmöglich. Ich flehe dich an — ich will es nicht — niemals —“

Sie legte die Hand auf sein heißes Gesicht.

„Franz — wir heiraten. Ohne langes Warten. Lange Verlobung gibt's nicht. Sei still — oder magst du mich nicht mehr?“

Er wollte auffahren, etwas sagen —

„Ruhig, Lieb, wir heiraten. Und dabei bleibt's! Welt?“ Helma jagte es. Es war ihr Wille. Franz war wie betäubt: „Oh, ich fluchte



Das Komitee der Ausstellung bulgarischer Kunst in Berlin.

Phot. Berl. Ill.-Gef.

Bildhauer Gustav Schmidt, Kassel (1), Marin Vassileff, Prof. an der Kunstgewerbeschule in Sofia (2), Herrn. N. C. Hitzel (Verein Berliner Künstler) (3), Kunstmaler Prof. S. W. Metwitschka, Präsident der bulgarischen Künstlergenossenschaft, Sofia (4), Georg Ewstatieff, Kriegsmaler bei der obersten bulgarischen Heeresleitung (5). — Der Reinertrag der Ausstellung ist für Wohlfahrtszwecke der Königin Eleonore von Bulgarien bestimmt.

Jetzt wußte er es, jetzt, wo er sie verloren. Aber es gab keine Auflehnung. Sie war seltsam. Unbeeinflussbar —.

Die Mutter merkte, wie Franz sieher wurde. Der Kummer war es. Wie wenn ein Licht verlöscht, langsam —. Aber auch sie verurteilte Helma nicht. Trauer lagerte über dem Hause.

## VI.

An einem sonnigen Nachmittag war es. — Franz hörte einen leichten Fuß über den Teppich streifen. Er atmete den Duft eines Wesens, frisch und herb, wie Waldesaroma. Seine Augen waren nicht mehr verträglich — aber — „Helma?“ rief er — „Helma?“

„Franz!“ — sie setzte sich neben ihn — faßte seine Hand, streichelte seine Stirn — und küßte ihn — voll Liebe.

Franz war es, als wenn er träume.

dem Krieg — nun ist es gut!“ Und er rief: „Mutter, Mutter!“ — Und Tränen kamen aus seinen Augen.

Sie eilte: „Was ist?“ — Sie fiel vor Helma auf den Boden, kniend, als sie es hörte: „Du einziges, du herrliches Kind — Gott wird es dir lohnen!“ Helma hob sie auf. „Warum das? — Wir heiraten, Mutter. Bald — ich bin Franzens Helma wie früher, und er ist mein Franz, wie er es gewesen!“

Das Städtchen war wie ein summender Bienenkorb: „Die Helma, die Helma — das ist ein prächtiges Mädchen. Der Franz, der wird glücklich sein — und er hat's verdient, der gute Kerl. Dem gönnen wir die Helma — dieses Glück.“

So sprachen sie. Und keiner war, der es ihm nicht wirklich ehrlich gegönnt hätte, dem Köhner-Franz.

# Der umgetaufte Platz.

Von F. Gehrts.

**F**rag einen alten Münchner: „Kennen Sie den Stiglmayerplatz?“ — „Naa — Sie?“ wird er dir sagen. Aber frag ihn: „Kennen Sie vielleicht den Löwenbräukeller?“ so wird er dir antworten: „Naa, den wer' i net kenna!“ Und er wird eine Idee beleibigt sein. Der Löwenbräukeller ist ein Haltepunkt der Straßenbahn, wenn man nach Nymphenburg hinausfährt. Sogar ein Kreuzungspunkt ist er, ein wichtiger. Also muß er schon vom Marienplatz her, wenn man in die Linie 1 steigt, immer ausgerufen werden: „Einsteig'n Stachus — Bahnhof — Löwenbräukeller — Neuhäusen — Nymphenburg — einsteig'n!“ Oder wenn man beim Hoftheater in die Linie 4 steigt: „Einsteig'n Lenbachplatz — Löwenbräukeller — Neuhäusen — Nymphenburg — einsteig'n!“ Woraus hervorgeht, daß der Löwenbräukeller ein Zapfen ist, um den sich alles dreht. Und wenn man auf den Tonfall achtgibt, so war es unverkennbar, daß sich des Schaffners Stimme mit liebevoller Breite immer auf den Löwenbräukeller richtete. Vorn und hinten undeutliches Allerweltsgemurmel, das ebenso gut russisch oder hindostanisch sein konnte, aber siegreich hob sich mitten aus dem sanftigen Gedudel: „Löwenbräukeller!“

Alle Münchner haben es mir versichert, an dieser Stelle seines Ausrufs sei jedesmal ein Leuchten über des Schaffners Gesicht gegangen, der Löwe habe aus seiner Stimme gebrüllt, das Bräu darin gegurgelt und der Keller widerhallt. Was freilich nicht verhindert hat, daß mit der Zeit das vielgesprochene Wort gemächlich in die Breite ging. Das Lippenspitzen bei dem ö des Löwen war auf die Dauer zu beschwerlich, also flachten sich die Lippenränder nachgiebig ab zu: „Lehmbräukeller!“ Dann wurde schön langsam auch das gespreizte „bräu“ unterwaschen, bis ein „Lehmbreikeller“ draus ward. Der „Keller“ konnte nicht verändert werden. Keller sind in München viel zu fest in den Trint- und Stimmverband eingefügt, als daß man sie verändern könnte. Beim „Lehmbreikeller!“ also blieb es. Auch die Kritik der Fremden konnte die Lautverschiebung des Lehmbreikellers nicht weiter entwickeln oder gar zurückentwickeln: „Was rufen Sie da aus, Bereiter? Lehmbreikeller? Ist das vielleicht 'n Keller, wo man Lehmbräu herstellt, was?“ Der Schaffner aber hörte in des Fremden Lehmbräu nur den eignen und sagte unbeleidigt und sachlich: „Natürlich machen 's Löw'nbräu im Löw'nbräukeller, wie 's im Hofbräu Hofbräu mach'n und Kodelbräu im Kodelbräu und —“

Wohlwollend hätte er ihm alle Bräu von München aufgezählt, wenn ihn nicht einer angestupft hätte: „Nicht, der Kondrollführ.“ Der war in der Tat majestätisch aufgestiegen, der Herr Kontrolleur. „Moanen Sie, i richt mi vielleicht vom Kondrollführ?“ sagte der Schaffner beleidigt, „moanen Sie, der derfet vielleicht net hör'n, wiar i dem fremd'n Herren erklär't, daß ma im Löw'nbräukeller Löw'nbräu bräut, ja?“ Und dann überreichte er, jetzt seinerseits majestätisch, dem Kontrolleur die Listen. Und als sie beide, der Kontrolleur und der Kontrollierte, die Kontrolliererei majestätisch erledigt hatten, wurden sie wieder menschlich, gemächlich, münchnersch. „Sie, Herr Kondrollführ,“ flüsterte der Schaffner auf der Plattform dem abspringenden Vorgesetzten vertraulich zu, „Sie, Herr Kondrollführ, da drinna sieht oaner, a Fremder, der net amol woaß, daß ma im Löw'nbräu Löw'nbräu bräut, der moant vielleicht gar, im Löw'nbräu bräut man a'n Mathäjer, hahaha.“ „Hahaha, im Löw'nbräu a'n Mathäjer, des is net schlecht,“ lachte jetzt auch der Kontrolleur und sprang ab. Unten fiel ihm ein, daß er ganz vergessen hatte, die Fahrscheine der Mitfahrenden zu kontrollieren. Aber in Anbetracht dessen, daß man in München mit einem weichen ö kontrolliert, war es nicht so schlimm. Viel schlimmer war es, daß da einer meinen konnte, im Löwenbräukeller braue man Mathäjerbräu — nein, diese Fremden waren oft zu dämisch, haha...

In diese Gemüchlichkeit plakte eine Granate. Eine Verordnung kam heraus: Die Haltestelle sei „insünftig“ nicht mehr Löwenbräukeller auszurufen, sondern Stiglmayerplatz. Die Granate war ein

Blindgänger. Sie blieb im Sand der Ausrufstellen der Linien 1 und 4 fiedeln, und niemand kümmerte sich darum. Höchstens, daß man da und dort die Achseln zuckte: „Stiglmayerplatz statt Löwenbräukeller? naa, jetzt so was Dumms — i sag's ja, auf was die Herr'n im Magistrat net alles komma, wenn s' nix z'tean ham...“ Und nach wie vor riefen die Schaffner der Linie 1 und 4: „Marienplatz — Stachus — Bahnhof — Lehmbreikeller — Neuhäusen — Nymphenburg, einsteig'n, bitt-e!“ oder: „Hoftheater — Lenbachplatz — Lehmbreikeller — Neuhäusen — Nymphenburg — einsteig'n, bitt-e!“ und den Lehmbreikeller betonten sie grad extra, daß der Lehm nur so spritzte.

Aber da kam eine zweite Granate, eine verhäßteste Verordnung von der Stadtverwaltung — wsssss bumm — über die Häuser auf die Haltestelle Lehmbreikeller geflogen. Die gab vor, kein Blindgänger zu sein, sondern drohte mit der Explosion: Bedauerlicherweise sei die Verordnung, die Haltestelle Löwenbräukeller insünftig Stiglmayerplatz auszurufen, vom zuständigen Fahrpersonal nicht beachtet worden, weshalb man mit allem Nachdruck und so weiter und so weiter... Aber auch diese Granate krepierete nicht. „Des is ja doch zum Lacha,“ sagte man, „als ob man die alten guaten Namen so oasach wegschmeiß'n könnt als wia die alten Soden, wenn s' z'viel Löcher ham — Lehmbreikeller! — Dachauerstraß umsteig'n!“ Darauf kam ein lokalhistorischer Artikel in die Zeitungen, der den Leuten gut zuredete: Der Platz, an dem der Löwenbräukeller liege, heiße nun einmal Stiglmayerplatz nach dem berühmten Stiglmayer, der im Jahre — und so weiter und so weiter...

„Ham Sie scho amal was von dem b'riehtnten Stiglmayer g'hört, Herr Professor?“ redete der Schaffner einen weißhaarigen, vieljährigen Fahrgast knapp vor dem namensumstrittenen Platz an. Und bereitwillig gab der alte Herr dem aufstehenden Straßenbahnwagen dahin Auskunft, daß der berühmte Stiglmayer zwar nicht in sein Fach schlage, weil er selber Botaniker sei, wohingegen der berühmte Stiglmayer seines Wissens Geschichtsschreiber gewesen sei und — „A Geschichtsschreiber? aha, so was hab i mir glei denkt, weil 's jetzt am Magistrat lauter solche insünftige Geschichtln vorschreib'n tät'n.“ „Geschichtsschreiber ist doch was andres als Geschichtsschreiber,“ versuchte der alte Herr milde zu belehren. „Ah was, a Gschicht is a Gschicht, und a dumme Gschicht is erst recht a dumme Gschicht — da könnten s' ja morg'n wieder daherkomma, anstatt Nymphenburg müßt ma insünftig Mittermayerplatz sag'n, weil irgend a Mittermayer amal Gschichtln g'schrieb'n hätt“ — „Geschicht-e“, schaltete der Professor wieder milde ein, aber der Schaffner hörte es gar nicht. „Und übermorg'n,“ fuhr er fort, „lämet'n s' wieder daher und saget'n, der Marienplatz heißt insünftig Hintermayerplatz, weil ein gewisser Hintermayer —“

Arr, hielt der Wagen eine Haltestelle vor dem Löwenbräukeller und unterbrach des Schaffners Betrachtungen zum Besten des Straßenbahnwagens. Leute stiegen aus, Leute stiegen ein. Ein verkappter Magistratsbeamter tat in seiner Ede, als führe er von seiner Zeitung auf. „Ist hier schon Stiglmayerplatz?“ fragte er den Schaffner mit scharfer Betonung. Das war eine Duseigne. Der Wagen hielt den Atem an. Ausgestiegene Leute gingen nicht weiter, sondern blieben mit gespitzten Ohren stehen, was jetzt der Schaffner sagen würde. „Ob des der Stiglmayerplatz is?“ rief er das verordnete neue Wort gewittertrollend aus, „Sie san aber no damisch fremd bei uns für des, daß Sie jetzt scho fünf' Jahr, glaub i, mit der Linie 1 fahr'n — nächste Haltestelle Lehmbreikeller!“ Jetzt hielt es der Fahrgast für an der Zeit, seine beamtliche Eigenschaft zu entblättern. Er faltete strenge seine Zeitung zusammen und sagte: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich Magistratsbeamter bin und —“ „Soso, vielleicht gar von der Trambahnabteilung, ha?“ „Nein, vom Bauamt, aber das ist gleichgültig — eine magistratliche Verordnung betrifft den ganzen Magistrat —“ „Soso, vom Bauamt san S'? nacha wundert's mi



### Empfang der bulgarischen Sobranje-Abgeordneten auf Schloss Landsberg bei August Thyssen.

Von links nach rechts: General v. Bel, Ivan Popoff; August Thyssen; Ezzeleng Freiherr von Gayl; Dr. Ivan Monichloff, erster Vizepräsident der Kammer, Regierungsvizepräsident Dr. Krute. Zweite Reihe: Generaldirektor Bergmeister a. D. Jacob; Major Meng; Chelso Donatodoff, ehemal. Justizminister; Major Dr. Kozhiger vom Kaiserlichen Amt; Nikola Mitinierst; Alexander Stancic; Dr. Chelso Georgiew; Bergbauingenieur Kiebrecht; Ivan Koldow; Michael Ivananoff; Major Dr. Keschiborow; Domo Kereskoff; Nikola Kalktschoff; Peter Dostalton; Dr. Kyriak Prowadatseff; Wafil Kosmitichy, ehemal. Vizepräsident der Kammer; Oberstleutnant Giffenig; Reichstagsabgeordneter Szberger; Juchitar Dr. Spang; Oberbürgermeister Schreder.

Mittig: des Festmahls bei Herrn August Thyssen auf Schloss Landsberg bei Mettwitz erfolgte seitens der Versammelten die Abendung eines Kundigungstelegramms an den kaiserlichen Herrscher der Bulgaren. Daraufhin traf vom Saren Ferdinand ein verbindliches Danktelegramm bei Herrn August Thyssen ein.



Kaiser Wilhelm beim Besuche der Klostersruinen zu Orval in Belgien im Gespräch mit Krankenschwestern und Angehörigen eines Reserve-Infanterieregiments.

aber, daß Sie die schönsten Plätz von unserer Stadt also — also verhandeln lass'n und anstatt unsern ordentlichen Lehmbreitkeller so an daherg'loffenen Stiglmayer —“

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich Sie bei der zuständigen Magistratsabteilung wegen Übertretung einer städtischen Verordnung anzeigen werde, falls Sie nicht bei der nächsten Haltestelle den ihr zukommenden amtlichen Namen —“

Mer, hielt der Wagen. Die Fahrgäste reckten ihre Hälsche wie im Theater bei der Knotenschürzung im dritten Akt, denn die dramatische Entscheidung nahte. Sogar der Zylinder des alten, weißhaarigen Professors zitterte nervös. Der Schaffner hatte einen Entschluß gefaßt. Breitspurig, wie ein Theaterheld, ein siegesicherer, stellte er sich auf die Rettungsinsel neben der Straßenbahn, blinzelte ein wenig nach dem geliebten Löwenbräukeller hinüber, als wollte er sagen: Gell, mir verstehen uns scho, mir zwaa? und rief mit schallender Stimme und affektierter Betonung: „Schiffll—meu—er—platzza!“ Das gab ein unbändiges Gelächter. Auf dem ganzen Platz strömten die Leute zusammen und fragten, was es gäbe. Und nachdem sie es gehört hatten, lachten sie auch und freuten sich, und einige fuhrten „grad extra“ mit diesem heldenhaften Wagen ein paar Stationen nach Rymphenburg hinaus, trotzdem sie eigentlich nach der umgekehrten Richtung zum Hoftheater hätten fahren wollen.

Und dann gab es eine dritte Verordnung. Die war in Anbetracht dessen, daß sie sonst ein neuer Geschichtsschreiber Stiglmayer später aus den Trambahnakten heraus unferblich hätte machen können, nicht schriftlich, sondern bestand in einer mündlichen Belehrung durch den Abteilungsvorstand bei der nächsten amtlichen Trambahnerzusammenkunft. Dieser Abteilungsvorstand war ein alter Münchner, unterdrückte den Beamten und faßte seine Leute an der rechten Stelle. „Schauts, Leut,“ sagte er, „was amal verordnet is, des is verordnet — da kann ma nit mehr mach'n — also seids vernünftig, Leut, und laßt es do net drauf anemma, daß mir extra oan aufstell'n müß'n beim Lehmbreitkeller —“ „Beim Stiglmayerplatz!“ scholl es aus der Versammlung. „Rein, Leut, wenn mir net ausruß'n müß'n, wenn mir

unter uns sind, da gibt's natürlich keine Verordnung — da sag'n mir ruhig Lehmbreitkeller — aber amtlich, versteht ihr, amtlich heißt es Stiglmayerplatz — und nicht Stiffmeuerplatz, wie der Schaffner Numera dreihundertsechsmaschzig laut Protokoll ausgerufen haben soll — also noch amal, seids vernünftig, Leut — sonst müssen wir wahrhaftig einen hinstell'n, der wo die Betonung kontrolliert — und schauts, is denn Stiglmayer gar a so a schredlicher Namen — ihr brauchts euch doch nur zu denken, daß der Brauereidirektor vom Lehm-brei so geheiß'n hat —“ Die Schaffner gingen aus dieser Versammlung friedsam und nachdenklich nach Hause. „Wenn man bedenkt,“ sagte einer zum andern, „daß also der Stiglmayer überhaupt gar loa Geschichtsschreiber g'we's'n is, sondern ein ehemaliger Brauereidirektor vom Lehm-brei —“

Von da an hat der Stiglmayerplatz gesiegt. Ich selbst habe einmal, als ich von Rymphenburg über den Lehmbreitkeller zum Lenbachplatz gefahren bin, gehört, wie der Schaffner einen Fremden, der auf Grund seines Reiseführers zum Löwenbräukeller verlangte, väterlich belehrte: „Aha, zum Stiglmayerplatz woll'n S'?“ „Rein, zum Löwenbräukeller,“ beharrte der Fremde auf dem Scheine seines Führers. „Einen Lehmbreitkeller gibt's nicht mehr,“ belehrte der Schaffner ihn schon ernster. „Was, den gibt's nicht mehr, hat der vielleicht Bankrott gemacht?“ „Bankrott mit zwanzig Prozent Zinsen alle Jahr, is guat — nana, Herr,“ begütigte er ihn. „bloß umtauft ham s'n, bloß umtauft in Stiglmayerplatz — wiß'n S', weil der Brauereidirektor, der wo zum erschtenmal die zwanz'g Prozent Zinsen aus'm Lehm-brei rausbraut hat, Stiglmayer g'hoß'n hat.“ Der Fremde war befriedigt und hat sich eine Notiz in ein Büchlein gemacht. Vielleicht war er ein Schriftsteller und hat sich den Brauereidirektor Stiglmayer für seine „Reiseindrücke aus Süddeutschland“ notiert.

Ich bin dann über den Stiglmayerplatz hinausgefahren und erwog, selbst ein alter Münchner, ein wenig wehmütig in Gedanken den Untergang des altvertrauten Ausrufs „Lehm-breitkeller!“, als auf einmal der Schaffner ausrief: „Lehm—bach—platz!“

Aha, der Lehmbreitkeller war also doch noch nicht tot.

# Feldhaubitzen im Osten.

Von F. E. Corsepilus.

**D**unstig und trübe liegt das Land. Trübe wälzt es sich von Welle zu Welle bis hinab zum See. Häusertrümmer ragen in die Luft gleich verdorrten Armen und Händen, die einst schafften. Vor zerfallenem Tor sitzt ein blondes Kind und weist einen Kranz aus dürftigen Herbstblüten.

Die Pferde liegen straff in den Tauen. Räder mahlen im Lehm. Mannschaften trotten rechts und links der Straße:

Vorwärts! —

Der Anblick der Kinder läßt einen alten Offizier zum Herzen greifen. In diesem Augenblick fühlt er es wieder: Er hat noch ein Herz, das schlägt in seiner fernen Welt am blühenden Rhein. Bei Weib und Kind. Der Körper strafft sich. Nicht weich werden, nur nicht denken!

Einzelne Reiter kommen entgegen. Halt! Vorn Knallen, Knattern — beklemmende Stille. Jedesmal wie ein Riß. Und wieder und wieder, ferner, näher und in den Seiten.

Die Führer reiten vor, verschwinden den Nachblidenden im Gelände, tauchen wieder auf, verschwinden.

Ein kurzes Zeichen. Die Batterie tritt an, trabt vorüber an der lagernden Infanterie: „Macht es gut!“

Die trüben Wasser eines Grabens spritzen auf. Die Räder stoßen hart auf Steine, und die Kanoniere klammern sich auf ihren Sitzen fest; nur nicht zurückbleiben — mit!

Zeichen — Bewegung. Die Geschütze stehen feuerbereit in einer Mulde. Der schwarze Draht des Telefons zieht sich weit fort nach vorn.

Wie an einem Magnet hängen an dieser Strippe Tun und Taten der Mannschaft, die noch ruhenden Geschosse im Rohr und in den Prozen.

Knallen, Knattern, beklemmende Stille. Von weit her ein dumpfer Schlag, ein gurgelnder Ton, ein erlösender Krach. Schmutzklumpen sausen durch die Luft.

Stille. Wieder und immer wieder kommt es und schweigt nach einem entsetzlichen Getrüll.

Durch den Fernsprecher kommen kurze, scharfe Befehle. An den Haubitzen wird es rege. Maschinengewehre taden. Das Infanteriefeuer knarrt wie eine Säge auf Knochen.

Die schweren feindlichen Geschosse tasten das Land ab, tun es blind und empfindungslos.

Jetzt feuert die ganze Batterie. Wie eine Maschine ist sie, verwachsen zu einem Einzigen, mit einem, der weit vorn liegt, der sieht, denkt und lenkt.

Vor den Haubitzen hebt sich ein grüner, flacher Gang mit dunkeln Trichtern, in denen schleimiges Wasser quillt. Die Kanoniere sehen nur, daß sich diese Trichter mehren, sie einkreisen. Jetzt sauft eine mitten hinein, noch eine Granate, viele.



Aus den Kämpfen um Verdun: Der Deutsche Kronprinz läßt nach der Verteilung von Eisernen Kreuzen die Truppen an sich vorbeimarschieren.

Die Mannschaft arbeitet still und stumm, gewissenhaft. An den zierlichen Rädchen der Richteinrichtung drehen und schrauben die flammen, schmutzigen Finger der Richtkanoniere. Haarfein muß es stimmen, und es stimmt. Die Leute sehen nichts vom Feinde und fühlen doch seinen heißen Atem, spüren seine eisernen Fäuste. Aber sie vertrauen dem einen, der da vorn liegt, denkt und lenkt, wie einem Vater. Alles, was vorgeht, wissen die Kanoniere. Sie merken es am Wechsel der Geschosshart, an Stellen der Richtvorrichtungen. Sie sehen wie mit verbundenen Augen.

Von seitwärts Singen und Plärren, höhnisches Pfeifen: Plankensfeuer von feindlicher leichter Artillerie. Wenn der Draht nur nicht zerhossen wird!

Es knattert und klatscht an die Schilde. Hier fällt einer, dort schreit ein anderer laut auf, um gleich wieder die Fahne fest aufeinander zu beißen. Keuchend geht die Brust. Mechanisch arbeiten Sinne, Hände und Arme, genau. Zuverlässig bis aufs Kleinste.

Infanterie zieht vorüber, winkt einen kurzen Augengruß, und es liegt Dank darin. Vorn lösen sich langsam ermattet die Klängen.

Die Schüsse fallen immer seltener. Nur die schweren feindlichen Granaten taufen röhrend weiter, werfen morastige Gräber und schweigen auch endlich.

„Halt, Feuerpause!“ Die Schippen greifen ins Erdreich, schlammiges Wasser steigt gurgelnd zutage, modriger Dunst. Ein Gespräch kriecht vom Fernsprecher durch die Batterie: „Angriff in der Nacht, um drei Uhr!“ Das Infanteriefeuer fladert auf, verstummt —

„Essen zur Batterie!“ Erst jetzt knurrt der Magen. Von der Staffeln kommt die warme Labe. Kanoniere tragen die Entnehmer mit dem kostbaren Gut. Doch des Feindes Auge wacht: Singen und

Plärren von seitwärts. Der feuchte Grund trinkt die heiße Suppe, er trinkt auch das Blut der tapferen Kanoniere. Die Mannschaft greift zur Brotkruste. Den Fluch verdrängt schnell ein lustiges Scherzwort. Dann senkt sich die dunkle Nacht über das Schlachtfeld.

Ein Gewehrfeuer fladert auf, erlischt, tikt, reißt an den Nerven. Querschläger prasseln an die Schilde. So naht die dritte Morgenstunde.

Der Summer am Fernsprecher ruft. Kurze Befehle. Feuerbereitschaft. Der Schmitter Tod hebt die Sichel, holt aus. Als der Minutenzeiger die Zwölf übergleitet, scheint die Erde zu bersten. Dann tiefes Schweigen wie vordem. Den Kanonieren fliegt der Atem. Die letzte Arbeit vollendet die tapfere Schwesterwaffe, die Infanterie.

Dunstig und trübe blüht der junge Tag, mancher Herzsichlag stockt. An zertrümmerten Unterständen, Leichen und Körpern toter Tiere vorüber zieht ein stiller Zug: Vorwärts!

Die Pferde liegen starr in den Tauen. Räder mahlen im Lehm. Mannschaften trotten rechts und links der Straße: Vorwärts!

Die Augen der Kanoniere bliden stolz umher.

Das war unsere Arbeit. Wir haben doch den feindlichen Damm durchbrochen, und die Breche geschlagen! Endlich sehen sie es, was sie schufen.

Voraus reitet der Führer. Er hält den Kopf gesenkt. Seine Hand streichelt den Hals des unruhigen Pferdes, läßt die Wähne durch die Finger gleiten. Die Gedanken sind in seiner fernen Welt am blühenden Rhein. Das spielende Kind von gestern fällt ihm ein. Er streichelt das Haar seines Weibes, seiner Kinder. Gedankenvoll.

Das Haupt hebt sich. Die Augen bliden wieder fest und zuverlässig: vorwärts!



Dr. Max Reger †.

Mit dem am 11. Mal in Leipzig verstorbenen Komponisten Max Reger hat die Deutsche Musik einen ihrer größten Meister verloren, dessen Name durch seine gewaltigen Variationen- und Fugenwerke unvergänglich sein wird. Als Lehrersohn am 19. März 1873 zu Brand in der Oberpfalz geboren, widmete er sich mit 17 Jahren der Musik; er wurde Lehrer am Wiesbadener Konservatorium, kam 1901 in gleicher Eigenschaft nach München und drang von 1905 an als Komponist vom Rheinlande aus durch, wobei Essen eine führende Rolle spielte. 1908 erhielt er den Ehrendoktor der Universität Jena, 1910 den der Berliner Universität. 1911 wurde er Leiter der Meininger Hofkapelle. Im Jahre 1914 zog er sich nach Jena zurück, um in größerer Ruhe der Ausreifung seines Schaffens zu leben. Reger pflegte in seinen zahl- und umfangreichen, bis zur Werkzahl 146 gestiegenen Schöpfungen alle Gattungen mit Ausnahme der Oper und des Oratoriums. Sein allzu schneller Tod riß ihm die fleißige Feder aus der Hand und raubte der Kunst einen köstlichen Besitz und große Hoffnungen.

Phot. Neuhaus.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 25.

Düsseldorf, 5. Juni

1916.



Marinesoldaten mit Handgranaten im vordersten Schützengraben vor Diemuident.

Phot. H. Grohs.

# Die Lapislazuli-Perlen.

Skizze von M. v. Lindow.

Gräfin Bülzow las noch immer das Blatt mit der Einladung der Kurverwaltung zu einem Ballabend im Kurfaal, und dieses langsame Durchlesen der wenigen Zeilen dänkte der Enkelin viel zu lange.

Ein Tanzabend, zu dem die hübschen, strahlenden Dragoneroffiziere aus der nahen Garnison kamen, ein kleiner Ball, auf dem man endlich — endlich einmal tanzen konnte.

Eleonore tanzte so gern, wenn sie den Tanz bis jetzt auch nur von den Tanzstunden im Institut kannte, in dem sie in einer Familienfreistelle erzogen worden war, und wo sie als Herr hatte tanzen müssen, weil junge Herren als Tänzer nicht zugelassen wurden.

Auf andre Fälle — daheim in Berlin — konnte Großmutter die Enkelin nicht führen; sie lebten da so still und zurückgezogen in der billigen Borotkwohnung, und die junge Freiin Eleonore von Herbersfeld bildete sich zur Turn- und Haushaltlehrerin aus.

Wie wonnevoll war schon diese Reise, die Großmutter's angegriffene Gesundheit befestigen sollte, und zu der der Familienverband die Mittel bewilligt hatte. Aber der Familienverband hatte selbst keine Schätze, und so war die Summe doch nur gerade ausreichend für Reise und Kurkosten und bescheidenes Leben.

Sie hatte nicht die Anschaffung besonderer Badeortanzüge gestattet, und Gräfin Bülzow und ihre Enkelin konnten auch nicht an der großen Tafel im Kurhause speisen; die Damen hatten ein bescheidenes Stübchen im Dachgeschoß eines Logierhauses, ließen das Mittagessen holen und bereiteten Frühstück und Abendessen selbst.

Und dann die Kleiderfrage — während Gräfin Bülzow die Einladung las, standen die wenigen verfügbaren Toiletten vor ihrem Auge.

Sie selbst war in ihrem schwarzen, schlichten Gewande mit dem altmodischen, dennoch ihrem feinen Gesicht so gut sitzenden Hut eine vornehme Erscheinung; sie war schon nach den ersten Tagen auf der Kurpromenade aufgefallen mit der schlanken, jungen Begleiterin im dunkelblauen, leichten Wollkostüm, die den blonden Kopf unter dem kleinen, blauen Matrosenhut so hoch und frei trug.

Man hatte die allwissende Kurliste befragt: Gräfin Luise von Bülzow aus Berlin mit Enkelin Freiin Eleonore von Herbersfeld, und man stellte fest: eine paar vornehme, arme Gäste.

„Großmutter — wir gehen doch?“

„Aber die Kleider, Lenore, es ist jetzt immer alles sehr elegant — auch auf sommerlichen, anspruchslosen Tanzfesten — und wenn wir gehen, ich möchte doch nicht, daß wir so gar aus dem Rahmen fielen.“

„Großmutter, dein schweres, schwarzes Damastkleid mit den Goldstreifen — du hast es dir zu Mutter's Hochzeit angeschafft, ist noch prachtvoll, und ich — ich tanze gern in dem weißen Mullkleid mit der blauen Blumenschärpe; was mach ich mir daraus, wenn andre in Seide schimmern — und dann um den Hals die großen Lapislazuli-Perlen, die reißten den schlichsten Anzug heraus.“

Ah ja — die blauen Perlen, solchen Schmuck trug wohl kaum noch eine Dame. Die modernen Damen von Welt trugen nur echte Perlen mit Diamantschlößern. —

Und doch, trotz ihrer Einfachheit erregten sie Aufsehen: Gräfin Bülzow in dem Kleid einer längst vergessenen Mode, im schön frisiereten, weißen Haar einen echten, schwarzen Spitzen Schleier, der bis zur Schulter fiel, und Eleonore ganz Frische und Zartheit in ihrem weißen Kleid mit der alten Seidenschärpe aus Großmutter's Toiletenschatz, um den Hals die kostbare Schnur tiefblauer Perlen, die ein Urahn einst von einer Reise nach Persien mitgebracht hatte, und die seitdem in der Familie forterbte.

Der Intendant hatte Gräfin Bülzow selbst in den Saal und zu dem Platz geleitet, den er mit seiner Familie einnahm, und neben der Großmutter ging Lenore. Das blonde Haar legte sich wie eine goldene Krone um das schmale, rassistige Haupt.

Wer die junge Dame mit den blauen Perlen sei?

Die fremden Herren und die zum Fest gekommenen Offiziere der nahen Garnison fragten es.

War es ein Wunder, daß der Oberleutnant Kurt von Wunderslöb, der ein Neffe des Intendanten und Gast in seinem Kreise war, immer wieder mit Lenore tanzte? Er hatte eine Vorliebe für schlichte Erscheinungen und schlichte Art, und es machte Eindruck auf ihn, daß Lenore sagte: „Ich muß technische Lehrerin werden, ich werde Kochen und Turnen lehren — aber heute will ich das vergessen, Lernen und Examen, heute will ich mich freuen und vergnügt sein.“

Das war Wunderslöb, der sich seinerseits mit einem Male darauf ertappt hatte, ein Lustschloß zu bauen, ein Fingerzeig — schließlich, was sollte ein Lustschloß — einstürzen mußte es ja doch — was hatte man doch, ehe sie kamen, von Gräfin Bülzow und ihrer Enkelin gesagt? Von vornehmer Krut hatte man gesprochen. Also — Kurt Wunderslöb, der selbst arm war, sagte sich: kein Lustschloß — und machte den Grundfay der Baroness Herbersfeld für diesen Abend auch zu dem seinigen: er wollte sich heute auch nur freuen. Das gelang den beiden jungen Menschen — und als man sich im Dunkel des Kurgartens trennte, leuchtete die Erinnerung dieses Abends durch zwei frühlingstrote Herzen.

\* \* \*

Im Gleichschritt des Lernlebens, der Examen und des sich stets gleichbleibenden Schuldienstes war die Erinnerung an diesen einzigen Ballabend in Lenore hell und licht geblieben, namentlich wenn ihr Blick gelegentlich über die Perlen glitt, die tief in ihrem Schränkchen verwahrt lagen — seit jenem Abend hatte sie sie nicht getragen, es war keine Gelegenheit dazu. Nur damals, als sie noch nicht fertig mit dem letzten Examen war und Großmutter plötzlich so krank geworden und in ihrer Klasse gegen Ende des Monats wieder Ebbe war, da hatte ihre Hand nach dem Kästchen gegriffen, um die Perlen schnur auf das Leihamt zu tragen. Mit schwerem Herzen war sie gegangen, und es war ihr wie eine Erleichterung, als der Mann, die Perlen geringschätzend betrachtend, sagte: „Nein — Steinperlen — ganz unmöbren — und kein Steinwert — die nehm ich nicht, die haben heute nur noch einen Erinnerungswert.“

Mit schnellem Griff nahm sie die Perlen zurück — es war ihr mit einemmal, als seien sie mit ihrem Schicksal verknüpft, als könnte sie sich überhaupt nicht von ihnen trennen — von Großmutter's legtem, treu gehütetem Schatz, der „gar keinen Steinwert“ mehr hatte. Sie sah sich im Licht der Erinnerung in dem weißen, viel gewaschenen Kleid und sah einen jungen stattlichen Mann, zu dem sie gesagt: „Heut' will ich nicht an Lernen und Examen denken, heut' will ich mich freuen.“

Heute fiel es ihr schwer aufs Herz: War sie mit diesen Worten dem freundlich-ernsten Offizier wohl gar zu leichtsinnig erschienen? Oder hatte er sie verstanden, daß ihr junges Herz an diesem sorglosen, fröhlichen Abend im Glanz der Kerzen und beim Klange der Musik sich nur des Augenblickes freuen wollte?

Wie im Traum reichte sie ihre goldene Uhrkette hin, ein schwarzes Seidenband genügte für die Uhr der armen Lehrerin — und dann, dann erholte sich Großmutter wieder, und das Leben ging im Gleichschritt der Pflicht weiter, bis — ja bis eines Tages Eleonore einsam und in tiefer Trauer aus Pöhlßen, dem ehemaligen Bülzow'schen Besitz, heimkehrte, wo man in der Familiengruft Großmutter zur letzten Ruhe gebettet hatte. Nun hatte sie niemand mehr, niemand, der sie freundlich willkommen hieß, wenn sie heimkam — sie war ganz allein — und war doch zufrieden, daß sie allein war und nicht den Oberlehrer Wendemann geheiratet hatte, der vor fünf Jahren um sie geworden. Denn die Jugend hing an ihr, liebte sie — und es war eigentlich kein Wunder, daß Konjul Kleinow bei ihr anfragte!

ob sie mit seiner mutterlosen Tochter nach Schöndorf reisen wollte — wo Ursula die Kur gebrauchen mußte.

Nun war sie — nach zwölf Jahren — wieder da, wo sie mit Großmutter damals geweilt hatte; aber sie wohnte mit ihrem Schützling nicht in dem kleinen Logierhause, sondern im Kurhause, und brauchte nicht wie damals sorgenvoll die Ausgaben zu überlegen.

Wie alles, obgleich viel verändert, sie an jene Zeit mahnte! An ihren ärmliche Ballanzug mit den Perlen. Aber damals waren große Perlen unmodisch — jetzt trug man sie wieder, und dennoch entschloß sich Lenore erst auf Ursulas Bitten dazu, sie anzulegen.

„Tragen Sie doch die Perle.“ Fräulein von Herbersfeld — Perlen sind doch so modern, was sollen die Perlen im Kasten — da erfreuen sie niemand.“

Aber nicht, weil Perlen modern waren, weil die launenhafte Göttin sich nach jahrelanger Vernachlässigung auf sie besonnen hatte, legte Lenore sie an, sondern weil mit der Erinnerung an jenen Ballabend ein eignes Gefühl über sie gekommen war: sie fühlte sich so stolz und sicher als Hüterin eines alten, seltenen Schmuckes. Sie wollte ihn tüchtig anlegen — er paßte zu dem schlichten, silbergrauen Seidentkleid, das sie trug — und dachte dabei

nicht, daß er Aufsehen erregen würde im Kurhause — bei Tisch — nicht nur bei den Damen, auch bei den Herren. Da sah nicht weit von ihr ein verwundeter Offizier, ein hochgewachsener Major, dem man in Rußland das

ein Bein abgeschossen hatte, und der an zwei Krücken ging — im Fahrstuhl gefahren wurde. Und er wußte es sofort: das war ja die kleine, zierliche Ballbabe, die ihm damals gesagt hatte, sie wollte

heute frühlich, nur frühlich sein. Sie sah noch aus wie damals; ernst waren Leonores Züge immer

gewesen, aber jetzt lag solch große, abgestählte Ruhe auf dem zarten Antlitz, daß er staunte. War sie verheiratet? War sie unvermählt geblieben? Wer wußte es? Mit

so stolzer Sicherheit hatte sie schon damals den blonden Kopf getragen — wenn — ja wenn sie sich damals gefunden hätten —

zwei reiche, schöne Jahre wären ihnen beschieden gewesen — und nun war er ein Krüppel, bestenfalls konnte er sich ein Gütchen kaufen und Schollenmensch werden.

Nach Tisch stellte er in der Kurliste fest: sie war nicht verheiratet. Freiin Eleonore von Herbersfeld, Lehrerin aus Berlin, und Fräulein Ursula Kleinow aus Berlin stand da.

Sie hatte ihn nicht erkannt, und sie war meist im Kurgarten von einigen Badfischen, Altersgenossinnen von Ursula, belagert. Von seinem Platz aus konnte er sie beobachten: sie hatte ihren Frohsinn noch; wenn sie mit den jungen Mädchen sprach, leuchtete es wie Sonne in den großen, grauen Augen, und in den feinen Zügen stand doch der Ernst des Lebens geschrieben.

Sie sah allein am Spielplatz, auf dem die jungen Mädchen Ball schlugen — ihre Gedanken wanderten zurück in die Vergangenheit — da stapfte ein Offizier an Krücken daher; — müde vom Gehen wollte er auf der Bank rasten — da entglitt ihm die eine Krücke und fiel gerade zu Leonores Füßen nieder. Sie bückte sich und reichte sie ihm zu — und da erkannten sie sich: „Vielen Dank, mein gnädiges Fräulein,

ich habe Sie gleich an Ihren Perlen erkannt — wir haben vor zwölf Jahren hier zusammen gelangt.“

„Ach — Herr von Wunderslöb —“, sagte sie leise, „das ist aber ein recht schmerzliches Wiedersehen.“

„O nein — ich danke Gott für jedes Wiedersehen — ich hoffte immer, daß ich bald wieder zum Meer könnte, aber schließlich mußte das Bein doch geopfert werden. Und Sie, mein gnädiges Fräulein?“

„Ich bin ganz allein — Großmutter ist tot.“

„Und sind Lehrerin?“

„Ja — schon lange Jahre.“ —

„Und glücklich geworden dabei?“

„Ja, Herr Major, ich bin sehr glücklich, ich habe meine Arbeit, und habe meine Pflichten —“

„Das ist viel, aber doch auch wenig; wenn man jung ist — dann will man doch wohl auch froh sein.“

„Man kann ja auch froh sein in allem Leid,“ sagte sie

einfach; „ich darf in dieser großen Zeit meine

Schülerinnen zu tatentröhen Menschen er-

ziehen, die stets nicht nur für ihr kleines

Haus, sondern auch für ihr Vaterland

an dem Posten sein werden. Unsere

Arbeit in der Jugend in dieser

gewaltig-ernsten Zeit muß frohen

Herzens geübt werden. — dann

macht sie froh und dann ist

sie unser Glück.“

„Man kann aber auch

anderer Glück sein,“ sagte

Wunderslöb, und seine

Stimme zitterte. Dann

sprach er weiter: „Den-

ken Sie, Fräulein von

Herbersfeld — so oft im

Unterstand oder im Ruhe-

quartier oder — beim

Marß habe ich an Sie

und Ihre blauen Perlen

denken müssen — und im-

mer mit dem Gefühl, daß

mir etwas fehlte, daß ich

irgendwo in meinem Leben

an etwas sehr Großem, Schöнем

vorübergegangen bin. — Haben

Sie wohl auch an mich gedacht?“

„Gewiß,“ erwiderte sie einfach.

Er zeigte mit dem Krückenstiel Figuren

in den Sand — dann fand er, die Krücken unter

die Arme legend, ganz plötzlich auf.

„Es geht so nicht, Fräulein

von Herbersfeld — sehen Sie, ich

bin jetzt nicht nur der Wunderslöb,

ich bin ein armer, selbstgrauer Ver-

wundeter — und wenn der nun sagt, daß Sie seines Lebens Glück

sind, würden Sie das verstehen — und würden Sie das sein können? Das Glück eines sehr hilflosen Mannes, der Sie damals schon geliebt hat? Ihr Bild im weißen Kleide mit den blauen Perlen hat jedes andre Bild verdrängt!“

Wie von ungefähr faßte Leonores Hand nach den Perlen — die ihr immer so rätselvoll erschienen waren — wie Hüter ihres Glückes. Daß sie damals die Perlen behalten konnte, daß sie hier die Perlen trug und er sie zuerst daran erkannte — war das nicht Fügung? Und war es nicht auch eine Fügung, eines geliebten Mannes Weib und Helferin und Stütze zu werden?

Nicht wie vielleicht damals in sonnigem Jugendglück, sondern nach heißer Zeit der Arbeit und der Kämpfe legten die beiden ihre Hände zu stillem Verlöbniß ineinander, und während die Erinnerung an das Einst versank, erschien die Zukunft eines friedewollen, glücklichen gemeinsamen Lebens im Licht der sich langsam und glanzvoll neigenden Herbstsonne.



Austernzeit in Ostende: Deutsche Matrosen beim Einkauf frischer Ware am Austernbehälter im Hof eines Ostender Hauses.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

# Ein Fliegerkampf.

Von Hellmut Unger.

**F**rühmorgens war der deutsche Doppeldecker startbereit gewesen, aber ein scharfer, böiger Wind hatte den Flug verhindert. Das Wetter „diezig“, vorn in den Infanteriestellungen Ruhe; man konnte das Aufklaren abwarten.

Der kleine Fliegerleutnant Naumann, der erst vor wenigen Wochen das Pilotenabzeichen bekommen hatte, sah, ins Studium der Karte vertieft, in seinem Zelte. Er hatte die Lederjoppe geöffnet, den Halschal gelodert. Die schwere Haube mit der Fliegerbrille lag neben ihm auf einem rohgezimmerten Schemel.

Ziel, peinigten stets von neuem. — Was seinem jungen Leben geschehen war, hatten doch tausend andere auch schon durchgemacht und — überwunden. Nur ein wenig Wille und Sicherheit gehörte dazu. Und doch war's so bitter-schwer, etwas stürzen und vernichtet zu sehen, woran man in jugendlichem Überschwange geglaubt hatte.

Waren sie beide — er, der Primaner, und sie, der Badfisch — nicht Kinder gewesen, als sie einander von Liebe sprachen? Ihm war's Ernst gewesen, wie heute noch; er hatte dem schönen Mädchen ein Versprechen gegeben, das er halten wollte, ohne sich um das Wie



Die türkischen Parlamentarier in Berlin nach dem Verlassen des Rathauses.

Phot. A. Grohs.

- (1) Generalleutnant Hassan Rıza Pascha, Abg. von Hodeida; (2) Seyd Bey, Abg. von Smyrna; (3) Selah Dilmidschoj Bey, Abg. von Konstantinopel; (4) Omer Schefti Bey, Abg. von Siwas; (5) Hussein Dschahid Bey, Vizepräsident der türkischen Abgeordnetenkammer; (6) Seyd Hakim Bey, Abg. von Bordin; (7) Mustapha Nedim Bey, Präsident des Ausschusses für nationale Verteidigung.

Ein Knabengesicht war es, das, auf die geballten Hände gestützt, sich jetzt von der Karte aufrechtete. Zwei harte, stahlblaue Augen verrieten nicht, daß sie bisher in ein sorgloses Jugendleben geblüht hatten. Jetzt waren sie voll tiefsten Wissens, als hätten sie einmal etwas neben sich gesehen, das die Menschen — den Tod nennen. Diese Augen stachen geradezu seltsam ab von den unausgeprägten, fast weichen Zügen und dem bartlosen Munde.

Der Pilot drehte sich mit einer gewissen Umständlichkeit, die das Abwarten gestattete, eine Zigarette und setzte sie in Brand, faltete mechanisch die Karte zusammen und lehnte sich zurück.

Wie verflatterndes Brummen trug der Wind den Geschützschall der feindlichen Artillerie herüber. Die deutschen Feldhaubizen antworteten den Franzosen gar nicht erst.

Erbärmlich waren das Warten und die erzwungene Untätigkeit! Dann gingen die unruhsvollen Gedanken, die man so gern verschleuchte, wiederum auf die Wanderschaft und fanden immer doch nur das eine

Gedanken zu machen. Hier lag das Rätsel, das er nicht deuten konnte: daß sie sich jetzt plötzlich mit einem andern, älteren Herrn öffentlich verlobte, ohne ihm noch einen Brief zum Abschiede zu schreiben. Möchte sie dort ihr Glück finden! Gut! —

„Meldung am Telephon!“

„Was ist?“

Noch ganz in seinen Gedanken befangen, wandte er sich um. „Feindlicher Flieger in Sicht, Herr Leutnant! Meldung kommt vom Artilleriebeobachter.“

„Danke.“ —

Leutnant Naumann meldete sich startbereit. Der Hauptmann versuchte, den Stürmischen zu warnen. Der aber hatte nur ein Lächeln dagegen. „Wer soll mein Begleiter sein?“

„Fragen Sie Oberleutnant Bernauer.“

„Kann ich nicht allein starten?“

„Ausgeschlossen!“ —

## Neubesetzung von Reichsämtern.



Siegfried Graf von Roedern, der neue Staatssekretär des Reichschatz-amts. Graf Roedern, 1870 in Marburg geboren, war seit Frühjahr 1914 Staatssekretär für Elsaß-Lothringen.

Phot. Deutsche Ill.-Zef.



Dr. Karl Theodor Helfferich, der neue Staatssekretär des Reichsamts des Innern, Stellvertreter des Reichskanzlers

Hofphot. Emil Sandau.



Exz. Adolf von Batocki-Friebe, der „Lebensmitteldiktator“ (Leiter des neuerrichteten Kriegs-ernährungsamts), bisher Oberpräsident der Provinz Ostpreußen.

Phot. Gottlieb & Sohn.

Geschüßlärm draußen. Die Abwehrtanonen hatten den feindlichen Flieger aufs Korn genommen. Wie eine dicke, summende Hummel kam der Franzose in zweitausend Meter Höhe einher und strich über die deutschen Stellungen hin. Er schien irgendeinen der rückwärtigen Bahnhöfe mit Bomben bedecken zu wollen. Die Abwehrtanonen erreichten ihn nicht, und die Schrapnellwölkchen entfalteten sich in der Höhe wie blasse Blüten, deren farblose Blätter der Wind zerpfückte.

Einige Minuten später stieg der kleine Leutnant auf — allein. Der Doppeldecker wäre sonst nicht hochgekommen. Noch einmal drückte der Wind den Apparat nieder, daß die Rufen fast den Boden berührten, dann ging es reißend empor.

In scharfen Spiralen schraubte sich Leutnant Naumann ins Licht hinauf und schwamm gleichsam wie im Kielwasser des blindenden französischen Flugzeuges.

Das eingebaute Maschinengewehr war schußbereit. Die Hände des Leutnants aber kamen vom umkampften Steuer nicht los; der Körper mußte schwer arbeiten, wenn die Seitensteuer den Wind recht patieren sollten. Erst in den Höhen ließ der furchtbare Winddruck ein wenig nach.

Der Pilot wollte dem Feinde den Rückweg verlegen und ihn zum Zweikampfe zwingen, mochte er ausgehen, wie er wollte.

Ein grauenvoller Flug wurde es. Immer höher mußte der Doppeldecker hinauf. Mehrfach schon hatten kurze, jähe Luftstöße die Tragflächen unterfahrt und das Boot fast zum Rippen gebracht.

Das laute Aufheulen des regelmäßig arbeitenden Motors hatte jetzt auch der Franzose vernommen, drohte in schlanter Kurve und hielt nun auf den Doppeldecker zu. — Es galt!

Noch waren die beiden Flugzeuge in gleicher Höhe und schraubten sich hastig weiter empor. Kaum zu erkennen und oft mit Nebelmassen überwallt, lag drunten die Champagne.

Mit fiebernden Kräften steuerte Naumann auf den Brummer los. Er wollte ihn schon niederzwingen! Er kreiste über ihn hin, kam aber bei den Böen nicht zum Schuß, während von drüben eine Geschosflut in die unteren Tragflächen klatschte.

Mächtig warf es ihn im Sitze auf. Sicherheit straffte seine Arme. — Vergessen und Sieger sein!

Ob der Franzose ihm entkommen wollte? Der kleine Brummer stierte westwärts. Da peitschte ihn Siegeswille auf. Der Motor lief volle Kraft, und die Tragflächen knatterten.

Wieder wendete der feindliche Pilot scharf und suchte den Doppeldecker von der Seite zu fassen. Naumann hatte jetzt freies Schußfeld. Propellerfurren, Motorengestampfe, Maschinengewehrknattern.

Wir rennen zusammen und bersten, dachte der Pilot in der hellen Hitze des Kampfes und bediente weiter mechanisch das Maschinengewehr.

Jetzt — drüben verstummte aufheulend der Motor. Kaum zehn Meter voneinander getrennt, überkreuzten sich die Feinde.

Naumann sah, wie der französische Pilot halb über dem Steuerlade lag, während der Begleiter vergeblich das Gewehr neu einzurichten versuchte.

Wie taumelnd beschrieb das feindliche Flugzeug noch einige Kreise, kippte zur Seite und sauste in die Tiefe.

Falkengleich, mit abgedrosseltem Motor, schoß ihm der deutsche Doppeldecker im Gleitfluge nach. Als er landete, fand er nur noch zertrümmte Gestänge, zersplitterte Propeller, einen tief in den Boden gestoßenen Stahltrumpf und zwei verkohlte Leichen vor.

Leutnant Naumann ließ abmontieren und ging seine Meldung machen.

An die eine daheim dachte er nicht mehr.

Im Kugelregen droben war der Knabentraum verfliegen. Zur Fliegerstation schritt ein reifer Mann.

# Der Gasdirektor von Leipzig.

Wie Gerüchte entstehen.

Von Friß Heder.

Ich hatte auf einen Tag nach Leipzig zu fahren. Der Dienstmann, der mein Gepäck trug, war nach zwanzig Schritt zutraulich: „Nun, was sagen Sie zu dem letzten Telegramm aus Serbien — übrigens, haben Sie schon das Neueste von unserm Herrn Gasdirektor gehört?“

Ich verneinte. Darauf setzte er das Gepäck in den Schmutz, sah sich erst nach allen Seiten um und flüsterte schließlich heiser:

„Ich glaube, Ihnen darf ich's anvertrauen — aber ganz unter uns, bitte: Der Gasdirektor von Leipzig hat eine neue Bombe erfunden — eine mit Blausäure —“ Ich sage Ihnen: fürchterlich, einfach fürchterlich —“

Ich machte meine Einkäufe. Der junge Mann, der mich bediente, schien mit mir zufrieden, als ich zahlte. Er tat er wohlwollend-anvertrauend den Mund auf: „Haben Sie übrigens schon gehört, daß unser Gasdi—“

Kam der Geschäftsherr und entriß mich ihm: „Sie werden mit dem Einkauf zufrieden sein, mein Herr, ich kann es Ihnen versichern. Haben Sie übrigens schon gehört, daß unser Gasdirektor eine neue Bombe erfunden hat — eine mit Blausäure — ich sage Ihnen: fürchterlich, einfach fürchterlich —“

Der Kellner, der mich mittags bediente, ließ mich nur knapp bis hinter die Suppe kommen:

„Abgesehen, haben Sie schon gehört, mein Herr, unser Gasdirektor hat eine neue Bombe erfunden, eine mit —“

„Blausäure,“ sagte ich ruhig.

„Wie, Sie wissen das Geheimnis? Das ist ja —“

„Fürchterlich, einfach fürchterlich,“ fuhr ich fort und vertiefte mich in mein Gemüse.

Nachmittags suchte ich einen Freund auf. Er umarmte mich

zweimal. Aber zwischen der ersten und zweiten Umarmung konnte er es mir doch verzeihen:

„Abgesehen, weißt du das schon mit dem Leipziger Gasdirektor?“

Nun, gegen einen alten Freund kann man doch nicht so sein. An toh

zurückgewiesenen Geheimnissen soll man ersticken können, und so sagte ich:

„Nun, ich denke, er macht Gas, euer Gasdirektor.“

„Eben nicht, mein Lieber. Bomben macht er, Bomben mit Blausäure, ich sage dir: fürchterlich, einfach fürchterlich —“

Als ich abends von Leipzig nach Hause fuhr, war mir das mit dem Leipziger Gasdirektor noch zwanzigmal unachtsamlich mitgeteilt worden. Schon nach dem dreizehntenmal gab ich es auf, mich zu wehren. Die Blausäurebomben des Gasdirektors waren mächtiger als ich. Ich schlug den Kopf gegen die Wand, vergaß mich selbst in den Trichter eines geistesabwesenden Lächelns und ließ das Trommelfeuer der Leipziger Gasdirektorblausäurebomben über mich ergehen.

Ich atmete auf, als der Zug aus den letzten Häuserzeilen Leipzigs herausgekommen war und weiterdampfte.

„Gott sei Dank,“ murmelte ich, „jetzt bin ich die Bomben

des Gasdirektors endlich los.“ Aber auf einmal reckten sich drohende Ramine aus dem Vorstadtkand. Riesenfinger brachen sie um und trommelten mit ihnen auf den ungeheuern Gasometern. Ich sah es, es war der Gasdirektor von Leipzig selber. Und es kam ein Takt hinein, auch in des Gasdirektors Stimme: „Wissen Sie übrigens schon, daß ich eine neue Bombe, eine mit Blausäure —?“

Die Stimme und der Takt drangen durch das Eisenbahnfenster. Und etwas von dem Gasgeruch drang mit herein, und ich war unvorsichtig genug, ihn ins Hirn hinaufzuschlucken. Da war das Unglück fertig, ich dem Gasdirektor von Leipzig verfallen.

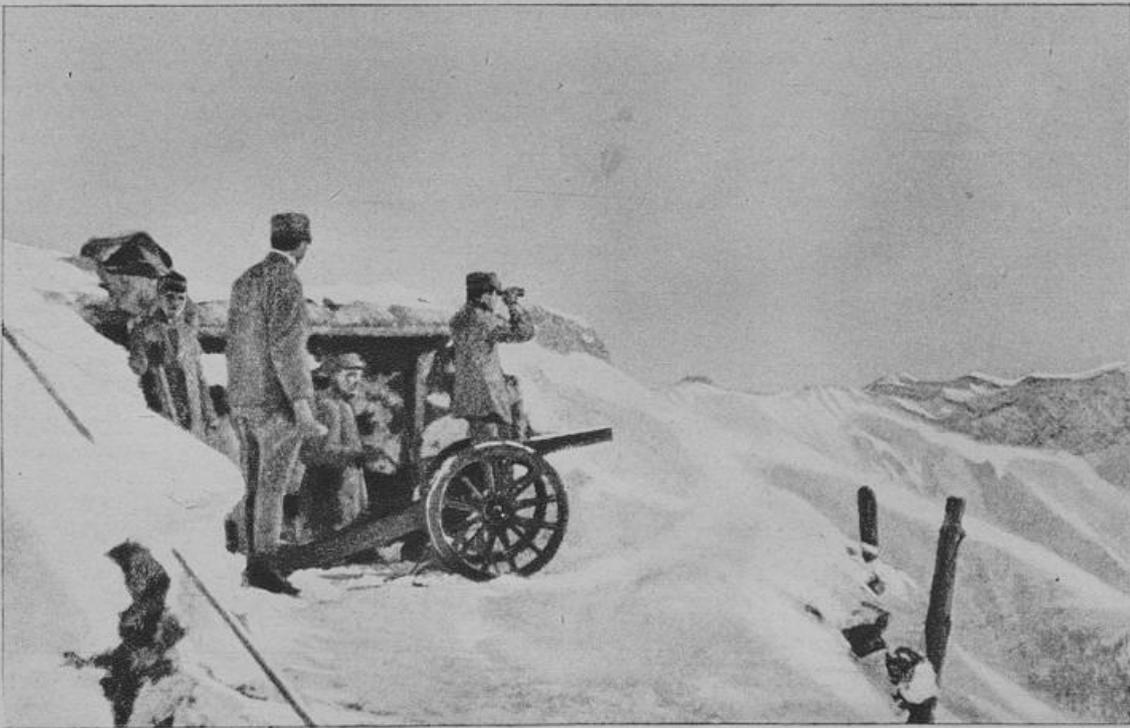


Vom österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz: Eingang in einen Schützengraben im Hochgebirge.

## Kämpfe im ewigen Schnee der Dolomiten.



Auf dem Gipfel der Dolomiten: Abschiedsbild einer italienischen Aufklärungspatrouille ins österreichische Land.



Italienischer Vorposten mit Kleinem, eigenhändig auf die Bergeshöhe geschafftem Geschütz.

Zu meiner Heimatstadt angelangt, hatte ich kaum meine Frau stüchtig begrüßt, da brach es auch schon heraus aus mir:

„Weißt du übrigens, daß der Gasdirektor von Leipzig eine neue Bombe erfunden hat, eine mit Blausäure? Ich sage dir: fürchterlich, einfach fürchterlich.“

Ich kam am nächsten Tage mit einer Menge Leute zusammen; ich telephonierte sie an, ich rannte ihnen nach, ich padte sie am Modknoyf:

„Wissen Sie übrigens, daß der Gasdirektor von Leipzig —“

Es wurde immer ärger. Es kam schließlich so weit, daß ich mir einbildete, selbst der Gasdirektor von Leipzig zu sein. Und es gelang mir, einigen Freunden, denen ich das mit den Bomben zum zehntenmal erzählte, denselben Glauben beizubringen, daß sie der Gasdirektor seien. So kam es, daß in meiner Stadt hauseinwärts Leipziger Gasdirektoren umherliefen, welche eine neue Bombe erfunden hatten, eine mit Blausäure. Ich sage Ihnen: fürchterlich, einfach fürchterlich!

Meine Frau wurde besorgt und fragte eine Tante, was zu tun sei. Die Tante gab ihr den Rat, an den Gasdirektor von



Fluglehrer Vizefeldwebel Albert Franke aus Düsseldorf-Wersten, stürzte bei einem Fluge in Sofia tödlich ab.

Franke war seit November 1915 in Sofia als Fluglehrer tätig.

Leipzig selbst zu schreiben. Sie tat das sehr energisch:

„Sehr geehrter Herr Gasdirektor, Sie mit Ihren unglückseligen Blausäurebomben sind schuld daran, daß jetzt mein Mann —“ und so weiter und so weiter.

Darauf bekam sie ein gedrucktes Zirkular des Rechtsanwalts des Leipziger Gasdirektors: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich gegen die Verbreiter des unsinnigen Gerüchtes, wonach mein Mandant, der Herr Gasdirektor von Leipzig, Bomben erfunden haben sollte, deren Inhalt ganz oder teilweise aus Blausäure bestehen sollte, die gegen Länder, mit denen wir im Kriegszustand befindlich sind —“ und so weiter und so weiter. Der Satz war fürchterlich, einfach fürchterlich und erzeugte beim Lesen eine Wirkung, eine Wirkung!

Nun, also diesen Satz gab mir meine Frau ein. Es erwies sich, daß er stärker war als alle Blausäurebomben. Als ich ihn gelesen hatte, sagte ich aus tiefster Überzeugung:

„Wach!“

„Gott sei Dank!“ rief meine Frau in freudiger Erregung. „Jetzt kannst du doch wieder vernünftig reden.“



Deutsche Torpedoboote auf der Suche nach feindlichen Minen.

Eifo-film G. m. b. H.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 24.

Düsseldorf, 10. Juni

1916.



**Vom Besuch türkischer Parlamentarier in Deutschland:**  
Die türkischen Gäste auf dem Chiemsee beim Ausflug von München nach Schloss Herrschiemsee.

Phot. H. Gräner

# Die Frau Rechtsanwält.

Eine heitere Pfingsterzählung von Anna Gade.

**W**ar das ein Wetter, unglaublich schön! Mit fast hochsommerlicher Wärme strahlte die Sonne auf die in leuchtendem Grün prangende Erde.

Der Amtsrichter Martinsen und der Rechtsanwalt Dr. Heinede, beide zurzeit aus dem Felde zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit beurlaubt und mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, kamen in angeregter Stimmung von einem Nachmittagsspaziergang heim. An der Ecke der Klosterallee blieben sie eine Weile stehen. Der seit einigen Jahren verheiratete Amtsrichter hatte am unteren Ende der Straße eines der schmucken, kleinen Einfamilienhäuser inne, während der noch unverheiratete Rechtsanwalt weiter im Inneren des Städtchens an der Marktstraße in dem geräumigen, alten Patrizierhause wohnte.

„Na, das soll mich nun wirklich wundern,“ meinte der Amtsrichter, „wo Sie endgültig Pfingsten verleben werden. Nachgerade wird es Zeit, Ihren Reiseplan festzulegen.“

„Bis morgen ist noch lange hin,“ gab der Rechtsanwalt lachend zurück; „vorläufig bin ich nur selber gespannt, was aus meinen Plänen herauskommen wird. Jrgendwohin muß man ja — zumal Sie Angetreuer auch aufs Schwiegerelsterliche Gut flüchten — wenn man hier nicht in „Müllers Kaffeegart'n“ mit Strümpfe striden will.“

„Nun, dann auf alle Fälle recht frohe Feiertage, mein lieber Rechtsanwalt, und wohin der Wind Sie auch weht, kniden Sie mit nicht zu viele Herzen!“

Der Rechtsanwalt lachte. „Ich weiß, Sie können die Zeit nicht erwarten, daß ich auch an die Kanaree komme.“

Der Amtsrichter schaute ihn unbeirrt mit tiefgründigen Scherbliden an. „Mein lieber Heinede, mit Spott hält man das Schicksal nicht auf. Auch Ihre Stunde hat bald geschlagen!“

Friß Heinede schüttelte lachend den Kopf. „Sie sind doch unverbesserlich! Aber wer sich sechsunddreißig Jahre allein durchs Leben schlug, der wird's vermutlich auch wohl noch weiter tun, obgleich ich grundsätzlich ja gar nicht abgeneigt bin, nur daß —“

„Ich weiß“, fiel der Amtsrichter ein, „und lenne Ihre schwache Seite. Sie haben so'n kleinen romantischen Hang zum Ursprünglichen und Besondern. Sie möchten nicht nach Schema F unter die Haube; Sie wollen mehr für sich behandelt werden. Nun, die Sache wird schon schief gehen. Vorläufig also nochmals vergnügte Feiertage.“

Nachdentlich schlenderte Friß Heinede durch das pfingstsonnabendlich rege Treiben der altertümlichen Straßen heim. Ja, wo lenkte man nun morgen die Schritte hin?

Unschlüssig diesen und jenen Plan erwägend, ging er, zu Hause angelangt, über die weite, dämmerige Patrizierdiele auf seine Privatwohnung zu. Gewohnheitsgemäß bückte er sich vor der Tür — ob die Nachmittagspost schon da war? Richtig, es steckte etwas im Kasten: zwei belanglose Drucksachen und ein weißer Privatbrief. Flüchtig betrachtete er diesen: ziemlich großformatiges Papier, die Handschrift völlig unbekannt, soweit er hier draußen erkennen konnte. Er ging damit an den Schreibtisch, und jähe Überraschung trat auf sein Gesicht. Was stand da?

Er las ja wohl nicht recht — an Frau Dr. Heinede?! Und darunter die Adresse: Marktstraße 16.

Er lachte unwillkürlich hell auf. Donnerwetter noch mal, nun wurde es ernst; sie hatten es ja wohl von allen Seiten auf seine Junggesellschaft abgesehen! Wer aber mochte bloß auf den Gedanken verfallen sein, an seine Frau zu schreiben?

Einen Augenblick überlegte er noch: streng genommen war der Brief ja nicht für ihn bestimmt; aber was seine Frau anging, ging ihn doch schließlich auch an, und da sie vorläufig noch nicht da war, war er zweifelsohne der Nächstbefugte. So schlich er kurz entschlossen die Briefhülle auf. Ein zweiseitig beschriebener Bogen und eine stark zerknitterte Ansichtskarte kamen heraus, eine Karte, die erneut

eine jähe Überraschung auf sein Gesicht treten ließ. Er nahm zunächst den Briefbogen zur Hand:

„Sehr geehrte Frau Doktor!“ las er.

„Hiermit sende ich Ihnen wunschgemäß die einliegende Karte zurück, die ich erst heute früh durch einen wunderbaren Zufall gelegentlich eines Spazierganges in unserer Waldeinsamkeit hoch oben in der Krone einer Föhre hängend fand. Ich ging im Walde so für mich hin usw., da sah ich plötzlich zu meinen Füßen ein winziges, blutrotes Etwas liegen, ähnlich den Fehen einer jener Quietsch- und Aufpustblasen, wie sie als Kinderspielzeug auf den Jahrmärkten feilgeboten werden. Ich zerbrach mir noch den Kopf, auf welche Weise der rätselhafte Fund wohl in diese Einsamkeit verschleppt sein mochte, als ich auf den Gedanken kam, daß er möglicherweise aus einem Vogelnest gefallen sein könnte. Ich spähte umher und entdeckte dabei zu meiner Überraschung in beträchtlicher Höhe an einem dünnen Zweige noch mehr von dem rotstimmernenden Etwas, sowie ein im Winde hin und her baumelndes kleines Blatt Papier. Natürlich erregte die sonderbare Entdeckung mein lebhaftes Interesse. Nach einiger Ausdauer gelang es mir denn auch durch eine regelrechte Kanonade mit herumliegenden trockenen Ästen, meine Neugier zu befriedigen, und ich staunte nicht wenig, als ich vom Boden die samt dem dünnen Zweig heruntergefallenen Reste eines kleinen Jahrmattluftballons sowie eine daran festgebundene Postkarte aufheben konnte! Wind und Wetter hatten dem Papier und der Aufschrift zwar stark zugesetzt; denn nach dem Verwischen, aber doch noch ganz gut entzifferbaren Datum wurde der kleine Ballon bereits in der Woche vor Ostern auf die Reise geschickt.

Sollte Ihr Weg Sie jemals durch unsere schöne, einsame Heide führen, so würde es von besonderem Interesse für mich sein und mich sehr freuen, die Adressatin der drolligen Luftpost persönlich kennenzulernen. Eine Tasse Kaffee wäre bereit. Zudem ich mir erlaube, unbekannterweise einen freundlichen Pfingstgruß anzuschließen,

ergebenst

Gudrun Hedemann,

Oberförsterei Buchenhagen bei Töbingsdorf i. d. Lüneburger Heide.“

Friß Heinede sah eine ganze Weile und starrte auf die Schriftzüge: Frau Dr. Heinede. Ja, so stand da, und es klang gar nicht so übel! Aber — so fragte er sich — wie war um alles in der Welt bloß diese Gudrun — übrigens ein hübscher, klangvoller Name —, wie war bloß diese Gudrun Hedemann darauf gekommen, ihn zu verheiraten? Gudrun Hedemann — wie mochte übrigens diese lebenswürdige, kleine Waldnympe wohl aussehen? Schlan? Blond? Blauäugig, wie ihre berühmte, nordische Namensschwester? Und jung oder alt? Alt — bewahre! Das konnte sie nicht sein! Alte Leute werfen nicht mit Ausdauer mit trockenen Ästen nach irgendeinem rätselhaften Etwas, das oben in einem Baume hängt.

Er nahm von neuem den Briefbogen zur Hand. Oberförsterei Buchenhagen bei Töbingsdorf in der Lüneburger Heide. — Das war ja gar so weit nicht! Allerdings für einen kleinen Jahrmattballon eine erstaunliche Leistung, aber mit der Bahn bequem in einem Tag zu machen. Die Holsteinische Schweiz, die er schon in Erwägung gezogen, war bedeutend weiter entfernt, war Pfingsten auch stark überfüllt, das hatte er schon vorhin bedacht. Und mit einer blühähnlichen Schnelligkeit dachte Friß Heinede weiter. Die vornehme Stille einer so einsamen Wald- und Heidelandschaft — da mußte es wunderbar sein.

Und schließlich — wenn man's recht überdachte, gebot es auch der gute Ton, daß man sich bei der lebenswürdigen Briefschreiberin bedankte! Freilich — man konnte das auch schriftlich erledigen — aber — wenn man nun doch mal zufällig gerade eine Heidewanderung machte, dann konnte man es auch persönlich tun. Persönlich war entschieden noch höflicher. Und für Höflichkeit war Friß Heinede sehr.

Ja, genau betrachtet, ging es gar nicht anders! Gudrun Hedemann lud ihn ja auch selber in liebenswürdigster Weise ein — es würde sie interessieren, schrieb sie, ihn kennenzulernen. Allerdings — „ihn“ stand da nicht gerade wörtlich — aber einerlei, er gehörte doch schließlich auch mit zur Familie oder wenigstens zu seiner Frau, und da die doch nicht gut kommen konnte — jedenfalls, es lag auf der Hand, je länger man darüber nachdachte: es war geradezu eine Anstandsspflicht, ein gesellschaftliches Gebot von zwingender Notwendigkeit!

\* \* \*

In dem zartgrünen, rieselnden Gezweig der weißstämmigen, hohen Schleierbirken, die die einsame Waldchausee umstanden, spielten

Rabatten, auf denen in leuchtender Pracht blutrote Pfingstrosen blühten, kam von einer Laube im Hintergrund eine junge Dame auf ihn zu.

Früh Heinede riß die Augen auf. Narrete ihn eine Vision? Doch beinahe ganz, wie er sie im Geiste gesehen: jung, schlank, blauäugig, mit hellblondem, welligem Haar, das anmutig ein frisches, rosiges Gesicht umrahmte.

Er zog tief seinen Hut. „Verzeihung, meine Dame, dies hier ist doch die Oberförsterei Buchenhagen?“

„Allerdings,“ antwortete sie und sah ihn fragend an.

„Ich wollte mir nämlich gelegentlich eines Pfingstausstuges durch die Heide gestatten, einer Dame dieses Hauses für eine Liebens-

## Pfingsten

Im Glanz der Blütenkerzen,  
nun alle Saaten grün, —  
laß, Pfingsten, in den Herzen  
das Heilkrant Freude blühn!

Und rief sein stolzes Werde!  
Und frei von Feinden ruht  
die deutsche Mutter-Erde  
in ihrer Söhne Hut.

Wir sehn im Rückwärtschauen:  
Was Großes ward getan!  
Durch Kampf und Todesgrauen  
zog hehr der Sieg die Bahn...

Die Reichsten, die Geringsten  
umschloß ein Heldentum!  
Nun lenzt und lockt es: Pfingsten...  
Herr, — Dir sei Ehr' und Rahm!

Im Glanz der Blütenkerzen,  
nun alle Saaten grün,  
laß, Herr, in allen Herzen  
das Heilkrant Freude blühn...

Eugen Stangen

nedisch die goldigen Sonnenstrahlen. Die Wildtauben guerten, die Pfingstbrosseln sangen ihr melodisches Lied, und über den weißen Erdbeerblüten, die aus dem Grase lugten, tummelten sich bunte Schmetterlinge in munterem Spiel.

Früh Heinede sah aufmerksam umher. Nun noch eine kurze Strecke links, am Bach in die Höhe, wie man ihm im Dorf gesagt hatte — richtig, da lag das Ziel seiner Wanderung, die Oberförsterei Buchenhagen!

Es war noch früher Nachmittag. Die Sonne meinte es auch heute wieder gut; die Tannennadeln dufteten fast betäubend. Ein dicht-bebuschter Garten umgab das einsame Haus, das im Schutze der hohen Waldbäume so still lag, als sei kein lebendes Wesen darin.

Zwei Hunde schlugen an, sogar recht kräftig. Schon wollte er auf die Haustür zugehen, als er zur Seite zwischen den Büschen ein hes Kleid austauschen sah. Zwischen den buchsbaumumrandeteu

würdigkeit zu danken, und zwar für die freundliche Rücksendung einer hier in den Waldesgründen gestrandeten Lustpostkarte!

Ein helles Rot der Überraschung war blißschnell in das Gesicht der jungen Dame getreten. „— Ah, die Karte an Frau Dr. Heinede? Aber, bitte,“ sagte sie, während sie mit einer einladenden Bewegung auf die Laube zeigte, „möchten Sie nicht ein Weilchen Platz nehmen?“

Früh Heinede dankte verbindlich.

„Abgesehen gestatten Sie,“ sagte er höflich, bevor er sich gleichfalls setzte, „Rechtsanwalt Dr. Heinede aus Dankershausen. Habe ich demnach vielleicht das Vergnügen —“

„Allerdings,“ fiel sie lächelnd ein, „Sie vermuten ganz recht, ich bin Gudrun Hedemann!“ Und ehe er noch etwas erwidern konnte, fügte sie freundlich hinzu: „Hatte Ihre Frau Gemahlin, wenn ich fragen darf, bei dem herrlichen Wetter nicht Lust, Sie auf Ihrem Pfingstausstuge zu begleiten?“



Ein Sportfest hinter der Front im Osten: Kriegssport im Wilnaer Vorort Antokol.  
Auf der Tribüne Prinz Oskar von Preußen (X).

Phot. Voedeker.

Fritz Heinecke geriet doch etwas aus der Fassung, aber zum Glück bemerkte sie es nicht. Es war ja aber auch rein zu toll, da war schon wieder von seiner „Gemahlin“ die Rede.

Nun, vielleicht, so blühte es ihm durch den Kopf, war's auch ganz ratsam, wenn er die reizende, junge Dame vorläufig noch ein Weilchen in ihrem Glauben ließ. So wahrte sie ihre Unbefangtheit, und seine „Gemahlin“ machte ihn ihr wesentlich vertrauenerweckender.

„Nein, gnädiges Fräulein,“ sagte er mit möglichst bedauernder Miene, „meine Frau war leider behindert.“

„Nun,“ meinte sie, „es ist am Ende begreiflich. Ihre Frau Gemahlin wagt sich vielleicht in ihrer Fürsorglichkeit auch nicht von den herzigen Kinderchen fort.“

„Kinderchen?“ wiederholte er und fuhr unwillkürlich zurück.

„Verzeihung, Sie — Sie haben doch welche?“ fragte sie, ein wenig befangen und verwirrt.

„Bis jetzt leider noch nicht,“ erwiderte Fritz Heinecke, „aber was nicht ist, kann ja noch werden!“

„So — ja — allerdings. — Ich dachte — stammelte sie verlegen, „dass — dann sind Sie am Ende erst ganz kurze Zeit verheiratet?“

„Ja, gnädiges Fräulein, ganz kurze Zeit erst!“ bestätigte er und er hätte uns Haar hinzugesetzt: „Genau genommen erst seit gestern!“

„Ich dachte es mir eigentlich,“ meinte sie ablenkend, „dass die

Dame auch noch recht jung sein müßte, dem drolligen Einfall nach zu schließen. Aber Ihre Frau Gemahlin hatte doch wohl kaum noch damit gerechnet, nach so langer Zeit noch etwas über das Schicksal ihrer Luftpost zu erfahren.“

„Ganz recht, gnädiges Fräulein,“ fiel er eifrig ein, „als ich Ihren Brief gestern öffnete —“

„Sie machten ihn auf, Herr Rechtsanwalt?“ fragte Gudrun Hedemann ein wenig verwundert und lachte dann plötzlich belustigt auf, als sie seine Verwirrung bemerkte. „Am Ende wurden Sie gar

eifersüchtig auf Ihre Frau Gemahlin beim Anblick der fremden Handschrift, die ja auch — ich muß es sagen — wirklich ungewollt ein bißchen männlich-träftig wirkt.“

„Ja,“ antwortete Heinecke, sichtlich erleichtert, „so war es, wenigstens so was Ähnliches. Zum mindesten war ich sehr neugierig, so wenig rühmlich es auch klingt — aber vielleicht, gnädiges Fräulein, wäre es Ihnen ebenso ergangen, wenn Sie an meiner Stelle gewesen.“

„Nun, Ihre Frau Gemahlin zürnte Ihnen auch wohl nicht weiter darum?“ meinte sie lächelnd.

„Nein,“ versicherte er mit Nachdruck, „wir erzürnten uns noch nie! Meine Frau sagte mir noch kein einziges böses Wort!“

„Das ist aber hübsch!“ erwiderte sie, indem sie sich erhob. „Ich bitte, mich nun aber für einen Augenblick zu entschuldigen,“

Fritz Heinecke sah ihr veronnen nach, wie sie leichtfüßig auf das Haus zuging und in der Tür verschwand, um wenige Minuten später bereits mit einem zierlichen Brett voll Kaffeegerichte und mit einem Teller voll Kuchen zurückzukommen.

„Bitte, Herr Rechtsanwalt, wenn Sie fürnehmlich wollen, ich habe nämlich auch noch nicht getrunken. — und muß uns schon allein bedienen, denn die Mädchen sind ein Stündchen ins Dorf hinaus, und auf meinen Bruder zu warten, dessen Haushalt ich vorstehe — meine Schwägerin starb leider vor zwei Jahren — würde

doch zu lange währen. Er macht mit den Kindern einen Spaziergang durch das Revier, an dem ich mich nur deshalb nicht beteiligte, weil ich noch eine Geburtstagsfeier beenden wollte, — sonst wären Sie vor die erschlossene Tür gekommen.“

„Und habe nun doch so viel Glück gehabt!“ —

„Aber gnädiges Fräulein sind wirklich zu liebenswürdig,“ setzte er hinzu, als sie ihm von dem duftenden Kaffee eingoß und den Kuchenteller anbot.

„O bitte, das ist nur Eigennutz, in Gesellschaft schmeckt es immer



Das Robert Koch-Denkmal auf dem Luisenplatz in Berlin nach der Enthüllung.

Phot. A. Grohs.

Anweil der Stätte, wo der Gelehrte einst seine bahnbrechenden Bazillenforschungen machte, hat das von Prof. Cuaillon geschaffene Denkmal Robert Kochs seinen Platz gefunden. Es wurde im Beisein der Kronprinzessin feierlich enthüllt. Vorn auf dem Sockel findet sich die Inschrift: „Robert Koch, 1843—1910“, auf der Rückseite stehen Kochs Worte: „Ich wünsche, daß im Kreige gegen die kleinsten, aber gefährlichsten Feinde des Menschengeschlechts eine Nation die andere immer wieder übertreffen möge.“

viel besser. Und Ihre Frau Gemahlin hatte ich ja sowieso bereits herzlich eingeladen, mich mal zu besuchen, falls ihr Weg sie je hier in die Nähe führen sollte, folglich können auch Sie getrost eine Tasse Kaffee mit mir trinken."

"Ja, gnädiges Fräulein, aber Ihre Gastfreundschaft beschämt mich dennoch," sagte Frih Heinede, "weil ich zu meinem Bedauern ja laum in der Lage bin, Ihnen das entsprechend zu vergelten."

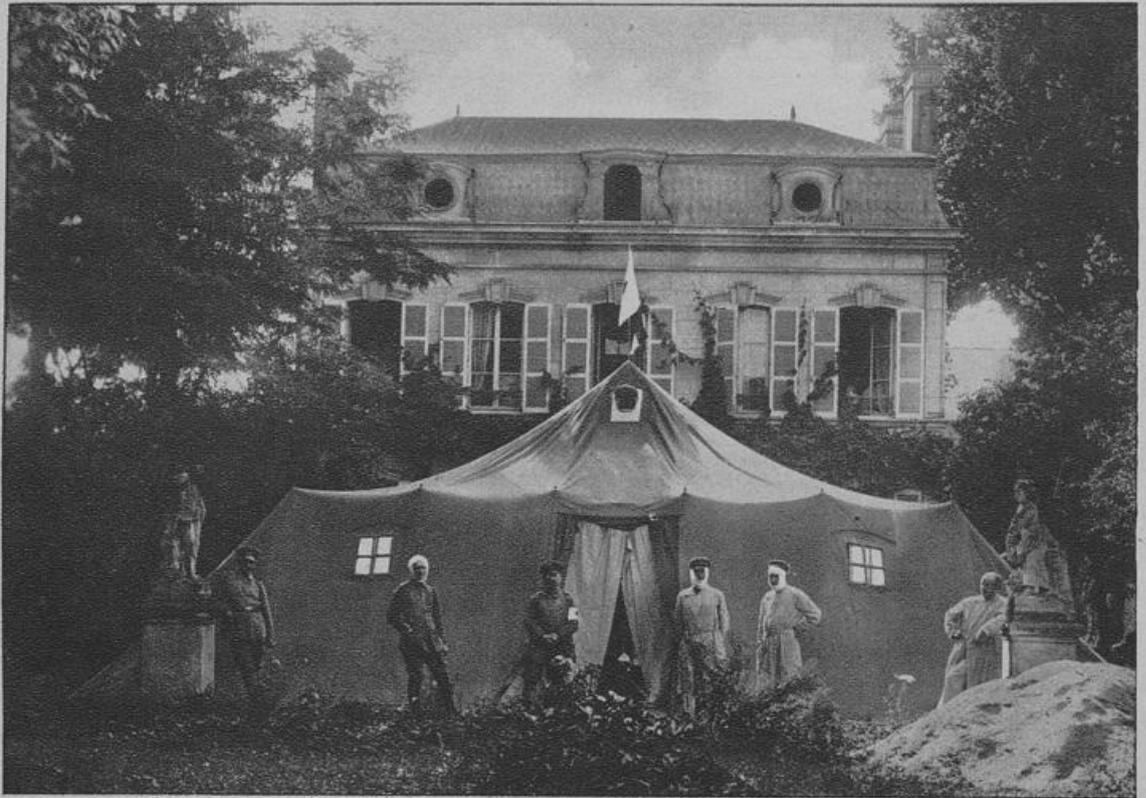
"O," erwiderte sie lächelnd, "wenn das Ihr ganzer Kummer ist, dann kann ich in Kürze schon mal Ihr Gewissen entlasten! Ich komme nämlich in einigen Wochen, gelegentlich der Reise zur Hochzeit einer Verwandten, doch sowieso durch Ihr altertümliches Städtchen, da könnte ich mir ja vielleicht, sofern ich nicht ungelegen läme, dabei das Vergnügen verschaffen, auch Ihre Frau Gemahlin kennenzulernen, und dann ließe sich ja die Tasse Kaffee wieder ausgleichen."

treten. „Schade," sagte sie nach einer kleinen verlegenen Pause, „daß mein Bruder ganz um das Vergnügen Ihres Besuches kommt."

"O, was das betrifft, so könnte ich mir meinerseits ja immer noch mal das Vergnügen verschaffen, auch Ihren Herrn Bruder kennenzulernen! Ich bin nämlich ein sehr eifriger Heidewanderer."

Aber Sudrun Hedemanns Wangen lief von neuem ein leises Rot. „Mein Bruder würde sich sicher sehr freuen, Herr Rechtsanwalt," erwiderte sie leise. „Wenn man so einsam wohnt, ist jeder eintretende Gast doppelt herzlich willkommen, und außerdem hätten Sie bei einer Wiederholung Ihres freundlichen Besuches ja obendrein die beste Gelegenheit, auch Ihre Frau Gemahlin mitzubringen."

Frih Heinede zog von neuem sein Tuch und wischte sich über die Stirn. „Gnädiges Fräulein," sagte er gepreßt und erhob sich von seinem Stuhl, „ich habe für heute Ihre Liebenswürdigkeit und Gast-



Seldkrankenzelt für Leichtverwundete vor einem Feldlazarett auf dem westlichen Kriegsschauplatz.  
Hofphot. Oskar Teßmann.

„Ach — gnädiges Fräulein," stammelte Frih Heinede plötzlich kläglich und hatte vor Schreck seinen Kaffee übergegossen. „Ich bitte vielmals um Verzeihung wegen meiner Ungeschicklichkeit!"

— „Bitte sehr," sagte sie freundlich und lachte, „das macht durchaus nichts und kann dem Gewandtesten passieren."

„Im übrigen — was ich noch sagen wollte — ja — meine Frau, die würde selbstverständlich außerordentlich erfreut sein, und ich — nun ich natürlich erst recht!"

Er zog sein Taschentuch und wischte sich über die Stirn, und Sudrun Hedemann sah ihn an. „Nicht wahr," meinte sie, „es ist schon eine wirklich hochsommerliche Temperatur."

„Geradezu belleminend!" erwiderte er. „Das heißt, schön ist es dabei doch! Wunderbar schön! Ich glaube, gnädiges Fräulein, ich habe noch nie ein so herrliches Pfingstfest erlebt."

In Sudrun Hedemanns Wangen war plötzlich ein leises Rot ge-

freundschaft lange genug in Anspruch genommen, obgleich ich ja gern — aber was ich noch sagen wollte, ich möchte mich doch nicht verabschieden, ohne zuvor —" Er stockte und sprach nicht zu Ende, denn Sudrun war schnell an eines der Beete getreten und pflückte eine Handvoll Maiglöckchen und violetter Stiefmütterchen.

„Für Ihre Frau Gemahlin," sagte sie mit lebenswürdigem Lächeln und reichte ihm die Blumen hin. „Wenn sie auch freilich etwas wekl werden, so wird sie sich doch vielleicht freuen, wenn Sie ihr einen duftenden Gruß mitbringen." Frih Heinede nahm die Blumen mit stummem Dank entgegen und sah die reizende Spenderin an mit einem Blick, der sie befangen an ihm vorübersehen ließ.

„Gnädiges Fräulein," fuhr er dann nach einer erneuten Pause fort, „ich möchte doch nicht gehen, nachdem ich Ihre Gastfreundschaft genossen habe, ohne — ohne zuvor noch einen Irrtum aufzuklären —"

„Einen Irrtum?" fragte sie leise. „Wieso — ich verstehe nicht —"

## Bilder aus Antwerpen.



Ein Blick über die riesigen Kaiflächen an der Schelde: Im Vordergrund einige Portalkrane. Phot. B. Wiele.



Die zahlreichen Halbportalkrane bestreichen Schiffe, Eisenbahngleise und Schuppen.

„Ich weiß daher auch nicht, ob ich berechtigt bin, diesen duftenden Strauß zu behalten — denn diese Ehe — ich meine — meine Frau, für die die Blumen doch bestimmt sind, die —“

Er zögerte unwillkürlich abermals einen Augenblick, und Gudrun Hedemann sah ihn in peinvollster Verwirrung an. Unklare Vermutungen kreuzten sich blühschnell hinter ihrer Stirn — was war das bloß mit dieser jungen Frau Rechtsanwältin? Hatte sie unbewußt vielleicht an eine Wunde gerührt?

„Denn meine Frau,“ fuhr Friß Heinecke fort und nahm allen Mut zusammen, „die — die ist vorläufig noch gar nicht da!“

„Ihre Frau ist noch gar nicht da?“ sprach sie mechanisch nach und starrte ihn verständnislos, aufs äußerste betroffen, an, und eine dunkle Blutwelle trat ihr blühschnell ins Gesicht. Grundgütiger! Es war ja nicht auszudenken — die Frau war gar nicht da, und sie — sie hatte arglos und in gutem Glauben noch vor wenigen Minuten von seinen Kindern geredet! Hatte —

„Ja, gnädiges Fräulein,“ sagte er, halb kleinlaut und halb triumphierend, „ich kann beim besten Willen nichts dazu, daß ich sie nicht aufweisen kann! Wenn ich Ihnen auch allem Anschein nach einen sehr verheirateten Eindruck mache, so besteht trotzdem meine Frau vorläufig nur auf dem Papier, das heißt auf dem Briefumschlag, in dem Sie dieser meiner vermeintlichen Frau die Luftpostkarte schickten!“

Gudrun Hedemann sah ihn an, wortlos, als fasse sie es nicht.

„Sie selber haben sie mir durch einen eigenartigen Fehltritt angegedichtet, und ich werde dieses denkwürdige Beweisstück als ein verheißungsvolles Verzeichen in meinem Schreibtisch aufbewahren, in der Hoffnung, daß ein freundliches Geschick Ihre Prophezeiung möglichst bald in holde Wirklichkeit verwandeln möge!“

Ganz allmählich schüttelte sie den Bann dieser verwirrenden Über-  
raschung wieder von sich ab.

„Sie haben also wirklich und ganz gewiß keine Frau?“ wiederholte sie noch einmal und sah ihn dabei an, als könne sie's noch immer nicht recht glauben.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, auch nicht die Spur davon! Ich bin so unverheiratet wie nur möglich!“

„Ja — aber —“ stammelte sie, während er schon betauernd fortfuhr: „Und ich schwöre es Ihnen, gnädiges Fräulein — es ist zwar traurig, aber wahr —, daß ich bislang auch noch nicht mal die leiseste Hoffnung auf das habe, was man belamntlich zuerst dazu haben muß, ich meine nämlich 'ne Braut —“

„Ja — aber, es stand doch auf der Karte klar und deutlich: nach Auffindung zurückzusenden an Frau Dr. Heinecke usw.“

„Gnädiges Fräulein,“ erwiderte er lachend, „stand das da wirklich? Sollten Sie sich nicht geirrt haben?“

„Allerdings,“ meinte sie, ein wenig unsicher, „die Schrift war stellenweise reichlich verwischt. Aber dennoch, es stand bestimmt und deutlich darauf: An Frau Dr. Heinecke!“

„Bitte, Fräulein Hedemann“ — er hatte seine Briestafche herausgezogen — „hier ist die Karte! Wenn Sie sich noch mal überzeugen

möchten — ich wenigstens lese da nichts von einer Frau Dr. Heinecke!“ Gudrun Hedemann sah in forschendem Interesse von neuem auf die betreffende Stelle. „Hier, hier steht es aber: An Frau Dr. Heinecke!“

Der Rechtsanwalt lachte in heller Belustigung auf. „Gnädiges Fräulein, da steht allerdings: Fr. Dr. Heinecke — das soll aber heißen: Franz und Dietrich Heinecke!“

„Franz und Dietrich Heinecke?“ wiederholte sie verblüfft.

„Ja, gnädiges Fräulein! Franz und Dietrich, zwei sehr unternehmungslustige, keine Gymnasialisten, meine Neffen, die damals ihre Osterferien bei mir verlebten und gleich am ersten Tage ihres Besuches gelegentlich des Jahrmektes jene Luftpostkarte losließen, außerordentlich gespannt auf das Ergebnis und überzeugt, daß, wenn die Karte überhaupt zurückkehrte, es dann sehr bald geschehen würde. Daher die Angabe des damaligen Aufenthaltes der beiden Absender.“

Gudrun Hedemann schlug die Hände zusammen.

„Aber daß Sie mich dann nicht gleich aufklärten,“ meinte sie schmolend und vorwurfsvoll, „das war eigentlich nicht nett von Ihnen!“

In drohlicher Ferknirschung sah er sie an. „Ich gebe Ihnen mein Wort, gnädiges Fräulein, ich hatte gar nicht die Absicht, Sie im unklaren darüber zu lassen, im Gegenteil!“

Aber als Sie mich von vornherein gleich wieder mit meiner Gemahlin überrumpelten, da — es hörte sich so reizend an und war so eine holde Täuschung —“ sagte er leise.

Und Gudrun Hedemann hatte ein weiches Herz und lächelte verzeihend.

Aber nein, zürnen durfte sie ihm wohl nicht! Er konnte ja auch wirklich nichts dazu, daß er die Frau nicht besah, die sie ihm angedichtet hatte!

Und sie strich sich ganz verwirrt über die Stirn.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte Friß Heinecke leise, während sie an der Gartenpforte standen, „Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet: Darf ich trotzdem die Blumen behalten, oder — möchten Sie sie wiederhaben?“ —

„Ein Geschenk darf man nicht zurückfordern!“ erwiderte sie ebenso leise, und die rosige Blut auf ihren Wangen vertiefte sich.

„Dann werde ich den Strauß auf meinen Schreibtisch stellen,“ sprach er beglückt, „und wenn er trocken ist, hebe ich ihn mir auf zum ewigen Andenken an dieses reizvolle Pfingsterlebnis und bitte meine Frau —“

„Ich denke, Sie haben keine?“ fiel sie lachend ein. „Nun sind Sie wohl schon ganz daran gewöhnt und einmal in Übung gekommen?“

„Ich meine meine künftige, gnädiges Fräulein,“ erklärte er unbeirrt und sah ihr leuchtend in die Augen. „Vielleicht aber bitte ich auch schon meine Braut, daß sie mir ein hübsches, kleines Kästchen dazu bemalt oder schnitzt. Wer sucht, der findet auch, und mir ist, als hätte ich ihn endlich gefunden, den Weg, auf dem sie blüht, die blaue Blume des Glückes —“

Er reichte ihr die Hand. „— Auf Wiedersehen! Auf nicht zu fernes!“ —

Und Gudrun Hedemann wiederholte leise: „Auf Wiedersehen!“



Begrüßung aus Rußland zurückkehrender österreichischer Austauschverwundeter durch das Kaiserpaar auf dem Bahnhof Berlin-Friedenau. Phot. Gebr. Haeckel.

1. Der Kaiser. 2. Die Kaiserin. 3. Großprior des Malteser-Ordens Graf Hardegg.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 25.

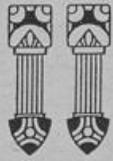
Düsseldorf, 17. Juni

1916.



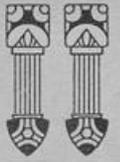
Vom österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz: Oesterreichische Vorpostenstellung in Südtirol.

Presse-Photo-Vertrieb.



# Die Dante-Büste.

Skizze von Max Preiss.



Der Student Martin Abermeyer aus Tirol, der, von einer italienischen Kugel getroffen, im Lazarett lag, neben seinem Bett eine schöne und ausdrucksvolle Dante-Büste stehen hat und von einer unendlich feinen und unsagbar gütigen Schwester mit ganz besonderer Liebe gepflegt wird — das hat seine Vorgeschichte. Und diese Vorgeschichte, die, lange bevor der Krieg durch die Tiroler Berge donnerte, spielt, geht so:

Frühsummer war's. Der Schnellzug leucht mit kläffendem Lärm einen Bergpfad hinauf. Tief unten in der Schlucht, über zerprengte Felsblöcke, über zerplitterte Sturztannen, die der nagende Schaum des weißen Wassers zerfaset hat, über verteiltes Schwemholz und wuchernden Farn tollt und tobt mit junger Kraft der Bergfluß. Vom Holzschlag an der Berglehne weht der leise Geruch, der Tannenwürze und Erdbeerfüchtigkeit führt; im Krummholz oben, das sich um die Füße der Felsen schlingt, hängen dampfende Nebel, und über die Schroffen herein flirrt das weiße Licht der Gletscher. Neben dem Zug her läuft der gute, warme Duft der Heumadh. Im Abteil tanzen Schmetterlinge aus Sonnenlicht, wippen, gaukeln und huschen schnell davon, als sich der Zug in das Dunkel eines Tunnels bohrt. Und als sich der Qualm wieder am Ausgang des Tunnels stößt, mögen die tanzenden kleinen Sonnenlichter nicht gleich zurück in den warmen, freundlichen Abteil; sie gönnen ihm noch eine kleine Rast im Dämmerlicht nach der Tunnelinfirmitas, denn da drinnen haben sich eben zwei geküßt. Zwei, die ihre erste gemeinsame Fahrt ins Tiroler Land machen und sich auch zur Reife durchs Leben zusammengetan haben.

Nun sind die Schmetterlinge aus Sonnenstaub und springendem Gold wieder im Abteil drinnen, und der müde gelaufene Zug verschluckt in einer Station. Die junge Frau und der junge Mann besinnen sich auf die Wirklichkeit.

„Du,“ sagt die Frau, „was mag wohl während unserer Fahrt in der Welt alles vorgegangen sein?“

„Vielleicht haben sie eine schmalspurige Eisenbahn nach dem Mars gebaut —“ meint der Mann.

„Nein, du, wirklich? Gib's denn das?“ zweifelt die junge Frau ganz glückverschlafen.

„Dummchen, natürlich gibt's das nicht, aber sollte man nicht wirklich einmal nachsehen, ob die gute Welt noch auf ihrem alten Platz steht?“

„Ja, bitte, eine Zeitung, eine Zeitung!“

Sie kaufen eine Zeitung. Jemandem winziges Kreisblättchen, das hier die Bildung verbreitet und die Meinungen bildet. O, was es alles Neues gibt! In Hopreithkirchen war ein Feuerwehrest, und in Stah hat's gebrannt, auf der Kreuzjochelalm sind ein paar Stück Vieh im Neuschnee erstoren und — hört! hört! — der Zirkus Bombasti kommt!

„Schrecklich interessant,“ichert die junge Frau, und ihr Mann meint auch, daß die Ereignisse in Hopreithkirchen und die Ankunft des Zirkus Bombasti Dinge seien, die in einer jungen Ehe eine beträchtliche Rolle spielen können.

Er blättert dann noch ein wenig im Anzeigenteil des Blattes, nimmt zur Kenntnis, daß im Mahrgraben eine gutgehende Wirtschaft zu verkaufen ist, und daß der Spendenausweis für die neue Feuerpritze in Mühlbachel bereits 127 Kronen 70 Heller beträgt, daß man die besten Ledermäntel nur bei Herrn So und So bekommt, und schon will er die Zeitung aus der Hand geben, da streift er flüchtig eine Anzeige:

„Was ist das? Dante-Büste?“ Und er liest: „Dante-Büste, 80 bis 100 Kronen wert, ist sofort zu jedem annehmbaren Preis abzugeben. M. A., stud. phil. usw.“

Der Mann ist nachdenklich geworden. Er hat den Eigensinn, hinter allen Dingen ein Schicksal zu wittern. Und als ihn seine Frau

verwundert fragt, warum er denn mit einigem Gedanken nachhänge, hat er schon seinen Entschluß gefaßt: Er wird den Studenten, der eine Dante-Büste verkaufen will, in der Landeshauptstadt besuchen. Und die Frage der jungen Frau beantwortet er mit einem zerstreuten: „Ach nichts!“ Dann tanzen wieder die Sonnenschmetterlinge im Abteil, tief unten tobt der Fluß über granitene Blöcke, und der Gletscherwind stürzt sich kalt und rauschend von den Schroffen herunter in den warmen Duft der Heumadh. Der junge Mann nimmt die Hand seiner Frau und sagt leise und zärtlich: „Beatrice!“ Und sie antwortet, wie von einem kühlen Schatten gestreift: „Beatrice — Beatrice —? Du bist gar so seltsam, mein Lieber —?“

Nun hat der Zug die Ebene erreicht und jagt in ungedämmter Kraft dahin, weiter und weiter.

In der Hauptstadt geht der junge Mann allein zu dem Studenten, der eine Dante-Büste, 80 bis 100 Kronen wert, für jeden Preis verkaufen will. Er philosophiert im Schlendern: Dante-Büste! Es hängt ein Schicksal daran, sicher hängt ein Schicksal daran. Der Student hat die Dante-Büste lieb, auf seinen Lippen ist immer ein schwärmerischer Vers an Beatrice, aber — Not, Hunger? Was tut man nicht alles, da verkauft man eben seine Dante-Büste. Ach, wieviel Hunderte verkaufen ihre Dante-Büste, geben ein Stück Persönlichkeit, etwas Liebes, Eigenes preis, weil — weil sie müssen. Ja, ja, sie verkaufen alle ihre Dante-Büsten. So, jetzt hat er sich aber im Sinnieren gründlich verlaufen. Wo ist denn jetzt nur die Heinberger Straße? Diese Straße zurück, und dann die zweite rechts! Aha, dante sehr. Da ist sie ja schon, die Heinberger Straße, und da Nummer 7, und da wohnt auch der Student Martin Abermeyer.

„Sie haben eine Dante-Büste zu verkaufen?“

„Jawohl, ein schönes Stück, Herr, wollen Sie es sehen?“

Der Student zog einen Vorhang neben seinem Büchergestell zurück. Dort stand die Dante-Büste. Ganz geschäftsmäßig sagte er nur zu dem Kauflustigen:

„Sie sehen, ein gutes Stück, schön materialgerecht gearbeitet, künstlerisch in der Auffassung und im Ausdruck; die Plastik ist ihre 100 Kronen wert, ich gebe sie um jeden Preis.“

Kaum merklich zitterte seine Stimme dabei, als ob sie sich schämte, ein Liebes anzupreisen.

„Gut, ich kaufe sie. Ich gebe Ihnen 100 Kronen. Ist's recht?“

„O, ich danke Ihnen vielmals,“ freute sich der Student, und seine Stimme war heiß und überrascht.

„Nun sagen Sie mir nur eines, warum verkaufen Sie eigentlich die Büste?“

Der Student zog eine böse Stirn, dann sagte er mit einem verlegenen Lächeln sehr schlicht: „Ich bitte Sie, man verkauft doch etwas, was man lieb hat, nur wenn man muß. Ich liebe Dante, und ich — ich mache wohl selber ab und zu Verse.“

„Ja, aber warum verkaufen Sie denn die Büste?“

Da wurde der Student grob. Kurzweg grob. Es war halt eben auch trotziges Bauernblut in ihm.

„Herr,“ fuhr er auf, „fragen Sie in jedem Geschäft, warum der Krämer seine Ware verkauft?“

„Sie sollten nicht so reden,“ wies ihn der Käufer zurecht. „Sie sehen sich damit nur selbst herunter. Wollen Sie nicht das kleine Schicksal, das hinter der Büste steckt, mir anvertrauen? Wer weiß, ob wir einander je wiedersehen. Können wir nicht in dieser Stunde gute Freunde sein? Vertrauen Sie sich mir an, ich bin Arzt. Ich könnte Ihnen ja Ihre Dante-Büste lassen, aber da hätte ich Ihnen ja Geld geschenkt, und ich darf Sie doch nicht beleidigen. Die Büste schiden Sie mir — hier ist meine Adresse. Vielleicht werden, vielleicht bleiben wir Freunde. Nun, wollen Sie sich ein wenig aussprechen? Bitte —?“

Der Student wurde weich. Vor zwei Jahren hatte er ein Fräulein, irgendwo, hoch oben im Gebirge kennengelernt. Mit der ganzen Heißblütigkeit seiner zwanzig Jahre hatte er sie lieb gehabt. Hatte sie steile Pfade geleitet, im Talschatten mit ihr Verse gelesen. Er war zu jung, zu gering für sie. Aber jetzt, jetzt ist er fertig mit dem Studium. Er hat die ganze Zeit nichts von ihr gehört. Jetzt will er in die große Stadt und sie suchen. Und, um das Geld zur Reise zu bekommen, mußte er sein liebstes Stück verkaufen.

„Wer weiß, vielleicht denkt sie noch an mich, nur ein ganz klein wenig noch, und wenn — na, wenn ich eine Anstellung habe? O, Herr, Sie müßten Sie gesehen haben, diese guten, schönen Augen — zum Abschied gab sie mir damals, weil ich gar so schön gebettelt habe, ihr Bild. Sehen Sie, Herr, da steht es, ich hab' es immer in Ehren gehalten, das liebe Bild der schönen Marthe.“

Und der Student zeigte in hübsch geschnitztem Zirbelholzrahmen, mit Edelweiß und Fichtengrün bestückt, das Bild.

Und die Sonne jubelte über zwei frohen Menschen und einem armen Tiroler Studenten in gleichem Gold. Das war damals gewesen, als der Krieg noch nicht durch die Berge donnerte.

Nun denkt der Martin Abermeyer im Fieber seiner Wunde nicht mehr an die süße, verliebte und schmerzlich sehnsüchtige Zeit. Eine Kugel hat ihm bei Schluderbach die Schwärmeriein ausgelöscht. Es ist, wenn er aus dem Fieber auftaucht, nur die Sehnsucht nach Lieben und Gütigem in ihm. Und dieses Liebe und Gütige wird ihm täglich aufs neue erfüllt. Seitdem es immer heller um ihn wird, seitdem die Fieberschatten immer kürzer um seine Stirn schleichen, wie von der Sonne schnell verscheuchte Hochnebel, seitdem fühlt er dieses Gütige und Holde um sich. Und er weiß nun auch, daß dieses Holde das Sommermädchen ist, das er vor wenigen Jahren so sehr lieb gehabt hat. Er weiß jetzt, daß ihr Mann sein Arzt und der Käufer der Dante-Büste ist. Und er weiß, daß ihm seine liebe Dante-Büste wie eine stillschweigende Erklärung und wie ein Geschenk neben sein Bett



Zum Vormarsch der Oesterreicher gegen Italien: Levico im Suganatal.

Kilophot, G. m. b. H.

Der junge Mann wurde ein wenig rot, schaute das Bild lange an und nickte leise. Dann meinte er kurz: „Reisen Sie! Vielleicht finden Sie Ihre Marthe!“ Und ging, und wußte, daß hinter allen Dante-Büsten ein Schicksal steckt. Er war doch Arzt.

Und er wußte auch, daß der arme Teufel vergeblich reist, und er gönnte ihm, daß er die Enttäuschung ertrüge. Er wußte nun auch, daß die, um deren willen der Student seinen Dante verkaufen wollte, seine junge Frau war.

Als der Zug die beiden Menschen hinüber zum Bodensee führte, fragte der Mann:

„Sag', Marthe, warst du schon einmal in Tirol?“

„Gewiß. Vor zwei Jahren. Damals kannte ich einen Tiroler Studenten, einen treuherzigen Kerl, der mit mir in den Bergen herumtrazelte und mir im Tal schwärmerische Verse vorlas. Was wohl aus ihm geworden sein mag —?“

„Vielleicht verkauft er Dante-Büsten?“

„Wie meinst du?“ fragte sie zerstreut. Und dann, als der Zug in die sonnige Ebene rollte: „Sieh nur, sieh nur, der glänzende See!“

gestellt wurde. Manchmal sieht er heimlich und scheu auf die Büste, und Schwester Marthe streicht mit kühlender Hand über seine Stirn.

Doch der Martin Abermeyer ist nicht mehr so glücklich mit der schönen Plastik wie einst. Das Land Dantes und Beatricens hat mit Eisen seine Brust zerfehrt, und die Frau, die er für den Erlös der Dante-Büste suchen ging, die er nicht fand, sitzt als Schwester Marthe neben ihm.

Der Krieg ist zwischen die Hochsommerliebe und diese blasse Stunde im Lazarett getreten. Der Krieg des Eisens und der Krieg des Lebens. Beide schlugen Wunden, und beide heilen Wunden. Da ist es denn Martin Abermeyer, als ob er sich zum zweitenmal seiner Dante-Büste entäußern müßte. Und er schämt sich ein wenig seiner verflorenen Liebe zu dem Lande des Dante und zu der, für die er seinen Dante preisgab. Und nun glaubt er zum erstenmal an das Gesundwerden.

Schwester Marthe rückt ihm mit unendlicher Zartheit die Kissen zurecht. Und während der Arzt das Fieber des Verwundeten mißt, denkt er immerzu: „Ja, ja, es steckt doch hinter jeder Dante-Büste ein Schicksal — ein Schicksal —“.

# Und dennoch.

Erzählung aus Ostpreußens Schredenstagen von Rich. Tobien.

Die arbeitsharten Hände schwer auf die Brüstung gestützt, stand Anne Kallweit am Fenster und blickte mit starren, weltentrückten Augen durch die kleinen, trüben Scheiben in das verglimmende Winterabendrot. — Seit heute früh wußte sie, daß sie Witwe war, und als der Schulze ihr mit einem großen, behördlichen Schreiben die Nachricht überbracht hatte, daß ihr Mann, der Widel Kallweit, im Gefecht bei Dyd gefallen sei, da entrang sich nur ein erstauntes „Ah“ ihrer Brust. —

„Du kannst froh sein, Kallweitene“ (litauische Anhangsilbe für Frau), hatte der Schulze gesagt, „dein Mann war nicht gut zu dir, und über lang oder kurz hätten ihn doch die Angeln der Grenzer erreicht. Nun ist er fürs Vaterland gestorben.“ —

Anne Steputat hatte die Eltern früh verloren, und die Gemeinde mußte sich ihrer annehmen.

„Sie soll ihren Unterhalt verdienen,“ sagten die Bauern, und die kleine Anne hütete fortan die Gänse auf dem Dorfanger für Kost und Obdach und abgelegte Kleidungsstücke.

Aber sie war gesund und frohgemut und lernte in der Winterschule mehr als manche wohlhabenden Bauernkinder das ganze Jahr hindurch.

Wenn dann die ersten Gräschen der fetten Scholle entsprossen, trieb Anne ihre schnatternde Schar auf den Anger, und bald erhielt sie Gesellschaft: Jurgis Endruweit, dem die Sorge für die Dorfkühe oblag, lebte bei seiner gelähmten Mutter im Armen-

hause, und die beiden Kinder hatten sich als zusammengehörigen betrachtet, solange sie zurißdenken konnten.

Indes nun der zottige, anhängliche Hund ruhelos die Herde umkreiste und streng darüber wachte, daß keins der gehörnten Ledermäuler der jungen Saat einen unerlaubten Besuch abstattete, sah Jurgis Endruweit, das abgegriffene Schullesebuch in der Hand, vor Anne Steputat und plagte sich weiblich, in die Geheimnisse der Wissen-

schaft einzudringen. Denn während Anne die Winterschule besuchen durfte, mußte der große und kräftige Junge in der kalten Jahreszeit dem Bauer helfen, oder in dem niedrigen Stübchen des Armenhauses Körbe flechten und Reiserbesen binden, um seine kränkliche Mutter zu ernähren.

„Der Herr Pfarrer in Blauscheden hat mir versprochen,“ meinte Jurgis, wenn seine kleine Lehrmeisterin eine kurze Pause eintreten ließ, „ich darf einmal wöchentlich in die Kinderlehre kommen, sobald ich lesen kann, und dann will er mich einsegnen, damit ich ein Handwerk erlernen kann. Ich möchte sehr gerne Schmied oder Schlosser werden, und nachher heirate ich dich, Anne, weil du mich lesen gelehrt hast.“

Und Jurgis lernte in der Sandgrube auf dem Dorfanger im Schweiße seines Angesichts lesen und schreiben und etwas rechnen. Viel war's nicht, denn er besaß einen dicken Kopf, wie Anne lachend behauptete; aber der Herr Pfarrer in Blauscheden hatte ein Einsehen, und als der für sein Alter überaus kräftige Junge den Segen der Kirche erhalten hatte, trat er bei dem Dorfschmied in die Lehre. Anne Steputat aber wurde Kleinmagd im Hause des wohlhabenden Bauern Kallweit, und nur noch selten war von jetzt ab den beiden Jugendgespielen Gelegenheit geboten, sich zu sehen und zu sprechen.

Träge schlichen die Jahre dahin, grau und

einförmig in harter Frohn. Aus dem unbeholfenen Knaben war nun ein kraftstrotzender Jüngling geworden, der seine mehrjährige Lehrzeit in treuer Pflichterfüllung hinter sich hatte, und Anne Steputat war zu einer stattlichen Jungfrau erblüht, schlank und rank wie eine Tanne auf Bergeshöh. Auf dem Heimweg von der Kirche hatten sich die beiden jungen Menschenkinder gelobt, einander fürs ganze Leben anzugehören, wie sie es schon in ihrer Kinderzeit beschlossen hatten.



Admiral Reinhard Scheer, der Sieger in der Nordseeschlacht.

Scheer, der dritte Chef der gesamten deutschen Hochseestreitkräfte in der Nordsee, wurde 1861 geboren und gehört seit 1879 der Seewehr an. 1882 wurde er Leutnant, 1885 Oberleutnant zur See. Rasch ging es dann weiter auf der militärischen Stufenleiter. 1910 wurde Scheer, seit 1907 Kommandant des Einien Schiffes „Elsass“, zum Konteradmiral, 1913 zum Vizeadmiral befördert und übernahm die Führung des II. Hochseefregatenschwaders. Seit ganz kurzer Zeit erst ist Scheer, der für den Sieg zum Admiral ernannt und mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet wurde, Oberbefehlshaber der Hochseeflotte. Phot. Verl. J. L. G.

Und dann war doch alles anders gekommen.

Durch einen Hufschlag hatte ein störrisches Pferd dem jungen Schmiedeburschen das Bein zerschmettert und ihn zum lebenslänglichen Krüppel gemacht. Anne Steputat aber gab dem ungefügen Werben des jungen Kallweit Gehör, der nach dem plötzlichen Tode seines Vaters Herr des schönen Hofes geworden war.

Wie das alles so überraschend schnell gekommen war, darüber vermochte sich das bleiche Weib mit den Kummerlinien im jugendlichen Gesicht noch keine Rechen-schaft abzulegen.

Widel Kallweit war nicht besser und nicht schlechter gewesen als die meisten seines Volkstammes; — er hatte in Anne Steputat nur das junge, üppige Weib begehrt, und als der erste Raubvogel verfliegen war, galt ihm dieses Weib nur noch als Arbeitstier, um so mehr, als dem Paare Kinderlegen versagt blieb. — Überschwemmungen und Mißernten traten ein, und jetzt begann Kallweit, „über die Grenze zu reiten“, das heißt, er legte sich auf den Schmuggel und blieb oft wochenlang von Hause fort. —

Schwer betauscht war er einmal nachts zurückgekehrt und hatte die leisen Mahnungen seiner Frau durch eine rohe Mißhandlung beantwortet.

„Feigling,“ das war das einzige Wort, das Anne ihm zugerufen, und seit dieser Zeit war auch das letzte lose Band zwischen den Eheleuten zerrissen. — Wie eine wohlverdiente Strafe trug Anne das schwere Ehejoch; denn tief im Herzen saß der Stachel ihres Treubruchs an Jurgis Endruweit, der wenige Tage nach ihrer Hochzeit mit Widel Kallweit, notdürftig genesen, sein Bündel geschnürt und den Ort verlassen hatte. — Er war zum Gesellen gesprochen und humpelte mühsam auf staubiger Landstraße der großen Kreisstadt zu. Dort fand der geschickte Handwerker lohnende Arbeit und Gelegenheit, sich zu vervollkommen, und war nach einigen Jahren in der Lage, die Schmiede seines einstigen Lehrherrn zu übernehmen. —

Freilich, — Anne war für ihn verloren, aber er trug keinen Groll

gegen sie im Herzen, denn in seiner Bescheidenheit fand er es begreiflich, daß das schöne Mädchen den armen Krüppel verschmäht hatte, um den schmutzen, reichen Hofbesitzer zu heiraten. Und nun mußte er fast Tag für Tag sehen, wie Kallweit sein junges Weib mißhandelte; — er mußte sehen, wie Anne bleich und schmal wurde und unter der Last der Arbeit seufzte; denn dem vernachlässigten Hof gegenüber lag die kleine Schmiede, in deren strohgedecktem Anbau

immer noch die alte Endruweitene ihre langen Tage dahin-schleppte. —

Dann war der große Krieg ausgebrochen. Jurgis Endruweit durfte nicht mit in den heiligen Kampf, der um Deutschlands Grenzen tobte, obgleich er stark war wie Hephästos, aber gleich diesem lahm.

Kallweit hatte jubelnd die Mühe gejubelt, als er das Dorf verließ, denn jetzt konnte er Rache nehmen an den verhaßten Russen, die ihm so oft an der Grenze sein heimliches Gewerbe gestört hatten.

Auf dem feinsgelegten Hausflur wurde ein schwerer, stolpernder Trittschritt hörbar und schreckte das junge Weib aus seinen Träumen auf. Anne strich hastig das wirre Haar aus der Stirn und wandte das Gesicht zur Tür, um gleich darauf einen Schritt zurückzuweichen; denn vor ihr stand Jurgis Endruweit, den sie seit zehn Jahren nur von fern erblickt hatte, und drehte verlegen die Pelzmütze zwischen den arbeitgewohnten Händen. — Wie ein Hauch flog's von den Lippen der blaffen Frau: „Was willst du von mir, Jurgis?“ Da streckte der Schmied den Arm aus und wies nach dem Fenster.

„Siehst du den roten Schein dort über dem Strom, Anne?“ fragte er zurück. — „Es sieht fast aus wie Abendrot, nur daß die Sonne in anderer Richtung unterzugehen pflegt. Das sind brennende Dörfer, angezündet von den Horden des weißen Jaten, und noch ehe es Tag wird, können sie Kojalen hier sein.“

„Mögen sie,“ versetzte die Frau gleichgültig „es ist ja doch alles aus. — Der Hof ist verschuldet bis über den Schornstein, und Kallweit kehrt nicht mehr zurück, — er ist tot.“



Feier des Sieges in der Nordsee vor dem Reichstagsgebäude in Berlin.

Der Groß-Berliner Sängerbund hielt vor dem Reichstagsgebäude eine erhebende Feier ab. Bei schönstem Sonnenschein trugen die Sänger auf der großen Freitreppe am Bismarckdenkmal eine Reihe vaterländischer Lieder vor. Eine vieltausendköpfige Menge lauschte den eindrucksvollen Darbietungen. Mit einem Hoch auf Kaiser, Flotte und Heer schloß die Kundgebung, der auf dem Balkon des Reichstagsgebäudes auch zahlreiche Volksvertreter beiwohnten.

Phot. Erich Benninghoven.

„Ja, er ist tot,“ sagte der Schmied dumpf, „aber du sollst dem Räubergefindel nicht in die Hände fallen, Anne. — Ich will es nicht. Die Kosal (Nüssen) haben die Brücke bei Kaufjeden besetzt und werden ihren Raubzug auf dieser Seite des Stromes fortsetzen. Noch ist es Zeit, dich an das andere Ufer zu schaffen, und ich bringe dich nach Tilsit. — Aber der Wind weht seit einer Stunde aus Südosten, und morgen haben wir Eisgang, dann ist es zu spät.“

Anne Kallweit war noch um einen Schein bleicher geworden und barg das Gesicht in den Händen.

„Anne,“ bat Jurgis Endruweit weich, „wir wollen beide vergessen, was hinter uns liegt. Wir sind noch jung, und ich habe alle diese Jahre tren auf dich gewartet; — nun ist Midel Kallweit tot, — und — sieh, liebe Anne, es war unser Verhängnis. —“

„Ja,“ lachte Anne Kallweit schneidend auf, „Verhängnis, Jurgis — und das Verhängnis muß seinen Weg gehen. Ich hab' dich verraten um der glatten Larve eines Schurken willen, und weil du ein zerbrochenes Bein hattest. Ich hab' schwer gebüßt und muß büßen bis zum Ende. — Laß die Kosalen kommen, Jurgis, ich fürchte sie nicht.“

Und sich jäh erhebend, schloß das erregte Weib rauh, doch mit selbstsam schluchzendem Unterton: „Geh' jetzt, Jurgis, und komme nicht

wieder, denn die Leute im Dorf wissen, daß Kallweit gefallen ist, und sie wissen auch, was einmal zwischen uns war.“ Da schlich der Schmied mit hängendem Kopf stumm zur Tür hinaus und schleppte das lahme Bein mehr denn je. —

Matt dämmerte der Morgen herauf. Graue Nebelballen wirbelten vor dem zum Sturm angeschwollenen Südostwind über die Niederungswiesen, und vom Strom her dröhte und kurrte es wie von schweren Schwertthieben auf eiserne Harnische — der Schaktarp (Eisgang). Unter der Leitung des Schulzen, dessen Redengestalt mit dem weißen, flatternden Haar hoch oben auf dem Deich stand, arbeiteten die Männer des Dorfes mit der Kraft der Verzweiflung, um die anstürmenden Eisschollen stromabwärts zu leiten; denn wehe dem Dorf und seinen Feldern, wenn der Deich unter den Stößen der riesigen Blöcke brach!

Nach unsäglichen Mühen war es endlich gelungen, die bei einer scharfen Krümmung des Wasserlaufs aufgefürnten Eismassen in die Strömung zu leiten, und die erschöpften Männer sammelten sich auf dem Deich, um gierig den heißen Trank zu schlürfen, den ihre Frauen schnell herbeigeholt hatten. — Abwärts nur stand Jurgis Endruweit, der lahme Dorfschmied. — Er hatte niemand, der für ihn sorgte, denn seine alte, kranke Mutter konnte ihr Schmerzenslager schon seit vielen



Kriegsgefangener Inder aus dem Gefangenenlager Zossen bei Berlin. Phot. W. Wiesler.



Gefangene beim Tauziehen im Zossener Lager, das kürzlich von den in Deutschland weilenden türkischen Volksvertretern besucht wurde. Diese sprachen sich sehr anerkennend über die Lage der Gefangenen aus. Phot. H. Grohs.

Jahren nicht mehr verlassen, und das Auerbieten des Schulzen, mit ihm zu teilen, ablehnend, schlug er den Weg zum Dorfe ein.

Wohl gab es eine, die seiner gedachte an diesem grauen Wintermorgen, aber Anne Kallweit wagte es nicht, dem Jugendgeliebten den wärmenden Labetrunk zu reichen, denn Brauch und Herkommen verwehrten ihr das, weil ihr toter Mann noch nicht „kalt“ geworden war. — Aber der alten Endruweitene durfte sie etwas bringen, und schon hatte sie ein Tuch um die Schultern geworfen, als ihr Blick das Fenster streifte. — Kaltes Entsetzen überrieselte das junge Weib. — Zwei bärtige Gesichter unter hohen Fellmützen starrten in das kleine Zimmer, und im nächsten Augenblick wurde die Tür aufgerissen.

Auf der Schwelle stand ein russischer Offizier in grauem Mantel, ein schwammiger Merl mit aufgedunsenem, rotem Gesicht, in dem die kleinen, schwarzen Augen tückisch und begehrtlich zugleich funkelten.

„Ah — Gofubtschil!“ (Täubchen), lachte der Russe höhnisch und trat näher, „du bist allein im Dorf zurückgeblieben, während eure

Wutgebrüll der plündernden Horde, während aus den nächstgelegenen Häusern rote Lohse zum grauen Winterhimmel emporprasselte. —

Mühsam erhob sich Anne und taumelte hinaus, den zu suchen, der sein Leben für sie eingesetzt hatte. — Dort unter dem Apfelbaum lag er ausgestreckt, den blutigen Hammer in der Faust, mit dem er auch den zweiten Feind erschlagen, bevor die Kugel des Sotnik ihn traf.

Da waren mit einem Schlage alle Bedenken, alle Zagheit aus dem Herzen des Weibes ausgelöscht. Fest biß Anne Kallweit die Zähne zusammen; sie trug mit starken Armen den Jugendgeliebten in ihre Kammer und versuchte den roten Lebensquell aufzuhalten, der langsam, aber stetig aus der tiefen Brustwunde sickerte. —

Durch die plündernden Ruinen aus dem Schlaf aufgeschreckte Kinder hatten den Dorfbewohnern, die nach dem stundenlangen Kampf mit dem Element befriedigt auf den gebändigten Strom blühten, die Schreckenskunde gebracht: „Die Kosaken sind da!“

Den greisen Schulzen an der Spitze, eilten Männer und Frauen



Konzert der aus Gefangenen gebildeten Musikkapelle im Jossener Lager.

Phot. 21. Groß.

Leute geflüchtet zu sein scheinen. — Chataicho (Gut), — ich werde dir Gesellschaft leisten, indessen meine Kosaken nachsehen, wo Sparstrümpfe versteckt sind.“

Anne Kallweit war bis an die Fensterwand des Stübchens zurückgewichen und streckte abwehrend die Hände gegen den herankommenden Russen aus, als dieser plötzlich mit wildem Fluch den Revolver herausriß und ins Freie stürzte. — Jetzt erst merkte die vor Schreck Sinnlose daß vor ihrem Hause ein erbitterter Kampf tobte, und als sie mechanisch zur Tür eilte, bot sich ihr ein Anblick dar, der ihr Blut zu Eis gerinnen ließ. Vor der Schwelle lag mit zerichmettertem Schädel ein Russe in seinem Blut, und unter dem großen Apfelbaum rang Jurgis Endruweit mit einem andern, dessen Gewehr er am Lauf gepackt hielt. In seiner Rechten schwang der Schmied den schweren Hammer und während Anne vor Entsetzen die Augen schloß, vernahm sie einen dumpfen Schlag, dem ein scharfer Knall unmittelbar folgte, dann brach sie ohnmächtig zusammen. — Als das junge Weib nach einiger Zeit wieder zu sich kam, schlug wirres Getöse an ihr Ohr. — Schüsse knallten, herzzerreißende Schreie ertönten und mischten sich mit dem

in hastendem Lauf dem Dorfe zu, an dessen Dächern bereits gierige Flammenzungen emporleckten. — Hohnlachend aber versperrte ein Kosakentrupp den Armen den Dorfeingang, und als die um ihre Kinder, ihr Hab und Gut bangenden Männer Miene machten, auf Umwegen ihre bedrohten Heimstätten zu erreichen, gab der Sotnik den Befehl, zu feuern. — Ein graußiges Blutbad begann, und die entmenschten Räuber, die den Keller des Wirtshauses erbrochen und sich an den dort lagernden Vorräten von Alkohol berauscht hatten, schonten weder Frauen noch Kinder; dann rafften sie in den brennenden Häusern zusammen, was ihnen des Mitnehmers wert schien. — Der Sotnik aber hatte die junge, blonde Frau nicht vergessen, dort im letzten Hause des Dorfes. Sie wollte er als Beute mitnehmen, wie es Brauch war in seinen heimatlichen Bergen, und schon stand er vor dem morschen Postor, da erreichte ein seltsam knatternder Ton sein scharfes Ohr.

„An die Pferde!“ brüllte er mit heiserer Stimme, denn er hatte das Geräusch herannahender Kraftwagen erkannt, und so schnell es seine ungeschlachte Gestalt erlaubte, strebte er zum Sammelplatz. — Doch es war zu spät. —

Aus grauen Rebe-  
schwaben tauchten laut-  
los graue Gestalten auf  
mit grimmigen, eisen-  
harten Gesichtern, und  
bedor noch ein einziger  
der russischen Räuber  
die Flucht ergreifen  
konnte, hatten deutsche  
Landwehrmänner den  
brennenden Ort um-  
zingelt und die Klün-  
derer entwaffnet. —  
Todesblässe auf dem  
gedunnenen Gesicht,  
in dem die schwarzen  
Augen unruhig flader-  
ten, stand der Sotnik  
vor dem Kommandeur  
des Landwehrbatail-  
lons und dem greisen  
Schulzen, der, das blut-  
getränkte Tuch um die  
Stirn, dem deutschen  
Offizier die Greuel-  
taten getreu schilderte,  
die auf Befehl des schurkischen Russen in seiner Gemeinde verübt  
waren. Da packten den graubärtigen Major, diese Verkörperung von  
Disziplin und Selbstzucht, gerechter Zorn und Empörung, und er  
schlug dem Russen mit der geballten Faust ins Gesicht. — „Ver-  
brecher!“ — Eine Viertelstunde später blidte der Sotnik, eine um  
Gnade winselnde Zammergestalt, in die dunkeln Mündungen von acht  
deutschen Gewehren. —  
Das kleine Dorf am Strom war bis auf Anne Kalkweits Gehöft



**Sieben Brüder im Felde: Die sieben Söhne des Architekten Schandel in Elberfeld.  
Der links Stehende trägt das Eisene Kreuz I. Klasse.**

löschende Lebensflämmchen wieder anzufachen, meinte, Jurgis  
Endruweit hätte eine echte Litauernatur; denn die Russenfugel hatte  
scharf das Herz gestreift, aber wenn Anne, seine Anne ihn nicht gepflegt  
hätte, dann wäre wohl alle ärztliche Kunst vergeblich gewesen. —

Dort schritt sie über den Hof hin, seine Anne, hochaufgerichtet  
unter der schweren Traglast auf ihren Schultern, ein frohes, zufriedenes  
Lächeln um die Lippen, und Jurgis Endruweit faltete dankbaren  
Herzens seine Hände, wie zum Gebet. ♪

und die alte Schmiede  
ein Raub der Flammen  
geworden, trotz der  
heldenhaften Lösch-  
versuche der deutschen  
Wehrmänner. —

In dem alten,  
strohgeflochlenen Lehn-  
stuhl an Anne Kalk-  
weits Fenster ruht ein  
bleicher Mann und  
blidt sinnend auf die  
kleine Schmiede, aus  
deren Esse schon lange,  
lange kein Rauch mehr  
emporgerwirbelt ist. —  
Wird er, Jurgis En-  
druweit, noch einmal  
in dem ruhgeschwärtzen  
Raum stehen und den  
wuchtigen Hammer  
klingend auf den An-  
boß saufen lassen? —

Der deutsche Stabs-  
arzt, der zu rechter Zeit  
eintraf, um das er-



**Dom westlichen Kriegsschauplatz: Zerstörte Häuser in Rethel.**

Hofphot. Eberth.

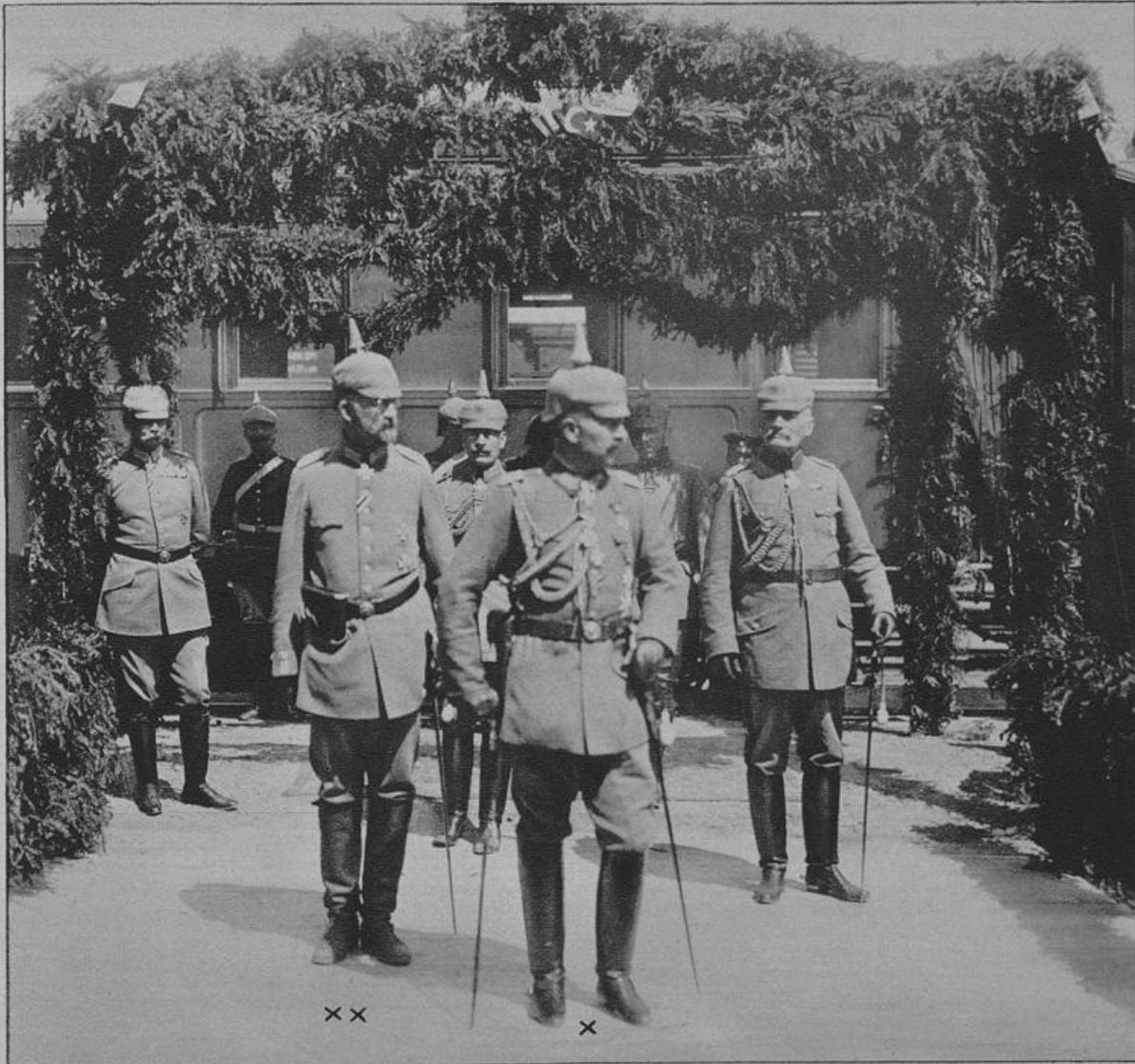
# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 26.

Düsseldorf, 24. Juni

1916.



Der Kaiser bei der Armee des Kommandierenden Generals Exzellenz von Faber im Osten:  
Der Kaiser (x) mit General von Faber (xx) nach seiner Ankunft auf dem Bahnhof.

Phot. Gebr. Haedel.

# Landsturmmann Wackerbarth.

Humoreske von Bernhard Walter.

**D**er Landsturmmann Alois Wackerbarth betrachtete tiefinnig seine Stiefel. „Donnerwetter,“ schimpfte er, „da klebt wieder einmal die halbe Landstraße daran!“

„Das ist auch kein Wunder,“ meinte sein Stubenkamerad, der in der ganzen Kompagnie unter dem Namen „Schusterkarle“ bekannt war. „Bei dem gestrigen Reifemarsch hat uns der Alte wieder einmal das Marschieren beigebracht.“

„Ja,“ stimmte Wackerbarth zu. „Und wenn uns der Schlamm so recht um die Ohren spritzt, da hat er gelacht und geschrien: ‚So ist's recht! Da seh ich doch, daß ihr stramme Kerle seid!‘“

„Und da haben wir alle gelacht und die Beine geschmissen, daß es nur so klatschte,“ setzte Schusterkarle hinzu.

Dann tat er einen tiefen Zug aus der Flasche Bier, die vor ihm stand, wickelte aus einem Zeitungspapier ein Stück Limburger Käse von achtungswertem Umfange und verzehrte mit behaglichem Schmungeln sein Frühstück.

Wackerbarth hatte inzwischen sein Reinigungswerk beendet und behag mit Wohlgefallen die gepuhten Stiefel.

Schusterkarle nickte ihm Beifall zu und sagte: „Spiegelblank sind sie geworden. — Aber warum machst du dich denn so fein? Wir

haben doch nach dem gestrigen Marsch heute nachmittag keinen Dienst, und Appell ist auch nicht angesetzt.“

Wackerbarth lächelte etwas geheimnisvoll. Er schwieg erst eine Weile, anscheinend von freudigen Gedanken in Anspruch genommen. Dann versetzte er: „Doch, Schusterkarle! Ich habe heute Appell. Um 12 Uhr muß ich beim Feldwebel im Ausgehanzug antreten.“

Schusterkarle sah ihn besorgt an. „Da hast du wohl etwas aus-gesessen?“ fragte er mitleidig.

„Im Gegenteil!“ erwiderte sein Kamerad vergnügt. „Wenn der Feldwebel nichts auszufetzen findet, dann krieg ich über den Sonntag Urlaub und kann endlich einmal nach Hause fahren.“

Dem Schuster blieb vor Erstaunen ein Stück seines düstigen Frühstücks im Halse stecken. Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief:

„Moi! Mensch! Glückspilz! Urlaub sollst du kriegen? Und nach Hause darfst du fahren? Da hört doch aber alles auf!“

Für seinen Schusterverstand war die Nachricht auch tatsächlich überwältigend. Ein halbes Jahr steckten sie, die sich das nie hatten träumen lassen, nun schon in des Königs Koch, und ihre Vorgesetzten hatten ihnen erst vor kurzem klargemacht, daß sie sich noch immer



Friedliches vom Kriegsschauplatz in den Vogesen: Arme Dorfkinder holen sich die Überbleibsel aus der deutschen Feldküche.

Fot. Eberth.

nicht wie richtige Soldaten benehmen könnten. Na, und die Vorgesetzten mußten das doch beurteilen können. Wenn der Hauptmann einmal ganz besonders gut gelaunt war, hatten sie höchstens ein paar Stunden Stadurlaub bekommen. Bei der großen Entfernung, in der die Baracken vor der Stadt lagen, war das wirklich nicht viel. Und nun auf einmal der Umschwung! Waderbarth sollte Urlaub erhalten! Da kam Schusterkartele nächstens vielleicht auch an die Reihe. Er war zwar bei seinem Feldwebel schlecht angeschrieben, weil er nicht übertrieben viel auf Sauberkeit hielt und mit seinem kurzen Körper und den langen Armen wenig Ähnlichkeit mit einem strammen Soldaten hatte. Aber gleiches Recht für alle. Sie waren ja Kameraden. So sagte sich Schusterkartele und faßte den löblichen Entschluß, dem Fußen seiner Sachen in Zukunft etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Waderbarth warf sich in den Ausgehanzug, und Schusterkartele

daß Sie erst vor vier Wochen vom aktiven Regiment zum Landsturm verlegt worden sind. Sonst müßten Sie wissen, daß Sie hier nichts zu sagen haben, wenn Sie nicht gefragt werden."

Unteroffizier Huber tauchte seinen Kopf in das vor ihm liegende Attenstüd und die Feder ins Tintenfaß und tat so, als wenn ihn die ganze Welt nichts mehr angehe.

Waderbarth hatte inzwischen seinen Anzug besichtigt. Richtig! Auf seinem linken Hodärmel gewahrte er ein winziges Strohhälmchen. „Ich bitte um Verzeihung, Herr Feldwebel," sagte er mit gepreßter Stimme — die Hoffnung auf Urlaub entschwand in nebelhafter Ferne, „auf dem Wege nach dem Kompagniezimmer bin ich an einen Kameraden angestoßen, der einen gefüllten Strohhalm trug."

„Das hätten Sie nicht machen sollen, Waderbarth!" bemerkte der Feldwebel in strengem Tone. Dann fügte er hinzu: „Unter-



Strassenbild in einer belgischen Ortschaft: Junge Leute beim Kartenspiel.

Auf dem Holzschuh wird der Gewinn mit Kreide vermerkt.

Phot. Verl. Ill.-Gef.

half ihm eifrig dabei. Er bürtete den Kameraden gründlich ab und unterstützte ihn beim Umschnallen. Blißblank und sauber sah Waderbarth aus, als er sich um ¼12 Uhr vor dem Kompagniezimmer, dem Dienstraum des gestrengen Feldwebels, einfand. Mit dem Glodenschlage zwölf trat er ein und meldete sich vorschriftsmäßig.

Der Feldwebel musterte ihn von oben bis unten und sagte dann freundlich: „Na, Waderbarth! Sie haben wohl heute im Ausgehanzug in einem Stalle übernachtet?" Das konnte der Urlaub heischende Landsturmmann mit gutem Gewissen verneinen.

„So?“ fuhr der Feldwebel fort. „Warum treten Sie dann mit einem Fuder Stroh hier an?“

„Hihhih!“, mederte der Kompagnieschreiber, Unteroffizier Huber. „Natürlich — das ist der Landsturm!“

Der Feldwebel sah den Kompagnieschreiber scharf an. „Unteroffizier Huber,“ sagte er trocken, „Ihnen merkt man auch nicht an,

offizier Huber! Sehen Sie doch einmal nach, was für ein Kerl um die Mittagszeit mit gefüllten Strohhäfen spazieren läuft!“

Unteroffizier Huber stand gehorsam auf und ging — in die Kantine. „Das sollte mir einfallen,“ dachte er bei sich, „einen Kerl zu suchen, der am hellen Tage mondfrüchtig wird.“

Der Feldwebel wandte sich wieder dem Landsturmmann Waderbarth zu. „Welches Ferkel hat sich denn die Pfoten an Ihrem Koppelschloß abgewischt?“ fragte er. Waderbarth erbleichte — der Urlaub war anscheinend verpufft. Er betrachtete das Koppelschloß. Da war freilich ganz deutlich ein Daumenabdruck sichtbar, der nur von seinem hilfreichen Kameraden, dem Schusterkartele, herrühren konnte.

Eine peinliche Stille entstand. „Waderbarth, ich will Ihnen was sagen,“ nahm der Feldwebel die Unterhaltung wieder auf, „Sie sind genau so ein Schmierfink wie die andern. Ich weiß es sicher, wenn Sie in Ihre Heimat kommen, machen Sie dem ganzen Land-

sturmabteilung Schande. Wie Sie dort rumlaufen werden, das kann ich mir schon denken. Aber — weil Ihnen der Herr Hauptmann den Urlaub bewilligt hat, so sollen Sie ihn haben.“

Waderbarth wurde ganz rot vor Freude. Er legte die Hände noch fester an die Hofennacht — eigentlich war das kaum noch möglich —, sagte: „Ich danke bestens, Herr Feldwebel!“ und machte stramm kehrt. — „Halt!“ rief ihn der Feldwebel zurück. „So schnell geht's nicht. Wie weit haben Sie denn bis nach Hause?“

„Mit dem Schnellzug sind es vier Stunden,“ erwiderte Waderbarth. „Wenn ich aber mit dem Bummelzug fahren muß, dann brauche ich zehn Stunden, weil ich da in Groß-Stumpen drei Stunden Aufenthalt habe.“

„Om,“ meinte der Feldwebel nachdenklich. „Ja, das hilft nichts. Die Benutzung von Schnellzügen ist ausgeschlossen. Montag früh 7 Uhr

Schon eine Stunde vor der Abfahrt war er am Bahnhof, und endlich führte ihn der Zug der Heimat entgegen. —

Der Sonntag begann, wie dies die Sonntage im Frühsommer gewöhnlich zu tun pflegen. Lachender Sonnenschein drang in die Gassen und Winkel des Baradenlagers, aber noch herrschte tiefe Stille.

Da tauchte in dem Gange von Barade 1 eine lange Gestalt in einem weißen Gewande auf, öffnete eines der Flurfenster und hielt einen blinkenden Gegenstand in die Luft hinaus. Plötzlich schrillten durch das Schweigen mistönige Klänge, die sich zu der Frage formten: „Haaabt — ihr denn — noch nicht — genug — geschlaa—fenn?“ Dann schloß der Trompeter das Fenster und kroch wieder in seine Klappe. In den Mannschaftsstuben wurde es lebendig. Schusterkarte hatte heute Stubendienst und mußte daher zuerst auf die Annehmlichkeiten seines Strohsackes verzichten. Mit leidlicher Gewandtheit



Sonnenuntergang bei Ostende. Nach einer photographischen Aufnahme.

müssen Sie sich unbedingt bei mir vom Urlaub zurückmelden. — Wann geht denn ein passender Zug?“

„Nachmittag um 5 Uhr, Herr Feldwebel,“ antwortete Waderbarth.

„Na, dann sind Sie ja morgen frühzeitig zu Hause,“ meinte der Feldwebel zum Abschied. „Machen Sie also keine Dummheiten unterwegs! Und jetzt können Sie abtreten!“

Waderbarth machte eine stramme Wendung und verschwand. Draußen tat er vor Freude einen Luftsprung und rannte fast den zurückkehrenden Unteroffizier Huber über den Haufen, der ihm giftig nachrief: „Sie! Ihr Strohsackmann war wohl eine Ente? Ich habe wenigstens keinen gesehen.“

Das war zweifellos richtig. Es war ja auch nicht anzunehmen, daß sich der Mann mit dem gefüllten Strohsack gerade in der Kantine niedergelassen hätte. Dem Landsturmmann Waderbarth waren jetzt aber alle Unteroffiziere und Strohsackmänner der Welt völlig gleichgültig. Die folgenden Stunden verbrachte er in großer Ungeduld.

kletterte er von seinem Lager in der oberen Bettreihe und trat dabei dem Schläfer in der unteren Reihe auf den unvorsichtigerweise herausgestreckten Fuß. Für diese Heldentat wurde ihm ein „Schafstopp“ nachgeworfen. Schusterkarte legte jedoch solchen Äußerungen kameradschaftlicher Zugehörigkeit kein Gewicht bei. Er belud sich mit zwei großen Blechannen und stapfte nach der Kantine, die in einiger Entfernung von den Baraden aufgestellt war. Bedächtig ließ er den Pumpenschwengel auf- und niedersaufen, und er war in seine Arbeit so vertieft, daß er erschrocken zusammenfuhr, als ihm plötzlich eine helle Stimme zurief: „Guten Morgen, Herr Soldat!“

Schusterkarte drehte sich erstaunt um und sah in ein strahlendes Blauaugenpaar und ein allerliebste Gesicht, das noch durch ein freundliches Lächeln verschönt wurde. In seinem ganzen Schusterdasein war es ihm noch nicht vorgekommen, daß ihm jemand so freundlich zugelächelt hätte. Er hatte jedoch ein dankbares Gemüt und lächelte daher ebenfalls sehr freundlich. Dies brachte er dadurch



Zur Eröffnung des Kriegslazarets Nr. 5 „Herzogin von Arenberg“ in Brüssel: Die Begründerin des Lazarets, Herzogin von Arenberg, im Kreise der Verwundeten im Park des Schlosses. Phot. Samson.

1. Herzogin von Arenberg. 2. Chefarzt Stabsarzt Dr. Mischl.

Das Herzogspaar von Arenberg ließ seinen Palast in Brüssel, der einst Wohnsitz des unter Alba hingerichteten Grafen Egmont gewesen ist, als Kriegslazarett herrichten und stellte ihn der deutschen Verwaltung zur Verfügung.



Vom Wirken des Roten Halbmondes: Im Garten des Lazarets zu Galata.

Phot. Beck, III. Gef.

zustande, daß er sein nicht gerade klein geratenes Mundwerkzeug zu einem breiten Grinsen auseinanderzog. Dann sagte er: „Guten Morgen, Fräuleinchen!“ und harrte auf die weitere Entwicklung der Dinge.

„Ich möchte nämlich meinen Mann besuchen,“ sagte die Besizerin der Blauaugen.

„Aha!“ erwiderte Schusterarle, und das schien ihm vorläufig zu genügen. Er war, wie jeder Schuster, Philosoph und dachte sich, daß er schon noch mehr erfahren würde.

Das geschah auch. „Mein Mann ist nämlich bei der dritten Kompagnie,“ fuhr die Fremde fort, „und da möchte ich Sie bitten, mir den Weg dahin zu zeigen.“

„So,“ sagte Schusterarle, „da haben Sie aber Glück! Ich bin nämlich auch von der Dritten.“

„Ei, das trifft sich ja gut,“ stimmte die junge Frau seiner Meinung zu. „Da kennen Sie wohl auch meinen Mann?“

„Natürlich kenne ich Ihren Mann,“ erwiderte Schusterarle treuherzig. Inzwischen hatte er seine beiden Kannen gefüllt und machte sich auf den Weg nach den Baraden, die Frau mit einer einladenden Handbewegung auffordernd, ihm zu folgen. „Ja freilich kenne ich ihn,“ wiederholte er dann. „Ich kenne nämlich jeden Mann von der Dritten.“

„Er ist doch hoffentlich gesund?“ fragte die Frau weiter.

„Natürlich ist er gesund,“ beruhigte sie der Schusterarle. „Wir sind hier nämlich alle gesund.“ Dann fügte er nach einer kleinen Pause hinzu: „Wie heißt er denn eigentlich?“

„Ach so,“ bemerkte lachend seine Begleiterin, „das müssen Sie natürlich wissen, wenn Sie mich zu ihm führen sollen. Alois heißt er — Alois Waderbarth.“

Dem biederen Schuster wurde auf einmal ganz heiß. Das war also die Frau des Alois, seines Stubenkameraden Alois! Und der mußte ausgerechnet gestern auf Urlaub fahren! Für den Schusterarle war das durchaus keine einfache Sache. Was sollte er nun eigentlich der Frau seines Kameraden sagen? Um besser nachzudenken, setzte er seine Kannen nieder. Dann murmelte er: „So, so — der Alois — der Alois Waderbarth.“ Mittlerweile hatte er sich von seiner ersten Bestürzung erholt und kam zu dem Erkenntnis, daß er das arme Fräulein nicht erschrecken dürfe, sondern ihr die traurige Nachricht auf diplomatischem Wege beibringen müsse.

Frau Waderbarth sah ihn, verwundert über sein Schweigen, an und fragte ängstlich: „Ist ihm vielleicht etwas zustoßen?“

„Nein,“ antwortete Schusterarle und nahm seine Kannen wieder auf, „zustoßen ist ihm nichts. Aber der Alois — der Alois — der ist nicht mehr hier.“

„Mein Mann ist nicht mehr hier?“ wiederholte die junge Frau und wurde blaß. „Aber wo ist er denn?“

Schusterarle war ehrlich zu sich selbst. Er sagte sich, daß die Diplomatie eine Sache sei, der er nicht gewachsen war, und beschloß deshalb, ohne Umschweife zu reden. „Die Sache ist nämlich die: Was der Waderbarth ist, der hat gestern Urlaub gekriegt und ist nach Hause gefahren. Aber morgen früh um 7 Uhr muß er wieder hier sein.“ Nach dieser Rede sah er Frau Waderbarth forschend an und erschrak. Die Blauaugen strahlten nicht mehr — im Gegenteil. Dem Schusterarle kam es so vor, als ob sie sich mit Tränen füllten.

Das war seine schwache Seite. Er konnte keinen Menschen weinen sehen, weil er dann gewöhnlich mitheulen mußte. Auch hatte er die Empfindung, daß er die Frau seines Kameraden trösten müsse, und sagte deshalb: „Weinen Sie nur nicht, Frau Waderbarth! Der Alois ist ja gesund, und das ist doch die Hauptsache.“ Weitere Trostgründe fielen ihm nicht ein.

„Ach,“ seufzte Frau Waderbarth, „ich habe mich so auf das Wiedersehen gefreut, und nun ist die ganze Reise umsonst gewesen. Was soll ich jetzt nur anfangen?“

Schusterarle zermartete sein Hirn, um einen Ausweg aus dieser betrübenden Lage zu finden. Aber das war zuviel von ihm verlangt. Es fiel ihm nichts Besseres ein, als zu fragen: „Warum haben Sie ihm denn nicht geschrieben, daß Sie herkommen?“

„Ich wollte ihn ja überraschen,“ erklärte Frau Waderbarth. „Er hatte mir doch geschrieben, daß für ihn an Urlaub vorläufig nicht

zu denken sei. Da konnte ich gewiß nicht voraussagen, daß er gerade gestern nach Hause fahren durfte!“

„Freilich,“ sagte Schusterarle verständnisvoll, „das konnte kein Mensch voraussagen.“ Dann kam ihm ein großartiger Gedanke: „Wissen Sie was, Frau Waderbarth,“ erklärte er, „ich führe Sie zu unserm Herrn Feldwebel. Der weiß alles und wird Ihnen schon einen Rat geben können.“

Frau Waderbarth sah ihn etwas getröstet an. „Ist der aber nicht sehr grob?“ fragte sie.

„Gewiß!“ bestätigte Schusterarle mit dem Brustton der Überzeugung, „sachgrob ist er! — Aber,“ fuhr er fort, als er sah, daß Frau Waderbarth ängstlich zusammensuchte, „nur im Dienst, und da muß er grob sein, sonst würde es nicht recht gehen. Zu Ihnen wird er ganz gewiß nicht grob sein, das könnte ich mir gar nicht vorstellen.“

„Na, dann versuchen wir es einmal,“ meinte Frau Waderbarth, „vielleicht kann er mir helfen.“

Schusterarle freute sich, daß sein Vorschlag angenommen wurde. Er führte die junge Frau zum Kompagniezimmer und machte sich dann mit seinen Kannen davon.

Der Feldwebel war wirklich nicht grob. Er ließ sich von Frau Waderbarth ausführlich über ihr Mißgeschick berichten und versicherte ihr, daß er die verunglückte Überraschung sehr bedauere. Dann berieth sie zusammen, was wohl am besten geschehen könne, und kamen überein, daß Frau Waderbarth mit dem nächsten Zuge wieder nach Hause nachdampfen sollte.

„Das wird allerdings das richtige sein,“ meinte die junge Frau. „Vielleicht treffe ich ihn noch zu Hause an. — Freilich —“ setzte sie zögernd hinzu und sah den Feldwebel mit ihren blauen Augen bittend an, „wenn er morgen früh um 7 Uhr schon wieder hier sein muß, dann werden wir nur kurze Zeit zusammen sein können.“

Der Feldwebel verstand sie und fühlte ein menschliches Mitleiden. „Frau Waderbarth,“ sagte er, „ich will Ihnen eine Bescheinigung mitgeben, daß der Urlaub bis Dienstag früh verlängert worden ist. Dann kann Ihrem Manne nichts passieren, wenn ihm unterwegs der Urlaubspass abverlangt wird.“

Frau Waderbarth dankte dem Feldwebel ganz gerührt für seine Freundlichkeit. Dann machte sie sich wieder auf den Weg. Ihr Zug ging erst gegen 10 Uhr ab, und nachmittags um 4 Uhr saß sie in Groß-Stumpen, wo sie drei Stunden auf die Weiterfahrt warten mußte.

Traurig saß sie in der Bahnhofswirtschaft und räthte nachdenklich in ihrem Kaffee. Sie kam sich recht verlassen vor. Ganz trübselig wurde ihr, sobald sie daran dachte, wie schön der heutige Tag verlaufen wäre, wenn ihr Alois sie zu Hause angetroffen hätte. Nun saß sie allein unter lauter fremden Menschen, und Alois hatte ein leeres Nest gefunden. Es war doch wirklich ein zu dummer Zufall, daß ihr gerade gestern der Gedanke kommen mußte, ihr Männchen zu überraschen.

In ihre Gedanken versunken, beachtete sie es kaum, als ein Zug mit Keuchen und Pischen in die Halle fuhr. Sie schaute nur zerstreut auf, als die Ankömmlinge, darunter viele Soldaten, in die Wirtschaft strömten. Plötzlich löste sich aus der Menge ein Landsturmmann und kam auf sie zu. „Alois!“ rief sie in freudigem Erschrecken, und „Gretel!“ klang es ihr als Antwort entgegen. Dann lag sie an der Brust Waderbarths.

Nun ging es an ein lebhaftes Erzählen, ein erregtes Hin- und Herfragen. „Na,“ meinte Waderbarth endlich, „das ist doch ein glücklicher Zufall, daß wir uns hier noch getroffen haben. Da ist doch wenigstens nicht der ganze Sonntag verpufft! Wir haben ja nur ein paar Stunden Zeit, bis ich weiter muß, aber das ist doch immerhin etwas.“

Da blickte Frau Waderbarth mit ihren strahlenden Blauaugen zu ihm auf und sagte: „Nein, Alois! Wir haben einen ganzen Tag vor uns!“ Als er sie verwundert ansah, gab sie ihm die Bescheinigung über den verlängerten Urlaub, und der Landsturmmann Waderbarth sang nun das Lob des Herrn Feldwebels in allen Tonarten.

Als sie gemeinsam nach Hause fuhr, schmiegte sich Frau Gretel fest an die Brust ihres Mannes und sagte leise: „Das verspreche ich dir, Alois. In meinem ganzen Leben will ich dich nicht mehr überraschen!“ —

# Ein Heim für Studierende Frauen in Berlin



Gemütliches Plauderstündchen der Insassen des Heims in der gemeinschaftlichen Wohnhalle.  
Phot. Berl. Ill.-Ges.



Insassen des Studentinnen-Heims im Garten.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

# Die Meteorsammlung.

Eine kleine Geschichte von Felix Frhr. v. Stenglin.

**3**intelmänn? Den Meteorologen? O ja, den kenn' ich sehr gut! Sarkastisch und zu Späßen geneigt, die andern Leuten weniger Vergnügen machen als ihm. — Er hat mich sogar mal auf meinem eignen Gebiet hineinlegen wollen, indem er behauptete, es sei nicht weit von der Stadt eine vorgeschichtliche Niederlassung aufgedeckt. Es war aber nur eine Feuerstätte von Gymnasiasten, die eine Turnerschaft in den Wald gemacht und dort Kartoffeln abgetoht hatten — Nun, ich hab's ihm später heimzahlen können.“ So sprach der Professor zu mir und fuhr nach einigem Besinnen folgendermaßen fort:

„Am jene Zeit traf ich nämlich öfter einen alten Herrn im „Sambrinus“. Er war ein kleiner Beamter gewesen und dabei in Ehren grau geworden; nun hatte er sein Altersheim bei seinen Kindern aufgeschlagen. Ein großer, schlanker Mann mit martialischem, weißem Schnurbart und zwei ganz feinen Strähnen weißen Haares, die er sich kunstvoll vom linken Ohr nach dem rechten hinüberlegte. Er erzählte mir nach und nach allerlei aus seinem Leben und hatte offenbar Vertrauen zu mir gefaßt, zu dem Menschen und zu dem Gelehrten. Ich hörte ihm gern zu, wenn auch seine wissenschaftlichen Begriffe etwas ansechtbar waren. Endlich kam er eines Abends mit einem Anliegen:

„Da wollte ich mal was fragen. — Wie Sie wissen, habe ich früher in Köln gelebt. Wahrscheinlich ist Ihnen auch bekannt, daß dort sehr viele Meteore fallen.“ — „Nein,“ sagte ich, „davon hatte ich keine Ahnung.“

„Es ist auffallend,“ äußerte er mit aller Bestimmtheit. „Man müßte das mal wissenschaftlich behandeln. Köln ist darin augenscheinlich ganz besonders bevorzugt. Und dort bin ich denn auch zu meiner hervorragenden Meteorsammlung gekommen.“

Natürlich war ich neugierig und fragte ihn, wie er denn das gemacht habe. Und da schilderte er mir den Hergang:

„Ich hatte ziemlich am Rande der Stadt eine sehr hoch gelegene Wohnung. Da sah ich nach dem Tagewerk oft auf meinem Balkon und sah über die Häuser weit hinaus aufs Feld. Wupp! fiel eine Sternschnuppe. Ei, dachte ich und sah aufmerksam dem glänzenden Streifen nach, den der Meteorstein in der Luft hinterließ. Ich verfolgte mit den Augen seine Bahn bis ans äußerste Ende und merkte

mir genau die Stelle, wo er niedergefallen war. Am nächsten Morgen ging ich dann ganz früh hin und suchte so lange, bis ich den Meteor gefunden hatte.“

„Und hatten Sie Glück?“ fragte ich verblüfft.

„Allemaal!“

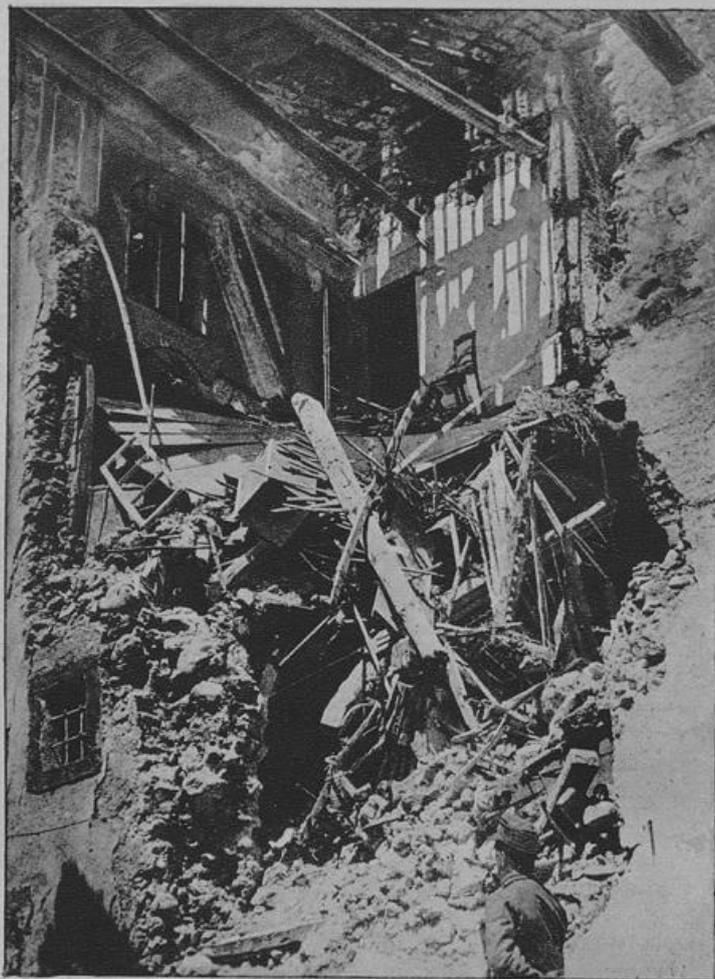
Und nun wollte er mir die Meteorsammlung hinterlassen unter der Bedingung, daß ich eine wissenschaftliche Beschreibung dazu herausgeben sollte. Ich erklärte ihm darauf, daß sein Vertrauen ungemein ehrend für mich sei, daß ich mich dieser schwierigen Aufgabe aber nicht gewachsen fühle. Als er nun sehr enttäuscht war, tauchte ein Plan in mir auf, den ich wohl in gewissem Sinne als teuflisch bezeichnen muß: Ich sagte ihm nämlich, das Nächstliegende sei doch, daß er sich an einen Meteorologen wende. Zwar sah er mich auf diese Eröffnung hin etwas ungewiß an, aber ich ging dreißt weiter auf der eingeschlagenen Bahn und empfahl ihm den bekannten Professor Zintelmann, was er mit großer Dankbarkeit aufnahm. Ein Jahr später hatte sich das Geschick des guten alten Mannes erfüllt, und einige Zeit darauf wollte es der Zufall, daß ich Professor Zintelmann auf der Straße traf.

„Ah — lieber Kollege! Wie geht es?“ fragte ich heuchlerisch und wußte das Gespräch so zu wenden, daß er mit allen Zeichen des Jngtrims von der Erbschaft erzählte. Vier Mann hätten im Schweiße ihres Angesichts drei Kisten mit Feldsteinen in seine Wohnung geschleppt.

„Und ich soll eine wissenschaftliche Beschreibung dazu herausgeben! Ich wäre ihm empfohlen worden, steht im Testament! Wenn ich nur wüßte, wer mir das angetan hat!“

„Ja, lieber Kollege,“ sagte ich darauf in aller Gemütsruhe, „eine Liebe ist der andern wert. Sie hatten seinerzeit die Freundlichkeit, mich auf eine vorgeschichtliche Feuerstätte von Bedeutung aufmerksam zu machen. Es war nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn ich meinen alten Freund veranlaßte, Ihnen seine kostbare Sammlung zu vererben.“

Ich wollte noch mehr sagen, aber es kam nicht dazu, denn Professor Zintelmann hatte mich ohne Abschied verlassen und war im nächsten Augenblick um die Straßenecke verschwunden.



Vom österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz:  
Wohnhaus mit einem Granatvolltreffer in Piazza im Terragnolatal.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

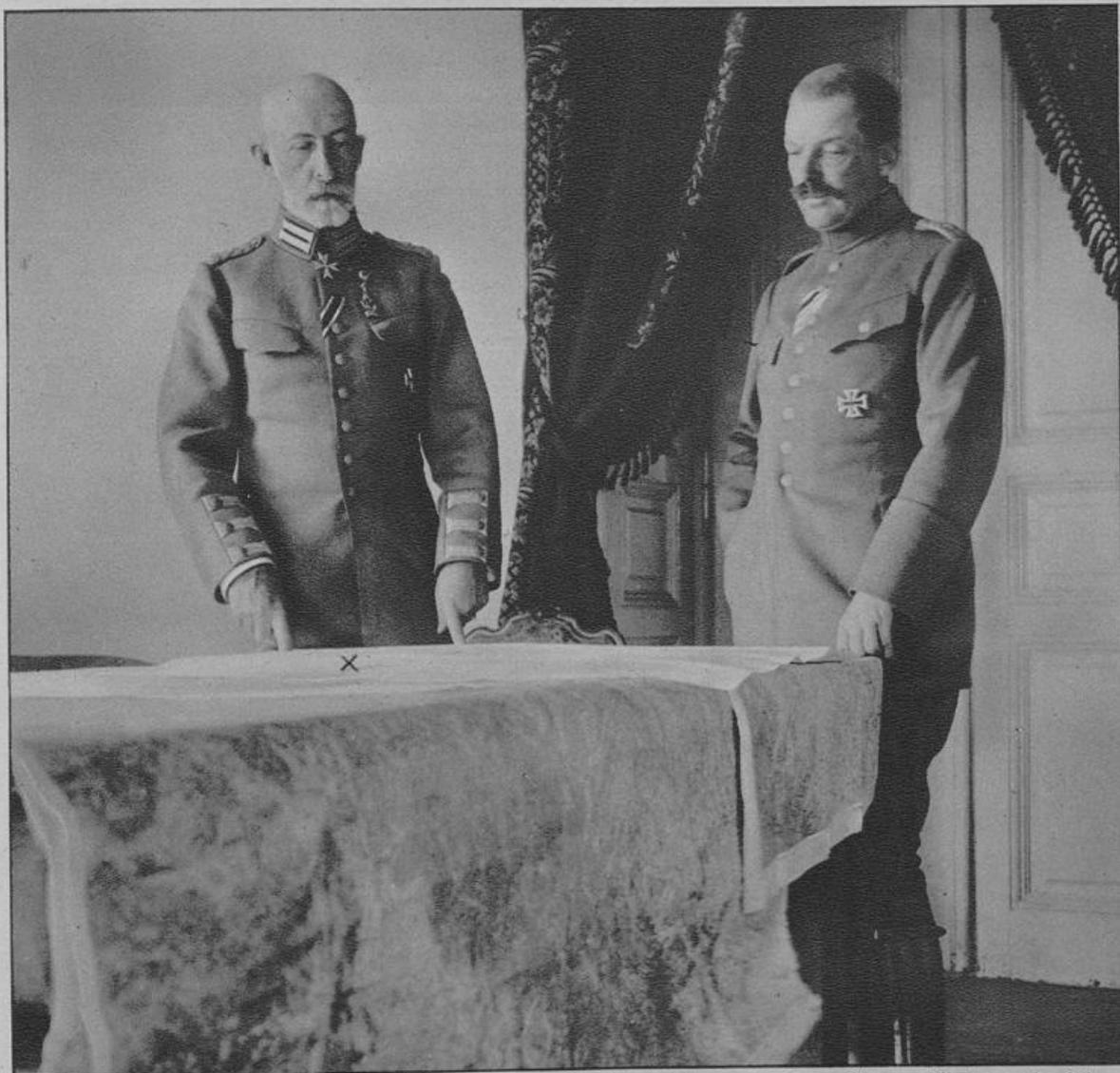
# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 27.

Düsseldorf, 1. Juli

1916.



Exz. Graf v. Bothmer (x), Armeeführer in Ostgalizien, und sein Generalstabschef, Oberstleutnant Hemmer, beim Kartenstudium.

# Die Patrouille.

Skizze von Robert Seymann.

„Unsere Flugzeuge richten nichts aus,“ sagte der Oberleutnant. „Das Wetter ist neblig, und das Maschinengewehrfeuer, das der Gegner von Zeit zu Zeit auf einen unserer Flieger eröffnet, verrät uns zu wenig. Die zahlreichen feindlichen Deckungen aus letzter Zeit deuten darauf hin, daß Verstärkungen auf gegnerischer Seite eingetroffen sind, vermutlich Engländer. Aber sie lassen sich kaum sehen, wir sind also auf Vermutungen angewiesen. Dem Divisionskommando ist aber sehr daran gelegen, klare Nachrichten über den Feind zu erhalten, und unser Regiment hat den Befehl erhalten, Patrouillen abzuschicken. Unteroffizier Müller II, Sie haben sich mit mehreren Infanteristen gemeldet. Sie kennen Ihre Aufgabe und müssen das Überschwemmungsgebiet teils durchwaten, teils durchschwimmen, dies im Angesicht eines wachsamem Feindes. Von Ihren Nachrichten aber wird sehr viel abhängen, denn danach werden sich die nächsten Dispositionen des Divisionskommandos richten. Ich vertraue auf Ihre Entschlossenheit. Gott befohlen!“

Die Nacht brach bald an. Sie versprach, heller zu werden als die vorhergehenden. Der Mond brach durch die Wolkenschichten. Wie ein silbernes Schiff zwischen eisigen Klippen segelte er über den Himmel.

„Nun war es Zeit. Unteroffizier Müller schob sich mit seinen paar Mann über die letzten deutschen Fortposten hinaus. Nun lagen sie am Boden und sahen zum Gegner hinüber.“

Niel zu beobachten gab es nicht. Der Feind war vorzüglich ein-

gegraben. Das Feuergefecht ruhte vollkommen. Nur die schweren Batterien von Freund und Feind bellten und grockten.

Müller II war ein hochgewachsener, schlanker Junge. Er machte eine Handbewegung, die Leute neben ihm sollten zusammenrücken. „Seht ihr den Baum da drüben?“ flüsterte er.

Baum konnte man es eigentlich nicht nennen. Es war eine Silberpappel gewesen, in die die deutschen Granaten gefegt waren. Die hatten den einsamen Wächter dort drüben geschüttelt und gerüttelt, bis nur mehr ein unglückseliger Invalide von dem stattlichen Baume übrigblieb, in dem die feindlichen Beobachter gesessen und die deutschen Stellungen abgäugelt hatten. Dieser Baumstumpf sollte der Sammelpunkt sein. Jeder sollte für sich über das überschwemmte Gebiet setzen.

„Und nun los,“ sagte Müller II.

Ein leichtes Plätschern, dann verschwanden die Schatten. Der Unteroffizier watete erst gebückt eine Weile, bis er den Boden verlor. Dann riß er, noch im Wasser stehend, den vollgefaugten Uniformrock ab, steckte die Pistole zwischen die Zähne und schwamm.

Lautlos. —

Erst hörte er da und dort ein klatschendes Geräusch. Das waren seine Leute. Dann blieb es zurück. Seine Stiefel drohten ihn unter Wasser zu ziehen, nach einer Weile waren sie schwer wie Blei. Müller II schwamm weiter. Der Baum diente ihm als Richtung.



Unsere Blaujaden in Flandern: Appell auf einem belgischen Schulschiff.

Phot. Verl. Jll.-Gef.

Um ihn her war es finstern. Das Wasser gurgelte und gluckste. Da tauchte in seiner Nähe ein schwimmender Schatten auf.

Gott sei Dank! dachte der Unteroffizier. Einer meiner Leute kommt nach. Er drehte ein wenig den Kopf. Aber der Mond war wieder hinter die Wolken getreten. Es war stockfinstern.

„Mittermaier, bist du's?“ Keine Antwort.

Da — hatte er sich verraten?

Ein weißer Finger, der plötzlich drüben aus dem Dunkel schob und gerade auf ihn, den Schwimmer, wies. Ein himmelgroßer, ein endlos langer, schneeiger Totenfinger. Das Gesicht des Unteroffiziers war ganz und gar in diese giftig-milchige Helligkeit getaucht.

„Tauschen,“ rief er in gedämpftem Ton dem Schatten neben sich zu und verschwand unter Wasser. Der milchige Finger verweilte einige Sekunden auf dem summen Kameraden des Schwimmers. Der tauchte nicht. Dann erlosch der Scheinwerfer.

Müller II kam hoch. Gerade neben dem geheimnisvollen Begleiter. Da stieß er ihn an. Der war heiß und ganz regungslos, hatte ein grünliches Gesicht. Ein toter Engländer.

Müller II schüttelte das Grauen ab und suchte mit langen Stößen das Ufer. Jetzt schlammiger Boden. Er wartet, kriecht. Dort drüben ein Posten. Aber der sieht nicht hierher. Gänzlich erschöpft sinkt der Unteroffizier zu Boden, streckt sich lang aus. Leise gluckst das Wasser von ihm ab. Erst mal ausruhen, Atem schöpfen! Wer konnte wissen, wozu er's nötig hatte.

Da plätschert es wieder. Wie ein großer, zottiger Hund trottel etwas aus dem Wasser. Auf allen vieren. „Mittermaier!“

„Hier, Herr Unteroffizier.“

Diesmal war es wirklich Mittermaier. Müller II hatte sich gleich gedacht, daß es der schneige Württemberger nächst ihm am längsten anhalten würde. „Wo sind die andern?“

„Ich habe keinen mehr sehen können.“

„Also vorwärts, Mittermaier!“

Sie kriechen auf die feindlichen Stellungen zu. Auf allen vieren. Fest gegen den schleimig kalten Boden gedrückt, der leise unter ihnen quillt. Halt! Ein Schatten.

Der Posten. Plötzlich ist er hinter einer zerhobenen Wand herorgetreten. Eine Taschenlampe flammt auf. Der gelbe Schein springt den beiden Deutschen ins Gesicht. Sekundenlang starren die in die entsetzten Augen des englischen Postens.

Im nächsten Augenblick — ja, da hätte der gefeuert. Sprang einen Schritt zurück und legte an.

Müller II ist hoch wie eine Feder. Ein Sprung ins Dunkle. Zwei Schatten kollern, eng verkrampft, über den glitschigen Boden. Wie eine Kugel. Der Engländer ist stark. Der Deutsche aber hat ihn an der Gurgel. Läßt nicht loder. Mittermaier kann gar nicht bei- liegt und regt sich nicht. Hält den Atem an.

Ein Häuspern. Müller II kommt. Mit der Hand wischt er sich mechanisch das Blut aus dem Gesicht.

„Vorwärts.“

Er zischt es. Sie winden sich auf der Erde dahin. Erst geradeaus. Da — ein Graben. Den entlang. Weiter. Und nun um die Ecke. Wieder geradeaus. Zurück. —

Die Augen der beiden Späher funkeln. Wie ein aufgeschlagenes Buch liegen die feindlichen Stellungen vor ihnen. Die Engländer sitzen und schlafen. Sie haben die Franzosen und Belgier abgelöst.

Zwei Stunden sind vergangen. Nun können sie zurückkehren. Sie wissen, was der Divisionskommandeur heißt.

Schneller als hin schwimmen sie zurück. Nebeneinander. Die Kanonen schweigen. Das Plätschern des Wassers ist eintönig wie ein Totenlang. Drüben beim Feind flammen Lichter auf. Lärm. Dann Gewehrfeuer über das Wasser hin. Ein Maschinengewehr spritzt mit heiserem Belen sein Gift. Sie hatten den Toten gefunden.

Müller II stieg am andern Ufer prustend aus dem Wasser. Nach einer Weile kam der Württemberger.

Der Unteroffizier eilte zu dem Oberleutnant und Kompaniechef: „Haben drüben eine Reihe vorbereiteter Redungen festgestellt, etwa drei Kompanien, Engländer, sieben Maschinengewehre. Hier Zeichnung der Stellungen.“

Der Oberleutnant greift an die Nase.

„Respekt, Müller. Wo sind die Leute?“

„Gefreiter Mittermaier wartet draußen vor dem Unterstand.“

„Die andern?“

„Vermisst.“

Pause. Dann geht der Oberleutnant hinaus, sagt dem Gefreiten ein paar Worte warmer Anerkennung. Und dann tritt er in den Telefonistenunterstand. Das Telephon trägt die Nachricht weiter bis hinten zum Divisionsstab.

Der General vernimmt die Meldung, überlegt einige Sekunden, entwirft im Geiste den Angriffsplan.

„Morgen abend, meine Herren!“

Das heißt: Morgen abend sind wir dort die Herren, wo heute noch die Engländer sitzen.

## Die Schritte. Aus dem Tagebuch des Leutnants Tiedemann.

Von Karl Verbs.

Vor Hjern im Schützengraben, Mittwoch nacht.

**S**ch bin nicht abergläubisch. Ganz gewiß bin ich's nicht. Ich muß mir das immer wiederholen. Aber ich fange an, Nerven zu bekommen. Wahrhaftig. Und für das, was ich erlebte — ist das der richtige Ausdruck? Träumte — sollte ich vielleicht sagen — weiß ich mir keine Erklärung.

Was ist es denn überhaupt? Etwas Angreifbares. Ein anderer würde vielleicht darüber lachen. Aber mir grant davor. Ich kann's nicht hindern.

Es ist so seltsam. Zuweilen möchte ich alles abschütteln, mich von diesen Schemen freimachen.

Aber ich kann es nicht. Das Ganze ist so lächerlich unwissenschaftlich und so grauenvoll folgerichtig.

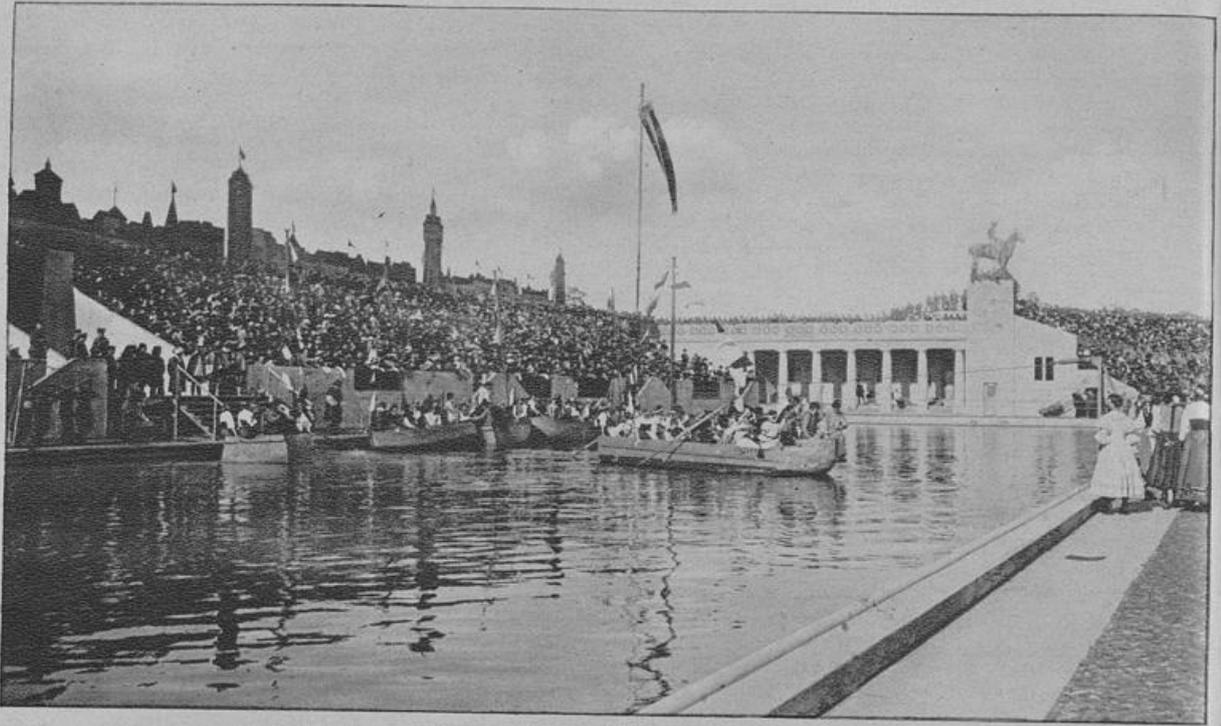
Ich will versuchen, es einmal aufzuschreiben. Zu Zeiten gelang es mir, alles zu vergessen. Jahre hindurch war es nicht, und so war es verblüht.

Nun aber ist es wieder da, zum zweiten Male während des Feldzuges; und beide Male — es ist zum Verrücktwerden. Aber wenn ich es schildere, muß ich ihm gerade und kühl ins Auge sehen. Vielleicht hält es dann nicht stand.

Eine meiner ersten Kindererinnerungen ist damit verknüpft.

Das Haus meiner Großeltern steht vor mir. Ein gewaltiges, dunkles Siebelhaus mit vielen schmalen Fenstern, in einer engen, düsteren Straße der alten Hansestadt. Das spitze Dach ragt weit über die Nachbarhäuser empor, der gewaltige Leib ruht wuchtig in einem Gewirt von Hinterhöfen. So wie das Haus zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges entstand, ist es noch heute; kein moderner Puz verunstaltet seine massige Gliederung. In die schmale Gasse fällt die Sonne des Sommers nur in wenigen grellen Flecken, neben denen die Schatten der Häuser nur um so düsterer erscheinen. Aus den Hauseingängen und Torbögen dringt die dumpfe Kühle, die das Innere dieser uralten Gebäude erfüllt. Und der Schnee des Winters, der den Siebelhäusern phantastische Hauben aufsetzt, verwandelt sich auf der Straße unter den Tritten vieler Fußgänger und Pferde, unter den Spuren unzähliger, schwerer Räder alsbald in braunen, zähen Schlamm.

In dieser Umgebung empfing ich meine stärksten und nachhaltigsten Jugendeindrücke. Nichts davon habe ich vergessen — nicht den Lärm der Straße, das Rufen der Fuhrleute und Lagerarbeiter, nicht das eintönige Summen in den Kontoren, die geschäftige Hast der Maller



Kriegsvolksfest zum Besten der „Kriegshilfe“ im Stadion zu Grunewald-Berlin: Szene aus den „Meisterfingern von Nürnberg“ — die Fürther Jungfrauen auf dem Wege zur Festwiese. Phot. Sberemig.



Kriegsvolksfest zum Besten der „Kriegshilfe“ im Stadion zu Grunewald-Berlin: Szene aus den „Meisterfingern von Nürnberg“ — Aufmarsch der Innungen. Phot. Sberemig.

mit den blauen, selbst gedrehten Probedüten, noch den seltsamen Reiz, den die dunklen, fühlten Lagerräume mit ihren riesigen Warenstapeln auf mich ausübten.

Ich vermeine noch jetzt deutlich den eigentümlichen, aus Staub, altem Holz, Kaffee, Gewürzen und getrockneten Früchten gemischten Geruch dieser Räume zu spüren, die Warenstapel in dem von einer zuckenden Gasflamme spärlich gespendeten Licht geheimnisvolle Schatten werfen zu sehen.

Und wenn ich die Augen schließe, so erblicke ich meinen Großvater, groß, schlank, mit kühlen, blauen Augen und einem gepflegten, weißen Vollbart, wie er im Kontor mit einem kurzen Wort und einer Bewegung seiner vornehmen, bleichen Hand das Getriebe lenkt, oder wie er mitten im wogenden Gewimmel der Börse steht, den Zylinder auf dem weißen Gelock, von Makkern umgeben, ein ragender Fels in der Brandung.

Das, was ich in diesen Zeilen schildern will, ist mit den Lagerböden des alten Hauses eng verknüpft. Aus dem Erdgeschoß gelangte man über eine steile, dunkle, ausgetretene Holzstiege in die Wohnung: lange, hohe Zimmer mit schwerem, erstem Hausrat, ein schmaler, hallender Korridor. Eine riesige, düstere Küche; die flackernde Flamme des Herdes wirft seltsame Reflexe auf blankes Kupfergerät.

Wenn man eine zweite Holzstiege erklimmen hatte, was mir als Kind eine staunenswerte, schwierige und selten gewagte Leistung war, kam man auf die Lagerböden, deren drei übereinander lagen. Auf den zweiten dieser Böden bezieht sich — es. Dort oben übte der Zauber des alten Hauses den stärksten Reiz auf mich aus. Hier war es still; der Lärm des Lebens da unten warf nur eine matt verbrandenden Wellenschlag herauf. Das Auge schweifte über viele Dächer.

Höfe lagen im Schatten; an engen Fenstern blühte hier und da eine blasse, tränkende Blume. Ein schlanker Kirchturm mit grünem Kupferdach stach spitz in den Himmel, und feierlich schwamm der Glodenschlag über die Häuser. Auf den dunklen Dielen des Bodens standen einzelne Warenstapel wie Inseln. Durch die Windenlücke glitt der zaghafte Blick des Knaben in die gähnende Tiefe.

Ab und an fuhr eine Ratte durch das Gebäl, Sand und Kalk rieselte hinterdrein.

Mir schien es oft, als sei hier das eigentliche Reich der schwarzeißen Ratten; hier wick sie nicht scheu jedem Menschen aus, sondern schritt langsam und gravitatisch umher, hatte unzählige Schlupfwinkel und übte über Ratten und Mäuse ihre geheimnisvolle Schreckensherrschaft aus.

Als sich das, was ich hier aufzeichnen will, zum ersten Male ereignete, war ich acht Jahre alt. Ich war ein stiller, etwas tränklicher Knabe, der gern abseitige Wege ging, und in dessen Art es lag, sich dem eigentümlichen Eindruck dieser Umgebung mit einer Inbrunst hinzugeben, die stärker war, als gut sein konnte. Ich hatte damals an einem Abend vor dem Schlafengehen einen seltsamen Zustand: Ich war für die Außenwelt unempfindlich geworden, und doch schlief ich nicht.

Was ich erlebte, war kein Traum, sondern es hatte eine schmerzhafteste Intenstität. Ich hatte das Gefühl, mit überwachten Sinnen eine Vision zu erblicken, von der ich mich mit einem geheimen, zerrenden Grauen freizumachen suchte, und der ich doch hilflos preisgegeben war.

Mir war, als bedürfe es nur eines einzigen gewalttätigen Rudes, um den Bann abzuschütteln. Aber ich empfand gleichzeitig eine peinigende Ohnmacht.

Ich stand auf einem zweiten Lagerboden des großelterlichen Hauses, oben an der Treppe, und klammerte mich an das Holzgeländer. Zu jeder weiteren Bewegung war ich unfähig; ich war wie mit eisernen Banden angeschmiedet. Das Blut brauste mir in den Ohren und drohte mir die Schläfen zu sprengen. Mein ganzes Wesen schien in die Augen gedrängt, die stier an der gegenüberliegenden Wand hafteten.

Ich erblickte dort eine Tür, die — das war mir seltsamerweise immer klar — in Wirklichkeit nicht vorhanden war. Sie stand offen, und es drang ein scharfes Licht durch die Türöffnung, als sei sie der Zugang zu einem gewaltigen, hellen Raum. Aus diesem Raum drang ein Geräusch, das ich mit dem Schlag eines großen Pendels oder mit dem tattmäßigen Auftreffen eines Hammers auf eine Metallplatte vergleichen möchte. Aber das ist doch nicht das Rechte; mir klang es wie ein Schritt, ein regelmäßig wiederkehrender, harter Schritt, der langsam, aber mit furchtbarer Sicherheit näherkommt. Es begann ganz leise, aber sehr deutlich, und schwoll stetig an, wurde schmetternd und dröhnend. Es hatte nichts

Lebendiges an sich; ein Mensch oder ein Tier schreitet nicht so. Und doch besah es ein grauenvolles Leben, eine tödliche Antrinnbarkeit. Bei jedem Schlag erbeute ich bis ins Innerste, er schien mein Gehirn zu treffen und das Blut mit schmerzhaftem Stoß gegen die Augen zu pressen. Ein namenloses Grauen vor dem Augenblick, wo das Entsetzliche, was da nahte, sichtbar werden mußte, schüttelte mich. Es wurde nicht sichtbar; ich erwachte jäh, in Schweiß gebadet, mit rasendem Puls. Am folgenden Tage löste sich aus der Winde, mit der die Waren auf die Lagerböden gewunden wurden, eine Kiste und fiel aus großer Höhe herab. Ich war einen kurzen Augenblick zuvor unter der Luke, von wo aus ich dem entschwebenden Warenstapel mit den Widen

gefolgt war, weggetreten; dicht hinter meinem Fuß schmettete die Kiste zu Boden und zersplitterte. Ich stand einen Augenblick in der furchtbaren Starre, die mich während des gestrigen Traumes gebannt hatte. Eine eiskalte Faust hatte mein Herz umtrallt. Dann ging ich, stumm und mit einem hilflosen Grauen.

Es verging eine längere Zeit, in der es mir fernblieb. Zuweilen besiel mich vor dem Einschlafen eine plötzliche Angst, der quälende Nachtraum möchte wiederkehren, ein Vorbote einer dunklen Gefahr. Aber erst nach vielen Monaten trat das Gefürchtete ein. Es war um kein Haar anders als das erste Mal, nur schienen sich die Schritte weiter zu nähern und lauter zu werden, bevor ich erwachte.

Am folgenden Morgen entging ich mit knapper Not der Gefahr, von einem daherrasenden schweren Gespann, dessen Lenker die Herrschaft über die Pferde verloren hatte, überfahren zu werden. Wieder war ich einen Augenblick außerstande, mich zu bewegen und einen klaren Gedanken zu fassen.

Noch zweier Vorfälle entsinne ich mich. Der äußere Rahmen blieb immer genau der gleiche: Der Nachtraum von dem Schritt hinter der geheimnisvollen Tür, die Todesgefahr am folgenden Tage. Was mich besonders erschütterte, war, daß sich die Schritte jedesmal mehr der Tür zu nähern schienen. Beim ersten Mal war ich noch auf dem Gymnasium. Ich tat einen schweren Sturz auf der Treppe.



Kriegsvolksfest zum Besten der Kriegshilfe im Stadion zu Grunewald-Berlin: Szene aus „Wallensteins Lager“.

Phot. Sberewitz.

Beim zweiten Mal war ich Student. Das alte Haus gehörte unserer Familie damals nicht mehr; die Großeltern waren gestorben, und ich hatte die seltsamen Vorfälle fast vergessen. Ich studierte damals in Tübingen die Rechte. Das freie Burftenleben zog mich in seinen Bann, und meine norddeutsche Ernsthaftigkeit begann sich süddeutscher Fröhlichkeit zu erschließen. Im dritten Semester hatte ich um eines Mädchens willen einen Ehrenhandel mit dem ersten Chargierten eines anderen Korps. Ein schweres Säbelduell war vereinbart. Ich ging am Abend vor dem Kampfe früh nach Hause, schrieb noch einige Briefe und legte mich schlafen, um am anderen Morgen eine sichere Hand zu haben. Da kam es wieder.

Es war wie immer, und doch war es fürchterlicher als je zuvor. Am folgenden Morgen erhielt ich im dritten Gang eine schwere Abfuhr. Der Hieb meines Segners traf mich quer über den Kopf; die Schädeldecke wurde verletzt. Wenige Millimeter tiefer, und alles wäre vorüber gewesen.

Bei Kriegsausbruch hatte ich mich sofort gestellt. Ich wurde rasch befördert, und der Siegestrausch der ersten Wochen ergriff mich mit lodender Gewalt. Ich bin sicher, daß ich nicht ein einziges Mal der früheren Vorfälle gedacht habe. Man vergaß alles in diesen Tagen, man war nur Wille, Kraft, Aufopferung, Jubel.

Am Abend, als wir in Frankreich im Quartier lagen, überfiel es mich. Am folgenden Tage wurde ich auf einem Patrouillengang schwer am Kopfe verletzt, und nur dem Opfermut meiner Leute, die mich trotz aller Gefahr in Sicherheit brachten, danke ich mein Leben. Vorgestern nacht wieder der fürchterliche Traum. Gestern schlug eine englische Granate unmittelbar neben mir ein. Ich wurde bis zum halben Leibe verschüttet und war zwei Stunden bewusstlos, aber ich blieb unverletzt. Ich weiß nur noch, daß während meiner ganzen Ohnmacht das dumpfe Gefühl lähmender Starre auf mir lastete, das ich nur zu gut kenne.

Was bedeutet das alles? Ich bin doch kein Kind, dem vor Ungreifbarem gruselt. Aber die erbarmungslose Folgerichtigkeit dieser Dinge ist es, die mich zuweilen wie würgendes Entsetzen ergreift. Wird das Wesen, dessen Schritt ich höre, eines Tages Gestalt annehmen?

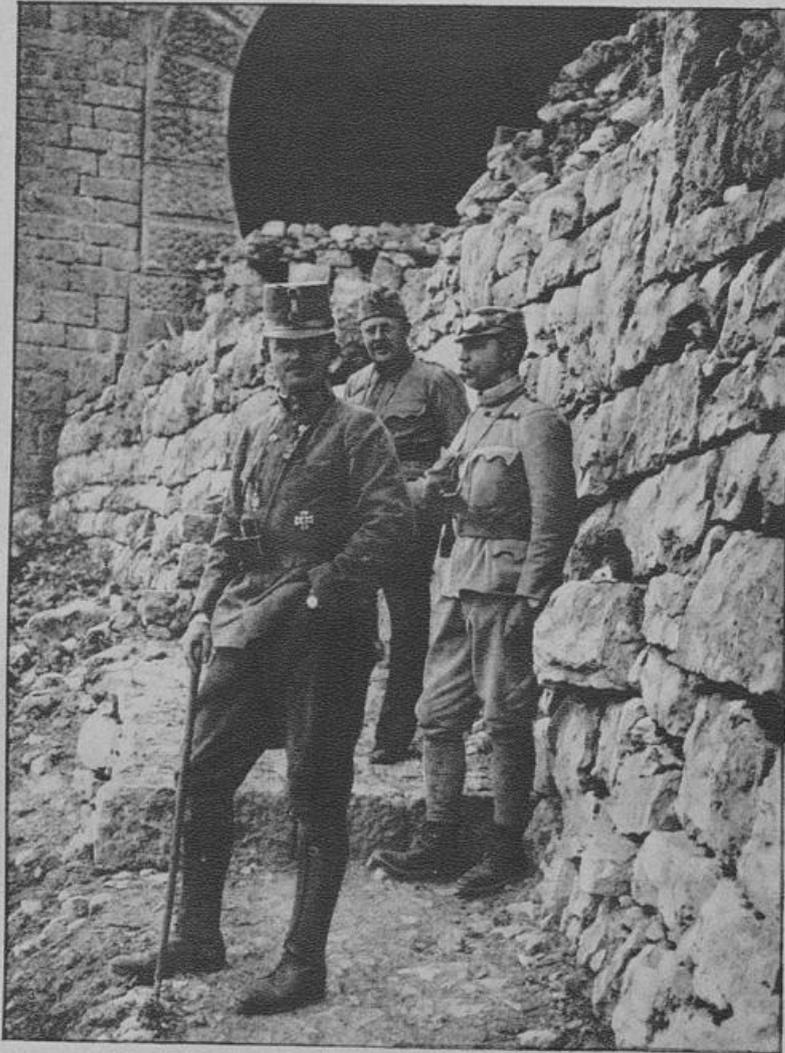
Und was wird dann werden?

Gegen Morgen.

Hauptmann Wülbers war bei mir, um mich um eine Zigarette zu bitten. Unsere Post ist seit vorgestern ausgeblieben. Er ist ein lieber Kamerad, und ich erzählte ihm, was vor ihm kein Mensch von mir vernommen hat. Er war ernst und schwieg lange. Ich gab ihm einen Brief an meine Mutter. Wir trennten uns stumm. Ich will schlafen. Man sagt, die Engländer bereiten einen Angriff vor.

Sechs Uhr morgens.

Es war wieder da. Und ich habe das Wesen gesehen.



Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Josef in dem von seinen Truppen genommenen italienischen Panzerwerk Campomolon.

Hilophot, G. m. b. H.

Ich muß es niederschreiben, sonst erstirbt es mich. Es war wie immer. Aber die Schritte wurden lauter und lauter. Sie hallten mir wie das schmetternde Donnern eines Geschüßes. Nur viel, viel wefenlofer. Ich blidte wie durch eine rote Wolke. Als sie sich teilte, stand ein formlofer, massiger Schatten in der Tür. Stand sekundenlang. Bis ich mit einem Schrei auffuhr.

Was wird geschehen? Man bläst Alarm. Die Engländer kommen. Was wird geschehen? Ich —

Sehr verehrte gnädige Frau, das Telegramm, das ich Ihnen senden mußte, hat Sie, das weiß ich, in tiefen Schmerz versetzt. Ich kann Ihnen kein Trosteswort schreiben; das, was ich Ihnen schreiben könnte, das wissen Sie selbst und empfinden es ohne mich. Lassen Sie mich Ihnen nur sagen, daß der Tod unseres lieben Kameraden schmerzlos und schön war. Im brennenden Rausch des Sieges, als wir dem fliehenden Feinde nachsetzten, traf ihn eine rasche, barmherzige Kugel. Ein lieber, erster, wertvoller Mensch ist dahingerafft. Er starb einen heiligen

Tod. Ich sende Ihnen anbei seine letzten Aufzeichnungen. Sie haben mich tief ergriffen. Ein dunkles, unentrinnbares Schicksal steht über uns. In diesen Erlebnissen fand es erschütternde Verkörperung. Vielleicht trifft das Rätselvolle morgen auch uns. Dann gibt es nur einen Wunsch, den ich im schweren Ernst dieser Stunde ausspreche: Möchte unser Ende so sein, wie es das Ihres Sohnes war: Jäh, mitten im Hochgefühl des Sieges, mitten auf der Bahn jauchzender Erfüllung, die alle Niedrige und Schwere von uns nimmt.

Gott tröste Sie. Nehmen Sie die Versicherung aufrichtiger Verehrung und warmen Mitgeföhls Ihres Ihnen sehr ergebenen Wülbers, Hauptmann.

## In 10 Tagen. Ein Zeitbild von J. Consrade.

**D**er Zug hält auf dem Bahnhof Zoologischer Garten. Zahlreiche Urlauber entsteigen ihm. Unter andern Angehörigen der Soldaten ist eine nett gekleidete junge Frau erschienen. Groß sind ihre Augen aufgetan, suchend gehen sie umher — bis plötzlich ein helles Leuchten über ihr Gesicht zieht. Da — der große, blonde Mensch mit dem Schnurrbärtchen, der ist es. Vereschämt gibt sie ihm die Hand, er umfaßt sie mit dem freien Arm — im andern hält er ein Paket mit seinen Sachen — und gibt ihr einen flüchtigen Kuß. Wie es gehe, fragen sie einander. Die junge Frau kann kaum sprechen vor Bewegung. Sie hat ihn nur einmal seit Kriegsbeginn gesehen, als sein Regiment auf der Durchfahrt nach dem Osten war. Und dabei waren sie doch, als er auszog, erst einige Monate verheiratet! Freundlich blickt er auf sie herab, auf ihr liebendes Gesicht unter dem braunen Haar. Noch ein paar Worte zu den Kameraden, mit denen er gefahren ist, dann geht er mit ihr die Bahnhofstreppe hinab.

Er achtet kaum auf das, was ihn umgibt, die feinen Herren und Damen, die Elektrischen, die Autos, die stattlichen Gebäude. Fremd gleitet sein Blick hin und wieder darüber hinweg. Man merkt nicht, daß es ihn heimatisch berührt, er scheint auch die Auslagen in den Schaufenstern nicht zu sehen, die herrlichen Blumen, die Bilder, Kleider und Schmuckstücken. Seine Frau betrachtet ihn, während sie neben ihm in der Elektrischen sitzt, verstoßen von der Seite. Seine

Hautfarbe ist gesund, aber er ist magerer im Gesicht als früher, und zwei Falten gehen von der Nase nach den Mundwinkeln — wie Spuren der Kämpfe und Entbehrungen. —

Eine Stunde später sitzen sie in der Stube zu ebener Erde hinter dem Laden beim Kaffee: das junge Paar und Roberts Eltern. Es ist recht gemütlich. Robert hat einiges erzählt, doch nicht viel Neues.

Er darf wohl nicht, denken sie. Sind nur froh, daß sie ihn wieder da haben. Dann läßt er sich von ihnen erzählen und hört geduldig zu. Das Papiergeschäft geht noch immer ganz gut. Man hat aufschlagen müssen, denn es ist manches teurer geworden. Robert nickt, fragt aber nur selten etwas. Einmal geht er mit in den Laden, kommt aber nach wenigen Minuten zurück. Sie haben da Kontohefte, Schulhefte, Briefpapier, Postkarten. Die junge Frau weiß über alles Bescheid, sie hat seit einiger Zeit auch billigen Lesestoff auf dem Ladentisch liegen und denkt sogar daran, eine Leihbibliothek einzurichten, die in

dieser Gegend fehlt. Die Eltern des jungen Mannes loben ihre Schwiegertochter zu wiederholten Malen, was ihn angenehm zu berühren scheint. Sie sagt nichts dazu, lächelt höchstens und ist im nächsten Augenblick aufgesprungen, weil die Ladenglocke geht.

Robert sitzt in der Sofacecke und raucht, am Fensterplatz sitzt der Vater mit seiner Pfeife. Es gibt da auf dem Hof immer allerlei zu sehen. Es kommen Frauen und Mädchen, um die Mülleimer aus-



Vom Schauplatz der russischen Offensive: Die vorderste Stellung der Österreicher an der Strypa.



Vom Kriegsschauplatz auf dem Balkan: Appell eines deutschen und österreichischen Pferdelazarets in Mazedonien.

zuschütten, die Kinder des Pförtners sammeln das Papier auf, oder ein paar Spahen zanken sich um Brotkrumen, die da irgendwo aus einem Fenster herabgeworfen wurden. So sitzen die beiden eine ganze Weile und hängen ihren Gedanken nach.

Sie haben gegessen, und vor den Männern steht ein Glas Bier. Die junge Frau sitzt neben Robert auf dem Sofa, er hat den Arm um sie gelegt, sie liegt mit dem Kopf an seiner Schulter. Der Koller dort im Bauer fängt in leisen, zarten Tönen an zu singen.

„Hast du Sehnsucht gehabt?“ fragt die junge Frau, auch so leise wie ein kleines Vöglein.

„Das soll wohl sein,“ antwortet er und spielt mit ihren Fingern. Die Mutter sieht ihren Jungen besorgt an, läßt das Strickzeug in den Schoß sinken und seufzt tief auf.

„War wohl manchmal recht schwer, mein Junge!“

„Das war's. Unter der Erde, mitten in den Schneefeldern und

Vater sitzt auf seinem Fensterplatz, blickt auf den Hof und trommelt mit den Fingern auf der Armlehne. „Die Frau Doktor hat sich jetzt wieder 'n Mädchen genommen,“ sagt er.

Robert, der sich eine Zigarre angezündet hat, wendet das Gesicht dem Fenster zu, aber er sieht weder das Mädchen da draußen, noch den Vater im Lehnstuhl. Seine Augen haben einen eigentümlichen Glanz. Es ist, als sähe er durch die Wand hindurch.

Die weiten Schneefelder tauchen vor ihm auf, die Unterstände tief in der Erde, der rohe Tisch und die Schemel und Pritschen, die Lampe, die da vom Balken herunterhängt. Der Unteroffizier kommt herein und schnauzt. — Patrouille gehen versteht er freilich, neulich hat er mit 3 Mann 10 Russen angebracht. — Ablösung nach vorn — hier, Kamerad, ein Schlud — mein Notizbuch, du weißt — wenn's schief geht — nun aufgepaßt — wenn sie doch kämen, die Wölfe! Wollten ihnen einen heißen Tag bereiten! — Sie tragen einen zurück,



Beisetzungs des Chefs des Stellvertretenden Generalstabs, Generalobersten v. Moltke, auf dem Invalidenfriedhof in Berlin. Im Trauergefolge die Witwe (1), der älteste Sohn (2) des Verstorbenen, Prinz August Wilhelm von Preußen (3), sowie zahlreiche Generale und hohe Reichs- und Staatsbeamte. Phot. A. Sennedé.

immer auf der Wacht. Jeden Tag Verluste. Und die Stellungen bei Tauwetter gleich voll Wasser. Wochenlang aus den Kleidern nicht heraus. Da ist die Stimmung manchmal nicht rosenrot, das könnt ihr glauben. — Mitleidig ruht der Mutter Blick auf dem Sohn, der Vater nickt vor sich hin, und innig schmiegt sich die junge Frau in den Arm des geliebten Heimgelahrten. —

Am Morgen ist sie schon längst im Laden tätig, als die Mutter Robert das Frühstück ans Bett bringt. Segen Mittag geht er mit dem Vater drüben in die Wirtschaft, wo er lebhaft bewillkommet wird. Aber es hält ihn nicht lange. „Was sie nur alle reden!“ sagt er, als er neben dem Vater wieder über die Straße geht. Besonders spottet er über den Uhrmacher, der an diesem und jenem gendegelt hat. „Das kann nur einer beurteilen, der mit dabei war. Wenn ich zu sagen hätte, ich wär' noch viel strenger.“

Ein etwas erkaunter Blick des Vaters streift ihn.

Nun sitzen sie wieder in der Stube und warten auf das Mittagessen. Die Mutter ist in der Küche, die junge Frau im Laden. Der

eine barmherzige Schwester ist dabei, sie spricht ihm zu, dort hinten ins Kriegslazarett tragen sie ihn und vielleicht bald zum Ehrenfriedhof auf dem Hügel, wo die alten Bäume stehen. Gute Nacht! — Der Oberleutnant kommt in den Schützengraben, ernst wie immer. Daheim haben sie ihm im Krieg sein einziges Kind begraben, das hat ihn wohl noch ernster gemacht. — Leise tönt Gesang aus dem Offiziersunterstand herüber, der Leutnant singt oberbayerische Lieder, und der Freiwillige begleitet auf der Laute. Neben an im Mannschaftsunterstand schreibt ein Kamerad an seine Liebste, einer flicht sein Zeug, und der da — der schnitt einen Russen mit langem Mantel und Pudelmütze für seinen Jungen und summt vor sich hin: „Rein schön'rer Tod ist in der Welt, Im engen Bett nur ein'r allein Als wer vorm Feind erschlagen, Muß an den Todesreichen, Auf grüner Heid', im freien Feld Hier findet er 'Gesellschaft sein, Darf nicht hör'n groß Wehklagen; Fall'n mit wie Kräut'r im Maien.“

Robert sieht wie durch die Wand hindurch, und langsam tommt es von den Lippen: „In 10 Tagen — bin ich wieder bei meinem Regiment.“

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

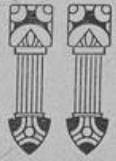
Nr. 28.

Düsseldorf, 8. Juli

1916.

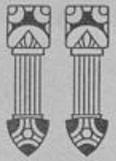


Generalfeldmarschall Karl von Bülow, wurde aus Gesundheitsrücksichten zur Disposition gestellt.  
Phot. Alice Mahdorff.



# Das starke Lied.

Von Rudolf Michael.



Die Elbe zog wie seit Monaten still ihren Weg. Man hörte das Plätschern und Rauschen ihres Wassers. Während sonst die Hämmer schlugen, die Pfeifen kreischten und die Schornsteine brüllten, wo der Rauch sich in schweren Wollen über West und Wasser legte und der Verkehr der Großstadt wie ein anderes Wasser herüberbrannte, war nun eine breite Stille. Die Türme der Stadt sahen mit ihren Uhren wie mit goldenen Augen über die Schornsteine, die nicht mehr dampften, über die Kräne, die ihre eisernen Arme leblos streckten. Die kleinen, grünen Fährdampfer schäumten nur noch durch das Wasser und brachten ein paar Neugierige hin und her.

Im Hafen der Fischerinsel Finkenwärder lagen die Kutter Bord an Bord. Die flinken, lebendigen Boote und Segler träumten. Der Wind fuhr durch Tane und Raen und blähte keine Segel mehr. Die Schiffswände knarrten ungeduldig. Einige kleine Fischerjungen sprangen schreiend und lachend von Boot zu Boot und wiegten sich darauf.

Seitab von den andern lag hart am Deich ein braunlicher, alter Kutter. An den Masten und Trossen sah man die Spuren mancher harten Fahrt. Darauf saß ein alter Fischer. Das runzelige Gesicht ruhte in einem runden, weißen Bart, und der Schien der zerdrückten Mühe deckte die Augen so tief, daß er nur eben darunter hervorsehen konnte. Das war Klaus Fod, der alte Fod, der die Feldzüge 66 und 70/71 mitgemacht hatte, und der so sonderbar erzählen konnte.

Als dieser große Krieg ausgebrochen war, dachte keiner daran, daß er noch mal hinausziehen konnte. Aber der alte Fod hatte doch, wenn er allein war, seine Arme gestreckt und die Sehnen geprüft, mit den Augen gespäht und gefunden, daß es eigentlich noch gehen mußte. Diese Hände, die jahrelang Ruder und Segel gegen jeden Sturm gepreßt hatten, könnten sicher noch einmal einem Franzosen die Kehle zubrechen wie damals am Kirchhof von Rezonville. Aber die andern sagten ja, es ginge nicht mehr. Und gewiß, sie würden lachen, wenn er mitwollte. Dann wiegte er wohl den Kopf, ging hinaus über den Deich und setzte sich auf die Bordwand seines alten Kutters. Und plötzlich kam dann der Troß in ihm hoch. Wenn er auch selbst nicht mehr dabei war, er hatte doch vier Söhne draußen, die auf den grauen, stählernen Schiffen gegen England fuhren. Die würden es für ihn schaffen. Ganz gewiß, das würden sie. Und dann war er so froh und stolz wie ein junger Fischer, der zum erstenmal mit seinem neuen, eigenen Kutter hinausfährt auf die See.

Weiß hockte er da so wie heute, nachdenklich, hielt vor den Mund eine kleine, windschiefe, alte Flöte und spielte eine sonderbare Melodie, ein seltsames, unverständenes Lied. Oft spielte er es Tag für Tag und saß dabei stundenlang im Winde auf dem Wasser.

Eine Schar halbwüchsiger Fischerburschen schlenderte den Deich herunter, blieb vor Klaus Fods Kutter stehen und horchte.

„Klaus! was ist das für ein Lied?“ rief einer und lachte, weil er den Alten nicht verstand. Klaus Fod ließ sich nicht stören.

„Klaus Fod! Solln wir rüberkommen?“ riefen zwei zugleich.

Der Alte wandte den Kopf zu den Burschen und nickte. Aber er ließ die Flöte nicht vom Munde.

Das waren bunte Töne. Er behauptete immer, es sei ein altes Lied. Aber zänkische und häßliche Leute behaupteten, er spiele jeden Tag etwas anderes, ein närrisches Gedudel. Die Burschen hockten um den Alten herum. Der blies noch einige Zeit und setzte dann ab. Seine scharfen Augen gingen von einem zum andern.

„Ja, ein schönes, altes Lied,“ redete er dann in seinen Bart hinein. „Ich will's euch sagen. Wir hatten einen guten, alten Hauptmann. Wir waren damals vor Metz. Der gute, alte Hauptmann hat's gespielt den Abend, als wir sie drinnen hatten im Kessel. Und er ist gesund wiedergekommen.“ Der Alte schwieg wieder. Diese Rede schien ihn schon angestrengt zu haben. Die Burschen saßen mit ngläubigen Augen und Mäulern da.

Aber der alte Fod wußte, was er gesagt hatte. Er nahm die Flöte wieder zärtlich an den Mund und spielte noch einmal das bunte Gewirr von Tönen, das damals der gute, alte Hauptmann gespielt hatte. Er erwartete kein Lob. Er war selber zufrieden, daß er auf die andern gar nicht achtete. „Wißt ihr, Jungens, das hilft. Unserm alten, guten Hauptmann hat's auch geholfen. Wir haben sie immer verhauen. Na, ich will es weiter spielen.“

Die Burschen verbargen ein Lächeln. Dies Lied sollte helfen und retten können. Der Alte kümmerte sich nicht drum.

Nach einiger Zeit stand er auf, kletterte von dem Kutter auf den Deich und ging seinem Haus zu, das jenseits der Deichstraße in der Tiefe lag. „Jungens, kommt heut' abend,“ brummte er noch im Gehen.

„Zuwill, Klaus Fod!“ rief einer und lachte über den Alten, den sie nicht verstanden.

Des abends kamen sie gern zu ihm. Auf einem kleinen Tisch hatte er eine Lampe stehen und eine Karte ausgebreitet und zeigte den Burschen, wo sie draußen die Franzosen und Russen verhauen. Und wirklich, er wußte Bescheid, und oft kam das stolze Wort:

„Da sind wir 70 auch gewesen.“ Dann glänzten seine Augen, und ein Feuer lief durch sein Blut, daß der alte Körper zitterte.

Am andern Tage wurde Klaus Fod krank und mußte im Bett bleiben. Er hatte sich draußen auf dem Kutter erkältet, weil er auf Wind und Kälte nicht achtete. Nun konnte er lange, lange nicht draußen sitzen und sein Lied spielen. Das machte ihn recht ungeduldig.

Oft, wenn ein anderer alter Fischer ihn besuchte, wenn ein Junge ihm einen Gruß brachte von seiner Mutter, die ihn fragen ließ, wie es ihm gehe, antwortete er gar nicht, sondern zog ihn nur leise aufs Bett und fragte vorsichtig: „Haben wir sie schon wieder verhauen?“

„Ne, Klaus Fod, das will jetzt nicht so recht. Es ist Stauwasser.“ Dann wurde der alte Fod traurig, legte den Kopf zur Seite und achtete nicht mehr auf den Besuch. Aber nach einigen Tagen konnte Klaus Fod über den Deich tippeln und seinen Kutter besuchen. Es war inzwischen etwas wärmer geworden. Die blauen Sonnenstrahlen spielten lustig auf dem dunklen Wasser.

Wieder saß der alte Fod gesund auf seinem Kutter, die Flöte am Mund, und spielte. Und er spielte mit neuem Schwung und junger Begeisterung. Die alten Frauen, die auf dem Deich entlang gingen, freuten sich und lachten: „Nu wird's besser Wetter.“

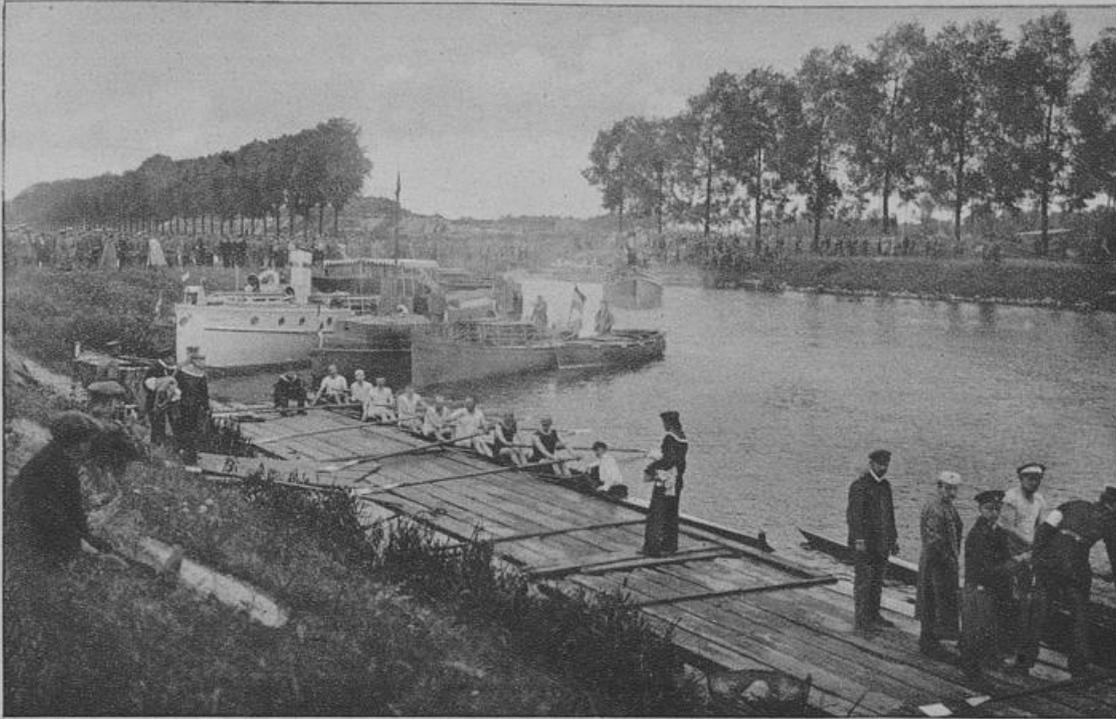
Klaus Fod spielte und ließ sich nicht stören. Da regten sich die Glocken der großen Stadt, die drüben am andern Ufer lag. Erst ein Schlag, dann mehrere, und schließlich ein lautes und volles Durcheinandertönen vieler Glocken mit dumpfem und hellem Schlag. Der Alte setzte die Flöte ab und horchte. Auf dem Deich sprangen Jungen und riefen: „Wieder ein Sieg!“ und brachten dem alten Fod die frohe Kunde. Der reckte sich wie ein reicher, selbstbewußter alter König. „Jungens, ich hab's euch ja gesagt. Das Lied, das Lied.“ Und mit einiger Wehmut fügte er hinzu: „Unser alter, guter Hauptmann.“

Und bald war es in dem kleinen Fischerdorf herum: Der alte Klaus Fod hat wieder gespielt. Wir haben einen Sieg! Klaus Fod ging in seine Stube, streckte seinen Arm und prüfte die Sehnen, spähte mit den Augen und fand, daß er eigentlich noch mitgehen mußte.

Am andern Tage kam der eine von Klaus Fods Söhnen, ein strammer, blonder Maat, auf Urlaub. Da kannte des alten Fods Stolz keine Grenze. Am Nachmittage mußte der Sohn mit aufs Wasser. Die Segel wurden auf dem alten Kutter gezogen, das Ruder eingesetzt und gedreht, und gleich darauf rauschte der breite Bug durch die dunklen Wellen. Klaus Fod stand wie ein Junger an den Segeltröffen und ließ die Augen hin- und hergehen. Ab und zu prüfte er den Sohn von oben bis unten, freute sich und lachte aus vollem Herzen.

Dann klopfte er dem Sohn zärtlich auf die Schulter und sagte mit einer tiefen, tiefen Überzeugung: „Gord, du, wir schaffen's!“

## Kriegs-Ruder-Regatta in Flandern.



Die Sieger im Achter-Rennen in der Etappen-Ruder-Regatta zu Gent.



Die Sieger im Ersten Senior-Vierer-Rennen der Genter Regatta.

Von links nach rechts: Schott (Mainzer R.-V.); Wendling (R.-S. Undine, Offenbach); Eiehem (Kölner Klub für Wassersport); Kees (R.-S. Undine, Offenbach); Badmeister (R.-Kl. Triton, Stettin).

# Unerseztlich.

Stizze von Friß Müller.

W is die Theres zu uns kam, war sie nicht mehr jung. „Nein, ich versteh dich nicht,“ sagte Tante Pauline kritisch zu unserer Mutter, „wie kann man auch nur einen alten Dienstboten einstellen!“

„Die bleiben am längsten,“ sagte Mutter mit einem Wid auf unser nicht weniger wie zehnfüßiges Kindergetusel auf dem Stubenboden, „und außerdem scheint sie auch kinderlieb zu sein.“

Mutter behielt mit beidem recht. So kinderlieb war die alte Theres, daß man oft nicht wußte, wer das größte Kind von uns war, sie oder eins von uns fünf.

Und bleiben tat sie immerzu, immerzu.

Was für eine Wirtschaft war das früher:

„Gnä' Frau, es tut mir leid, aber zum nächsten Ersten geh —“

„Aber wir haben Sie doch gut behandelt, Fanni?“ sagte unsere Mutter erschreckt.

„Des scho', aber fünf Kinder, es is mir z'viel, gnä' Frau — aber zum nächst'n Ersten also — sein S' net bees, gnä' Frau.“

Und wieder an einem andern Ersten ging die Berta, ging die Marie, ging die Leni, weil ihnen die fünf zuviel waren — und dann hieß es stets: „Sein S' net bees, gnä' Frau.“

„Nun, Theres,“ sagte Vater einmal herzlich, „Ihnen sind unsere fünf nicht zu viel, nicht wahr?“

„Da müßten mir ja die fünf Finger an meiner rechten Hand auch z'viel werd'n, gnä' Herr — nana, ich werd' scho' fertig mit die fünf, gnä' Herr.“

Meinte sie die Finger, meinte sie die Kinder?

„Ich werd' scho' fertig mit die fünf“ — den Satz habe ich von ihr gehört, als ich ein kleiner Hosenknirps war. Den hörte ich, da ich zur Schule ging. Den habe ich zum letztenmal gehört, als ich die Uni-

versität bezog. Und jedesmal ist mir der Satz in einem neuen Sinne aufgegangen. Erst so, wie ihn die Theres meinte, fertig mit der Arbeit. Dann so, wie ihn der Vater meinte, fertig wie ein Kämpfer mit dem Chor der Rache.

Den Chor der Rache nannte uns der Vater in unsern lebendigsten Augenblicken.

Und schließlich so, wie er sich für die Theres am Ende ihrer Dienstzeit auswies, fertig durch die fünf, aufgebraucht, erledigt, unerbittlich abgenutzt und altes Eisen.

Die alte Theres sah es freilich nicht, das alte Eisen, von dem die Kräfte blätterten wie brauner Rost vom letzten Jahr.

Die tat noch so, als sei sie junges Eisen, dampfend von der Gießerei gekommen. Um so besser sah es unsere Tante Pauline.

„Nein, ich kann es nicht verstehen,“ sagte sie, „wie ihr euch mit der alten Krattlerin Tag für Tag herumplagt. Die macht euch dreimal mehr Arbeit, als sie euch abnimmt. Altes Eisen gehört in das Spital. Ihr habt sie ja vor mehreren Jahren schon dort eingekauft.“

Und Tante Pauline unternahm es, es ihr beizubringen. Schonend, wie sie sagte.

Dieser Schöpfung wegen wartete sie, bis die Theres einmal leise jammerte:

„Jesses, mei Fuaf, mei Fuaf!“ Dabei langten aber ihre alten, dünnen Finger nach der Stirn.

Es ist nichts zum Lachen.

Kopf und Fuß, das ist bei alten, abgewerkelten Leuten dasselbe und mithin vertauschbar.

„Soso, Theres, der Fuß tut Ihnen weh?“ sagte Tante Pauline mit einer schleimigen Milde, „da würde ich aber an Ihrer Stelle ins Spital gehen, wo doch so schön für Sie gesorgt wird.“

Die Theres sah sie an, wie man einen Lohfeind ansieht. Fuß



Dom Kriegsschauplatz in Flandern:  
Prinz Adalbert von Preußen (X) im Gespräch mit Erz. Admiral von Schröder (XX)  
vor dessen Unterstand in der deutschen Stellung.

und hier trampften sich zu einem Abwehrschlag zusammen. Mit dem Fuß stampfte sie auf, und aus dem Hirt sprang die Antwort:

„O mei', Freil'n Pauline, im Spital tut er mir auch weh, mei' Zuaj.“

Das war unanfechtbar. Tante Pauline war geschlagen. Die alte Theres blieb.

„Ist schon recht,“ sagte Vater, „ein altes Arbeitspferd soll sterben, wo es aderte.“

Vater hatte leicht reden. Mutter war's, an der nun alle die viele Arbeit hängen blieb. So viel hat sie sich noch nie geplagt.

Ein Stüd nach dem andern nahm sie der Theres ab. Heimlich noch dazu. Denn auch darin konnte sie empfindlich sein, die alte Theres.

„Jesses, jesses, jetzt hat scho' jemand anders den Kaffee g'mahlt!“ begehrt sie auf.

„Aber Theres, Sie haben uns doch selbst gebeitet, daß Sie die Sicht im rechten Arm zwidt,“ sagte Mutter.

„No, und was is's nacha?“ sagte sie beleidigt, „als ob ma mit'm linken Arm net auch mah'l'n könnt — überhaupt, ich sieh's ja scho, 'nausteufeln möcht's mi halt schön langsam.“

„Aber Theres, kein Mensch teufelt Sie aus dem Haus,“ gab ihr die Mutter wieder als Antwort zurück.

„Aus der Arbeit mein' ich, aus meiner Arbeit, die wo mir g'hört,“ meinte Theres wiederum.

Es war nicht so leicht mit ihr.

Eine Menge Kunstgriffe hat es der Mutter gekostet, so zu tun, als mache Theres nach wie vor die ganze Arbeit, und als schaue Mutter ihr bloß zu.

Gewiß, da war noch Tante Pauline. Die hätte einspringen können. Aber sie ist ihrer Lebtag nur mit spißig-kritischen Bemerkungen eingesprungen.

„Eine Sünd und Schand ist es, wie ihr die alte, ausgefranste Person so weiterpuppelt,“ sagte sie und ging empört in ihr hinteres Zimmer, während Mutter die Kartoffeln schälte, die sich den Fingern der alten Theres nicht mehr fügen wollten.

Auch der Vater sah das mit der Sünde und Schande. Aber er ging nicht ins hintere Zimmer, sondern heimlich zur Stellenvermittlerin.

„Na, Theres,“ sagte er nach dem Mittagessen mit einem zwangsweisen Anlauf hinter seiner Zeitung, „na, Theres, Sie werden nichts dagegen haben, wenn demnächst jemand zu uns kommt.“

Theres sah ihn mißtraulich an. Mutter war ehrlich erstaunt: „Aber davon weiß ich ja gar nichts, Mann!“

„Eine entfernte, junge Verwandte, weißt du,“ sagte der Vater schnell und augenzwinkernd, „sehr entfernt in der Tat — und sie möchte ein wenig den Haushalt lernen — ja, den Haushalt lernen — bei der alten Theres, weißt du.“

„Meinetweg'n, wenn s' aufbist und ord'nlich is, des junge Fletscherl, und d' Aug'n aufmacht, nacha lass'n S' s' halt komma,“ sagte sie und ging hinaus, um den Kaffee zu holen.

Das Kaffeeholen morgens, mittags, abends war fast das einzige, was ihr geblieben war.

Hinter ihr blieb ein grenzenloses Staunen der ganzen Familie.

Vater hatte aus heiler Haut ein Mädchen eingestellt?

Ohne die Mutter zu befragen, eingestellt?

Wenn das nur gut wird.

Am schlimmsten aber schien es, daß er der Tante Pauline nicht befragt hatte.

„Natürlich,“ sagte sie beleidigt, „unser einer is der reine — is das reine Nix.“

„Stimmt,“ sagte der Vater ruhig, ohne sich weiter daran zu stören.

Und das war meines Wissens das erstmal, daß Vater gegen Tante Pauline grob geworden ist.

Die sehr entfernte Verwandte trat ein. Wir hatten alle Vater unterschätzt. Es war ein liebes, tüchtiges „Ding“. „Ding“ hieß sie von Tante Paulinens Gnaden. Lieb und tüchtig hießen wir sie. Die Theres hieß sie gar nichts. Sie schaute zu, ein wenig gutmütig, ein wenig gnädig, wie der Jungen die Arbeit flink und sauber durch die Finger lief.

„No ja,“ brummte sie, „mit der Zeit wird vielleicht doch noch



Eingang zum Schloß Chevrigny bei Laon.

Das Schloß, in einem herrlichen Park mit uralten Bäumen gelegen, dient jetzt der deutschen Heeresverwaltung als Hospital und als Sanitätsdepot. Hofphot. Oskar Zellmann.

was Nichtiges aus ihr — übrigens, gnä' Herr, Sie ham uns noch gar net g'lagt, wie daß I' eigentlich heißt."

"Theres."

"Ja, wie daß I' heißt, hab ich g'fragt," wiederholte sie, die Hand am halb ertaubten Ohr.

"Theres."

"Jesjes, gnä' Herr, halten S' mich doch net auf in der Arbeit — wie daß I' heißt, die neue, hab' ich g'fragt."

"Theres," lächelte der Vater unerschütterlich, „genau so wie Sie, Theres."

"Wie ich?" sagte die alte Theres grenzenlos beleidigt, „wie ich?" Den ganzen Tag wiederholte sie diese zwei Einzeiler empört, brummend, kopfschüttelnd, schulterzuckend, bis schließlich ein Nicken daraus wurde, ein begönnerndes:

"No ja, schließlich kann der Mensch ja nig dafür, was er für 'n Namen hat, und vielleicht wachst's noch 'nein mit der Zeit in ihren Namen," und trippelte davon.

In Wirklichkeit brauchte die junge Theres nicht in ihren Namen hineinzuwachsen. Sie war schon alles, was uns der Name versprechen konnte. Sie war so gut und tüchtig, wie die alte Theres war. Damals, als sie und ich bei uns eintraten. Denn wir sind beide gleichzeitig eingetreten, sie mit einem Dienstbuch und ohne viel Geschrei, ich ohne Dienstbuch und mit viel Geschrei, wie Mutter immer sagt, die mich vom Bett aus gewiegt hat.



Dem österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz: Ein zerstörtes Stadtviertel in Asiago.

Phot. H. Sp.

Und nun hätte alles gut sein können mit der alten Theres. Sie hätte morgen sterben können, oder übermorgen, oder in zehn Jahren. Sie wäre in Nacht und Herrlichkeit und in Ehren gestorben, wie ein braver, alter Adergaul, der seinem Bauern seinerseits die letzte Ehre antut, in seinem letzten Stündlein aus dem Stall aufs Feld zu trotten und in den Aderfurchen, die er einmal pflügte, still die Augen zumachen. Aber so ein alter braver Gaul bekommt oft Muden. Die alte Theres bekam sie auch. Sie hatte sich in den langen Dienstjahren einen schönen Pfeiler Geld erspart. Der lag auf der Sparlatz. Auf einmal bekam sie es mit der Angst. Sie traute der Sparlatz nicht mehr. Das ganze Geld holte sie ab und verwühlte es in ihrer Altmädchenkammer. So oft jemand von uns an ihrer Kammer vorbeiging, schaute sie ihn mit ihren armen, alten Augen lauernd an: Ob der wohl imstande ist, mein Geld zu stehlen —?

Natürlich waren wir nicht beleidigt. Es war ja eine Krankheit. „Krankheit hin, Krankheit her, die alte Person ist ja gemeingefährlich!“ sagte Tante Pauline, „man sollte sie mit der Polizei —“

Und da war es, daß Vater zum zweitenmal groß zur Tante Pauline wurde.

„Gemeingefährlich?“ unterbrach er sie. „Sie ist ein Lebenlang gemeinnützlich gewesen, die alte Theres, da darf sie ganz am Ende auch noch ein wenig gemeingefährlich bei uns sein. Wir können das Gemeinnützlige und das Gemeingefährliche vertragen, nur nicht schlechthin das Gemeine, Tante.“

Wir dachten darauf alle: Jetzt geht die Tante vor der Theres. Denn die Tante war reich und wohnte bei uns nur in Pension. Die Pensionen waren anderwärts zu teuer.

Also blieb die Tante.

Hänisch bemerkte sie es, daß es mit der alten Theres immer ärger wurde. Alle Augenblicke kam jemand von uns mit einem Goldstück zwischen Daumen und Zeigefinger gelaufen:

„Da seht, das habe ich hinter der Kommode gefunden. Damit hat uns die Theres wieder auf die Probe stellen wollen, wißt ihr.“ Und wir versuchten zu lächeln und übergaben der alten Theres feierlich ihr Goldstück. Aber einmal lachten wir nicht mehr. Als nämlich die junge Theres weinend kam: Zwei Goldstücke hätte sie in der Wäsche gefunden, aber die alte Theres sagte, sie hätte drei hineingesteckt gehabt. Sie wollte ihr das dritte Goldstück schenken, aber das nächstemal, wenn die junge Theres wieder Geld nötig habe, solle sie darum bitten und nichts nehmen. Sie, die alte Theres, läme doch auf alle Schliche. Sie

läme alle Menschen durch und durch, je älter sie werde. — An diesem Tage machte der Vater seinen zweiten Ausgang der Theres wegen. Er hatte eine längere Unterredung mit dem Spitalverwalter. Ob das Schildchen am Eingang mit der Aufschrift „Spital“ unbedingt nötig wäre? Nein, es war nicht unbedingt nötig.

Dann, ob man nicht ein paar Wochen lang so tun könnte, als läme die alte Theres auf Besuch zu ihnen?

Ja, das ließe sich wohl machen, meinte der Verwalter lächelnd, sie hätten schon ein paarmal diesen Fall gehabt. Und meistens sei es so gewesen, daß sich nach dem „Besuche“ alles von selber eingereicht hätte. Blieb noch das Schwerste: die alte Theres zum Besuche zu überreden.

„Hören Sie mal, Theres,“ sagte der Vater, „Sie haben Ihrer Lebtag keine ordentlichen Ferien gemacht. Ich habe vor der Stadt am Waldrand ein kleines, hübsches Zimmerchen für Sie gemietet. Dahin müssen Sie auf einige Zeit in Pension. Der Herr Verwalter wird sich freuen, sagt er.“

Die Theres sah ihn groß an.

„Und ihr, wie wollt ihr denn mit eurer Arbeit fertig werden ohne mich?“ sagte sie ein wenig zittrig. Tante Paulines Mund kräuselte



Dom österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz: Die vier gepanzerten Kuppeln der italienischen, von den Österreichern eroberten Panzerfeste Monte Verena.

Phot. 23. Est.



Eine gepanzerte Kuppel der italienischen Panzerfeste Monte Verena mit einem Volltreffer.

Phot. 23. Est.

sich bössartig. Vater sah es und sah sie mit einem Blick an, der war der größte von allen dreien Malen. Es war die junge Theres, die die Lage rettete. Sie, die so gut an unserm Tische aß wie die alte Theres, sagte:

„Ja mei', Theres, es wird freilich schwer gehn ohne Sie. Aber wir verlassen uns halt drauf, daß Sie in Ihren Ferien zwischenhinein ein bißel bei uns nachschauen und nach dem Rechten sehn.“

Die Theres fuhr mit Vater in die ersten Ferien. Zwar, fahren tat sie. Sie war noch nie mit einer Kutsche gefahren. Stolz und steif setzte sie sich in den offenen Wagen, der unten wartete, nachdem ihr unser Vater ritterlich den Arm geboten hatte.

„So, Theres, jetzt geht's in die Ferien. Die meinigen werden auch einmal kommen. Dann holen Sie mich ab im Wagen, gelt, Theres?“

Ernsthaft hat die Theres genickt. Ernsthaft hat sie noch einmal zu den Fenstern hinaufgeschaut, wo wir in der Brüstung lagen und ihr zuwinkten: „Auf Wiedersehen, Theres — gute Ferien — auf Wiedersehen — auf Wiedersehen, Theres!“

„Hüh!“ machte der Kutscher.

„Halt!“ schrie die Theres, „halt!“ Der Vater hat uns nachher erzählt, er hätte bei diesem Halt eine Heidenangst vor einer Katastrophe gehabt. Aber die Theres hatte sich nur noch einmal umgedreht und mit der dünn gewordenen Stimme zu der jungen Theres hinaufgerufen, die in der letzten Fensterbrüstung neben der Tante Pauline stand:

„Also Theres, machen S' Ihr' Sach' gut, gelt, und — und vergessen S' net, daß mir in der nächst'n Boch'n ein' neuen Kaffeeseiher brauchen!“

„Nein, nein, Theres, ich will's nicht vergessen!“ sagte und winkte die Angeredete folgsam zurück.

Als der Wagen um die Ecke rollte, sagte Tante Pauline: „Eine Sünd' und Schand' ist es, was man heutzutage für G'schichten mit den Diensthöfen macht.“

Der alten Theres gefiel es in den Ferien unerwartet gut. Sie war ganz für sich. Sie saß stundenlang auf einer Waldbank hinter der Anstalt und bröselte im Sonnenschein still vor sich hin. Die große Müdigkeit war mit einemmal über sie gekommen.

Am Ende der ersten Woche besuchten wir sie. „Wir haben schauen wollen, wie es Ihnen in den Ferien geht, Theres,“ sagten wir und strichen leise über ihre alte, kühle Greisenhand.

„Gut,“ sagte sie, „gut,“ und bröselte lächelnd weiter im Sonnenschein. Sie schien zu schlafen. Da haben wir beruhigt gehen wollen. Aber als der Ries knirschte, wurde sie lebendig:

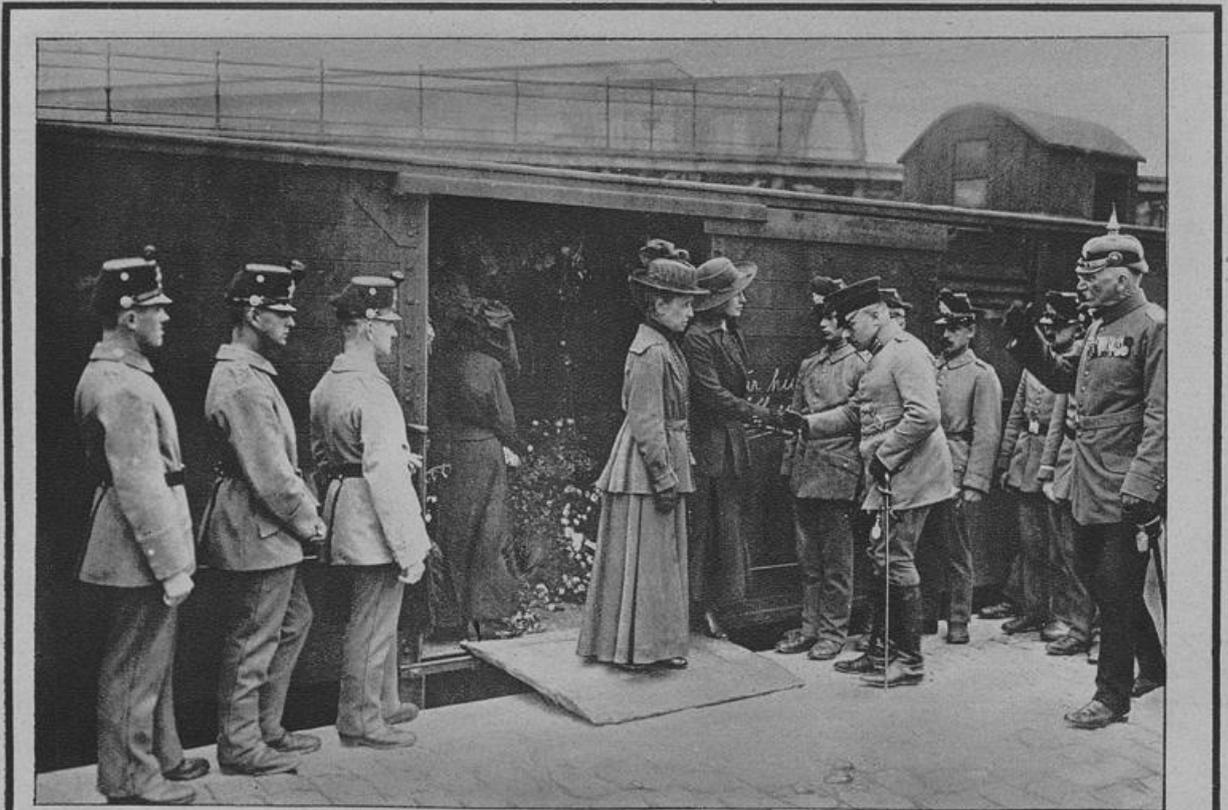
„Und — und hat die Theres einen neuen Kaffeeseiher b'sorgt?“ fragte sie langsam.

„Ja, besorgt hat sie ihn schon,“ sagte der Vater und sah Mutter ermutigend an.

„Ja“, wiederholte Mutter, „aber ganz so gut ist er doch nicht, Theres, wie die Kaffeeseiher, die Sie uns früher immer selber gemacht haben.“

Da lächelte die alte Theres so schön, wie ich sie nie lächeln sah, und bröselte mit geschlossenen Augen in die Sonne. Und wir traten auf den Rasen, damit der Ries beim Fortgehen nicht knirschen konnte. Und wir waren gar nicht arg erstaunt, als der Verwalter dem Vater gleich nach unserer Heimkunft telephonisch mitteilte, er habe die alte Theres auf der Waldbank in der Sonne sanft entschlafen vorgefunden. „Mit einem Lächeln auf dem Gesicht,“ setzte er durchs Telephon hinzu.

„Dem Lächeln der Innerlichkeit,“ gab Vater leise durch denselben Draht zurück.



**Beisehung des Flieger-Oberleutnants Max Immelmann in Dresden.**

Mutter und Schwester des Verstorbenen vor dem Bahnwagen, der den Sarg mit dem Leichnam des kühnen Offiziers birgt. Sächsische Offiziere sprechen den Angehörigen ihr Beileid aus.

Phot. A. Semede.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 29.

Düsseldorf, 15. Juli

1916.



Militärische Übungen mit dem neuen aufblasbaren Gloßboot auf dem Teltowkanal bei Baumschulentweg.  
Die Mannschaften beim Verlassen der Boote nach Überquerung des Kanals.

Phot. H. Grohs.

# Ein Fliegerstück.

Skizze von Kurt Kaufmann.

„Warten Sie mich bei Erzellenz, bitte,“ sagte der lange Fliegeroffizier und setzte schnell hinzu: „Oberleutnant Ollendorf!“ Der diensttuende Offizier verschwand im Arbeitszimmer des Generals. Nach ein paar Augenblicken kehrte er zurück:

„Bitte, Herr Oberleutnant!“

Der General sah von seinen Karten und Plänen auf und heftete die großen, runden Augen, die von buschigen Brauen überschattet waren, fragend auf den Flieger.

„Erzellenz, es wurde von einem Überläufer gemeldet, daß der französische General Chapelle mit Morgengrauen die vordersten Linien seiner Reute inspizieren wird. Ich erbitte von Erzellenz die Genehmigung, den Versuch zu unternehmen, den General Chapelle mit seinem Auto abzufangen.“

Der General setzte sich tiefer in den Sessel zurück. Aber sein wetterhartes Gesicht zuckte es.

„Sie wollen — sagen Sie mal, Herr Oberleutnant, ist Ihnen bekannt, daß keine Maus durch die feindlichen Linien kommt? Daß vor drei Stunden eine Schleichpatrouille zwanzig Meter vor unseren Drahtverhauen vom Feinde gestellt wurde und mit Verlust von zwei Toten zurück mußte?“

„Das ist mir bekannt, Erzellenz. Trotzdem hoffe ich eher Erfolg zu haben. Ich bin Flieger, Erzellenz.“

„Weiß ich, weiß ich. Es ist mir nur nicht recht klar, wie Sie in Ihrer Taube mit dem französischen General in seinem Kraftwagen zusammenkommen wollen.“

Der lange Ollendorf beugte sich etwas vor und entwickelte dem General in knapper Skizzierung seinen Plan. Erst lag eine tiefe Falte zwischen den eisgrauen Brauen der Erzellenz. Aber allmählich wurde diese Falte immer schwächer.

Die Züge des Generals verrieten eine gewisse Spannung, in seinen Augen wetterleuchtete es.

Als Oberleutnant Ollendorf geendet hatte, stand er auf und reichte dem Flieger die Hand.

„Wenn Sie nicht schon das Eisenerz hätten, würde ich denken, Sie hätten sich diese tolle Geschichte ohne die nötige Überlegung aller Eventualitäten zurechtgelegt. Aber ich gebe zu, daß ein Erfolg nicht auszuschließen ist. Ich gebe meine Zustimmung. Und wenn Sie uns den Herrn General Chapelle wirklich ins Lager bringen — ich umarme Sie vor der ganzen Division.“

Der Oberleutnant dankte. Er war purpurrot im Gesicht. Erzellenz gehörte zu den Generalen, die das höchste Lob spendeten, wenn sie nichts auszusagen fanden. Vor der Division umarmt zu werden —

Unsin, Ollendorf, sei kein Schaf!

So was macht der Alte nicht. Und nur nicht das Bärenfell verkaufen, ehe man es hat! Es war ein gewagtes Stück, das ebenso gut mißlingen konnte. Man brauchte klare Überlegung und ein bißchen Fliegerglück.

Und warum sollte man das nicht haben?

Im Abendnebel suchte Ollendorf seinen Piloten auf.

„Schreck, wollen Sie von Erzellenz vor der ganzen Division umarmt werden?“

Der Anführer sah nur mit verärgertem Gesicht seinen Untergebenen — so heißen die Beobachtungs- und Kampfoffiziere bei den Piloten — ins Gesicht. Der fuhr rasch fort:

„Schlafen Sie sich aus, Herr Leutnant. Mit dem ersten Frühgrauen segeln wir los. Die Wettervorhersage ist bestimmt günstig. Gute Nacht!“

Oberleutnant Ollendorf legte sich aufs Ohr, nachdem er den Apparat nochmals nachgesehen hatte und sicher war, daß die Bomben bereit lagen.

Noch durchbrang die Sonne die zähe Gelatinemasse des Rebels nicht, da flog Ollendorf ab. Auf seinen Befehl schraubte sich der Leutnant gleich tausend Meter hoch. Sie gingen gerade über die feindlichen Linien weg.

Ollendorf verwandte kein Auge von Kompaß und Karte. Nun zerriß die Sonne den Nebel.

Da orientierten sie sich.

Der Wald lag wie ein wüster Fleck hinter ihnen. Die deutschen Granaten hatten ihn zerfressen. Die Kerben da unten in der Erde waren Schützengräben.

Nun stiegen zwei kleine weiße Wölkchen aus dem dichten Nebel, der zur Erde nieder sank, und standen einige Augenblicke wie zwei kleine Spitzhunde schnuppernd umher. — Die Taube wich ihrem Gefloßhagel glücklich aus. In großen Spiralen ging sie über der Landstraße nieder.

Da brüllte Ollendorf plötzlich etwas durch den Schlauch — der Pilot riß den Apparat herum — unten fuhr in rasendem Tempo ein Kraftwagen auf der Landstraße dahin.

Wie ein Adler stürzte sich der deutsche Flugapparat fast kerzengerade herunter.

Der General und seine beiden Begleiter — höhere Stabsoffiziere — erkannten sofort die Gefahr, wenn sie auch noch nicht völlig begriffen, was der heutzutage Flieger da oben vorhatte.

Sie sollten es schnell genug erfahren. Während sie den Chauffeur zu höchster Eile antrieben, ertönte plötzlich ein Krach. Ein Feuerstrahl riß den blauen Nebel auf den Felbern zur linken Seite auseinander und sprang wie ein rotes Ungeheuer ein Stück dem Auto entgegen.

Der Fahrer bremste mit aller Macht.

Die Offiziere schrien ihm etwas zu.

Weiter ging die wilde Jagd.

Dort drüben, jenseits des Hügels, lag die Kurve. Rechts mit ihr ging es zu den französischen vordersten Linien. Verfolgte man die Straße geradeaus, so gelangte man in die Feuerlinie und weiter zu den deutschen Stellungen.

„Der Kerl spuckt wie ein Betrunkener,“ sagte der französische General, denn die nächste Bombe platzte nicht etwa in der Nähe des Autos, auf das es der Gegner da oben doch abgesehen hatte, sondern an der Kurve, die nach den französischen Gräben abbog.

Das Auto schoß nun darauf zu. Aber — der General stieß einen unterdrückten Fluch aus, und der Fahrer bremste sein Auto mit solcher Wucht, daß es sich beinahe überschlug und wie ein Pferd, das plötzlich in die Kanare genommen ist, zitterte — aber bei der Kurve fiel eben wieder eine Bombe nieder.

Haarscharf berechnet. Wäre das Auto zwanzig Meter weitergejagt, hätte es unfehlbar etwas abbekommen.

Und jetzt wieder. — „Zum Donnerwetter“, schrie der General außer sich vor Zorn, „fahren Sie etwas rückwärts!“

Aber kaum hatte der Fahrer den Wagen ein wenig zurückgehen lassen, da klatschte hinten eine Bombe nieder, so nahe daß sie in die Fenster schlugen und dem einen Stabsoffizier die Wangen aufriß.

Der Fahrer, der keinen Befehl mehr erhielt, beeilte sich, seinem Instinkt zu folgen und zu versuchen, aus dem Feuer zu kommen. Kaum aber wollte er die Kurve nehmen, da züngelte klatschend vor ihm eine Bombe auf, nahe genug, um noch einen Felsen aus dem Kühler zu reißen.

Jetzt, ohne sich zu besinnen, ließ der Chauffeur den Wagen laufen, geradeaus, die Landstraße entlang.

Und als nehme der deutsche Flieger die Verfolgung auf, so schoß er hinterher — und klatsch und bum — eine Feuerkate griff mit

roten Fingern nach dem Wagen — aber der war schon weiter — und wieder fiel hinterher eine Bombe, und noch schneller fuhr der Fahrer — und der General und die Stabsoffiziere wußten nicht mehr, welche Befehle sie erteilen sollten.

Sie folgten ebenso ihrem Instinkt wie der Fahrer und ließen den gewöhnlichen Weg ins Ungewisse hineintaste, um nur den Bomben zu entkommen, die immer hinterher klatschten.

Und oben im Beobachteritz saß Ollendorf und maß den Zwischenraum und den Winkel und warf. —

Der Chauffeur sah plötzlich in der Ferne etwas bliken. Einer der Stabsoffiziere brüllte:

„Die Deutschen! Rein ins Feld!“

Der Fahrer riß den Wagen seitwärts, und fauchend arbeitete sich die Maschine durch den Dreck — schwankte wie ein überlabenes Schiff.

von brausendem Jubel der deutschen Soldaten empfangen. Kaum kamen sie beim General an, der eben die Gefangenen entlassen hatte, da wurde schon Alarm befohlen.

Fast die ganze Division trat an.

Und im Angesicht so vieler tapferer Männer, selbgrauer Helben, die täglich ihr Leben einsetzten für ihres Landes Ehre und Gedeihen, umarmte die Exzellenz mit verfeinertem Gesicht den Oberleutnant und heftete ihm einen Orden an die Brust, den der Divisionsgeneral sich selbst abgenommen hatte.

„Brav, Herr Oberleutnant, brav!“ Und Exzellenz meinte, der Flieger solle sich noch was wünschen, denn nicht nur die Ausführung der Sache sei ein Meisterstück gewesen, schon der Plan allein sei des höchsten Lobes wert, und der Flieger habe nicht nur gezeigt, daß deutsche Offiziere Schneid hätten, sondern auch wirklich geistig in der



Gemütliches Plauderstündchen mit den Quartierwirten in einer altflandrischen Bauernstube. Phot. Berl. Ill.-Gef.

Und da klatschte wieder eine Bombe und trieb den Wagen wieder der Landstraße zu.

Mit einem lebensgefährlichen Sprung polterte das Auto über den schmalen Verbindungsweg vom Feld über den Chauffeegraben zur Straße — da tönte ein scharfes „Halt!“

Ein Gewehrkolben schlug dem Fahrer den Revolver aus der Hand. Da hob er schnell die Arme.

Schon stand ein Hauptmann vor dem Autoschlag, hinter ihm schußbereit zwölf Grenadiere:

„Herr General — meine Herren, ich erkläre Sie für kriegsgefangen —“

Was blieb den Franzosen übrig? Sie mußten aussteigen, sich gefangengeben.

Ihre Degen wanderten in deutsche Hände. Und in eleganter Schleife ging der deutsche Flugapparat hinter der Front herunter,

Welt voran wären — na, und so weiter, eine Rede, wie man sie von dem schweigsamen General noch nicht gehört hatte.

Was wünschte sich der lange Ollendorf?

„Wenn Exzellenz gestatten, bitte ich gehorsamst, auch meinen Piloten zu umarmen. Ohne ihn —“

Der General winkte ab.

„Haben es redlich verdient, Herr Leutnant, daß der Herr Oberleutnant Ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wünsche noch recht viele solche Flüge.“ —

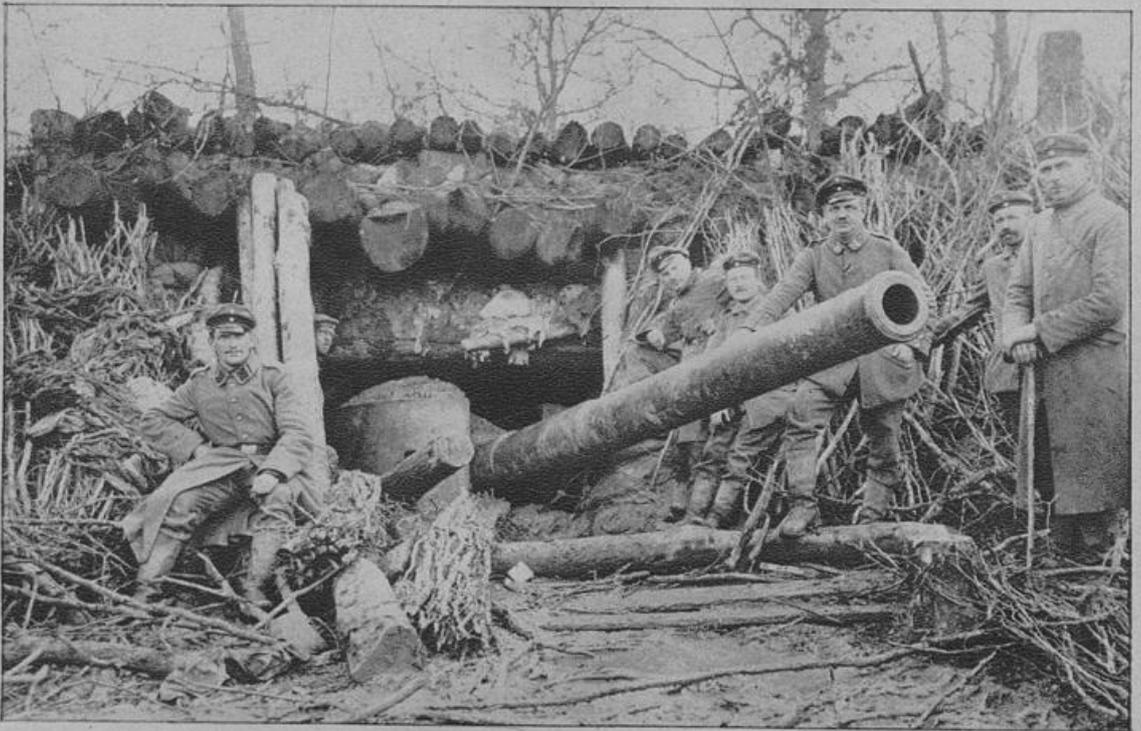
Die Division stand da und dachte, das sei gerade so, als ob ein Vater seine Söhne im Felde begrüßte.

Und im Grunde genommen war es auch nicht anders, denn der Divisionsführer war ihrer aller Vater, und wenn er streng war, so blieb er doch immer gerecht, und nur ein solcher Divisionsvater konnte solche Fliegerjöhne haben.

## Aus den Kämpfen vor Verdun.



Zerstörte Kirche in der Gegend Verduns.



Erobertes französisches Marinegeschütz: Conflanc-Kanone (Kaliber 15,8 cm, 8,0 m Rohrlänge).

## Der Posaunenengel. Von Hans Gossion.

Der bekannte Dirigent Lemmermeyer kam auch in unsere Stadt, um mit der verstärkten Stadtkapelle ein Konzert zu geben. Wie jeder seine Eigenheiten hat, so auch dieser bedeutende Mann, doch war's ja keines Menschen Schaden, daß er den Posaunen seine besondere Aufmerksamkeit schenkte und auf ihre tadellose Behauptung großes Gewicht legte. In Musikerkreisen bewunderte man seine Kenntnis des Instruments und sein feines Ohr und machte, sich wohl auch hin und wieder lustig über die allzu große Sorge, die ihn in bezug auf diesen Punkt so oft zu quälen pflegte. — Eine kleine Heiserkeit, ein etwas unsicherer Einsatz, zu große oder nicht genügende Stärke des Tons machten ihn ganz nervös. Ja, die Posaunen verfolgten ihn bis in seine Träume.

Nun, mit unsern beiden Herren schien er nach der Probe nicht unzufrieden. Der erste war ein langer, hagere Musiker aus der Stadt. Der zweite trat nur aus Hilfsweise ein und wohnte im nächsten Städtchen; man nannte ihn den Posaunenengel, er war kurz und dick und hieß auch Engler.

Zwar hatte Lemmermeyer das erstemal, als die beiden einsetzten, sofort abgellopft und dann eine geraume Zeit unermüßlich mit ihnen geübt, endlich aber nahm sein Gesicht einen Ausdruck verhältnismäßiger Befriedigung an; er hoffte, daß die bedenkliche Klippe der Posaunenstellen bei der Ausführung glücklich umschiffet werden würde.

Der Saal im „Karpfen“ war bis auf den letzten Platz gefüllt, der Dirigent erschien, wurde sehr beklatscht, wandte sich zum Orchester und hob den Taktstock. Lautlose Stille, und dann zog die Gewalt der Töne alles in ihren Bann. Ob es überhaupt jemand merkte, daß sich beim ersten Posauneneinsatz der Kopf des Dirigenten rudweise zu den Bläsern hinüberwendete? Mit beiden Händen griff er gleichsam durch die Luft nach der Stelle, wo die Posaunenbläser standen. Sein ganzer Körper schien sich zu strecken, zu dehnen. — Was war nur geschehen?

Die beiden Posaunenbläser hatten ihre Instrumente angefaßt und schienen doch zu blasen, was das Zeug halten wollte. — Das Konzert nahm seinen Fortgang, und Kapelle wie Dirigent taten

ihr Möglichstes. Die zweite Posaunenstelle näherte sich. Der Dirigent schien nervös zu werden. Schon vor der Zeit beugte er sich und gab heftige Zeichen. Als es aber losging, drehte er sich enttäuscht zur Seite, wie vor etwas Unbegreiflichem.

Nach Schluß brausender Beifall. Lemmermeyer verneigte sich ein paarmal in seiner vornehm-lässigen Art, dann sah man ihn durch die Schar der Musiker sich nach den hinteren Reihen des Orchesters hindurchwinden, unmittelbar auf die Posaunenbläser los. Seine

Unterhaltung mit ihnen war allerdings nur den Nächstehenden vernnehmbar. Die Augen quollen ihm förmlich aus dem Kopf, als er fragte:

„Was war das? Die Posaunen haben ja versagt! Die ganze Stelle fiel ins Wasser. — Na, so reden Sie doch! — Was ist denn los?“

Er sah von einem auf den andern. Der Hagere zuckte nur in aller Gemütsruhe die Achseln und wies auf den Kleinen, diesen Engler.

Dieser stand mit seinem gutmütigsten Lächeln vor dem Dirigenten, als wenn der ihn soeben zur Taufe gebeten habe und er gar keine Worte finden könne, um für die große Ehre zu danken.

„Sie? Nun? Und?“

„Entschuldigen

Sie nur, Herr Musikdirektor, ich hab' Sie nämlich nur so getan, aber geblasen hab' ich nicht.“

„Sie haben nicht geblasen?! Ja, warum denn nicht?“

Das Gesicht Englers wurde noch um einen Grad freundlicher, er neigte den Kopf zur Seite und antwortete zutraulich:

„Wissen Sie, Herr Musikdirektor, ich konnte Sie nämlich nicht blasen, ich hatte Sie nämlich versehentlich meine Zähne derheime gelassen.“

Lemmermeyer wandte sich stracks um und ging ins Künstlerzimmer, um sich von dem Schrecken zu erholen.

Sonst ging alles gut, aber im Tageblatt stand am nächsten Morgen zu lesen, auf eins lege der hervorragende Dirigent doch zu wenig Gewicht, nämlich auf die Exaktheit der Posaunen.

Es ist nun stets so im Leben, daß gerade das Beste in uns verkannt wird.



Das Reichstagspräsidium in Wilna: Empfang des Reichstagspräsidenten Erzellenz Geh. Rat Dr. Kaempf (1) und des Vizepräsidenten Geh. Rat Dove (2) auf dem Bahnhof von Bialystok durch Freiherrn von Sekendorf (3).

# Die Kinder. Von Hellmuth Unger.

In den Sommertagen sah ich die beiden öfters an meinem Hause vorbeigehen.

Sie war ein Badtsch von fünfzehn, sechzehn Jahren, in der Gestalt überschlank, edig in ihren Gesten, ihr Haar war in zwei lange, volle Zöpfe eingezwängt, ihr unausgeprägtes Gesicht trug eine freie Stirn, zwei bligende Blauaugen, eine lede Nase, einen leicht sinnlich geschwellten Mund. Er war ein Pennäler mit einer safrangelben Mütze, die schon von fern in der Andreasstraße aufleuchtete wie der Kranz einer Sonnenblume. Sein Gesicht habe ich nie richtig erkennen können, da er immer vor sich hin starrte. Seine Schultern stießen spitz aus einer vielgetragenen Schuljoppe, seine Arme schlenkerten hilflos umher.

Fast täglich kamen sie vorbei. Des Mittags trug sie kleine Pakete als Besorgungen in die Stadt, am Abend wohl eine Musikmappe. Er hatte dann und wann seine zusammengeschnürten Schulbücher im Arm, und des breiten Niemens freies Ende baumelte achlos hernieder in einer Pässigkeit, die sich auch in dem ganzen Wesen des Jünglings ausdrückte.

Er schien überhaupt froh und glücklich zu sein, stumm neben dem Mädchen einhergehen zu dürfen. Ob wir es einmal anders gemacht hatten? Ob wir mehr geredet hatten?

Ich mußte lächeln, sooft ich ihnen nachschaute. Dicht neben mir wohnten ihre Eltern. Da blieben sie vor der Haustür noch eine geraume Weile stehen, sie von einem Fuß auf den andern wippend wie ein lustiges Badtschlein, manchmal hell auflachend, er stumm, sinnierend neben ihr. Sie gaben sich die Hände, er ging, blickte sich um und wieder um. An der Straßenecke verschwand die brennende Mütze.

In der kleinen Vorstadtstraße, in der ich wohnte, mochten dreißig Einzelhäuser liegen. Da kannte menschen naturgemäß einer den andern und forderte Anteil an seinem Schicksal und Wohlergehen. Die beiden reichen alten Jungfern Therese und Amanda Höpflin, die uns gegenüber wohnten, hatten in ihrer Villa schon gehaust, als ich noch die safrangelbe Mütze mit dem roten Streifen trug. Und damals leisteten sie über uns nicht weniger als jetzt über meines Nachbarn Bodenhusens Töchterlein. Man konnte dies allerdings auch sittliche Entrüstung nennen. Aber der Sittlichkeit meiner Vaterstadt hat es keinen Abbruch getan.

Nein, diese Annemarie Bodenhusen! Nein, dieser Herr Schüler! Daß die Eltern solchen Verkehr gestatteten. Am hellen, lichten Tage! In der Andreasstraße, wo der Herr Stadtverordnetenvorsteher Diterle seine Villa hatte, und wo ein großes Erziehungsheim für verwahrloste Kinder nächstens gebaut werden sollte. Daß sich die beiden Menschenkinder auch lieben konnten, danach fragte in der ganzen Andreasstraße keiner, und ich dachte es mir nur.

Der Klatsch und Tratsch der beiden Höpflin — oder wie wir sie getauft hatten: der beiden Hopfenstangen — ließ nicht nach und der Verkehr der beiden „Kinder“ auch nicht. Von diesem konnte ich mich persönlich überzeugen, von jenem hatte ich fortlaufende sichere Kunde durch unsern Küchenbrachen, der es hier draußen mit der Einsamkeit und wegen Liebes- und Lebensmangels noch mehr „mit der Galle“ hatte.

Da erzählte ich es denn der Mutter Bodenhusen, die ich aus meiner Tanzstundenzeit noch kannte. Und sie lachte mich hell aus. Gerade ich mußte ihr das erzählen. Ob sie mir alle die Klätchen, Lisbeths, Greten und Elisabeths ins Gedächtnis zurückrufen sollte, die ich nach Hause begleitet hätte?

Gnädige Frau!

Und im übrigen sei ihre Annemarie ein Kind und der Primaner noch ein dummer Junge. Guten Abend!

Ob sie früher auch so von Primanern gedacht hatte?

Ich hatte meine Absicht.

Am nächsten Tage kamen die „Kinder“ wieder zusammen. Und Amanda Höpflin, die gerade ihre Fensterblumen begoß, musterte sie mit einer Verachtung, die einer gewichtigeren Sache wert gewesen wäre.

Die interessante Affäre bekommt schließlich den Hauch verbläster Gewohnheit, wenn man sie Tag für Tag wiedererleben soll. Und der Herr Schüler hatte sich in der Andreasstraße dank seiner bewundernswerten Ausdauer — hatte er von hier bis zum Gymnasium doch drei Viertel Stunden Wegs — ein gewisses Heimatrecht erworben. Ja, die hübsche Annemarie Bodenhusen wäre sogar ohne die safrangelbe Mütze nicht denkbar gewesen, gleich wie Achilles oder Zeus ohne Epitheton ornans.

Da kam der Krieg. Zwei-, dreimal tauchte die safrangelbe Mütze noch vor meinem Fenster auf, dann sah ich die Kleine selten und stets allein. Ich kümmerte mich nicht weiter um sie; die großen Ereignisse des Weltgeschehens traten doch allzusehr in den Vordergrund.

Und eines Tages, wer kommt fidel und lachend die Andreasstraße herauf? Das Badtschlein mit einem Soldaten. Ein gebräuntes Gesicht in eine schirmlose Soldatenmütze hineingesetzt, zwei edige Schultern? Donnerwetter, das war der Safrangelbe. Wie schnell und sehr hatte er sich verändert!

Er sprach laut und erzählte ihr. Die erste Last seines Lebens schien er mit dem bestandenen Notexamen von sich abgewälzt zu haben, aus einem Federfuchser war ein Soldat geworden.

Und wieder blickte ich den beiden nach, ich hatte das Gefühl, als ob sich den beiden auf einmal eine lichte Zukunft erschlossen hätte. Mochten doch der Safrangelbe und das Badtschlein genau so von einem gemeinsamen späteren Leben träumen, wie wir es getan hatten, als wir zur Alma mater zogen, den heißen Kopf voll welkenstürmender Ideen und die Jugendgeliebte im Herzen.

Der Safrangelbe konnte doch im Kriege schnell vorankommen, als Leutnant rechnete er zu der Gruppe von Männern, die im deutschen Gesellschaftsleben nicht zu unterschätzende Bedeutung hatten. Wenn der Krieg vorbei war?

Bodenhusens konnten sich einen Leutnant als Schwiegerjohn gut und gern leisten. Doch das waren meine Gedanken, die sich vielleicht mit denen der beiden trafen, von der Andreasstraße aber nicht geteilt wurden.

Du lieber Gott, diese Kinder!

Hatte der Safrangelbe längere Zeit noch eine bunte Uniform getragen, so kam er jetzt in Feldgrau, und dieser Umstand deutete darauf hin, daß er bald ins Feld rückt.

Das Badtschlein tat mir leid. Sie machte in ihren jungen Jahren schon viel durch, was andern Mädchen erspart bleibt.

Und als ich sie wieder einmal traf, diesmal allein, redete ich sie an und erkundigte mich.

Sie wollte mir nicht recht Antwort stehen. Sie mißtraute mir. Ich redete ihr Trost zu und fühlte, daß sie mir dankbar war.

Ja, er sei Primaner gewesen, habe sein Abiturientenexamen bestanden, weil er sich als Kriegsfreiwilliger gemeldet habe, und gestern sei er ins Feld gerückt.

Die ganze Verzagttheit ihres lieben Wesens kam in ihren Worten zum Ausdruck.

Wie sie sich um ihn bangte!

Und die Eltern?

Ja, das sei das Schlimme, daß man sie nicht ernst nähme. Sie sei doch alt genug.

Armes Badtschlein!

Und ich sah sie heimlich von der Seite an. Auch sie hatte sich recht verändert. Da lag um den Mund ein heimlich-ernster, herber Zug.

Wie alt sie sei?

Siebzehn würde sie.

Wir standen vor der Haustür.

Ich gab ihr die Hand und bat sie, natürlich nur wenn sie es wollte, mir dann und wann einmal zu erzählen, was er ihr geschrieben habe.

Da lachte sie mich aus.

Run, ich meine, ich wollte nur wissen, daß es „ihm“ gut ginge.

Also topp!



*Eronleidnams-Prozession in Wilna.*

Phot. Vosbeder.



Dem Besuch der türkischen Abgeordneten im Gefangenenlager Wünsdorf: Die türkischen Gäste im Gespräch mit gefangenen Turtos.

Das Bachstelzlein war meine kleine Freundin geworden, und die ehrlichen Jungfern Therese und Amanda Höpfein, Andreasstraße 8, hätten sicherlich neue Keisereien erhoben, wenn ich nicht doch über jeden Zweifel erhaben war.

So kam Annetarie öfters herüber. Und da gab's viel zu plaudern. Wenn sie mit Erzählen fertig war, hatte sie tausend Fragen, wie lange man Student sein müsse, um selbständig werden zu können. Ob Philologie oder Jura? Was ein Referendar verdiene? Und ich antwortete ihr, daß aus der düstersten Lebenswahrheit noch ein heller, goldener Schein herausleuchtete. — Wieviel junge Menschenhoffnung ist in dieser Zeit ins Kraut geschossen, wie viele Träume haben in den Stunden angefangen, Blüten zu tragen.

Und fern vom Vaterland mähte der Tod mit blutiger Sichel. Jeden Gedanken des Bachstelzleins kannte ich nun. Und der letzte, der allerletzte Gedanke? Wenn einmal Frieden wird, wenn sie wiederkommen! Wenn sie uns nicht mehr „Kinder“ nennen dürfen!

Und dann auf einmal kam das Bachstelzle nimmer. Zwei und drei Tage gebuldete ich mich schon. Sie ließ sich nicht blicken.

Ob ich zu Bodenhusens hinüberging?

Nein. Sie würde schon wiederkommen. Der Saftangelbe hatte nicht geschrieben. Das war's.

Ja, er hatte wirklich nicht geschrieben.

Und als das Bachstelzle an einem Abend vorüberhastete, rief ich es an.

Annetarie!

Sie schreckte zusammen und wandte sich einen Augenblick um. Und dann eilte sie weiter, ohne einen Gruß, ohne ein Wort.

Da wußte ich, was ihr junges Leben erlitten hatte.

— Jemandwo in Feindesland mochten sich zwei trostige Knabenlippen in Todesstarre geschlossen haben, zwei Arme mochten müde zusammengestrampft sein, die dem kommenden Leben noch manchen Sieg hatten abringen wollen.

Jemandwo in Feindesland.

Armes Bachstelzle!



Die türkischen Abgeordneten im Halbmondlager Wünsdorf: Ansprache Mustapha Nedim Beys an die mongolischen Gefangenen.  
Phot. A. Grohs.

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 50.

Düsseldorf, 22. Juli

1916.



Wacht an der flandrischen Küste: Blaujacks an einem Geschütz in Westende.  
Phot. H. Groß.

# Die Beschwerde des Alois Neuner.

Nach einer wahren Begebenheit von Fritz Hedler.

**D**reimal in der Woche war für die jungen Rekruten eine Nachtübung angefeht. Dann marschierten sie gegen 11 Uhr singend durch die Frundsbergstraße nach der Heide. Morgens gegen fünf Uhr marschierten sie von der Heide durch die Frundsbergstraße, wieder singend. „Wir sind noch lange nicht erschöpft, verehrte Bürger,“ schwang es im Unterton des Heimkehrliedes mit, „noch lange nicht, noch lange nicht.“

Um elf Uhr nachts und fünf Uhr morgens verschob sich in der Frundsbergstraße mancher Fenstervorhang. Nächtlich starrten manche Augen, bis sie brennen wollten: „Da sind sie wieder, unsere Jungen, die morgen vor Verdun stehen werden — wartet, wartet, ich sing mit — verflucht nochmal, ist meine Kehle heute trocken — na, wenn ihr wiedertommen werdet“ —

Unter denen, die also murmelnd hinterm Fenstervorhang standen, war Herr Alois Neuner aus der Frundsbergstraße nicht. Schon wegen des „verflucht nochmal“. So was sagt kein pensionierter Rat, auch in Gedanken nicht. Ein pensionierter Rat denkt und redet überhaupt nicht viel, der schreibt. Der schrieb an die Regimentskanzlei:

„Der ergebenst Unterfertigte erlaubt sich, ein verehrliches Regimentskommando geziemend darauf hinzuweisen, daß er infolge einer nervösen physio-pathischen Verfassung, die durch angefügtes ärztliches Attest des Geheimrats Drimmelmaier ausreichend dargetan erscheinen dürfte, trotz seines nachweislich vaterländischen Empfindens, das durch vernünftige Beteiligung an der letzten Kriegsanleihe zu 5 Prozent nachgewiesen werden kann, nicht in der Lage ist, seine Ruhe durch einen nächtlichen Gesang stören zu lassen, der, ohne dem Empfinden der Singenden nahezu treten zu wollen, für die kriegsmäßige Ausbildung der Truppe immerhin von so untergeordnetem Belang sein dürfte, daß die gesungene Unterbrechung kurz vor bis kurz nach dem Hause des ergebenst Unterzeichneten tunlichst in geneigteste Erwägung gezogen werden könnte.“ —

Die Alois Neunersche Beschwerde war noch etheblich länger. Hier genüge im Interesse der Papiersparung dieser kleine Ausrüst.

Die Regimentskanzlei setzte die Eingabe aus der Frundsbergstraße vorschriftsmäßig in Umlauf.

„Kenntnis genommen und zur weiteren Veranlassung an den Oberstleutnant,“ setzte der Oberst gelassen darunter.

„Kenntnis genommen und zur weiteren Verfügung an den Hauptmann,“ setzte der Oberstleutnant etwas weniger gelassen darunter.

„Kenntnis genommen und zur weiteren Erledigung an den Leutnant,“ setzte der Hauptmann stürzengelnd darunter.

„Kenntnis genommen und zur weiteren Behandlung an den Feldwebel,“ setzte der Leutnant wütend darunter.

„Kerls,“ schnauzte der Feldwebel die jungen Rekruten, die morgen vor Verdun stehen werden, kurz vor dem Ausrücken zur Nachtübung väterlich an, „Kerls, das Singen in der Frundsbergstraße hat kurz vor, bis kurz nach der Hausnummer 37 auszusehen, kreuzduneralois-neunerhochheimmal, verstanden! — In Sektionen links schwenkt —“

Das war kurz vor elf. Der pensionierte Rat Alois Neuner schlief gemächlich schon um diese Zeit. Aber heute war er auf. Heute ließ es ihm keine Ruhe. Heute sah er im Schlafrock hinter den Gardinen: „Will doch sehen, will doch sehen, ob sie auf meine Eingabe hin noch singen werden —“

Fernher kam Soldatentritt, fernher Klang's gedämpft:

Aftn mir san vom Leibregiment,  
Von der zwölften Kompanie, Kompanie,  
Kann's denn was Schöneres geben,  
Weil —

Der nächtliche Gesang brach ab. Tritte nur, nur Tritte, so lang Nummer 37 Hausfront war. Ihr im Rücken erst Klang's wieder weiter, leis gedämpft:

— Leibeladl san  
Zwölfhundert Mann — — —

„Da fehlt etwas,“ dachte der Rat Alois Neuner unruhig. „Da haben sie was ausgelassen, so lang mein Haus ist, haben sie was ausgelassen. Aber das kann mir gleich sein. Man hat mit meine Forderung erfüllt. Ich kann ungestört von jetzt ab schlafen.“

Aus den Schlafrock, hinein ins Bett, ins rätsche. Aber kein Schlaf kam, nicht die Spur von einem Schlaf. Während sie in der Heide draußen übten, ging's dem Alois Neuner ohne Unterlaß und wie ein Mühlrad durch den Sinn: „Da fehlt etwas, da haben sie was ausgelassen, so lang mein Haus ist, haben sie was ausgelassen. — Was wohl, was wohl? — Ich muß wissen, was sie ausgelassen haben, ich kann sonst nicht mehr schlafen — was wohl vor den Leibeladln kommen mag, und was wohl nach der zwölften Kompanie — es läßt mir keine Ruhe — will Licht machen, will nachschlagen, will —“

Er sah wieder im Schlafrock unter der Lampe und schlug in seinem alten Schullesebuch nach. Er hatte sonst kein anderes Buch, in dem's Gedichte gab. Aber da war das Gedicht nicht.

„Dummes Zeug,“ sagte er, die Lampe wieder löschend, „schlafen will ich, schlafen.“ Er schlief nicht. So oft er an das Traumland anstieß, marschierte das Leibregiment vorüber, sang:

Aftn mir san vom Leibregiment,  
Von der zwölften Kompanie, Kompanie,  
Kann's denn was Schöneres geben,  
Weil —

Stille, Stille und nur Tritte, und erst nach einer ganzen Weile, die so lang war wie ein Haus, von neuem:

— Leibeladl san  
Zwölfhundert Mann — — —

Gott sei Dank, jetzt sind sie vorüber, dachte er, jetzt will ich aber schlafen. Hui, da kamen sie wieder von neuem anmarschiert, übermütig singend, ewig singend:

Aftn mir san vom Leibregiment — — —

Und wieder brach es an der gleichen Stelle ab, nahm's an der gleichen Stelle wieder den Gesang auf. Dann kamen sie ein drittes Mal, ein viertes Mal, wie beim letzten Carmenakt in einem kleinen Theater war es, wo ein Riesenanzug mit immer denselben Statisten vorträufelt wird, die hinter den Kulissen rundum ziehen. Beim zehnten Umzug hielt es Herr Alois Neuner nicht mehr aus:

„Ich will überhaupt kein Singen hören,“ schnauzte er, „ich habe fünfprozentige Kriegsanleihe gezeichnet und keinen Gesang — ich will — ich habe —“

Sofort hörte das Regiment ganz zu singen auf. Stumm marschierte es zwischen ihm und dem Traumland durch. Aber an einer bestimmten Stelle versank es in der Erde und blühte erst ein Hauslang später wieder aus der Erde auf. Und so ging's die ganze Nacht. Schweißgebadet lag Herr Alois Neuner in der grauen Morgendämmerung, als sie gegen fünf Uhr von der Nachtübung heimmarschierten, die jungen Rekruten, die morgen vor Verdun stehen werden.

Wieder sah der Aernächtliche im Schlafrock hinterm Fenster:

„Nun will ich doch mal sehen, doch mal sehen —“

Fernher kamen Tritte, fernher Klang's gedämpft:

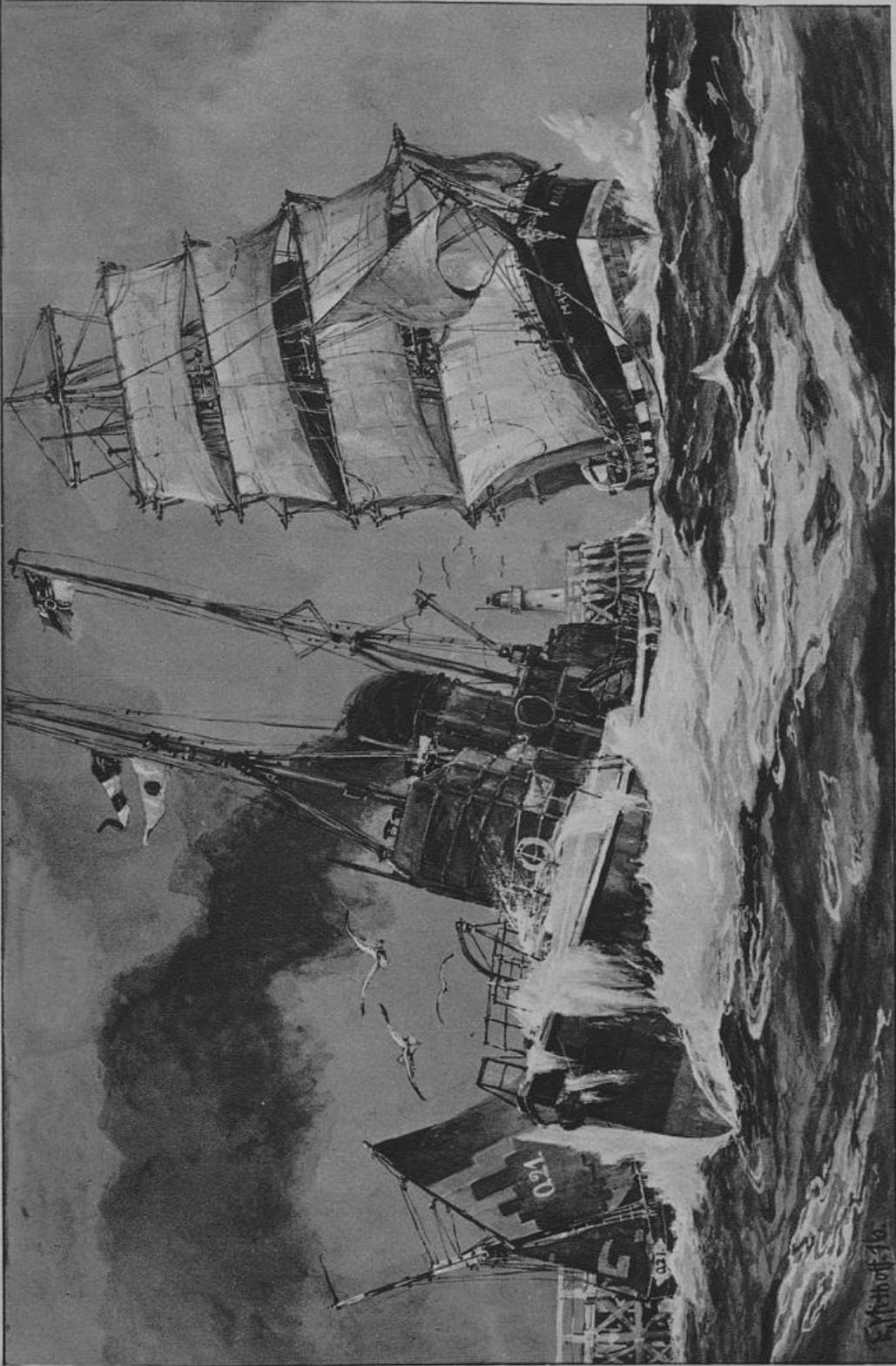
Kein schönerer Tod ist in der Welt  
Als wer —

Stille, Stille eines Hauses Breite lang, Tritte, nur Tritte.  
Dann von neuem:

— Speißhaft fein,  
Falln mit wie Kräuter im Maien — — —

Dem Alois Neuner gab's einen Stich ins Herz. Die häuserbreiten-lange Stille sprang ihm an die Brust: ich laß dich nicht, ich laß dich nicht — immer werd' ich bei dir sein — mir bist du verfallen, mir — —

Es sah sonderbar aus, wie der pensionierte Rat mit seinem Schlafrock plötzlich in dem hastig aufgerissenen Fenster lag und in den Morgen-dämmer schrie:



Deutsches Torpedoboot schleppt ein aufgebrachtes, mit Bannware beladenes Segelthiff als  
Prise in den Hafen von Ostende.

Urzeichnung von E. Witthoff.

„Was für ein schöner Tod — da fehlt etwas —“

Aber das Regiment war vorüber. Die morgendämmernde Straße drehte ihm den Rücken zu und stemmte ihn zurück ins Bett, in wirre, matte Morgenträume, in denen es dröhnte von stummen Regimentern, die plötzlich in die Erde sanken und plötzlich wieder aus ihr aufblühten. —

In der Regimentskanzlei erscheint an diesem Tag ein zerfahrenes Männlein. Ob er den Herrn Obersten persönlich sprechen könne? Aus der Ecke löste sich gelassen eine Gestalt:

„Der Oberst bin ich. Was wünschen Sie, wer sind Sie?“

„Ich bin — ich heiße — mein Name ist Alois Keuner — ja, ja, Rat Keuner,“ stotterte das Männlein.

„Aha, der Mann mit der Gesangseingabe, Frundsbergstraße, nicht wahr?“

neunerocheinmal, verstanden! — Sektionen links schwenkt — —“ Ein Männlein in der Frundsbergstraße hörte es von seinem Bette gegen elf marschieren, hörte es singen:

Aftn mir san vom Leibregiment,  
Von der zwölften Kompanie, Kompanie,  
Kann's denn was Schönes geben,  
Weil — i selm dabei bi.

Aftn mir san vom Leibregiment,  
Mir ham no nia a Furcht net kennt,  
Weil ma himmellange — Leiberladl san,  
Zwölfhundert Mann. —

„Aah,“ seufzte das Männlein in den Kissen erleichtert auf, „aah, jetzt weiß ich's endlich, aahh —“, und schlief gesund und gut die ganze



Waldschule für Kriegsbeschädigte in Charlottenburg: Unterricht im Französischen an Soldaten vor ihrem Wiederausmarsch ins Feld. Den Unterricht erteilt eine Lehrerin. Phot. S. Gerlach.

„Jaja, gewiß, gewiß, Nummer 37 —“

„Sagen Sie mal, Verehrter, wie kann man in einer Frundsbergstraße wohnen und so nervös sein, daß man nicht einmal —“

„Jaja, Herr Oberst, ich komme — ich möchte beantragen, daß —“

„Wie, noch nicht zufrieden?“

„Nein, Herr Oberst, ich kann nicht schlafen — ich gehe zugrunde, wenn — wenn die Soldaten immer an meinem Hause zu singen aufhören —“

Die Regimentskanzlei setzte die zweite Eingabe aus der Frundsbergstraße vorschristsmäßig in Umlauf.

„Kenntnis genommen und zur weiteren Veranlassung an den Oberstleutnant,“ setzte der Oberst gelassen darunter. —

„Kenntnis genommen und so weiter.“ —

„Kerls,“ schnauzte der Feldwebel seine Leute kurz vor dem Auszug zur nächsten Nachtübung väterlich an, „Kerls, das Singen in der Frundsbergstraße hat an keiner Stelle auszugehen, kreuzdunnetalois-

Nacht bis gegen fünf. Da kamen sie von der Nachtübung aus der Heide zurück, wieder mit Schritt und Tritt und mit Gesang:

Kein schöner Tod ist in der Welt,  
Als wer vorm Feind erschlagen  
Auf grüner Heide im freien Feld  
Darf nit hör'n groß Wehklagen,

Im engen Bett nur einer allein  
Muß an den Totenreihen,  
Hier findet er Gesellschaft fein,  
Fall'n mit wie Kräuter im Maien. —

„Aah,“ drehte sich einer in den Kissen um, „nun weiß ich endlich, was das Schöne ist — das Schöne ist — aah,“ und schlief weit in den Morgen hinein gesund und gut, während draußen in den blutroten jungen Tag hineinmarschierten jene, die morgen vor Verdun stehen werden.

# Des Dichters Lohn.

Skizze von Richard Serau.

**U**ngespant saß ich über der Arbeit. Allerlei Korrekturen hatte ich gelesen. Und jetzt galt es, letzte Hand an eine Novelle zu legen, die noch am Abend druckfertig zur Post gegeben werden sollte. Höher konnte die Intensität des dichterischen Schaffens und seine Weltenferne kaum mehr gesteigert werden — da raffelte mein Schreibstischtelefon.

Ausdrücklich hatte ich dem Personal Auftrag gegeben, nur mit mir zu verbinden, wenn „Bibliothek“ verlangt würde. Dies Lofungs-

„Möchten Sie denn nicht wenigstens so freundlich sein, mir Ihren Namen zu nennen?“

„Der tut doch gar nichts zur Sache —“

„Aber ich —“

„Dringen Sie nicht darauf! — Ich müßte sonst abläuten. Und ich hatte mich so sehr darauf gefreut, mit Ihnen zu reden. Es ist vielleicht Torheit, daß ich Sie anrufe. Es kommt mir ja selbst kindisch und überspannt vor. Und doch — ich konnte der Verführung nicht widerstehen.“



Unterrichtsstunde in Kunst- und Schönschrift bei dem Maler und Graphiker Georg Wagner in der Charlottenburger Waldschule für Kriegsbeschädigte.

Phot. J. Gerlach.

wort aber, das — „Gesam, öffne dich!“ — unmittelbar zu mir führte, kannte kaum ein halbes Duzend Menschen. Und die riefen nur an, wenn es sich wirklich um Wichtiges handelte. Ärgerlich über die Unterbrechung nahm ich das Hörrohr vom Apparat und nannte meinen Namen:

„Kann ich — Herrn Doktor persönlich sprechen?“

„Bin selbst am Apparat. Mit wem?“

„Ich — ja, verzeihen Sie — es muß Ihnen seltsam vorkommen, aber — nun das ist ja gleichgültig — im Grunde —“

„Beim besten Willen erkenne ich Ihre Stimme nicht.“

„Wie sollte das auch wohl anders möglich sein? Sie kennen sie ja gar nicht —“

„Ich kenne sie nicht? — Ja, erlauben Sie —“

„Es trieb mich, Ihnen für Ihr letztes Buch zu danken.“

„Ich kenne Sie nicht und hab' Ihnen doch —“

„Nein, nein. Geschenkt haben Sie es mir nicht. Wenigstens nicht mir persönlich. Nicht anders wie allen —“

Ich mußte Ihnen sagen, wie mich Ihr Buch ergriffen hat, wie alles in mir aufgewühlt ist; daß es mir vorkommt, als sei mir eine Binde von den Augen genommen, als könnte ich jetzt zum erstenmal die Menschen und Dinge sehen, wie sie wirklich sind. Alles ist verändert. Und ich habe Angst. Angst vor den andern. Angst vor mir selbst. Sie werden mich nicht verlachen. Sie verstehen ja die Frauen. Ich komme zu Ihnen, wie wenn Sie mir Schutz gewähren könnten oder doch wenigstens Trost. Klarheit über mich selbst. Ich brauche einen Wegweiser aus dem Irngarten, in dem ich mich befinde, brauche eine Hoffnung, einen Lichtschimmer. — Länger ertrage ich diese ewigen Kämpfe und Unklarheiten nicht. — Sie haben ein so weiches, mitleidvolles Herz. Sie haben die Schmerzen anderer Frauen zu den Ihren gemacht. Sie werden auch mir helfen können —“ Hastig sprach sie weiter, abgerissen und wirr, indes tausend Fäden sich ineinander verwickelten.

Ich war ratlos und wußte nicht, was sagen, noch wie diesen Schwall eindämmen. Da durchzuckte mich plötzlich der Verdacht,

daß man sich einen Scherz mit mir erlaube, einen Scherz mit jener Leichtgläubigkeit, die uns in Klauen hält, sobald unserer Eitelkeit geschmeichelt wird.

Am Ende lauschten andre noch, Bekannte von mir, dieser Unterhaltung und vermochten sich ob des gelungenen Späses vor Lachen kaum die Seiten zu halten.

„Ich meine,“ jetzt hörte ich wieder schärfer zu, „die tiefste Befriedigung für den Schaffenden müsse darin liegen, ein solches Echo zu wecken. Nicht wahr? Beim Lesen hatte ich manchmal das Gefühl, als drückte mir einer die Kehle zu, als müßte ich laut hinaus schreien, um mich aus dem Bann dieser Leidenschaften zu retten.“

„Zu viel Ehre. Viel zu viel Ehre. Sie beschämen mich, meine Gnädigste.“

„Verzeihen Sie —“

„Die Männer haben immer sofort billige Eroberungen im Kopf. Es gibt schein'ts keine Ausnahme —“

„Sie tun mir Unrecht.“

„Ich bereue —“

„Dazu haben Sie keinerlei Grund. — Glauben Sie mir doch. Ich hatte ja nur Angst, daß sich jemand über mich lustig machte —“

„Und Sie zuden nicht über mich die Achseln?“

„Aber was denken Sie? — Noch nie hat mich ein Erfolg so gestreut —“

„Vielleicht dürfen Sie gar nicht stolz darauf sein. Sie haben einen andern Menschen aus mir gemacht. Das stimmt. Ob aber einen glücklicheren? Ich möchte es beinahe bezweifeln.“



Strassenbild von Verdun nach deutscher Beschießung. Nach einer Photographie.

Mir fiel gerade keine conventionellere Phrase ein, und ich goß so viel Hohn in sie, als mir nur möglich war, damit die Spötter nicht über mich triumphierten, sondern merkten, ich trotz ihnen nicht auf den Leim.

„Solche Trivialitäten passen nicht in Ihren Mund“, kam es zurechtweisend durch den Draht, viel langsamer als zuvor. Und nun hörte ich auf einmal, daß die tiefe, metallische Stimme der Unbekannten wie eine edle Glocke klang. Nein, zu geschmacklosen Späßen gab sich diese Frau nicht her.

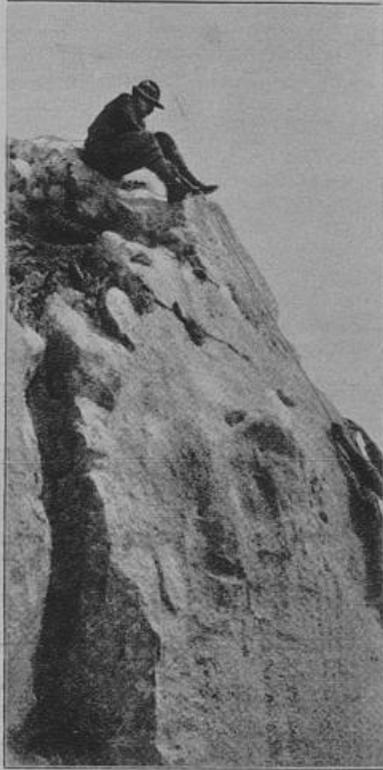
„Sie meinen wohl sicher,“ zürnte sie weiter, „ich sei ein Blaustrumpf? Ich hätte um jeden Preis Ihre Bekanntschaft machen wollen? Oder halten Sie mich am Ende gar für abenteuerlustig? Daß man meinen Schritt auch nur so auslegen kann! — Aber ich hätte es mit denken müssen —“

„Glück ist nicht immer Wunschlosigkeit. Wenn man aus tiefstem Grund verspürt, daß man Mensch ist und erdgebunden, so weiß man erst, daß auch im Leid Glück ruht.“

„Etwas Ähnliches hab' ich mir auch schon gedacht. Ich möchte sagen, nur die Lüge ist das Unglück. Bisher aber war ich unglücklich. Denn ich habe andre belogen und mich selbst, oder doch nicht gewagt, mir die Wahrheit einzugestehen. Sie erst haben mir die Augen geöffnet und damit den Weg zum Glück gezeigt. Ihre Heldin, ich meine die Ihres Buches, wie verstehe ich sie! — Denn auch ich habe ein heißes Herz. Auch ich möchte gern nach allem Schönen mit beiden Händen greifen, nach allem, was von Gesundheit spricht, von Kraft und Lebensbejahung. Aber der alternde Mann, dem mich ein gewissenloser Vormund verschaherte, der möchte mich am liebsten einsperren. Muß ich das über mich ergehen lassen? Darf ich nicht vielmehr offen vor



Der angefeilte Alpenjäger in Schußstellung.



In lustiger Höhe.



Am Seil zur Bergspitze empor.



Italienischer Alpenjäger als vorgeschobener Posten in den Karnischen Alpen.  
Nach Darstellungen in einer ausländischen Zeitschrift.

ihn treten und meine Freiheit verlangen? Ich will nicht mein Leben verspielen. Will mich nicht verkrüppeln lassen. Mit meinen achtundzwanzig Jahren brauche ich doch wahrhaftig noch nicht alle Wünsche zu begraben? Nicht wahr? Sie werden zugeben, in meinem Fall ist das Ende mit Schreden immerhin besser, als ein Schreden ohne Ende —“

Sie begann zu erzählen. Eine an Ironie reiche Ehegeschichte, die das unruhvolle Umhergestoßenwerden eines armen Waisenlebens endete. Das Herz wurde mir schwer. Schonungslos setzte sich die junge Frau über alle Bedenken, über alle Vorurteile hinweg und sprach in einem Freimuth mit mir, wie man ihm sonst wohl in ärztlichen Sprechzimmern begegnet. Ich gewann sie lieb dafür, ja ich bewunderte sie. Und zum erstenmal fühlte ich etwas wie die Weiße meines Berufes. Ich hatte einem fremden Wesen durch das, was ich dichtete, neue Wege gewiesen, ihm neuen Lebensmut, neue Freude geschenkt und die Kraft, mit Lüge und Heuchelei zu brechen. Wie hoch stand das doch über allem, was mir bisher die Poesie eingetragen hatte!

Immer ergriffener und atemloser laufte ich. Das schöne, wie von Leid schwere Organ schmeichelte meinem Ohr. Und ich wünschte, lange so verharren zu dürfen. Aber die Unbekannte war zu Ende. Mir blieb nichts übrig, als ihren Entschlüssen beizupflichten. Doch hatte von mir der brennende Wunsch Besitz ergriffen, diesem seltenen Menschenkind persönlich gegenüberzutreten, es näher kennenzulernen. „Wir verstehen uns so gut, gnädige Frau. Glauben Sie nicht, es ist unrecht gegen uns selbst und Torheit zugleich, wenn wir einander aus dem Wege gehen?“

Ein „Nein“, das wohl ein wenig wehmütig lächelte, aber doch entschieden ablehnte, kam aus dem Apparat zurück. „Es würde zu nichts Gutem führen.“

„Man findet so wenig wertvolle Menschen,“ bettelte ich wieder. „Die aber, die man trifft, sollte man festhalten, um jeden Preis festhalten.“

„Und doch, es geht nicht. Ich hab' es mir ja selbst unmöglich gemacht. Nie und nimmer könnte ich einem Mann unter die Augen treten, der so wie Sie meine geheimsten Regungen kennt. Selbst wenn ich es wollte. Ich bring es nicht übers Herz. Sagen Sie selbst! Es wäre schamlos.“

Ich bot meine ganze Überredungskunst auf, sie wenigstens dazu zu bewegen, daß sie mir ihren Namen nannte. Je mehr sie sich sträubte,

um so leidenschaftlicher ging ich ins Zeug, um so unfähiger schien es mir, solch einen Menschen nicht für mich gewinnen zu können, diese seltene Frau, die, durch Unglück geläutert und gereift, die prächtigsten Gaben besaß und mir gewiß ein guter, unentbehrlicher Kamerad, ein verständnisvoller, kluger Arbeitsgefährte werden konnte. Welche Eigenschaften hätte ich in diesen Augenblicken der Unbekannten nicht verliehen!

Und da wir uns keine edle Seele in einem häßlichen Körper vorstellen können, stattete sie meine Phantasie auch mit anbetungswürdigen Reizen aus. Ganz genau sah ich sie vor mir: das schmale Oval des bleichen Gesichtchens, die reine Stirn, die tiefblau leuchtenden Augen, den vollen Mund, der halb wehmütig, halb spöttisch lächelte.

Aber nicht einen Schritt breit kam sie mir entgegen. Ich gewann vielmehr den Eindruck, daß sie nur, um mich nicht zu verletzen, das Gespräch nicht längst abgebrochen hatte.

„Ihre Beharrlichkeit ist zwecklos. Ich muß hart bleiben. Ja, ich verlange sogar noch etwas von Ihnen. Forchten Sie nie nach mir!“

Ich frohlockte. Sie fühlte sich also nicht sicher. Gewiß war sie unvorsichtig genug gewesen, ihre Spuren nicht peinlich zu verwischen. Das Telephonamt konnte, ja mußte zum Verräter werden. Jetzt durfte ich sie leichten Kaufes ziehen lassen. Für heute wenigstens.

Ihre Fährte hielt ich ja fest wie ein guter Jagdhund. Und die führte mich zu ihr hin. Ich fand sie gewiß. Den Schein der Geborgenheit konnte ich ihr noch eine Weile gönnen.

„Jetzt aber haben wir wirklich genug geplaudert.“

„Und ich soll nie wieder von Ihnen hören? Sie wollen nicht nochmals anrufen? Oder mir

doch wenigstens eine Zeile schreiben, ein Wort nur? Ich bitte —“

„Wenn mich Ihre Kunst noch einmal so tief packen sollte, dann werde ich nicht zögern, es Ihnen zu sagen. Bis dahin leben Sie wohl!“

Die Verbindung war unterbrochen. Ich konnte nicht einmal mehr ihren Abschiedsgruß erwidern.

Doch kümmerte mich das zunächst wenig. Meine erste Sorge war nunmehr, die Auskunft anzuklingeln, um zu erfahren, wer mit mir gesprochen hatte.

„Während der letzten zwanzig Minuten, meinen Sie, Herr Doktor? — Ein langes Gespräch. — Man hat Ihre Nummer inzwischen wiederholt verlangt. Wer das war? — Das werden wir gleich haben.“ Und nach einer Weile: „Diese ganze Zeit über waren Sie verbunden mit dem öffentlichen Automaten dreiunddreißig.“



Judentinder in Polen auf dem Weg zur Schule. Phot. H. W. Quandt.

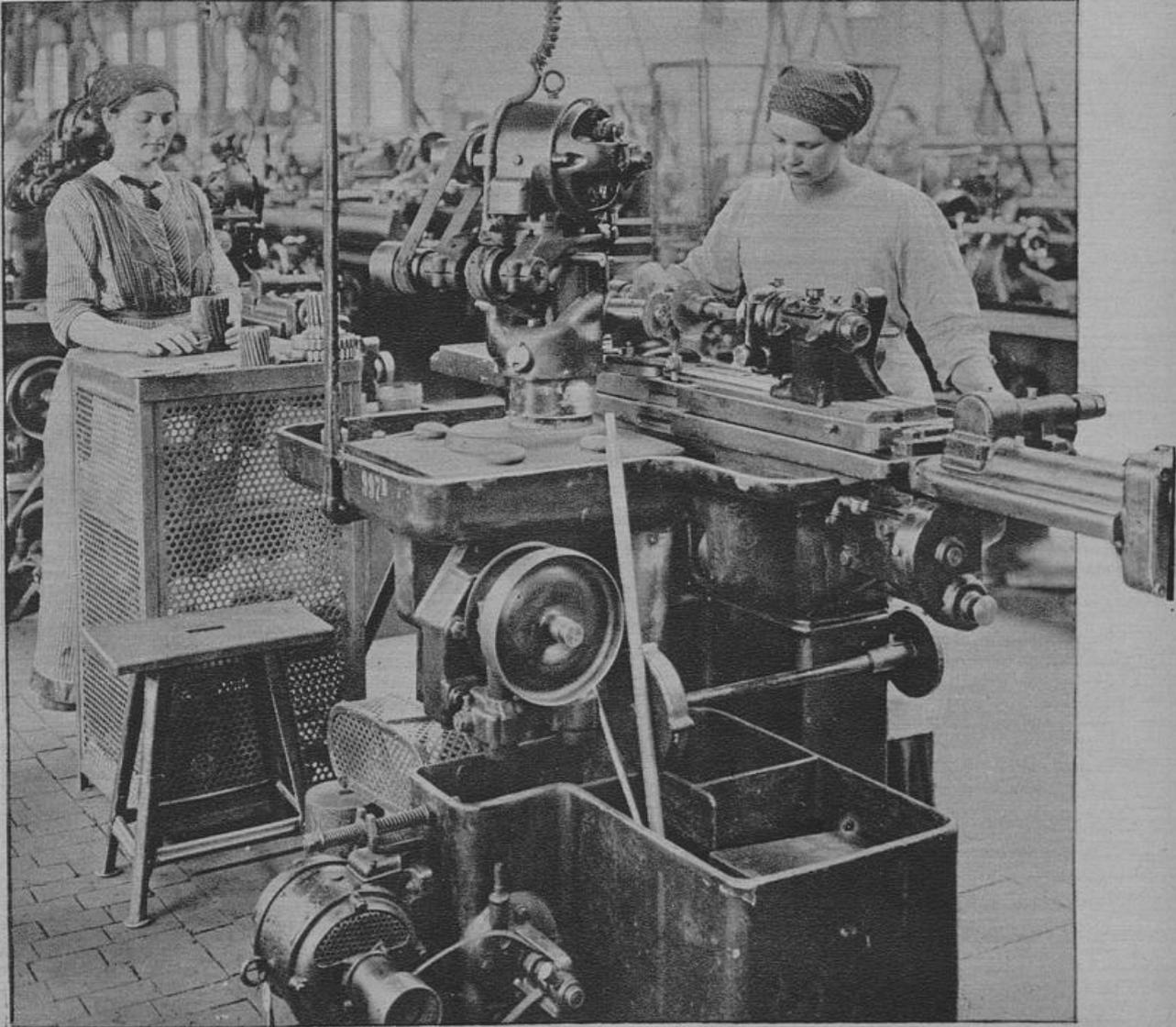
# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 51.

Düsseldorf, 29. Juli

1916.

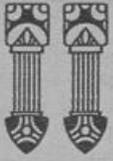


Aus einer unserer staatlichen Artillerie-Werkstätten: Weibliche Arbeiter in der Dreherei.  
Phot. Gebr. Haedel.



# Eine Kriegslist.

Von Edgar Alfred Regener.



**S**ans Lützenkirchen hatte nur auf die Ablösung gewartet. Jetzt ging er, leise vor sich hin pfeifend, aus der ersten Feuerstellung durch den langen Verbindungsgraben an dem Mörser und der Grabenbatterie vorbei nach der dritten Stellung. Hier sprang er auf einen Beobachtungsstand und hatte nun den ungehinderten Blick über die deutsche und französische Stellung und über das Gelände zwischen den Gräben von Freund und Feind. Dort lag auch mitten zwischen den Stellungen das Flugzeug. Vor zwei Tagen hatte es die deutsche Front überflogen, hatte sich weit hinten über den von den Deutschen besetzten Gebieten trotz eifriger Beschießung mehrere Stunden umhergetrieben und war dann auf seinem Rückflug von dem heißen Eisen der Abwehrtanonnen gefaßt worden. Mit der letzten Kraft hatte es im Gleitflug hinter den eigenen Linien niedergehen wollen, aber die Insassen hatten die Gewalt über das Flugzeug verloren, und so war die Maschine über dem Feld zwischen den Gräben niedergegangen, hatte sich mit den Propellern in den Erdbügeln verfangen, war vornüber gekippt und lag nun, eine verworrene Masse von Draht, Gestänge, Holz, Leinwandsegen, im Zwischengelände. Raum war der Apparat niedergegangen, als der Franzmann in Haufen aus dem Graben sprang und, der Gefahr nicht achtend, die Insassen retten und das Flugzeug bergen wollte. Aber aus der deutschen Stellung sah im gleichen Augenblick ein Maschinengewehr ein. Hart hatte es zwischen den Anstürmenden gemäht und zum Rückzug gezwungen, was nicht tot oder verwundet auf dem Platze blieb.

Von seinem Beobachtungsstand aus konnte Lützenkirchen das Flugzeug deutlich sehen, sein Glas zeigte ihm auch die Gefallenen, die zu bergen noch nicht möglich war. Auch drei seiner Kameraden lagen darunter. Jeder Versuch einer Bergung war das Signal zu einer heftigen Beschießung, an der sich neben Gewehr und Maschinengewehr auch das pfeifende Schlagen der Flachbahngeschütze beteiligt hatte. So war es weder den Unseren noch dem Feinde möglich gewesen, sich den Weg zum Flugzeug zu bahnen.

Als die Franzosen das Ausmaß ihrer Unternehmungen sahen, begannen sie eines Abends von ihrem nächsten Sappentopf aus einen Stichgang vorzutreiben. Diese Absicht bereitete ihnen aber die deutsche Artillerie, die nicht nur das neu gebildete Grabenstück unter starkem Feuer nahm, sondern auch den Sappentopf vollständig eindeckte.

Die Nächte waren bisher mondhell gewesen. Die Übergänge vom Tag zur Nacht waren wohl in grausilbernen Schleier gehüllt gewesen, ließen aber das Gelände doch in einem zu weiten Umfang überblicken.

Hans Lützenkirchen nahm noch einmal das Gelände scharf ins Glas. Das Flugzeug lag da, wo das Feld mit seinen zahlreichen Minenspiuren und Granattrichtern seine tiefste Stelle erreicht, um in langsamer Steigung unter dem französischen Drahtverhau bis zu den feindlichen Gräben zu kriechen. Der Boden war noch nicht mit

frischem Grün bekleidet. Das Gras, das dort zwischen der von schweren Geschossen aufgeworfenen Erdkruste wucherte, zeigte eine gelblich-braune Verwesungsfarbe. Hier und da war sie schon in Fäulnischwärze übergegangen.

Die Farbe des Feldes war es vor allem, auf die Lützenkirchen achtete. Mit einer List wollte er den Franzmann schlagen. Er wußte, welchen Wert das Regiment darauf legte, sich in den Besitz der Aufzeichnungen, Karten und photographischen Aufnahmen zu setzen, die sich auf alle Fälle in den Taschen der Flugzeuginsassen befanden. Er wollte sie holen. Koste es was es wolle. Sogar noch diese Nacht, wenn das Wetter einigermaßen günstig war.

Der Tag war trübe, die Sonne hatte sich nicht sehen lassen. Er konnte annehmen, daß die schweren Wolkenwände dem Abenddunkel tiefste Färbung geben würden.

Er ging ohne Zaudern an die Ausführung seines Planes. Dort, wo die dritte Stellung die Höhe des Rammes erklimmen hatte, an dessen Hang sie eingebaut war, zog sich weithin ein Rübenfeld, dessen Früchte nun schon im zweiten Jahre ihre Kraft dem Ackerland entnahmen. Sie waren in die Höhe geschossen, hatten geblüht und Samen angefaßt und wieder abfallen lassen. Nun standen wie dünnes Geftrüpp die Samenäste da, unansehnlich und von grauschwarzer Färbung. Reiches Regenwetter hatte dafür gesorgt, daß sie nicht brüchig wurden.

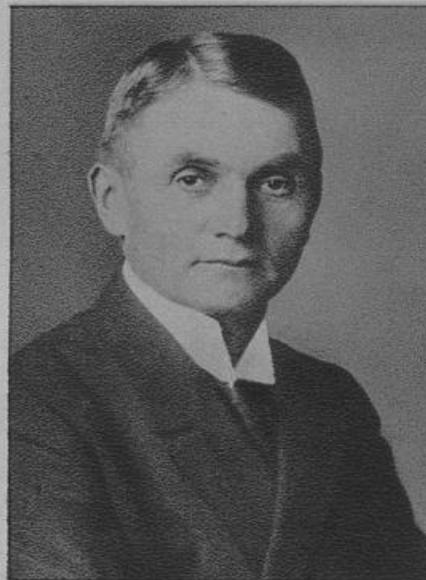
So raschelten sie nicht, als sich Hans Lützenkirchen bis zu dem Felde vorgearbeitet hatte und nun begann, davon abzubrechen und zusammenzuraffen, so viel er nur auf einmal unter seinen Armen fortragen konnte. Er mußte den Weg von dem Rübenacker bis zu seinem Unterstand mehrere Male zurücklegen, ehe er eine ihm genügend

erscheinende Menge der vermochten Rübenäste beieinander hatte. „Kinder, wer will für mich die nächste Wache schieben? Ich habe so'ne Idee: Ich will mal die Sache heute abend schmücken.“ — „Lützenkirchen, für welche Ziege hast du denn dies Futter gebolt?“ — „Paß auf, der legt sich hier noch 'ne Kaninchenzucht an,“ ließ sich ein Dritter vernehmen.

„Wißt ihr, was ich will? Ich hole heute abend aus dem Flugzeug die Papiere. Jawohl, wird gemacht!“ setzte er mit laut erhobener Stimme hinzu, als ein paar Kameraden in ein ungeschicktes Lachen ausbrachen.

„Erst sag mal, Hans, wie du dir das denkst; den Posten will ich gern für dich übernehmen, aber sag es dem Gruppensführer. Ich will mich nicht anfahnen lassen.“

„Das ist recht, Baby,“ wandte sich Lützenkirchen an den Kameraden, der sich ihm als Vertretung angeboten hatte. „Nun hört mal zu. Wer jetzt Zeit hat, muß mir helfen. Dieses Rübenzeug wird mir auf Rod und Hofe festgenäht. Verstanden? Seht mal, Kinder,“ Hans liebte diese Anrede, denn er war der Älteste in der Gruppe und hatte sie auch, als der Unteroffizier in Uelau war, während dieser Zeit geführt, „ich habe doch in meiner Schulzeit mehr mit der Flinte



Kapitän König,  
der Führer des Untersee-Handelschiffes  
„Deutschland“.

Phot. Ver. J. L. Gef.  
König, 1865 in einem Dorfe bei Suhl in Thüringen geboren, wo sein Vater als Geistlicher amtierte, war bis zu Beginn des Krieges Kapitän des Norddeutschen Lloyd und Führer des Dampfers „Schleswig“.

draußen gelegen, als ich hinter den Büchern saß. Daher ist ja aus mir nichts geworden. Selbst das Einjährige glückte mir mehrmals daneben. Das bloß nebenbei. Mein Lieblingswild war die Ente. Mit allen Listen hatte ich ihr nachgestellt. Ihr habt doch gewiß alle mal von Schuhanpassung gehört. Nicht?"

Lühenkirch machte eine Pause. Die grunzenden Rehlauter der Kameraden nahm er für eine Bejahung. So fuhr er ohne weitere Erklärung fort.

„Damals umsteckte ich meinen Anzug und Hut mit Schilf und Röhrchen, wenn ich mich in meinen hohen Wasserstiefeln durch die Teiche schob. So mache ich es heute wieder. Ich muß doch auf dem Bauch kriechen, denn die Erde ist zu windig. Darum nähen wir den Kram hier auf dem Rücken fest, und ich schiebe mich ganz vorsichtig über das Feld. Das kann natürlich nur langsam gehen, und darum dauert die Sache wohl ein bißchen lange.“

„Lacht doch nicht so dumm! Die Sache ist viel zu ernst. Ihr geht jetzt zum Unterstand. Ich werde mich hier in der Tracht zwischen dem ersten und zweiten Graben vertriehen. Wenn ich mit der Trillerpfeife ein Zeichen gebe, sollt ihr mich suchen kommen. Wir wollen sehen, ob ihr mich entdeckt. Das soll die Probe für heute abend sein.“

Und die Probe gelang über alles Erwarten gut. Der letzte Spötter gewann dem Vorhaben Lühenkirchens Achtung ab. Aber mit Ratsschlägen, die nun gern und reichlich gegeben wurden, durfte man ihm nicht kommen. „Das paßt mir nicht in meinen Kram,“ pflegte er dann zu sagen. Daher kam es auch, daß im Unterstand bis zum Beginn der Dämmerung niemand mehr des Unternehmens Erwähnung tat.

Lühenkirch hatte seinem Gruppenführer kurz seine Ansicht mitgeteilt. Sie war weitergegeben worden, und von keiner Stelle wurden Einwendungen erhoben. Die Posten und die Maschinen-gewehrabteilung hatten ihre Instruktionen erhalten.



Gefechtsübung auf S. M. S. „Prinzregent Luitpold“: Im Kampf mit markierten Fliegern.

Phot. A. Groß.

Im Unterstand herrschte eine unheimliche Stille. Was Lühenkirch da eben sagte, klang so selbstverständlich, daß es jedem einleuchtete. Die Sache war ja ganz einfach. An ein Mißlingen war da nicht zu denken.

„Na, mal los! Hier ist mein Rod, die Hosen ziehe ich gleich aus. Baby, nimm deine Knarre und ziehe auf Posten. Mit dem Unteroffizier rede ich sowieso. Es ist Zeit.“

Lühenkirchens Worte waren Befehle. Sie brachten Leben und Bewegung in die Untätigkeit und Stille.

Rasch hatte er sich seines Waffenrodes entledigt und gab ihn den helfenden Händen der Kameraden. Anderen vertraute er seine Beinleider an und gab Anweisungen, wie das Kraut am wirkungsvollsten besetzt wurde.

Als Lühenkirch in dieser Gewandung vor dem Unterstand in den schmalen Graben trat, sah er aus wie ein phantastisch ausgepudter Indianer und erregte große Heiterkeit.

Bei der gebotenen Vorsicht war das Ziel nur in zeitraubender Arbeit zu erreichen. Lühenkirch nahm als einzige Waffe einen Revolver zu sich. Einen Schutzhild hing er sich um den Hals, hinter seinem Schuß wollte er sich zur halben Höhe aufrichten, wenn er bis zum Flugzeug vorgetrochen war.

Er vermied es, aus der nächst gelegenen Sappe herauszutreten, um nicht den Argwohn oder die Aufmerksamkeit des Feindes zu erregen.

Als er das eigene Drahthindernis überwunden hatte, konnte er die erste Strecke seines Weges aufrecht zurücklegen. Dann hief es sich langsamer und geduckt weiterpürschen. Einzelne Kugeln durchschnitten um ihn die Luft. Sie konnten ihm nicht gelten. Schüsse in Nebel und Dunkel.

Jetzt, langsam: Tak—tak—tak. Das war das deutsche Maschinen-gewehr. Er kannte es am Klang. Es war wachsam, um den Feind zu täuschen. Die Kugeln waren über das Flugzeug hinaus gerichtet.

Es war Zeit, sich niederzuwerfen und in langsamstem Schnecken-tempo unter Benutzung jeder Erdfalte den nächsten deutschen Sappentopf, der in Sicht der Franzosen lag, zu umschleichen und dann geradeswegs auf das Flugzeug loszusteuern.

Die Ellbogen der unter der Brust zusammengezogenen Arme hatten allein zu arbeiten. Langsam wurden sie vorgeschoben, der Körper hob sich ein klein wenig unter Anpassung seiner Muskelkräfte, und dann zogen die Ellbogen den leicht gehobenen, schwer nachdrängenden Körper vorwärts.

Das ging nur zentimeterweise. Dabei scheuerten Drahtenden, die zerrissen den Weg kreuzten, scharfkantige Granatplitter, die umhergestreut lagen, die Ellbogen wund.

Die Dunkelheit hatte zugenommen. Aus den französischen Gräben fielen merkwürdig wenig Schüsse. Nur das Aufblitzen der schweren Minenwerfer beim Abschluß zerriß für einen Augenblick das Grau der kommenden Nacht. Leuchtraketen gingen funkenstreuend in die Höhe, zerteilten sich oben und schwellten langsam unter dem Fallschirm über das Feld. Ob der Franzmann etwas vorbereitete? Ob er vielleicht auch die erste dunkle Nacht zu einem Handstreich auf das Flugzeug ausnützen wollte?

Lühenkirchen achtete auf jedes Geräusch in seiner Umgebung. Er war beruhigt, daß das Rübenkraut bei seinen vorsichtigen Bewegungen nicht raschelte. Die Verteilung mußte ihm glänzend gelungen sein, denn die zahlreich zwischen den Gräben hausenden Ratten liefen über ihn hinweg, setzten sich dicht vor seinem Kopf, leckten und putzten sich, um dann schnell wieder durch das hohe Gras zu verschwinden.

Ein paarmal hob er sacht eine Lehmrinne und knipste sie nach ihnen hin, wenn sie sich gar zu dicht bei ihm zu schaffen machten.

Zischend und silberhell stieg auf deutscher Seite eine Rakete auf.

Lühenkirchen hatte nicht mehr Zeit, den Kopf an die Erde zu drücken.

So hielt er ihn steif und unbeweglich. Aber mit Auge und Ohr spähte er um sich. Da! Richtig! Der Franzmann war vorn!

Durch die plötzlich ausleuchtende deutsche Rakete waren sie überrascht. Sie hatten sich rasch niedergeworfen, aber Lühenkirchen waren die Bewegungen der dunklen Umrisse nicht entgangen.

Ein Zurück gab es für ihn nicht. Der Gedanke, daß die Franzosen ihm zuvorkommen konnten, peinigte ihn.

Das mußte einen Kampf auf Leben und Tod geben.

Blißschnell durchzuckte es ihn, daß der Kampfplatz ihnen allein gehörte. Da sprach kein anderer mit, und die Maschinengewehre mußten schweigen, wollten sie nicht ihre eignen Kameraden — von hüben sowohl wie von drüben — gefährden.

Ein kurzes Bedenken. Jetzt bedauerte er doch, das Dolchmesser im Unterstand zurückgelassen zu haben. Es mußte auch so gehen. Kam es zum Nahkampf, dann mußten seine Fäuste sprechen, sollte der Revolver ihn im Stich lassen.

Lühenkirchen prägte sich genau die Stelle ein, wo die Franzosen sich niedergeworfen hatten. Er maß und schätzte die Entfernung vom Flugzeug. Er mußte sich sagen, daß der Feind einen Vorprung vor ihm hatte und im Vorteil war.

Nach dem Ersterben der Rakete schien sich die Dunkelheit noch stärker an die Erde zu klammern.

Lühenkirchen ließ jetzt von der Richtung des Flugzeugs ab und wandte alle Kräfte auf, um möglichst rasch dem Feinde in die Seite zu kommen.

Erinnerungen an heimatische Jagden tauchten auf und verschwanden. Er drängte sie zurück und sammelte die Spannkraft seiner Nerven auf einen Punkt. Jetzt sah er wieder die dunklen Umrisse genau vor sich in geringer Entfernung. Es waren drei Mann. Er hörte scharfes Atmen und ab und zu einen leisen Zuruf.

Lühenkirchen durfte keinen Augenblick mehr zögern. Seine Rechte löste den Revolver aus dem Gurt und schob sich über die Schulter und den Kopf hinaus nach vorn in das Dunkel.

Der Körper drehte sich zu bequemerer, ruhigerer Lage.

Fest und sicher lag die Hand um den Kolben, wie auf dem Scheibenstand des väterlichen Gutes, wo er so oft geübt.

Da unterschied er zwischen den langsamen grauen Bewegungen etwas Helles. Das mußte doch sicher das Gesicht eines Franzosen sein.

Lühenkirchen drückte ab. Der leise Knall wurde von der Dunkelheit verschluckt. Die Bewegung vor ihm hörte einen Augenblick auf. Dann eine kurze Unruhe, ein lebhaftes Flüßtern, ein Gurgeln und ein stöhnendes Aufatmen.

Ein feines Knaden, die abgeschossene Patronenhülse sprang aus der Kammer, der Revolver war von neuem gespannt.

Hans Lühenkirchen lag auf der Lauer.

Behutsam hob er die mitgenommene Stahlplatte von der Brust und lehnte sie schräg vor sich, daß sein Kopf etwas Bedeckung fand.

Fortsetzung auf Seite 246.



Eisenbahnminister von Breitenbach (1) und Handelsminister von Sydow (2) auf einer Inspektionsreise im besetzten Gebiet des Ostens. Phot. Gebr. Haeckel.

# Bakterienforscher Elias Metschnikow †

Der berühmte russische Bakterienforscher Metschnikow, der in diesen Tagen im Alter von 71 Jahren gestorben ist, entstammte jener südrussischen Gegend, von der man behauptet, daß ihre Bewohner eine größere geistige Regsamkeit besitzen als die Großrussen. In Charkow im Jahre 1845 geboren, studierte er an der russischen Universität in Odessa Naturwissenschaften, ging aber frühzeitig, seinem Wissenstrieb folgend, nach Deutschland. In den Jahren 1864—1867 arbeitete er als Naturwissenschaftler an den Hochschulen in Gießen, Göttingen und München und wurde im Alter von 24 Jahren Professor der Zoologie an der Universität Odessa.

Frühzeitig hatte er sich jenem eigenartigen Gebiete der Zoologie zugewandt, das damals gerade eine starke Förderung erfuhr: der niederen Tierwelt. An der weltberühmten zoologischen Station in Neapel, an der auch Hädell seine Forschungen unternommen hat, hat Metschnikow zahlreiche Untersuchungen angestellt. Während seiner russischen Lehrtätigkeit befaßte er sich besonders mit der Tierwelt des Schwarzen Meeres. Von der niederen Tierwelt zu den kleinsten Lebewesen, den Bakterien, ist kein großer Sprung. Metschnikow warf sich auf die damals neu erstehende Bakterientunde und vereinigte bald die sich hier berührenden drei großen Zweige: Zoologie, Medizin

und Chemie in seinen Forschungen. Als ein Schüler deutscher Wissenschaft berichtete er über seine Ergebnisse meistens in deutschen Zeitschriften und hat an großen deutschen Handbüchern mitgearbeitet. Sehr fruchtbar waren seine Untersuchungen auf dem Gebiete der Immunitätslehre. Die Metschnikowsche Lehre von der „Phagozytose“ ist weltberühmt geworden; sie besagt, daß die Zellen und auch die weißen Blutkörperchen Bakterien in sich aufnehmen und zerstören können. Damit war ein Weg gegeben, um der Infektion entgegenzutreten, indem man diese Aufnahme- oder Zerstörungsfähigkeit der Zelle verstärken konnte. Durch solche Forschungen ist die Lehre vom „Serum“ wesentlich gefördert worden. Seine zoologischen Forschungen veranlaßten Metschnikow, im ganzen Tierreich die Schutzrichtungen der Zellen gegen die Bakterien und deren Gifte zu studieren, und so hat er sich denn auch mit den großen Plagen der Menschheit: der Pest,

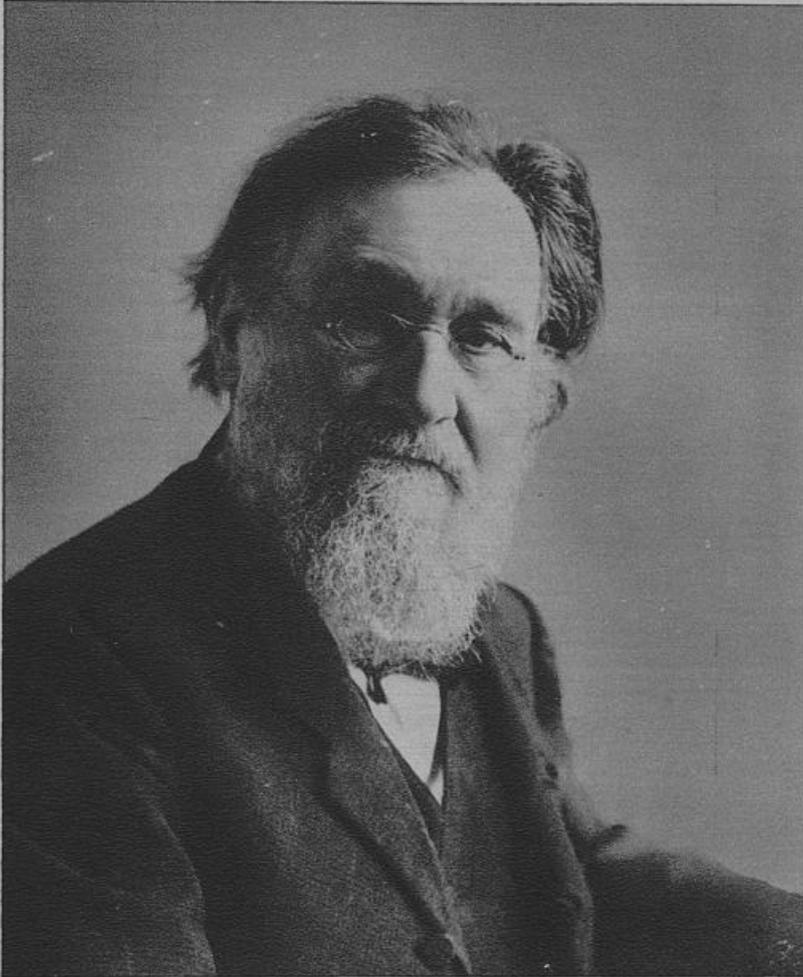
der Cholera, dem Typhus und anderen Seuchen eingehend befaßt und die Immunitätswissenschaft hervorragend bereichert. Besonders interessierte ihn die Cholera, die ja alljährlich sein russisches Vaterland heimsuchte. In Rußland bot sich ihm aber keine Stätte, die seinem Forschungsdrang hätte genügen können. So ging er denn schon im Jahre 1890 an das berühmte Pasteurische Institut in Paris und war dort nach dem Tode Pasteurs — unter Roux — der stellvertretende Leiter.

Von hier aus hat er gemeinsam mit französischen und besonders deutschen Forschern, mit Roux, Koch, Ehrlich, Behring, Pasteur, zusammen gearbeitet. Obwohl ursprünglich Naturwissenschaftler, hat er in den Kreisen der Medizin einen Welt Ruf erlangt, besonders in der Pathologie, wo seine Lehre das Wesen der Entzündungen neu begründete. Seine Forschungen übertrug er auch auf Fragen, die zur Allgemeinheit auch äußerlich mehr Beziehung haben.

So wurde er der moderne „Hufeland“, der bekanntlich im vergangenen Jahrhundert als der Lehrer der „Lebensverlängerung“ bezeichnet wurde. Metschnikow hat sich besonders mit der Lebensdauer des Menschen beschäftigt und glaubte, daß gewisse Bakterien im menschlichen Darm den Menschen zu früh altern und sterben lassen. Diese Keime

wollte er durch Milchsäurebazillen vernichten. Diese Bazillen fand er in dem bekannten Gärungserzeugnis der Milch, der bulgarischen Joghurt. Seine Forschungen haben besonders veranlaßt, diese alltägliche Speise der bulgarischen Bauern in ganz Europa bekanntzumachen. Er wollte gefunden haben, daß gerade in Bulgarien die Zahl der sehr alten Leute besonders groß sei. Er selbst hat indessen nur ein wenig mehr als das biblische Alter erreicht. 1908 bekam er zusammen mit Paul Ehrlich den Nobelpreis. Das Andenken an diesen großen russischen Forscher wird in der Wissenschaft bestehen bleiben. Nicht vergessen aber darf man, daß die Grundlagen seiner Wissenschaft aus Deutschland kamen, und daß die wichtigsten Ergebnisse seiner Forschungen in engem Zusammenarbeiten mit deutschen Naturforschern und Ärzten erfolgten.

Re.



Prof. Elias Metschnikow †.

Würde der Franzmann von seinem Ziel ablassen und nach der Richtung hin gehen, aus der der Schuß gefallen war? Würde er umkehren? Was würde er mit dem Kameraden machen, der offenbar schwer getroffen, wenn nicht getötet war?

Lühenkirchen mußte mit Gewalt die in ihm aufsteigende Erregung niederzwingen. Das taugte nichts und gab nur eine unruhige Hand beim Schießen.

Gott sei Dank, der Feind ging weiter vor. Das Schussfeld war äußerst günstig. Ein zweiter Schuß peitschte zu ihm hinüber. Er sah, aber er sah nicht gut. Ein lauter Schrei, der vergeblich erstickt werden sollte, bewies es.

Kurz darauf krachten zwei Schüsse zu Hans Lühenkirchen hin. Jetzt noch einer und nach kurzer Pause noch einer.

„Verdammt, der Kerl schießt gut,“ ging es ihm durch den Sinn. Da hieß es aber, auf der Hut sein.

Der verwundete Franzose winnerte durch die zusammengebissenen Zähne.

Sein Kamerad war um ihn bemüht und war doch ratlos, was er unternehmen sollte.

Vorerst rasch verbinden, dann zurückziehen und Hilfe holen?

Damit blieb die eigentliche Aufgabe ungelöst. Das ging auch nicht an.

Unterdes wurde auch das Wimmern stärker.

Es konnte ihn verraten und ihm zum Verderben werden. Er kroch zu dem Verwundeten, kniete sich etwas in die Höhe und suchte nach der Wunde.

Es war ein Bauchschuß, der seitlich getroffen hatte.

Wie ein Luchs hatte Lühenkirchen alle Bewegungen des Feindes verfolgt. Als er ihn beschäftigt sah, wie er sich um den angeschossenen Kameraden mühte, wandte er sich halb rechts und schob sich rudweise und leise dem Flugzeug näher.

Wieder und wieder hielt er unterwegs an und ließ seine Sinne spüren. Und jedesmal schöpfte er neue Sicherheit und neuen Mut daraus.

Unbehellig zog er den Körper durch das Gewirr der Flugzeugtrümmer bis zum Führer- und Beobachtungssitz. Er überwand das Grauen, das ihm die von Kugeln durchlöchernten, auf ihren Sitzen

festgeschnallten Fliegeroffiziere erweckten. Steif und kalt in unbeholfenen Bewegungen waren die Körper verbogen, in den sahnen Augen stand Entsetzen.

Wieder stieg eine Unruhe in Hans Lühenkirchen auf, und seine Hände zitterten, als sie nach Karten und Papieren suchten. Eine unerklärliche Hast lag in ihm, als er die Wände des Apparates, Boden und Sitze, die Kleidung und die Leichen abtastete, bis er, in Schweiß gebadet, ein paar Taschen und Mappen mit Zeichnungen und Niederschriften fand.

Auch den photographischen Apparat nahm er mit.

Eile tat not.

Der Franzmann schied eben wieder eine Kasette in die Höhe, aber sie zündete glücklicherweise nicht.

Lühenkirchen band rasch mit alten Zeltbahnschnüren, die er in der Tasche verwahrt, die Beute unter dem Waffenschloß auf der Brust fest.

Die Stahlplatte ließ er liegen. Sie hinderte ihn nur und konnte ihm jetzt doch nichts mehr nützen. Außerdem reizte es ihn wieder zu neuem Wagnis.

Von dem Flugzeug aus hatte er den dritten Franzosen noch immer als Sanitäter beobachtet.

Er wollte ihm in seiner Weise helfen und den Schwerverwundeten bald in ärztliche Behandlung bringen.

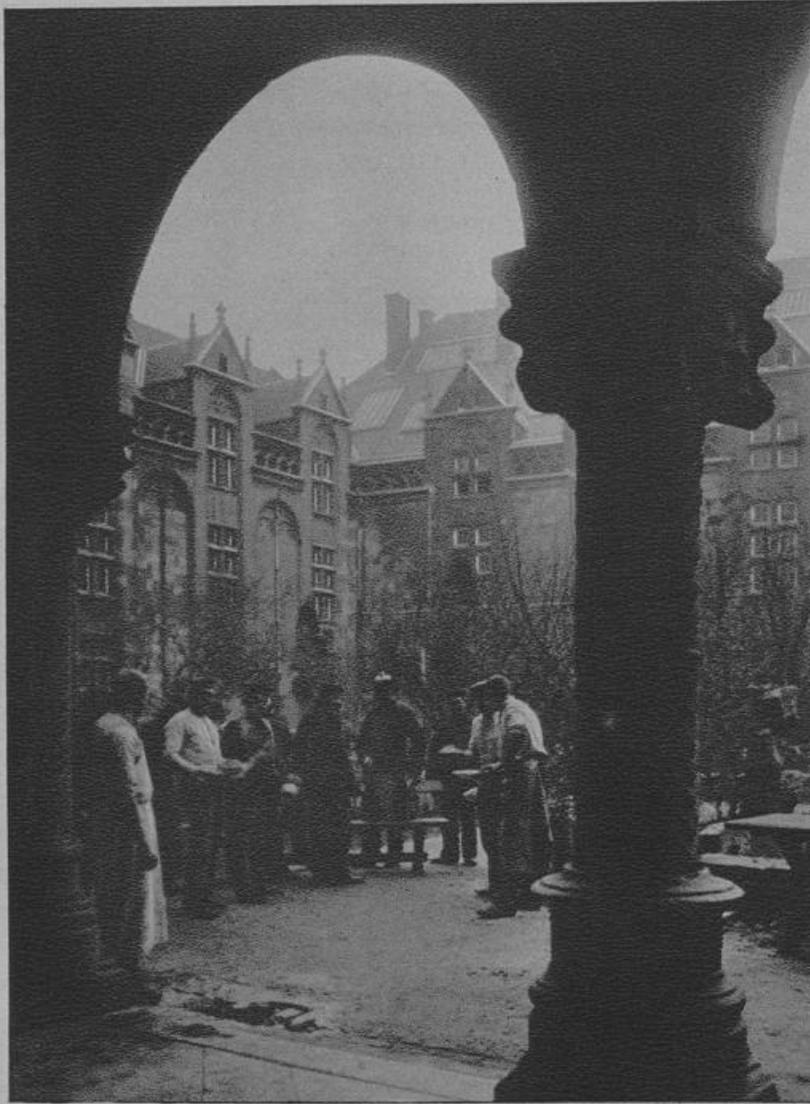
Er schlich sich dem Feinde in den Rücken. In kurzen Stößen brachte er sich vorwärts. Es ging unbequemer als vorher.

Die erbeuteten Mappen waren wohl flach, aber steif.

Er schätzte die Entfernung. Ein federnder Sprung, und er sah im Au-

dem niedergebückten Franzosen auf dem Rücken. Der Anprall war so stark, daß der Feind nach vorn überstippte und die doppelte Schwere sein Gesicht an den Erdboden pressen ließ.

Der Verwundete stöhnte mit schwindendem Bewußtsein tief auf. Rasch riß Hans Lühenkirchen seinem Gegner die Pistole und den Dolch von der Seite, warf sie in weitem Schwung von sich und schlug ihm den grauen Stahlhelm vom Kopfe. Der Franzose fühlte an seiner rechten Schläfe den kalten Lauf eines Revolvers. Mit hartem, hertigem Ruck wurde nun sein Körper schnell herumgerissen, und der Revolver stand drohend



Im deutschen Gouvernement Lüttich: Essenausgabe im Innenhof des Justizpalastes.

Phot. V. Wiese.

vor seinen Augen. Auf seiner Brust kniete jetzt, jeden Bewegungsversuch hemmend, sein Aberwinder.

„Pardon, camarade! Nix bon, nix bon,“ kam es gepreßt und stoßweise über die Lippen des Gefangenen.

Als er die erbärmliche Angst des uniformierten Lebens vor sich sah, mußte Lützenkirchen unwillkürlich lächeln.

Nun wußte er, daß er gewonnenes Spiel hatte.

Er ließ langsam sein Opfer frei, packte den Unterarm des Feindes mit festem Griff und zog ihn zu dem Schwerdewundeten nieder.

Durch Zeichen gab er ihm zu verstehen, daß er mit Hand anlegen sollte an der Bergung seines Kameraden.

In den Augen des Franzosen stand noch immer Schreck und Entsetzen.

Was war das nur für ein Boche mit dem halben Aderfeld auf dem Rücken?

Willig folgte er den Anordnungen

Lützenkirchens, der mit unsanften Puffen nachhals, wo seine Zeichen nicht gleich verstanden wurden.

Auf den Knien rutschend, kriechend, hodend, mit vielen Pausen und Unterbrechungen legten beide den Weg zurück, den Lützenkirchen vor mehreren Stunden benutzt hatte.

Ab und zu schlug eine schwere Mine über sie hin und schlug lärmend in die deutsche Stellung, die mit verhaltenem Atem dem Ausgang des kühnen Unternehmens zu lauschen schien.

Denn kein Schuß fiel. Aber viele Augenpaare suchten durch die Schießscharten der Schützenstände über das Vorgelände nach dem Kameraden.

An der Längsseite einer Sappe, vom Feinde ungesehen, beugte Lützenkirchen seinem Gefangenen, sich und den Verwundeten niederzulegen.

Er selbst hob sich leise über die Böschung, setzte die Signalpfeife an die Lippen und schrie die Alarmton hinaus.

Vom Graben her wurde es lebendig. Zischend ging, wie es verabredet war, eine rote

Leuchttugel in die Höhe und gleichzeitig setzte das Maschinengewehr, das bisher geschwiegen hatte, mit lebhaftem Getöse ein und ließ einen gleichmäßigen Kugelregen auf das Flugzeug und seine Umgebung niedergehen. Die Täuschung gelang, denn der Franzose schwieg. Er fürchtete für seine Patrouille.

Lützenkirchen rief zwei Kameraden auf die Böschung, und sie hoben vorsichtig und sorgsam den Schwerdewundeten in den Sappengang.

Dort legten sie ihn nieder, bis die Sanitäter nach vorn kamen, den Verband untersuchten und erneuerten und den sieberheißen Körper auf die Tragbahre hoben.

Wie ein Laufseuer hatte sich die Kunde von dem glücklichen Gelingen des Handstreiches durch den Graben verbreitet.

Wer nicht durch den Dienst festgehalten wurde, kam aus seinem Unterstand, um etwas von dem Wie und Was zu erfahren.

Lützenkirchen schob die lästigen Fragen mit der Hand zurück und sagte gar nichts.

Er wartete, bis der Verwundete von den Sanitätern besorgt worden war, nahm seinen Gefangenen am Arm und ging zum Unterstand des Kompagnieführers.

„Grenadier Lützenkirchen von Patrouille zurück. Papiere und Zeichnungen aus dem Flugzeug genommen und zwei Gefangene gemacht.“

Nach der kurzen Meldung mußte er genau berichten, wie sich alles ereignet hatte.

Er tat es mit kurzen und knappen Worten.

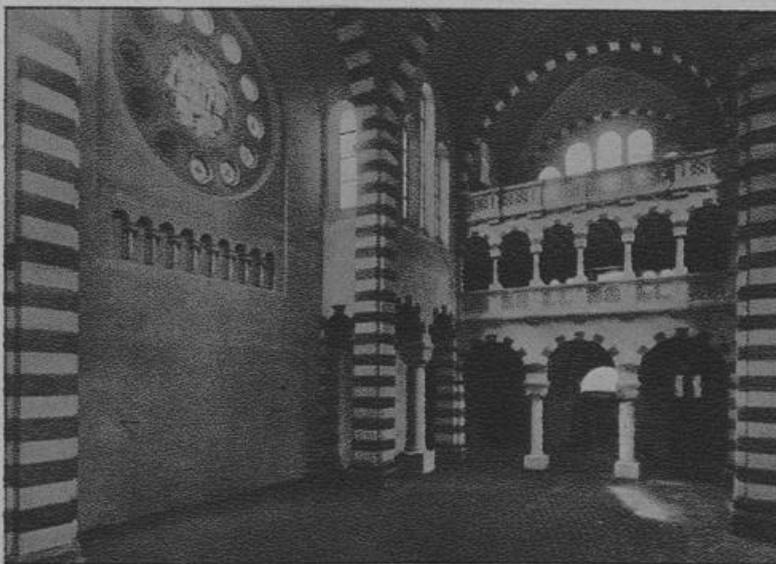
Wenige Tage später trug Hans Lützenkirchen im Knopfloch seines Waffentodes das schlichte Band des Eisernen Kreuzes.



Gestalt der Einweihung der St.-Paulus-Kirche in Brüssel. Phot. Samton.

1. General-Gouverneur Freiherr von Bissing. 2. Baron von und zu Frankenstein, K. u. K. Reichskommissar beim Generalgouvernement in Belgien. 3. Prälat Schmelzer, Generalpräses der katholischen Gesellenvereine. 4. P. Dr. Leyendecker, Rektor der kath. deutschen Gemeinde in Brüssel. 5. Architekt Aloys Joseph Otto in Brüssel, der Erbauer der Kirche.

Am Tage des goldenen Jubiläums der katholischen deutschen Gemeinde in Brüssel fand dort die Einweihung der katholischen deutschen St. Pauluskirche statt. Im Mai 1914 wurde der Grundstein zu dieser Kirche gelegt. Fast ein Jahr lang ruhte der Bau, durch den Weltkrieg unterbrochen. Dank der tatkräftigen Förderung durch den Generalgouverneur wurde nunmehr das herrliche, im romanischen Stile errichtete Gotteshaus vollendet.



Innenansicht der katholischen deutschen St.-Paulus-Kirche in Brüssel.

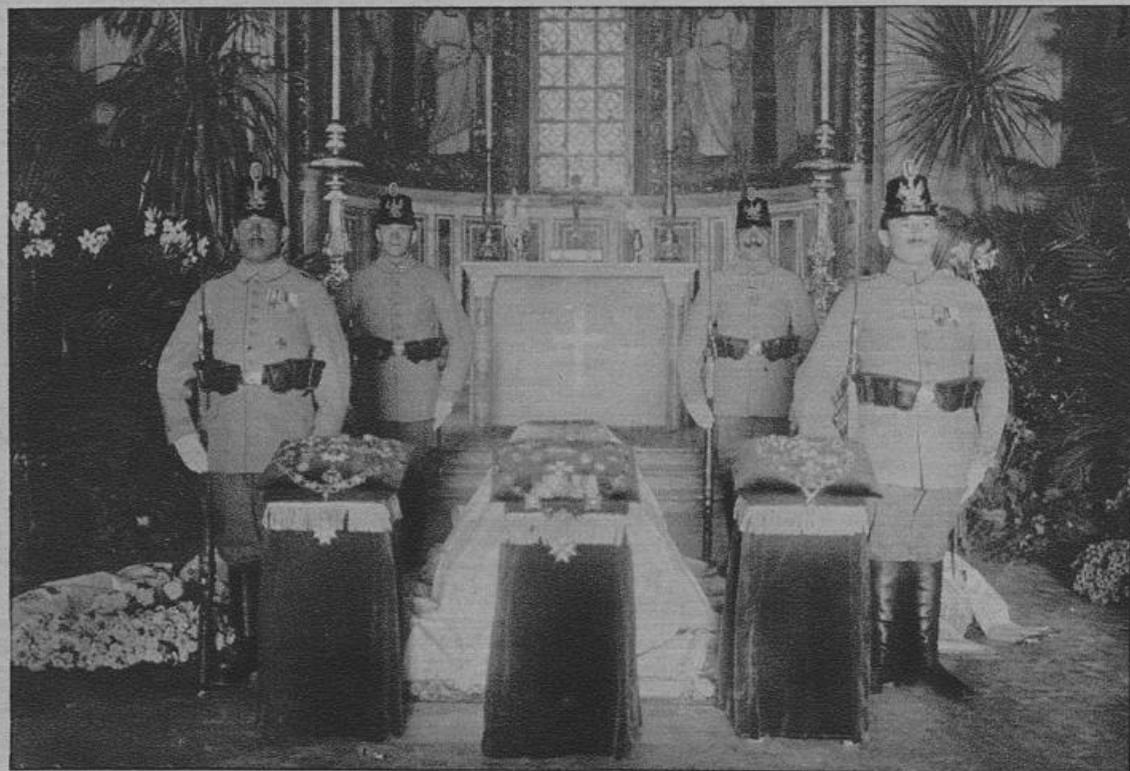
Phot. Samton.

### Beisetzung des Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe in Bückeburg.

In feierlicher Weise wurde im Mausoleum zu Bückeburg Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe beigesetzt. Die Strapazen des Feldzuges hatten die Gesundheit des Prinzen untergraben, so daß er sich in eine Heilstätte in Godesberg begeben mußte, wo er nach vierwöchigem Krankenlager einer Herz- und Lungenerkrankung erlag. Prinz Adolf, Onkel des regierenden Fürsten Adolf von Schaumburg-Lippe, wurde als der vierte Sohn des Fürsten Adolf Georg zu Schaumburg-Lippe am 20. Juli 1859 zu Bückeburg geboren. Er besuchte die Universitäten Göttingen und Bonn. 1881 wurde er Leutnant à la suite im weisfällischen Jägerbataillon Nr. 7. Als Oberleutnant trat er in das Husaren-Regiment König Wilhelm (rheinisches) Nr. 7 über. Im Jahre 1913 wurde er General der Kavallerie, in welcher Eigenschaft er bei Ausbruch des Krieges mit ins Feld rückte. Verheiratet war der Prinz seit dem 19. November 1890 mit Viktoria, der Tochter des verstorbenen Kaiser Friedrichs, also der zweitältesten Schwester des Kaisers. Zum Regenten des Fürstentums Lippe-Detmold ernannt, verwaltete er das Fürstentum für seinen regierungsunfähigen Bruder bis zum 22. Juni 1897.



Die Herrschaften beim Verlassen des Mausoleums nach der Trauerfeier. Im Eingang die Bonner Studenten und Husaren. Phot. U. Groß.



Die Ehrenwache an der Leiche des Prinzen Adolf im Mausoleum zu Bückeburg. Phot. U. Groß.

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 52.

Düsseldorf, 5. August

1916.



Friedliches aus einem Quartier in den Vogesen: Feldgrau helfen bei der Wäsche.

Phot. A. Groß.

# Der Unterassistent.

Erzählung von Fritz Eppmann.

**D**er dienstliche Sonderzug, den die Eisenbahndirektion Aylburg dem Herrn Ministerialdirektor, Wirklichen Geheimen Rat Erzellenz Roth, gestellt hatte, verließ den Bahnhof Wallheim.

Se. Erzellenz nahm in Vertretung des Herrn Eisenbahnministers eine örtliche Prüfung einzelner wichtiger Projekte vor, die auf einigen Strecken des Bezirks geplant waren. In seiner Begleitung befanden sich außer dem Präsidenten und einigen Dezernenten der Direktion auch diejenigen Betriebsamtsvorstände, deren Bezirke von dem heutigen Revisionszuge berührt wurden.

Soeben wandte sich der Ministerialdirektor an den Regierungs- und Bauat Wiltner, Vorstand des Betriebsamtes Söllhofen.

„Die Haltestelle Hellborn gehört zu Ihrem Amtsbezirk, Herr Regierungsrat?“

„Ja wohl, Ew. Erzellenz.“

„Der dortige Dienststellenleiter ist der Unterassistent Woltersdorf, nicht wahr?“

„Ja wohl, Ew. Erzellenz.“

„Wie sind dessen Dienstwohnungsverhältnisse?“

„Müssen nach Lage der Sache als gute bezeichnet werden, Ew. Erzellenz.“

„So, so, freut mich. Ich danke Ihnen, Herr Regierungsrat.“

Dann wandte der Herr Ministerialdirektor seine Aufmerksamkeit der Gegend zu, die von dem Zuge soeben durchfahren wurde.

Die Augen des Präsidenten und des Amtsvorstandes aber kreuzten sich blizschnell. „Was ist's mit diesem Manne?“ fragten

diejenigen des Präsi-

denten. Der Regie-

rungsrat aber zuckte

mit den Schultern. Er

wußte sich selbst keinen

Bers aus der Sache

zu machen. Die Füh-

rung des Mannes war

einwandfrei. Vielleicht

hatte irgendein Unzu-

friedener sich über ihn

beschwert, ihn womög-

lich angeschwärzt?

Kurz entschlossen

wandte sich der Amts-

vorstand an den hohen

Vorgesetzten.

„Verzeihung, Ew.

Erzellenz! Den Unter-

assistenten Woltersdorf

kenne ich seit vielen

Jahren. Ich kann dem

Manne in jeder Be-

ziehung nur das beste

Zeugnis ausstellen.“

Se. Erzellenz hatte

mit lebhaftem Interesse

zugehört.

„Das zu hören

freut mich sehr, Herr

Regierungsrat. Sie

sollen nachher auch

vernehmen, warum ich

für den Mann ein In-

teresse hege.“

In diesem Augen-

blick hielt der Zug auf

der Haltestelle Hellborn.

„Dort steht Woltersdorf selbst, Ew. Erzellenz,“ sagte der Amts- vorstand und zeigte auf einen etwa 55jährigen Mann, der die rote Dienstmütze trug.

Se. Erzellenz nickte nur, während die übrigen Herren interessiert den Mann betrachteten, an dem Se. Erzellenz solch lebhaften Anteil nahm. Hatten sich die Herren aber in der letzten Stunde schon mehrfach insgeheim über das sonderbare Wesen des hohen Vorgesetzten wundern können, so sollte nunmehr ihre Verwunderung in helle Verblüffung umschlagen, als sie ausgestiegen waren.

Kaum hatte der Vertreter des Herrn Ministers den Wagen verlassen, als er mit schnellen, elastischen Schritten auf den Unterassistenten zuellte. „Guten Morgen, mein lieber Woltersdorf!“ rief er schon von weitem. Und dann, ganz wie beim Wiedersehen eines lieben alten Bekannten, ergriff er mit der Rechten die Hand des Mannes, um sie kräftig zu schütteln, während er die Linke auf dessen Schulter legte.

„Wie geht's Ihnen denn noch, mein Lieber?“

„Danke, gut, Herr — Regierungsrat!“

„Hi!“ — Der Präsident machte dem Unterassistenten hinter dem Rücken des hohen Vorgesetzten ein mißbilligendes Zeichen und lächelte ein leises: „Erzellenz“.

Der Ministerialdirektor aber wandte sich gleich um:

„Lassey Sie's nur gut sein, Herr Präsident; der Mann kennt den Regierungsrat besser als die Erzellenz. Nicht wahr, Woltersdorf?“

„Ja wohl, Erzellenz!“ antwortete der Unterassistent in dienstlicher Haltung. Se. Erzellenz aber fuhr in freundlichem Tone fort:

„Es freut mich zu

hören, daß es Ihnen

noch gut geht. Aber

nun sagen Sie mir

mal, alter Freund,

weshalb läßt man sich

denn seit zwei Jahren

nicht mehr bei uns

sehen? — Gibt Frau

Anna keinen Urlaub

mehr? — So?“

Aber das ehrliche,

treue Gesicht des Un-

terassistenten glitt ein

verlegenes Lächeln.

„Es ist wegen —

wegen —“

„Nun, was denn,

wegen?“

„Wo's doch jetzt

Erzellenz geworden

sind!“

„Also darum

ist's!“ Das Gesicht

Erzellenz hatte

einen ernsten Ausdruck

angenommen.

„Der alte Regie-

rungsrat wird sich im-

mer freuen, wenn er

seinen ehemaligen alten

Hilfsweichensteller ge-

legentlich des Urlaubes

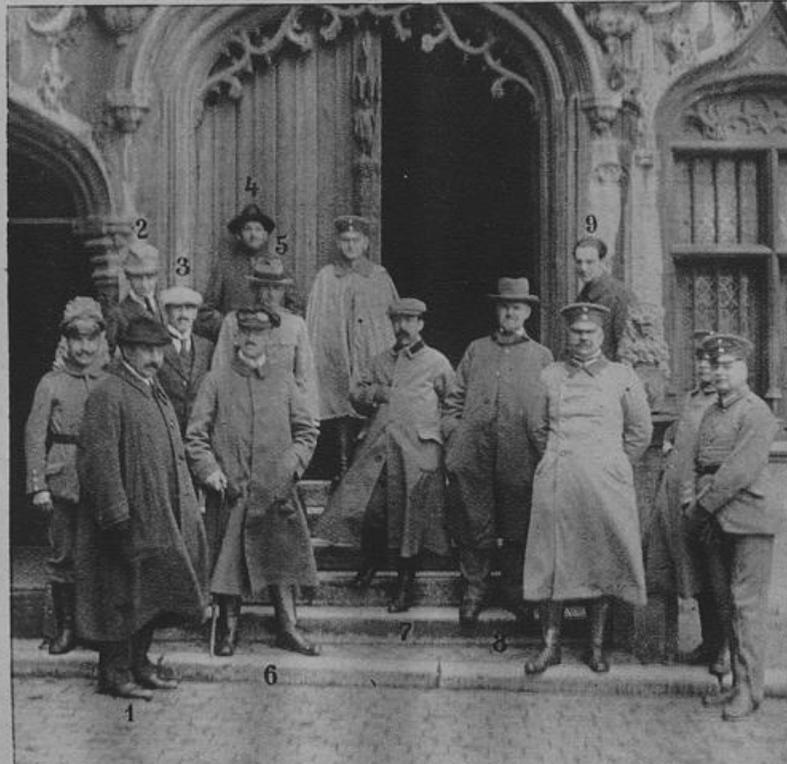
bei sich sehen wird.

Verstanden, mein alter

Freund?“

„Ja wohl, Erzel-

lenz!“



Die Kriegsberichterstatter der neutralen Staaten vor der hl. Blutkapelle in Brügge.

1. Rumänien: Herr Negruzzi;
2. Holland: Herr Blankenstein;
3. Schweiz: Herr Dr. Baumgartner;
4. Argentinien: Herr Galcato;
5. Holland: Herr Oberleutnant van Reygersberg;
6. Schweden: Herr Corelius;
7. Spanien: Herr Dominguez Robino;
8. Schweden: Herr Blomquist;
9. Griechenland: Herr Dyelepy.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

„Also dann auf baldiges Wiedersehen mal wieder in Berlin, mein lieber Woltersdorf. Jetzt heißt's für mich weiterfahren. Also besten Gruß noch an Frau Anna und die Kinder.“ —

In dem separaten Wartezimmer auf Bahnhof Bergfried hatte man das Mittagessen eingenommen. Als man dann beim Kaffee und einer Zigarre im engeren Kreise beisammen saß, bat Se. Erzellenz die Herren für eine Weile um Gehör. Er wolle ihnen Aufschluß geben, warum er an dem Unterassistenten Woltersdorf solch warmes Interesse nehme.

„Vor nunmehr 30 Jahren“ begann der alte Herr seine Erzählung, „wurde die Strecke von Gersgesheim bis Niedernbruch gebaut, die wir vorhin zum Teil befahren haben. Da hier in jeder Beziehung große Schwierigkeiten zu überwinden waren, wurde eine eigene Bauabteilung in Möllsdorf errichtet und mir, als dem jüngsten Vaurat des Bezirks, die Leitung übertragen. Dort, wo die Neubaustrecke in die schon bestehende Hauptstrecke Ringelburg—Schweinsheim einmündete, also bei der heutigen Blockstation „Tannenbruch“, wurde sofort eine Abzweigungsweiche eingebaut und nach Maßgabe der fort schreitenden Planumfertigung von hier aus mit dem Legen der Gleise begonnen. Zum Fortschaffen der bedeutenden Gesteins- und Erdmassen wurden besondere Arbeitszüge eingelegt, die an der Abzweigungsweiche auf die Neubaustrecke wechselten.

Die Bedienung der Weiche erfolgte nach einer genau festgelegten, besonderen Anordnung. Sie erforderte einen durchaus gewissenhaften

Mann, auf dessen Zuverlässigkeit man sich unter allen Umständen verlassen konnte. Ich war daher froh, als ich endlich in dem Hilfsweichensteller Woltersdorf einen solchen Mann zu finden glaubte, nachdem ich vorher nacheinander die bisherigen Posteninhaber wegen Unzuverlässigkeit hatte ablösen lassen müssen.

Woltersdorf dagegen erwies sich in der ersten Zeit als gewissenhaft und zuverlässig. Um so mehr war ich daher erstaunt und erobert zugleich, als ich ihn eines Tages nicht auf seinem Posten antraf. Ich hatte einen Materialsonderzug — Schienen und Schwellen, die auf der Neubaustrecke dringend gebraucht wurden — persönlich begleitet,

um die sofortige Abladung veranlassen zu können. Da Woltersdorf nicht zur Stelle war, mußte der Materialzug unberichteter Dinge wieder nach der Anschlußstation zurückkehren, weil die Weiche, die mit einem Kunstschloß versehen war, nicht bedient werden konnte. Während der Zug wieder zurückfuhr ging ich, wütend über die Nachlässigkeit Woltersdorfs, nach der Neubaustrecke. An einer Biegung begegnete mir der Ruffetäter. Als er mich erblickt, staut er ersichtlich, tut dann aber so, als ob er sich nichts Pfllichtwidriges habe zuschulden kommen

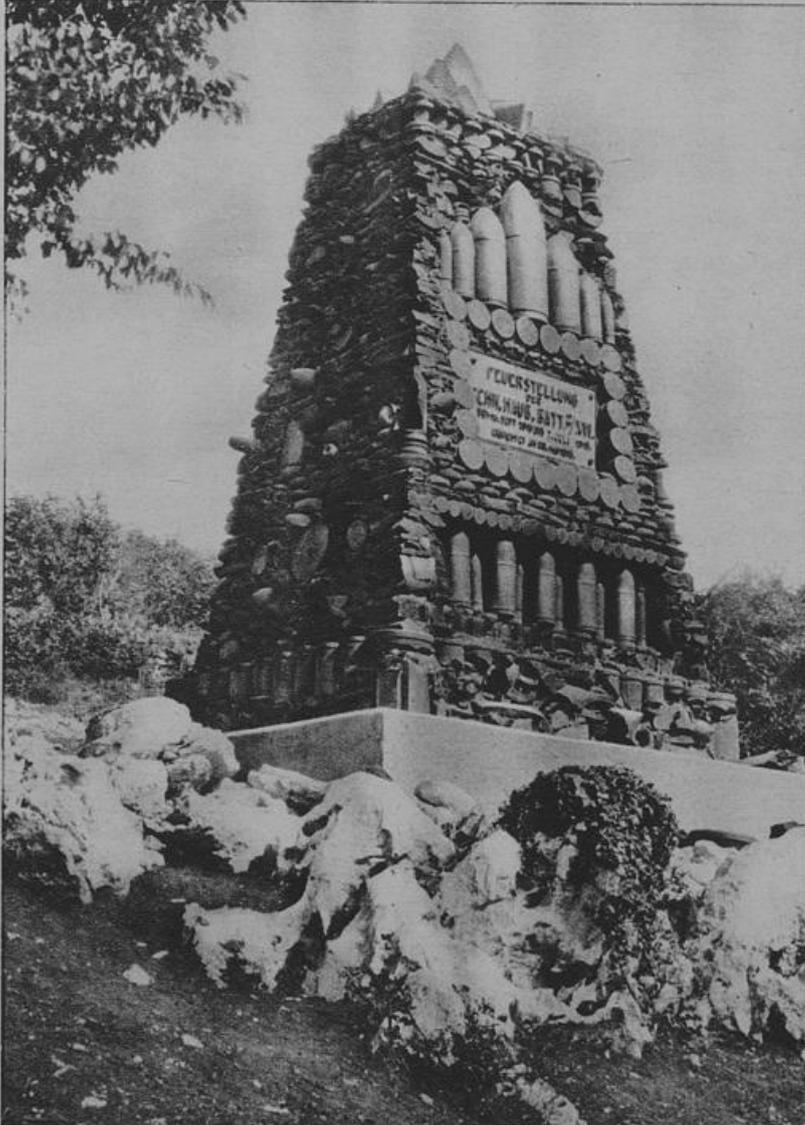
lassen. Durch die offen an den Tag gelegte vermeintliche Dickfelligkeit werde ich so erobert, daß ich dem Manne in barschen Worten den Auftrag gab, sich am nächsten Tage beim zuständigen Bahnmeister zu melden, da er wieder in die Rote zurücktreten müsse, weil ich ihn nicht länger als Hilfsbeamten beschäftigen wolle. Dann ließ ich den bestürzten Mann stehen und ging weiter.

Ich war mir darüber klar, daß die Rückveretzung in die Rote für Woltersdorf eine harte Strafe bedeutete, da er außer der moralischen Einbuße durch Abnahme der Beamtenfunktionen auch eine nicht geringe Mindernehmung an Lohn zu verzeichnen hatte. — Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte ich auch sicher nicht so schroff gehandelt; aber ich befand mich seit mehreren Tagen in äußerst gereizter Stimmung.

Aus Gründen der Disziplin hatte ich bei der bauausführenden Firma — sehr gegen deren Willen — auf die sofortige Entlassung eines jüngeren, aber äußerst widerwilligen Schachtmeisters dringen müssen. Der Kerl

überredete dann mehrere Arbeiter, nun ihrerseits ebenfalls die Arbeit niederzulegen. Dieses alles hatte Schwierigkeiten im Gefolge, die mir außerordentlich ärgerlich waren. Unter solchen Umständen glaubte ich möglichst streng vorgehen zu müssen, um Herr der Situation zu bleiben. —

Etwa vier Wochen nach den geschilderten Ereignissen gehe ich eines Sonntagnachmittags mit meinen beiden ältesten Kindern spazieren und schlage den Weg nach der Neubaustrecke ein. Ohne Zweck und Ziel zu verraten, wollte ich meiner Familie eine Überraschung bereiten, indem ich ihr eine reichliche Ernte der schönsten



Dom österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz: Aus italienischen Blindgängern und Sprengstüden hergestelltes Denkmal. Kilophot. G. m. b. H.

## Zur Reichsregelung der Volksernährung.



Landrat Peters,  
Vorhänger der Reichsartoffelstelle.  
Phot. Berl. Ill.-Ges.



Sanitätsrat Dr. Stöter, Berlin,  
wurde als ärztlicher Berater in das  
Kriegsernährungsamt berufen.  
Phot. Berl. Ill.-Ges.



Gerichtsaffessor a. D. Dr. Arnold,  
stellvertretender Vorhänger  
der Reichsartoffelstelle.  
Phot. Berl. Ill.-Ges.

Walderdbeeren verschaffen wollte. Unser Jüngstes aber war an jenem Tage etwas unpöflich, und so entschloß sich meine Frau ebenfalls zurückzubleiben.

So zog ich denn mit den beiden Kindern allein die Neubaufreude entlang. Weit und breit war keine Menschenseele zu entdecken. Ich hatte vollauf damit zu tun, die Wißbegierde der Kinder zu stillen und ich war daher froh, als wir an der Stelle anlangten, wo in unmittelbarer Nähe des Bahndammes eine Menge Erdbeeren standen.

Eben im Begriff, den Bahndamm herunterzugehen, hörte ich, wie in der etwa 10 Meter von uns entfernten Baubude eine Tür zugeschlagen wird. Sofort erwachte in mir der Dienstfeifer. Die Bude diente zur Aufbewahrung wertvollerer Baustoffe, Geräte usw. Sie befand sich unter ständigem Verschluss, und nur der zuständige Bauaufseher hatte einen Schlüssel zu der Bude. War also jetzt jemand in der Bude, so konnte er nur unlautere Absichten verfolgen.

Mit schnellen Schritten eile ich nach der Bude und konnte schon von weitem feststellen, daß das Vorhängeschloß der Türe am Boden lag.

Im Begriff, die Tür zu öffnen, wird diese von innen mit solcher Kraft aufgestoßen, daß ich infolge des heftigen Anpralles mit großer Wucht hinterrücks zu Boden stürze. Im Nu fielen dann auch schon vier bis fünf Kerle über mich her, und ehe ich noch weiß, was die Vurschen vorhaben, liege ich an Händen und Füßen gefesselt mitten im Gleis mit einer um den Hals gelegten Schlinge auf der äußeren Schiene festgebunden.

Durch den wichtigen Stoß mit der Tür und den Sturz auf den Hinterkopf war ich einigermaßen betäubt worden.

Ein scharfer, widerlicher Schnapsgeruch ließ mich aufblicken und ich sah in das höhnische, verzerrte Gesicht des entlassenen Schachtmeisters.

„Psia crew, du Hund!“ zischte er jetzt auf.

„Auf der Stelle binden Sie mich los!“ donnerte ich den Kerl an. Der aber verzog sein Gesicht zu einer höhnischen Frage.

„Gehst kaput!“ stieß er grimmig zwischen seinen gelben Zähnen hervor. Dann eilte er in die Baubude zurück, um weitere Bindestricke zu holen. In diesem Augenblick fühlte ich zwei weiche Kinderhände an meinem Halse entlang gleiten. Sie gehörten meinem neunjährigen Sohne Rudolf, der sich vergeblich abmühte, mit seinen zitternden Knabenhänden die Fesseln zu lösen.

„Lauf, mein Kind!“ sage ich leise zu ihm. „Lauf, mein Junge, lauf! Nimm Else mit, lauf bis zur Wärterbude auf der Hauptstrecke, wo wir vorhin vorbeigekommen sind, hörst du? Lauf, Kind, lauf!“

Da schrie aber schon mein sechsjähriges Töchterchen auf. Einer der Anholbe hatte es mit rohen Griffen erfaßt, um es gleichfalls zu binden. Mein tapferer Junge stürzte sich wie ein Held auf den Kerl, um dem Schwesterchen Hilfe zu bringen. Er schlug und trat wild um sich, bis und fragte, was ihm nur in den Weg kam. Freilich erreichte der brave Junge dadurch nur, daß man ihn vorerst ganz gewaltig durchprügelte, ehe man ihn seinem Schwesterchen gegenüber auf der andern Schiene festband.

Da er aus Leibesträften schrie, stopfte man ihm ein Tuch in den Mund, worauf er verstummte.

Die Empörung über die schmachvolle Behandlung meiner eigenen Person trat jetzt zurück vor einer grenzenlosen Wut über die grausame Behandlung meiner armen Kinder.

Mit schier unmenschlicher Anstrengung riß und zertrte ich an meinen Fesseln, es half mir nichts.

„Infame Schurken!“ brüllte ich, „sofort die Kinder losgelassen!“ Im nächsten Augenblick stieß mir einer der Kerle fein zu einem Knebel gedrehtes Sacktuch mit solch brutaler Gewalt in den Mund, daß mir die Besinnung zu schwinden drohte.

Die Fesseln an meinem Halse ließen meinem Kopfe einen gewissen Spielraum, so daß ich den Kopf sowohl zur Seite drehen als auch einige Zentimeter hoch erheben konnte. Als ich jetzt nach meinen Kindern sehen wollte, bemerkte ich, daß die Kerle in großer Eile der Strecke entlang davonliefen. Schon glaubte ich, daß Hilfe von irgend-

einer Seite her im Anzuge sei, und daß deshalb die Stroche Reihhaus nahmen, doch nichts störte die Stille.

Trotz der warmen Witterung überließ es mich eiskalt bei dem Gedanken, daß meine armen Kinder die lange Zeit hindurch bis zum nächsten Morgen in ihrer gefesselten Lage liegen bleiben müßten.

Daß aber jemand früher an der Neubaustrecke entlang gehen und uns entdecken würde, war nach Lage der Sache so gut wie ausgeschlossen. Was würde meine Frau denken?

Welche Angst würde sie ausstehen, wenn ich bis zum Einbruch der Dunkelheit nicht mit den Kindern zurückkam?

Und dann die Banditen. Sie würden einen großen Vorsprung erlangen.

Soweit war ich mit meinem Gedankengang gekommen, als mir die Schiene einen Ton an mein Ohr übermittelte, der mir durch Mark und Bein ging und der in mir eine schredliche Ahnung von drohender Gefahr auslöste.

In dem Moment, als ich meinen Kopf hob, um weiter nach vorne zu sehen, vernahm ich zum zweiten Mal jenen gräßlichen Ton.

In der nächsten Sekunde drohte mein Blut zu Eis zu erstarrten, und ich fühlte deutlich, wie sich meine Haare zu Berge sträubten und kalter Schweiß in biden Tropfen auf meine Stirne trat.

Die Schurken waren bis zu der Stelle geeilt, wo mehrere Bahameisterwagen neben den Gleisen standen.

Sie hatten den vordersten Wagen auf die Schiene gehoben, wodurch jener knirschende Ton hervorgerufen wurde, der mich so erschreckt hatte. Die Angst schärfte meinen Blick.

Ich bemerkte, wie die Verbrecher sich abmühten, einen schweren Gegenstand zu heben, was ihnen schließlich auch gelang. Es war, wie sich später herausstellte, die schwere Feldschmiede gewesen.

Mit grausamer Deutlichkeit wurde mir die Absicht der Schurken klar. Sie wollten den Wagen in dem starken Gefälle, das hier die Strecke aufwies, hinabrollen lassen, was für mich und meine Kinder einen qualvollen Tod bedeutete.

Da die entmenschten Bestien jedenfalls befürchteten, der unbeladene Wagen genüge nicht, um uns zu töten, luden sie die schwere

Feldschmiede auf den Wagen. Ich war mir sofort darüber klar, daß ich mit meinen Kindern rettungslos dem Tode des Überfahrens werbens preisgegeben war.

Was ich seit dieser Erkenntnis meiner Lage noch alles gedacht habe, vermochte ich später nicht mehr vollständig anzugeben. Meine Gedanken jagten sich, überstürzten sich förmlich.

Ich durfte mir redlich das Zeugnis ausstellen, daß ich stets ehrlich bestrebt gewesen war, das Beste zu wollen.

War es aber auch stets das Richtige gewesen, was ich getan hatte?

Und unwillkürlich lehrten mir zwei Entscheidungen der letzten Zeit ins Gedächtnis zurück:

Die Entlassung des Schachtmeisters und die Bestrafung des Hilfsweichenstellers Woltersdorf.

Während ich aber auch jetzt noch vor Gott und den Menschen die Entlassung des Schachtmeisters als gerechtfertigt ansah, hatte ich in dem anderen Falle jedoch deutlich die Empfindung, daß ich hier höchst ungerecht gehandelt habe.

Dann wieder dachte ich an meine Frau zu Hause, an meine Kinder, an die Verwandten, an meine Vorgesetzten usw.

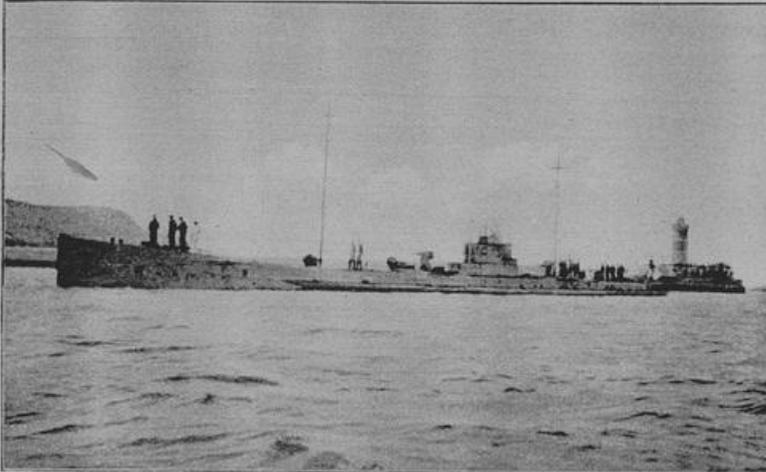
So rasten meine Gedanken in wilder Reihenfolge durch mein Gehirn.

Plötzlich vernahm ich ein dumpfes Rollen, das meinen Kopf wieder unwillkürlich die Richtung nach jenen Schurken nehmen ließ.

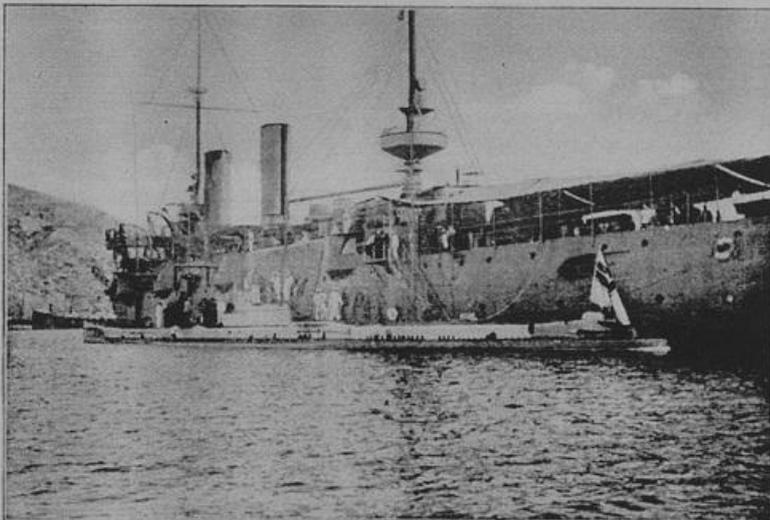
Ich hätte nicht geglaubt, daß mein Entsetzen noch einer Steigerung fähig gewesen wäre, und doch war dies der Fall.

Der letzte Akt in dem graufigen Drama hatte begonnen: Der gräßliche Tod kam

in Gestalt des Wagens in schneller Fahrt auf uns zugetast und würde bald unserem Leben ein jähes Ziel gesetzt haben. Die unmenschlichen Scheusale aber hatten sämtlich auf dem Wagen Platz genommen. Sie hielten sich an der Feldschmiede fest und stießen ein fanatisches Gebrüll aus, das mir wie das Hohngelächter der Hölle vorkam. Der Wagen, der bei der einfachen Gleislage beständig auf- und niederhüpfte, erschien mir wie ein blutdürstiges Raubtier, das sich mit gewaltigen Sprüngen auf sein wehloses Opfer stürzte, um es zu zerreißen.



U 35, das in Cartagena einlief und ein Kaiserliches Handschreiben an den König von Spanien sowie 30 Kisten mit Arzneimitteln und chirurgischen Instrumenten für die internierten Deutschen mitbrachte.



U 35 neben dem spanischen Kreuzer „Cataluña“ in Cartagena: Bei seiner Einfahrt begrüßt das U-Boot die Stadt mit 21 Kanonenschüssen; die „Cataluña“ und die Küstenbatterien antworteten.

Bis zu diesem Augenblick hatte ich mein logisches Denkvermögen bewahrt. Jetzt aber erwachte mein Töchterchen aus ihrer wohlthätigen Ohnmacht und rief nun in allen Tonarten der Angst um Hilfe.

„Papa, lieber Papa, hilf! Papa, lieber Papa, hilf mir doch, bitte, hilf mir!“ jammerte sie in einem fort. Bei diesen Jammerlauten verlor ich meine ruhige Überlegung. Ich riß und zerrte an meinen Striden, daß mir das Blut an allen Fesselfstellen hervorspritzte und quoll, — umsonst, sie spotteten meiner Anstrengungen.

Mut und Schmerz über die Unmöglichkeit, meinen unglücklichen Kindern helfen zu können, brachten mich dem Wahnsinn nahe. Als ich jetzt sah, daß sich mein armer Junge, der ebenfalls die drohende Gefahr bemerkt haben mußte, unter seinen Fesseln wand und bog, glaubte ich erlösen zu müssen. Es war die letzte Steigerung meines Entsetzens. In dem Augenblick, als der Wagen bei meinen Kindern anlangte, versagten meine Nerven: ich verlor das Bewußtsein. —

Als ich wieder erwachte, war das erste, was ich sah, daß rechts

Ich war von der ganzen Situation so überwältigt, daß ich zunächst meine Kinder festig an mich riß und mich der heißen Freudentränen über unsere Rettung vor meinem Untergeben nicht schämte.

Dann aber lehrte meine Energie zurück. Die Kinder schied ich mit dem Auftrag den Abhang hinunter, sich Erdbeeren zu suchen. Dann untersuchte ich die Abgestürzten. Der Schachtmeister lag ganz vorne; er war anscheinend sofort tot gewesen. Er mußte bei dem Sturze auf die Schienenoberfläche gefallen sein, die ihm den Kopf nahezu gespalten hatte. Um den Kindern den graufigen Anblick zu ersparen, hatte Woltersdorf die Leiche mit einem leeren Zementsack bedeckt. Ein zweiter Mann lag tot unter der schweren Felschmiede. Die beiden anderen lagen mit mehrfach gebrochenen Armen und schweren Kopfverletzungen neben den Schienen. Sie lebten noch.

Woltersdorf und ich setzten dann den Wagen wieder auf die Schienen und richteten aus den reichlich vorhandenen leeren Zementsäcken ein Lager für die beiden Verwundeten und für die Kinder



Dem östlichen Kriegsschauplatz: Sanitätshundführer mit ihren Hunden vor deren Hütten.

Phot. Gebr. Haedel.

und links von mir meine Kinder, beide unverletzt, saßen und meine Hände hielten. Ihre Tränen versiegten, als ich die Augen öffnete und mich aufrichtete. Vor mir aber kniete der brave Woltersdorf, der durch nasse Umschläge meine Lebensgeister wieder aufgestrichelt hatte. Er befand sich in Hemdsärmeln; seinen Sonntagsrod hatte er dazu benutzt, um mir ein weiches Kopflager zu bereiten. Ein ehrlich gemeintes „Gott sei Dank!“ entschlüpfte ihm, als ich die Augen wieder aufschlug. Ich war im ersten Augenblick noch ganz verwirrt. Beim Anblick der umherliegenden Stride jedoch störte die Erinnerung an die letzten furchtbaren Augenblicke mit aller Macht auf mich ein. Nur ein Wunder konnte uns gerettet haben, und unwillkürlich wandte ich bebend meinen Kopf nach rechts, da es mir unsagbar war, wo der Wagen mit den schrecklichen Menschen geblieben sein konnte. Was ich jetzt erblickte, ließ mich von neuem erschauern.

Etwa drei bis vier Meter von uns entfernt lag der Bahnmeisterwagen entgleist neben den Schienen. Vor und neben ihm aber lagen vier Personen wie leblos am Boden.

her. Woltersdorf setzte sich dann an die Bremse, ich zu den Kindern, und in verhältnismäßig flottem Tempo fuhren wir bis zur Abzweigungsweiche. Den nächsten Personenzug ließ ich hier halten und die beiden Verwundeten als Polizeigefangene zur Aufnahme ins Krankenhaus mitnehmen.

Zwischendurch hatte ich mir von Woltersdorf erzählen lassen, wie es gekommen war, daß er als unser Retter rechtzeitig auf der Bildfläche hatte erscheinen können.

Er hatte als Sonntagsabläser den Dienst als Streckenkäufer auf der Hauptstrecke wahrgenommen. Als er mich mit den Kindern auf der Hauptstrecke hatte kommen sehen, war er schleunigst hinter ein Gebüsch getreten, um sich vor mir zu verbergen. Er nahm an, daß ich ihm immer noch gram sei und womöglich veranlassen könne, daß ihm der Sonntagsdienst, wodurch er einen Mehrverdienst hatte, wieder entzogen würde. Nun hatte er vor einigen Stunden den entlassenen Schachtmeister mit mehreren Arbeitern bei der Neubau-strecke gesehen, die, wie er annahm, sich nach der Kantine begaben.



Schloß Tatoi bei Athen, die durch Feuersbrunst zerstörte Sommerresidenz des Königs Konstantin von Griechenland.

Phot. Kely, Pressebüro.

Vor kurzem brach in den Wäldern von Tatoi ein Brand aus, dem das königliche Schloß, die angrenzende Kaserne und die königlichen Besitzungen zum Opfer fielen. Zahlreiche Personen, darunter mehrere Offiziere, wie der Hauptmann der Gendarmerie Christopathis, und Oberleutnant Contoumopoulos, kamen in den Flammen um, und auch die griechische Königsfamilie befand sich in höchster Lebensgefahr. Der Riesenbrand, dessen Anlegung Anhängern der venizelistischen Partei zugeschrieben wird, hat einen Schaden von mehr als 50 000 Mark angerichtet. Die gesamten Truppen von Athen und Chalkis waren erst nach tagelanger, übermenschlicher Anstrengung imstande, das Feuer einzudämmen. Die königliche Familie hat Zuflucht in Kephissa, dem Wohnsitz des Prinzen Nikolaus, gefunden.



Vom österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz: Erbeutetes italienisches Wasserflugzeug.

Kilophot, G. m. b. H.

Fortsetzung v. S. 254.

Wenn diese Leute nun auf dem Rückwege mit mir vielleicht zusammentreffen sollten, so war bei dem jähzornigen Charakter des Schachtmeisters eine Katastrophe unvermeidlich.

Als dann Woltersdorf gesehen hatte, daß ich mit den Kindern nach der Neubautrecke ging, war sein Entschluß schnell gefaßt gewesen. Er wollte sich in meiner Nähe halten, um mir im Falle der Not sofort beispringen zu können.

Um nun von mir ungehört auf die Neubautrecke zu gelangen, war er sogleich quer durch den sogenannten „Tannenbruch“ geeilt und dann gerade bei der bewußten Baubude angelangt, als er den heranrollenden Wagen bemerkte und uns am Boden liegen sehen. Lange Zeit zum Überlegen hatte er nicht zur Verfügung, da der Wagen mit einer unheimlichen Geschwindigkeit heranjauchte.

Woltersdorf war sich sofort darüber klar gewesen, daß nur eine Entgleisung des Wagens uns Rettung bringen konnte. Wie aber eine solche gewaltsam herbeiführen? Große Steine oder sonstige schwere Gegenstände, die er zu diesem Zwecke hätte auf die Schienen legen können, waren nicht vorhanden, ganz abgesehen davon, daß hierzu auch keine Zeit mehr zur Verfügung stand.

Da war ihm im letzten Augenblick die Erleuchtung gekommen: Wenn er seinen großen Schraubenschlüssel senkrecht auf einen der Bolzen setzen würde, dann war anzunehmen, daß der Wagen beim Auffahren entgleise. Im Nu hatte er seine Idee ausgeführt und wollte sich dann schnell nach irgendeiner Verteidigungswaffe umsehen, weil zweifellos ein heftiger Kampf mit den Verbrechern dann die nächste Folge sein würde.

Da war aber auch schon der Bahnmeisterwagen auf den Schraubenschlüssel aufgefahren. Ein heller, scharfer Klang und dann war mit einem heftigen Kluck der Wagen aus den Schienen geflogen. Die Banditen aber waren gleich bei dem heftigen Anprall kopfüber ab-

gestürzt, wobei vier von ihnen die vorhin geschilderten Verletzungen davontrugen. Ein Fünfter war anscheinend ohne ernsthafte Verletzungen davongekommen, hatte aber sogleich die Flucht ergriffen, als er seine Spießgesellen wie leblos am Boden liegen sah. Er wurde, wie ich hier gleich einschalten möchte, am nächsten Morgen in der Kantine festgenommen. Bei seiner Vernehmung gab er an, daß der Schachtmeister ihn und seine Kameraden angestiftet habe, die wertvollen Materialien wie Kupferdraht u. a. aus der Baubude zu stehlen. Als ich dann plötzlich mit den Kindern auf der Bildfläche erschienen war, hatte der Schachtmeister sofort die Notwendigkeit dargelegt, daß ich beseitigt werden müsse.

Als Woltersdorf gesehen hatte, daß von den Verbrechern kein Angriff zu befürchten war, hatte er zuerst die Kinder und dann mich von den Fesseln befreit. Aus dem nahen Bache hatte er dann frisches Wasser geholt, um mich mit dessen Hilfe wieder zum Bewußtsein zurückzurufen.

Tiefbewegt reichte ich unserm Lebensretter die Hand und versicherte ihn unserer lebenslänglichen Dankbarkeit. Als ich ihn fragte, ob er keinen besonderen Wunsch habe, bat er mich, ihn wieder auf seinen früheren Posten zurückverlegen zu lassen.

Und nun stellte sich zu meiner Beschämung heraus, daß er tatsächlich zu Unrecht bestraft worden war. Er war an dem fraglichen Tage von meinem Vertreter mit einem besonderen Auftrag geschickt worden, konnte also nicht zur Stelle sein, als ich mit dem Zuge damals eintraf.

Sie werden es daher verstehen, meine Herren," schloß Ge. Erzellens die Erzählung, „wenn ich Ihnen sage, daß es mich jedesmal von Herzen freut, wenn ich das ehrliche, treue Gesicht unseres Retters sehe, und daß er mir als ‚Urlaubsbesucher‘ jederzeit willkommen ist, auch wenn er mir den Titel ‚Erzellens‘ nicht immer zukommen läßt.“



Dem flandrischen Kriegsschauplatz: heldengräber in den Dünen.

Phot. Verf. Ill.-Gef.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 55.

Düsseldorf, 12. August

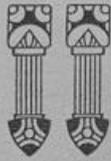
1916.



Der katholische Kirchenchor des Großen Hauptquartiers.

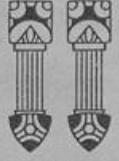
In der Mitte der katholische Feldgeistliche des Großen Hauptquartiers, Prof. Dr. Berg. (X)

Phot. Berl. Ill. Gef.



# Das Blatt Papier.

Von Hermann Horn.



**D**as Regiment marschierte an die Front. Die Sonne brannte heiß und unter seinem schweren Tritt flogen die Wolken hellen Staubes auf.

Zu dumpfer Entschlossenheit strengte man sich an, um das Ziel zu erreichen, das man nicht kannte.

Man fühlte zur Rechten und Linken, hinter sich und vor sich Kameraden, sah über das dümpfende Lederzeug des Tornisters auf den schweißtriefenden Nadeln des Vordermannes, machte sich unempfindlich gegen glühende Hitze und Staub und ließ die Beine die Bewegungen machen, die den dröhnenden Rhythmus dieses Heerzuges ausmachten, über dem wie ein seltsam blätterleerer und brauner Hiverhau die in der bequemsten Lage geschulterten, kreuz und quer stehenden Gewehre emportagten.

Witunter stiegen Lieber über den Gewehren empor; aber am unerbittlichsten war die Masse, wenn sie in ihrer Atmosphäre von Schweiß, Hitze und Staub im Gleichklang ihres dröhnenden Schrittes dahinzog, oder ein helles Kommando Leiber, Glieder und Waffen in den Willen einer allgemeinen Haltung hinüberleitete, die als eine neue Bewegung in alle übergang und sie wie ein Stürmzeln be-

herrschte, um bald wieder dem gewöhnlichen Ausdruck und drohenden Schritt zu weichen.

Beim Marschieren gewahrte ein Kriegsfreiwilliger, wie unter dem Tritt eines seiner Vordermannen etwas aufwirbelte, und als er sich darnach bückte, war es ein zusammengefaltetes Blatt Papier, das auf der Innenseite beschrieben war.

Da es nicht möglich war, jetzt zu lesen, steckte der Mann das Papier in die Tasche und marschierte weiter.

Am selben Tage gegen Abend erhielt das Regiment in einem großen Dorfe von zurückgebliebenen feindlichen Truppen starkes, lang anhaltendes Feuer.

Es gab einen schweren Kampf, Mann gegen Mann, der bis in die sinkende Nacht dauerte, und als der Kriegsfreiwillige mit anderen Kameraden Quartier in einer Stube bezog, lohten mehrere Häuser in roten Flammen gegen den dunklen Himmel auf, in der Ferne knallten noch fortwährend Schüsse, und Rufe und Schreie waren in der Nachtluft.

Seine Kameraden legten sich sofort auf den Boden und begannen zu schlafen.



Aus der Wohltätigkeitsvorstellung von Schillers „Wallensteins Lager“ auf der Freilichtbühne in Swinemünde:  
Ankunft holländischer Jäger.

Phot. C. Niemann.

1. Jäger: Falke-Schulz vom Deutschen Theater, Berlin. 2. Jäger: Bartels vom Kgl. Schauspielhaus, Berlin.

Die Vorstellung fand statt zum Besten des Fonds zur Unterstützung der Angehörigen im Kriege gefallener und schwerverwundeter Unteroffiziere und Mannschaften des Fußartillerie-Regiments von Hindersin (1. Pommer.) Nr. 2. Es wirkten 200 Mann von der 5. Batterie und Ersatzbatterie mit.



Wallensteins Lager auf der Freilichtbühne in Swinemünde: LagerSzene.

Phot. C. Stemann.

Da er selbst aber blutige Hände hatte, suchte er sich etwas Wasser, wusch sich, und als er nach seinem Taschentuch langte, fühlte er wieder das Blatt Papier. Er wurde neugierig, zündete einen Kerzenstummel an und begann, den Kopf dicht auf die Schriftzüge gebeugt, zu lesen:

Liebste!

Du weißt, wie schwer es mir in diesen Tagen gegangen ist.

Vielleicht zur Erholung verfehle man mich zur Telegraphenabteilung, und nun gehen wir über die Straßen und ziehen Drähtedurch die Bäume. Es ist wunderschön, die Sonne steht am blauen Himmel, auf der grünen Wiege stehen Schafe und Kühe und die Bauern bestellen die Ader.

Wir hängen uns in all das Schöne, ein und es ist, als schaukelten wir nur leise über dem vergangenen Garten und Schwären, das gar nicht mehr da zu sein scheint.

Gestern hatte ich einen ganzen Nachmittag frei. Ich entlich mir ein Rad und fuhr nach einem Flüsschen, wo ich einen kleinen Steg wußte. Dort wollte ich baden.

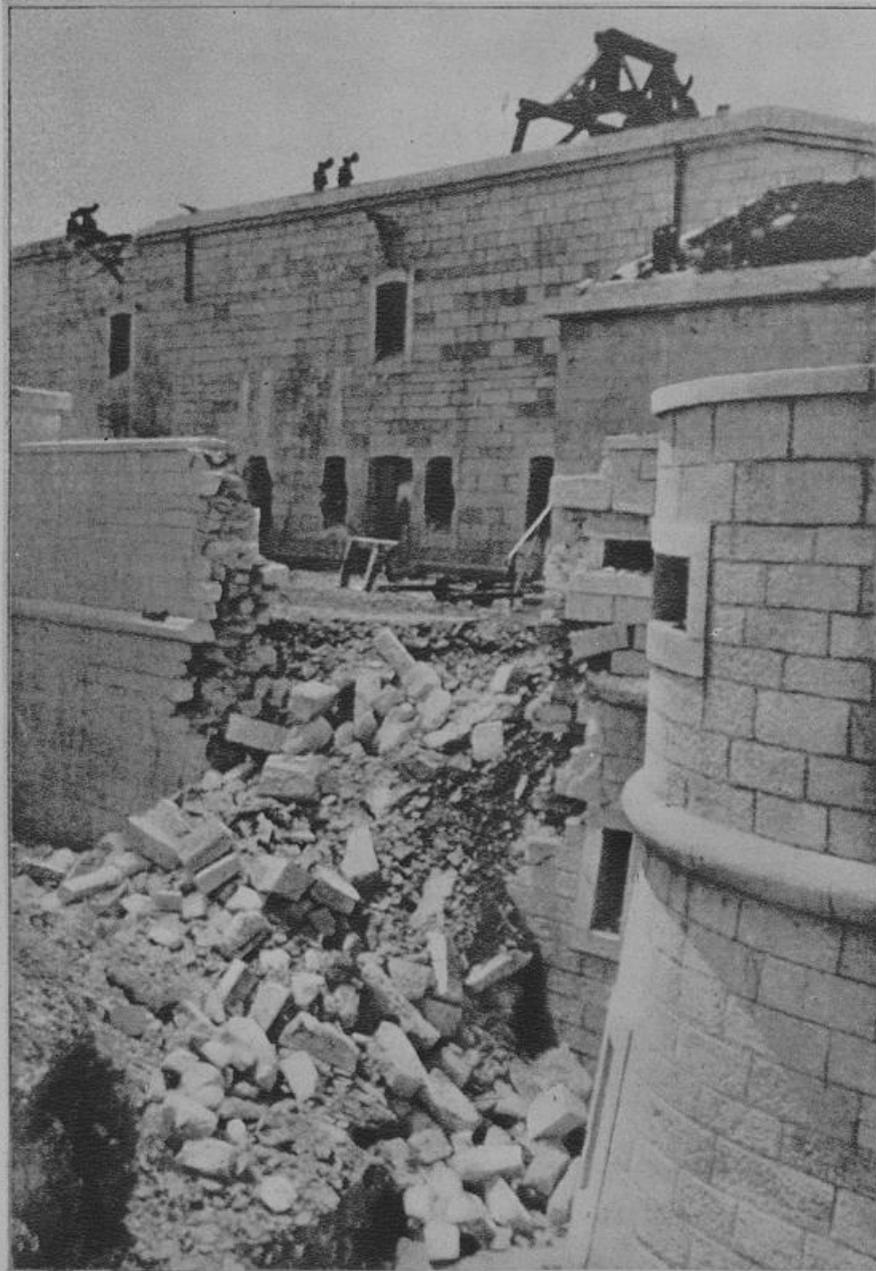
Ich entkleidete mich, die warme Luft umspielte meine Glieder, und ich legte mich auf die

Bretter, unter denen leise das Wasser rauschte. Es war wie ein Traum; ich sah in das Blau des Himmels, in dem zuweilen weiße Wolkenberge still dahin trieben, und gewahrte auf einmal über mir einen großen Vogel. Er flog so hoch, wie ich noch nie ein Tier gesehen.

Trotzdem schien sein Flügelschlag sanft bis zu mir herunter fühlbar zu sein; er war rasch und trug den Vogel schnell dahin. Aber zuweilen

hielt der Fliegerinne, trieb schräg, mit weitgespannten, stillen Fittichen ein Stück nach oben und rückwärts, flatterte darauf wie ein Turmjälchen auf der Stelle, und ließ dann wieder kraftvoll seine Schwingen zum Fluge nach vorwärts schlagen. Dieses Spiel trieb er so lange, bis er in den blauen Wolken verschwand.

Ich hatte mich, um ihm mit den Augen zu folgen, ein wenig gedreht und lag auf meinem Arme. Als ich nun den Blick senkte, gewahrte ich über der glatten Fläche der Haut einen runden, grauen Kopf auftauchen, dessen zwei Augen sich wie schwarzer Marmor an der Seite wölbten, und in einer feinen Linie spaltete sich das Gesicht, über dem



**Vom Österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz:  
Die Trümmer einer starken italienischen Alpenbefestigungsanlage.**

Nach einer Photographie in einer italienischen Zeitschrift.

zwei Büsche schwanken und ein Hüffel tastete an mir.

Als ich nach dem Insekt schlagen wollte, kam es mir zuvor und flog über das Wasser hinweg.

Aber da kam schon eine große Bremse dahergejagt.

Sie hatte einen wunderbar grün schillernden Kopf und fuhr gierig über meinen Schenkel.

Ein Schlag betäubte sie und warf sie zu Boden. Zweimal drehte sie sich im Schmerz um sich selbst, dann nahm sie ihre letzten Kräfte zusammen und schwenkte mit wilder Kraft schräg gegen den Himmel, wo sie in der Luft verschwand.

Dann zogen drei kleine, braune Ameisen gegen mich mit ihren durchsichtigen Leibern, und ich zerdrückte sie mit meinen Fingern, bis die geschäftigen Gliedmaßen und die tiefen Einschnitte, die ihren Leib von Brust und Kopf trennen, nur noch unförmige Klümpchen waren.

Ich blinzelte gegen das wohlbekannte, endlose Blau des Himmels, lauschte dem Rauschen des Wassers und entschlief.

Bald erwachte ich wieder.

Ich konnte mich nicht entsinnen, irgend etwas geträumt zu haben, trotzdem mußte ich aber, mir unbewußt, mich mit diesen kleinen Erlebnissen in einer bedeutungsvollen Weise weiter beschäftigt haben, denn ich war erfüllt von der Natürlichkeit alles Seins, und aus meinem Fühlen konnte ich ohne weiteres Gedanken sehen.

Wie ein Bild standen sie vor mir, und ich unterwarf mich ihnen glücklich und natürlich wie dem blauen Himmel und der linken Luft, die mich vorhin mit eigentümlich wohligen Schauern durchdrungen hatte.

Ah, diese unentwegte, stets arbeitende Natur, wie sie baut und baut nach den Bedürfnissen des einzelnen Wesens und Sinne, Eigenschaften und Triebe bildet, daß ein Geschöpf das andere nicht versteht, eins dem andern zur Rahtung, zum Kampf ausgeliefert wird, und für das Ganze Tod und Leben nichts bedeuten, und jeder einzelne doch wieder mit Lust und Schmerz, mit Sehnsucht und Verzicht, mit Licht und Schatten ausgefüllt ist.

Und, Liebste, auf einmal warst Du mir nahe, dicht bei mir, und alles war wie ein Hauch zum Frieden vereint, der mich umwehte.

Weil wir doch immer gefühlt haben, daß Friede uns not ist, hatten wir ihn immer wieder gefunden, und nun war mir, als werde nun die Zeit kommen, wo die Natur selbst später die eigen lodende Lust zum Kriege töten und in uns bauen und bauen werde, daß unsere Sinne, Eigenschaften und Triebe begehren werden, den Frieden unter den Menschen zu erhalten.

Das war es, Liebe und Süße, was ich wie einen Traum und eine Gewißheit fühlte. —

Hier brach das Schreiben ab, die Kerze verlösch und der Kriegsfreiwillige sah im Dunkeln.



**Vorbeimarsch des 5. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 55 vor dem Kronprinzen nach der Erstürmung des Forts Daug.**

Seine Müdigkeit war einer sanften Ruhe gewichen, er streckte sich wohligh auf das Stroh, lauschte noch eine kleine Weile in die dunkle Nacht, die nunmehr still geworden war, und entschlämmerte.

Bei Tagesgrauen erwachte er wunderbar gestärkt, wie neu geboren.

Seine Kameraden schliefen noch schwer, und da er das Blatt Papier noch neben sich hatte, faltete er es zusammen, ging auf die

Straße und legte es nach einer raschen Eingebung mit einem Kiesel beschwert auf einen Brellstein, der an einer Hausede stand.

Dann ging er wieder in sein Quartier zurück und sah zum Fenster hinaus.

Bald kam ein Bataillon Infanterie anmarschiert, der Hauptmann hoch zu Pferde voran.

Mitten in der Straße, vor dem Fenster des jungen Kriegsfreiwilligen, ließ er halten und sah vorsichtig prüfend um sich. Dabei gewahrte er das Blatt Papier und ließ es durch einen Soldaten holen.

Der Kriegsfreiwillige sah von seinem Quartier aus, wie er es entfaltete und las.

Der Hauptmann ließ die Hand sinken, sah zu Boden und schien wie Parzival über den drei Blutstropfen die Welt vergessen zu haben und in Träume zu verfallen.

Munitionskolonnen fuhr die Straße herauf und drängten das Pferd hart auf die Seite, daß es leicht scheute. Der Hauptmann merkte es nicht. Er erhob langsam die Augen vom Boden und starrte ins Leere; lange, regungslos, mit Augen, in denen sich ein Wunder weitete.

Seine Kompagnie wurde aufmerksam. Über die müden, stumpfen Gesichter der Soldaten glitt ein Zug banger Erwartung, als lauschten sie einer leise anklingenden Melodie.

Ein Leutnant trat zu ihm, salutierte zweimal und sprach ihn an, ohne daß er es zu merken schien.

Erst beim dritten Mal fuhr er jählings auf, faltete das Papier zusammen und gab es samt dem Stein, den er noch in der Hand hielt, dem Soldaten, der es ihm gebracht hatte und es nun wieder an seine Stelle tat.

Darauf erschallte laut sein Kommando, und das Bataillon marschierte müde weiter.

Als sein letzter Mann um die Ecke gebogen war, kam ein winziger kleiner Bube, halb angezogen, aus einem Hause. Er trieb sich auf seinen wackeligen, umgelenkten Beinchen ein wenig in der Straße umher. Als er an den Brellstein kam, gewahrte er gar bald den beschwerten Brief.

Einen Augenblick zögerte er, dann griff er rasch danach, entfaltete ihn und stief plötzlich mit seinen unsicheren Schritten in eine dunkle Gasse. Das Blatt Papier hielt er wie eine Fahne im hoch-erhobenen Arm.

So sah ihn der Kriegsfreiwillige entfehlen.



Don der Westfront: Wache auf luftiger Höhe.

Phot. Max Wipperling.

## Heimgekehrt. Erzählung von Wilhelm Delbrügge.

**E**in warmer Südwind streicht über die grünenden Fluren und schaukelt am Waldessaum die weißen Köpchen der Birken. Wie helle Schneeflocken leuchten sie aus der Ferne her. An der einsamen Landstraße wiegen sich unter sanftem Hauch die schwanken Reiser der Birken. Saftschwellend drängen ihre jungen Blätter zur Entfaltung. Zartes Grün lugt aus verdeckten Spalten hervor. — Überall ein Werden und Leben von neuem Leben unter dem erquickenden Strahl der erwachenden Sonne.

Ob der Mann nichts von all der strahlenden Schönheit verspürt, der dort langsam die Straße heraufkommt? Sein Gang sieht so matt, so müde aus. Ofters bleibt er auch stehen und wischt mit zitternder Hand über die Stirn. Das Gehen wird ihm sauer, die stechende Sonne scheint ihm lästig. Schweißperlen stehen auf dem durchfurchten Gesicht. Jetzt rastet er wieder, stützt sich auf den schweren Knotenstock und blickt vorwärts. — Dort hinter der sanften Bodenwelle lugt ein Kirchturm hervor. Die Häuser des Dorfes kann man noch nicht sehen. Nur hin und wieder liegt versteckt zwischen mächtigen Bäumen ein Bauernhof. An jener Wegbiegung, dicht vor dem Dorfe, steht ein neues Haus. Groß, mit leuchtenden Farben, zieht es des Wanderers Blicke auf sich. Er schüttelt den Kopf mit den weißen Haaren. Ist dort nicht der Kirchturm von Ortheim? Ja, das erkennt er trotz der 43 Jahre seiner Abwesenheit noch wieder. Das Bild steht fest in seiner Seele, das er als Kind geschaut.

Aber hier? — Sein Blick wendet sich wieder zu dem schmutzigen Hause. — Das ist früher nicht gewesen. Ein altes Strohdach schaute da sonst zwischen den Eichen hervor. — Das Haus des Detmersbauern, bei dem er drei Jahre lang Knecht gewesen ist. — —

Wie ein altes Märchen steht ihm die Jugendzeit auf. Es ist alles so fern gerückt — so wie die Berge dort mit ihrem blauen Duft. Traum und Schattenbilder ziehen an dem müden Auge vorüber. —

Aber er will ja weiter — nach Ortheim. Ein geheimer, unwiderstehlicher Drang zieht ihn dahin. Senkend beginnt er wieder zu gehen. Die Füße mit den abgenutzten Stiefeln schlurren kraftlos über den Sand des Pfades, der an der Seite die Landstraße begleitet. Unordentlich bedeckt ein schäbiger Rod mit mehreren Löchern die vornübergebeugte, hagere Gestalt. Ein alter verwitterter Hut bedeckt das Haupt. „Ein alter Landstreicher,“ sagen die Leute, die ihn sehen. Aber sie blicken nicht in seine Augen, die blauen mit dem eigentümlichen Glanz. Sie gehen schnell vorüber und merken nichts von dem unnenbar Eigenartigen, das in dem wetterharten Gesicht liegt. Es läßt eine Seele ahnen, einen Menschen, den Schicksalschläge so heruntergebracht haben müssen — nicht eigene Verfehlungen.

Die Kräfte haben ihn verlassen. Er bleibt stehen und ringt nach Atem. Und dann bedeckt er die Augen mit der Hand, wie wenn er von einem Schwindel gefaßt würde. Er ist krank, sehr krank. Nach Ruhe, tiefer, ungestörter Ruhe verlangt ihn.

Seine Knie zittern. Sie versagen den Dienst. Er wankt zur Seite. Ermattet sinkt er auf den grünen Rain.

Wie wohl das tut, so auszuruhen. Noch ein Blick auf den Kirchturm und das schöne, neue Haus. Dann senken sich die Lider. Summende Bienen fliegen über seinem Haupte von einem Weidenläschen zum andern, und oben im Gezweig schlägt in hellen Tönen ein Fink.

Ein kühles Lüftchen streicht durch das Gebüsch und umspielt das Gesicht des Schlummernden wohligh, befreiend. Leises Säuseln klingt wunderbar in sein Ohr. Es wird lauter — immer lauter. — Er befindet sich in einem dunkeln Walde. — Der Sturm heult. Unheimlich ist's. Ein Mann, er kann ihn nicht sehen, hat ihn umfaßt und will ihn erdrücken. Er öffnet den Mund zu einem Schrei. Es ist unmöglich. Da — ein befreiender Atemzug. Das Spurbild schwindet. Der Wald wird lichter. Er sieht den Ausgang. Gelbe

Erntefelder breiten sich vor ihm aus. Dort, zwischen grünen Eichen verstreut, ein langer Strohbach. Der rote Widerschein der untergehenden Sonne leuchtet ihm aus den blanken Fenstern entgegen. Die Sense auf der Schulter, lehnt er in das breite Hofstor ein. Die Tagesarbeit ist getan. Waldmann, der Hofsund, springt ihm, dem Großknecht, mit freundlichem Schweifwedeln entgegen. —

Ein leichter Dämmerchein löst die Tageshelle ab. Dunkler wird's um ihn. Wo ist das liebliche Bild geblieben?

Er atmet schwer und gequält. Der Sturm braust wieder. Er hängt oben an steiler Felswand. Ein schmaler Fußsteig ohne Geländer. Zitternd klammert er sich an. Ein Fehltritt und er stürzt in die bodenlose, finstere Tiefe. — Da, was kommt dort auf ihn zu? Ein dunkles Etwas. — Zwei glühende Augen starren ihn an. Da ist's mit ihm vorbei. Er wannt und fällt. Ein Schrei entringt sich der gequälten Brust. Der Kranke ist erwacht.

Bewundert blickt er um sich. Sonnenschein und lachender Sommer. Er hat einen bösen Traum gehabt. Ah, wie die Brust schmerzt und drückt, als ob der Alp noch darauf läge.

Eben hat er doch schöner geträumt. Vom Hofe des Detmersbauern. — „Vom Hofe des Detmersbauern,“ flüstern mechanisch die Lippen. Die Augen fallen wieder zu. —

Er kommt vom Felde, aus der Ernte. In der Haustür steht Marie, die Tochter des Detmersbauern. Eine hohe Gestalt mit braunen Aufhängen und braunem Haar. Das Herz schlägt ihm höher. Ein nie empfundenenes Glücksgefühl durchströmt ihn. Sie sind sich gut, die Marie und er. Aber er ist nur der Großknecht, und sie ist die Tochter des Detmersbauern. Es war ein Unglück, daß sie sich liebten. —

Die Sonne ist untergegangen. Im Westen glänzt leuchtend das Abendrot. — Sie stehen noch vor der Tür, die Marie und er. Sie weint. Er ist verlegen. Er will sie trösten. Er weiß es nicht anzufangen; denn es drückt ihm das Herz ab, ihr Unglück und seines.

Sie hat es ihm eben gesagt. Der Vater will, sie soll den Schulzensohn heiraten. Des Vaters Wille ist unbeugsam.

Sie weint. Sie weiß sich nicht zu helfen. Sie ist ratlos. —

Es mußte so kommen, das hatten sie gewußt, die ganzen drei Jahre hindurch. Und doch traf sie's heut wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Er hatte sie geliebt, angebetet, verehrt — zuerst heimlich, sich selbst nicht bewußt — im tiefsten Innern. Und dann fand er den Weg zu ihrem Herzen. — O, der schöne Sommerabend, da er zum erstenmal die liebe Gestalt umfing, den roten Mädchenmund küßte. —

Daß er's gewagt hatte, er, der doch sonst mit den Weibern nichts zu tun hatte. — O, wonnevolle Sommernacht! —

Neue Kräfte kommen seinem Körper. Frischer rollt das Blut durch die Adern. Die Augen des Greises öffnen sich. Er richtet sich auf.

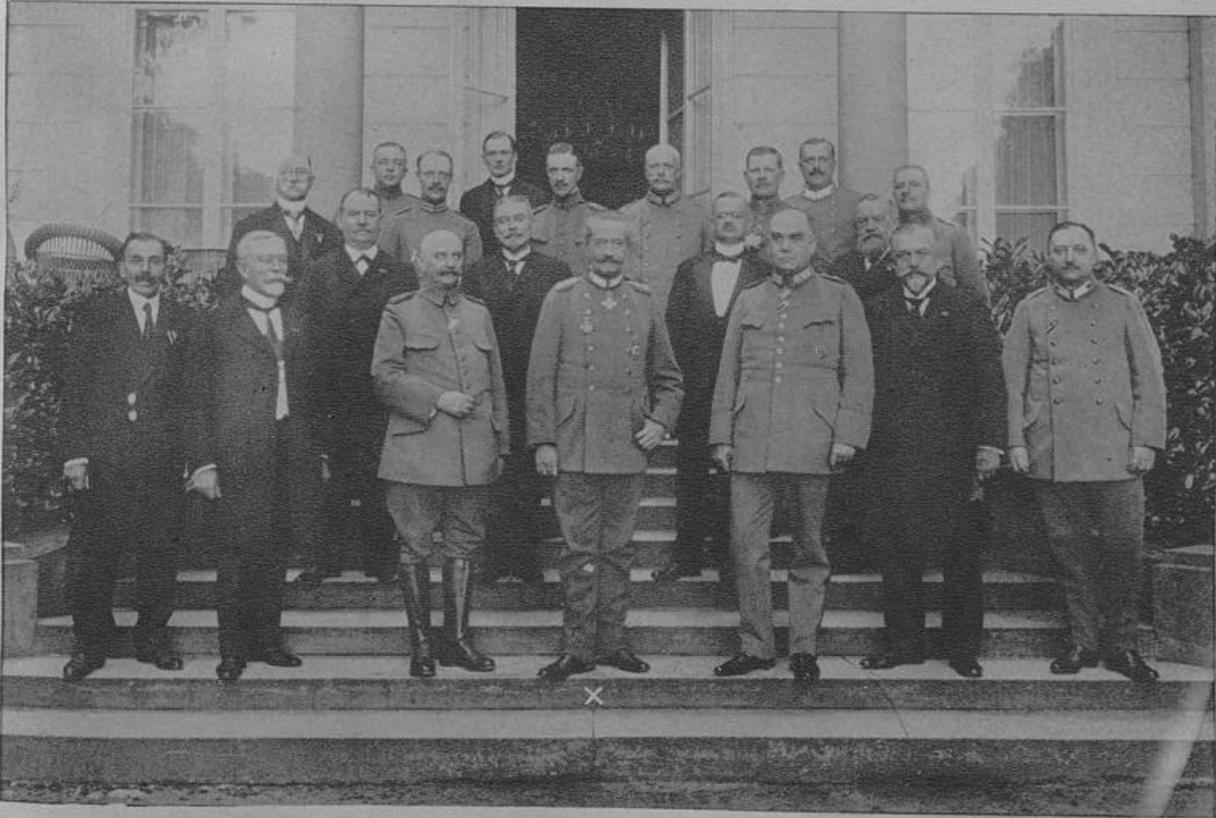
Da liegt das große, schöne Haus an derselben Stelle. — O, der Traum war zu schön. Daß er doch weiter so träumen könnte. — Eine Weile schauen die müden Augen in den hellen, blauen Himmel. Dann überkommt ihn wieder die Mattigkeit.

Das hohe rote Haus verschwindet. An seiner Stelle steht wieder das alte mit dem anheimelnden Strohbach.

Es kommt näher — immer näher zu ihm hin. Da ist es wieder — ganz deutlich. Und in der Tür steht Marie und weint. — Er aber geht, sein Bündel in der Hand, zum Hofstort hinaus. Noch einmal wendet er sich, und durch einen Tränenflor sieht er noch einmal, was ihm lieb ist. Ihm ist, als müßte er umkehren und Marie umklammern und rufen: „Ich lasse dich nicht, mag kommen, was da will.“ — Er tut es nicht. Er winkt nur mit der Hand, und dann gibt er sich einen Ruck und geht — in die Welt hinaus.

In sechs Tagen wird Marie den Schulzensohn heiraten. Dann will er fort sein — weit fort. Sonst — sonst gäbe es ein Unglück. —

Es hatte so kommen müssen. Er hatte es schon immer gewußt. Der Knecht konnte nicht die Tochter des Bauern heiraten. Das gibt



Empfang des Vorstandes des deutschen Veteranenvereins Brüssel beim Generalgouverneur Gg. Freiherrn von Bisping (X). Die Abgeordneten des Vereins brachten dem Generalgouverneur, der auch den Krieg 1870/71 mitgemacht hat, das Diplom der Ehrenmitgliedschaft ihres Vereins und wurden zur Abendtafel auf Schloß Trois Fontaines geladen.

Phot. Samson.

es nicht. Der harte Sinn des Detmersbauern ist nicht zu brechen.

Sie trugen schweigend, stumm die Qual. Sie lehnten sich nicht auf gegen Landesbrauch und Sitte. Sie waren beide zuviel Träumer, die sich befehlen und unterjochen lassen, statt selbst zu handeln. — Das Glück war aus. Er mußte fort.

Was jetzt? Arbeiten müßte er, dann würde er sie vergessen. Er nahm eine neue Stelle an. Tags arbeitete er — aber Mariens Bild ließ ihn nicht los. Nachts kam kein Schlaf in seine Augen; — er dachte an sie. — Langsam, allmählich verfiel seine Kraft. Er wurde krank. Zu harter Arbeit war er untauglich. Er ging in eine große Industriestadt auf die Fabrik. Leichte Arbeit — wenig Verdienst. Sein Zustand wurde unerträglich. — Und da war's, daß er zum erstenmal zur Flasche griff, um sich Betäubung zu trinken.

Rach und nach ward es Gewohnheit. Er konnte nicht mehr anders.

Tiefer und tiefer sinkt die Sonne. Kühler werden die Lüfte. Schon sind die Vienen zur Ruhe gegangen. Oben im Gezweig aber schlägt noch der Fink. Der Mann am Begrande wird unruhig. Er will sich erheben. Aber die Kräfte reichen nicht mehr. Kaum, daß sich die Augen noch einmal halb öffnen.

Nun liegt er wieder still. Sein Gesicht ist noch um einen Ton blässer. — Aber ein süßes Lächeln umspielt die Züge. Die Schmerzen sind vergangen. Er fühlt sie nicht mehr.

Er ist daheim, wieder Großknecht. Auf dem Felde mäht er das reife Korn. Heiß ist's. Wasser! Den Durst zu löschen.

Sieh, da kommt durch das wogende Ahrenmeer eine hohe Gestalt. Braunes Haar umspielt das liebevolle Gesicht.

„Marie —“ haucht der Fiebernde, richtet sich halb auf und fällt zurück — schwer. Auf dem starren Gesicht liegt ein Widerschein des



Beisehung des Pastors emer. G. Gliedner in Kaiserswerth; Pastor Gliedner war der älteste Sohn des Begründers des neuzeitlichen Diakonissenwesens.

Phot. J. Henne.

Zimmer tiefer sank er. Zuletzt war er keiner Arbeit mehr fähig. Als ein armer, verkommener Mensch bettelte er sich von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf. — Jahre kamen und vergingen. Seine ganze eiserne Natur war zerstört. Ein kranker, schleppte er sich fort.

Bierzig lange Jahre sah er die Heimat nicht. Er hielt sich absichtlich fern. Gern hätte er gewußt, ob sie noch lebte — wie es ihr ging. Aber ein Wiedersehen hätte nur neue Wunden gerissen, auch bei ihr. — So wanderte er weiter noch drei Jahre.

Die ewige Selbstqualerei nahm auch seine geistigen Kräfte hinweg. Träumend, halb stumpf, schleppte er sich noch fort.

Und nun war ein Wunsch in ihm aufgestiegen. Zuerst dunkel, dann stärker, klarer, bestimmter. Noch einmal alles sehen, alles, was er hatte verlassen müssen, — noch einmal vor seinem Tode, den er in der Brust fühlte. — Wirt, träumerisch ziehen die Bilder an ihm vorbei. Er kommt bis dicht vor das Heimatdorf, sieht den Kirchturm, sieht den Hof des Detmersbauern, sieht —

Glücks, das im Traum ihm wieder aufgestanden ist. — Die Sonne verschwindet hinter dunkeln Wolken. Leise erklingt aus fernem Gehäusch noch der Gesang der Vögel. Leiser — leiser —. Und dann ist's still. — Am andern Morgen fand man den müden Wanderer. An seinen Papieren erkannten ihn die alten Leute aus dem Dorf. Die meisten hatten ihn schon vergessen. —

Jetzt ruht er in einem stillen Winkel des Kirchhofs von Ortheim — in Heimerde. Ein schlichtes Kreuz schmückt das Grab des Armen. Aber die Beilchen- und Zimmergrünbeete und die Rosensträucher zeugen von einer sorgsam pflegenden Hand. —

Von Zeit zu Zeit sieht man ein altes Mütterchen hinauspilgern aus dem schönen, großen Hause vor dem Dorfe — zum Friedhofe. Dort sieht die Alte mit den weißen Haaren dann lange vor dem Grabe.

„Er hat im Tode gelächelt,“ murmelt ihr Mund, und eine Träne glänzt in dem Auge der alten Marie, wenn sie das Unkraut ausjätet und die Beete begießt. —

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 54.

Düsseldorf, 19. August

1916.



Sliegerabwehr auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

# Gefährliche Fahrt.

Von Rudolf Michael.

Lore saß am Fenster und schaute über den See. Blaugrau lag er da. Und sein stilles Wasser schauerte unter dem Atem des Windes. Auf dem gebrochenen Ader dahinter hockte ein unruhiges Volk schwarzer Dohlen. Als der Wind dazwischensprang, flatterten sie wild auseinander.

Lores große, starre Augen hingen an dem schmalen, feinen Uferstrand da drüben, der wie ein Ring das bleierne Wasser einsaßte.

„Ach, wenn man doch immer das Ufer so sehen könnte!“

Ihre Augen schlossen sich für einen kurzen Augenblick, als hielten sie nun Ausschau in irgendein Land, das nicht dort drüben zu sehen war.

Ihre Seele flatterte wie ein Vogel weit über Ader und See stand hoch oben in der klaren Höhe still und sah über die Weite.

In diese Stunde des Träumens fiel sie jeden Tag. Um die Nachmittagszeit. Wenn sie ihre tägliche Arbeit im Hause getan hatte und sich dann mit einer Stidere im Schoß in den alten, knarrenden Lehnstuhl setzte.

Dst war ihr das Herz überschwer dabei. Dann ließ sie den Kopf sinken, und ihre Lippen flüsteren: „Fried.“

Und ganz still war es dann in dem Zimmerchen. Denn wo eines guten Mädchens Seele wandern und träumen geht, da kann es nicht laut und lärmend sein.

Um die Dämmerzeit kam der alte Postbote Claffen und brachte Lore die Zeitung mit den neuesten Nachrichten. Die las sie jedesmal wie einen Brief von seiner Hand. Denn sie las gern vom Krieg und wußte: „Das ist sein Krieg, in dem er mit steht. Das ist seine Not, die er mit erlebt und durchkämpfen muß.“ Und darum liebte sie den Krieg und nahm innerlichsten Anteil an ihm. —

Tagelang Wasser, nächtelang Wellen. So ging die Fahrt des englischen Ueberseers schon zwei, drei Wochen. Unaufhörlich zitterten die Planen unter den Stößen der Maschine.

Der Dampfer brachte eine seltsame Ladung heimwärts.

Einige verwundete Engländer, die aus den Kämpfen in Deutsch-Südwest kamen, fuhren in die Heimat zurück, um dort ganz zu genesen. Heute war drauf, viel heute, die man zur Verarbeitung oder wohl gar zur Schaustellung nach England brachte.

Und auch drei gefangene Deutsche fuhren mit, denen man die Ueberfahrt gewährt hatte, weil man sie vielleicht in den heimischen Lagern sicherer glauben als drüben.

Oder was mochte sonst der Grund sein.

Sie bewohnten drei enge Kabinen auf dem Achterschiff, nicht zu nah aneinander, um ihren ständigen Verkehr zu stören.

Fried Hollerbed war der eine, ein breiter, blonder Mensch. Die beiden andern ältere Farmer.

Einmal am Tage durften sie etwa eine Stunde an Bord zusammen sein, während ein Posten mit aufgeflepptem Bajonett unter ihnen stand, um jede Flucht über das Meer zu vereiteln. Die übrige Zeit des Tages und die Nacht über hockten sie für sich allein, jeder in seiner Kabine, während sich der schläfrige Posten der Länge nach vor die Türen legte.

Sie fühlten nicht, daß sie heimwärts fuhren. Sie fuhren aus einer Gefangenschaft in die andere. Und die wurde um so drückender, je näher sie der deutschen Küste kamen. Manche Stunde biß sie die Zähne aufeinander und fühlten bitter ihre Ohnmacht und die Unendlichkeit des Wassers.

Gibraltar war vorüber. Die portugiesische Küste hatten sie tagelang zu ihrer Rechten hinten in der dämmernden Ferne geahnt. Nun wühlte sich der Dampfer am Golf von Biskaya vorbei. Er schien hastiger zu stoßen und zu zittern wie ein Pferd, das die Nähe des Stalles spürt.

Das Schiff zog die Flagge ein und fuhr mit kahlem Mast. Alles Licht war nachts gelöscht. Aber die Maschine stampfte so trotzig wie nie.

Da fühlten die drei Deutschen zum erstenmal wieder ein Stückchen deutscher Kraft. Ihr Herz schlug schneller. Und die Augen suchten oft und fern den weiten Horizont ab.

Die Nacht legte sich über das Meer. Schwarze Schatten senkten sich tief in das dunkle Wasser und verjagten jeden Lichttropfen.

Fried Hollerbed hockte auf dem Rand seiner Matraße und hatte den Kopf in die harten Hände gelegt.

Plötzlich sprang er auf und riß mit einem leisen Fluch den Felsen herunter, den man ihm über das Bullauge geklebt hatte. Er wußte wohl, daß man ihn bestrafen würde. Aber er tat es doch. Er wollte sich den freien Blick nicht rauben lassen.

Nun stand er vor dem kleinen, runden Glas, presste Stirn und Lippen dagegen und starrte hinaus über das dunkle, brodelnde und aufsprühende Wasser.

Ach, das tat wohl! Wenn auch die Scheibe schmerzhaft kalt war. Aber dies Wasser war so unendlich weit, so ohne Grenzen! Diese Wände dagegen würden ihn gewiß noch einmal erdrücken.

So wachte er die ganze Nacht. Bald saß er eine Weile sinnend auf dem Betttrand, bald legte er das Gesicht wieder an das Fensterchen und schaute über das Meer. Sein Meer.

Die Dämmerung kam, und mit ihr der Wind. Der segte die Dunkelheit vom weiten Wasser herunter und goß Licht hinein. Dünnes, blaßgraues Licht.

Da sah Fried Hollerbed plötzlich nach Backbord voraus, wohin seine Kabine lag, einen dunkeln Streifen, einen treibenden Kiel, ein — nein, das mußte etwas anderes sein. Es lebte doch. Es war nicht tot wie ein Brak. So etwas sieht ein Seemann gleich.

„Weiß Gott, das ist die deutsche Flagge!“

Oder ist sie's nicht?

Bitternd stand Fried Hollerbed hinter dem kleinen, trüben Fenster seines Gefängnisses.

Doch, sie ist es! Nun weht sie ganz offen. Ein deutsches Boot. Das hat gelauert und abgefangen.

Fried Hollerbed wollte Hurra! schreien. Aber die Freude erstikte ihm das Wort in der Kehle. Gegen die Wand hätte er springen mögen, daß die Brüder aufwachen und es wüßten.

Oder ob die es auch sahen? Nein, sicher nicht. Sie schliefen noch. O ihr Mäden!

Der Dampfer stoppte. Mehr sah er nicht. Ob die Deutschen herüberkamen? Das Boot lag noch in einiger Entfernung quer gegen das Wasser.

Herrgott, die würden doch nicht schießen?! Schießen auf Brüder und Kameraden?

Nun drehte es und wandte sich im Bogen vorm Bug des Dampfers vorbei und war seinen Augen entschwunden.

Fried Hollerbed stand noch starr vor der Scheibe und horchte. Aber er hörte nur das Brodeln des Wassers. Und sein Blut floß kalt. Ob sie nun verhandelten?

Ob die im Boot wußten, daß hier drei deutsche Brüder in banger Aufregung warteten und warteten?

Ob wohl?

Plötzlich fuhr der Dampfer weiter. Er stöhnte unter der jäh einsetzenden Wucht der Maschine. Nach Backbord hielt das Schiff hinüber.

Warum fuhr es wieder? Hatten die Deutschen es freigelassen? Hollerbeds Herz sprang wild wie die Maschine des Schiffes. Er stand mitten in der Kabine mit geballten Fäusten.

Mein Gott, daß er so blind war! Nichts sehen konnte!  
 Ein leiser, dumpfer Schuß!  
 Der Dampfer zitterte und rauschte.  
 Da, ein zweiter Schuß!  
 Friß Hollerbed sprang ans Glas.  
 Der Dampfer leuchte und stöhnte.  
 Hollerbeds Herz wollte zerpringen unter dem siedenden Feuer  
 des Augenblicks.

Eine Weile blieb es ruhig draußen. Eintönig stampfte die Maschine. Das Wasser prasselte.

Plötzlich ein jähes Brüllen. Der Dampfer bäumt sich wie ein angefallenes Tier. Krachend und polternd stößt die Maschine.

In einem letzten, wilden Entschluß springt Friß Hollerbed zur

So zieht man ihn an Bord des deutschen Bootes.  
 Das englische Brack brennt und flammt, während ihm das Wasser bis an die Kehle steht.

Stannend ziehen die Matrosen den Schuttruppler an Deck. Friß Hollerbed ist matt und erschöpft. Aber zu einem Lächeln langt es noch. Die Hand freilich, die er den Kameraden entgegenstrecken will, sinkt müde zurück.

Nun fährt Friß Hollerbed der Heimat zu.

Als er aufwacht, schaut er in ein Duzend heller, lachender Gesichter. Er sieht nach rechts, nach links. Aber die beiden andern sieht er nicht. Da quält sich von seinem Munde die Frage: „Ich allein?“ Die deutschen Matrosen verstehen ihn wohl, sie werden ernst und sehen sich an. Als sie fragen, mag er noch nicht antworten.



Polen unter deutscher Verwaltung: Kontrollversammlung ehemaliger gedienter russischer Soldaten in Lida.

Phot. Gebr. Hackel.

Tür, reißt sie auf und stürzt den schmalen Gang und die steilen Stufen nach oben.

Da rennen ein paar angsterfüllte, bleiche Menschen durcheinander. Die Mitte des Schiffes qualmt und brennt, und es legt sich müde auf die Seite.

Friß Hollerbed rennt ans Heck, springt auf die Aeling, hält sich am Flaggenstod und springt in einem wilden Vogen über Bord.

Nach einer Weile taucht er tiefend an der Oberfläche auf. Mit nassen, trüben Augen erkennt er das deutsche Boot in seiner Nähe. Er sucht zu schreien und den Arm zu schwingen. Und in verzweifelten Stößen arbeitet er sich auf das Boot zu, das sich in der Nähe des Bracks hält.

Da hat man ihn gesehen.

In einer langen Schnur fliegt ihm ein Rettungsring zu, den er nach einigen Augenblicken mit beiden Fäusten packt.

Drei, vier Tage später steht Friß Hollerbed auf deutschem Boden. Er lächelt. Wenn es wirklich einen Traum voll Wunder gibt, so muß dies einer sein, denkt er und geht lachend lanbein.

„Lore? Wartest du noch auf mich?“ fragt sein Herz plötzlich. Soll ich zu ihr fahren und unerwartet da sein wie ein Wind über Nacht?

Nein, das ist nicht gut. Das Herz würde ihr springen vor freudigem Glück. Das ist wie ein zartes Glas, in das man das feuerheiße Wasser nicht mit einem vollen Guß gießen darf.

„Lore, du! Wartest du auf mich?“

In seinem Gesicht sonnt sich das Glück.

So fuhr er zu seiner Braut.

Aber vier Wochen später lag er mit einem deutschen Kreuzer auf der Nordsee draußen, um den Nord seiner beiden Brüder zu rächen.

# Der Regenbogen. Von M. v. Lindow.

Die einsame Frau, die immer allein auf ihrem kleinen Balkon saß, der strandwärts gelegen war, und die immer allein spazierenging, fühlte in dieser Kriegssommerzeit den Unterschied so recht, der zwischen ihr und den vielen Frauengestalten war, welche Trauer trugen, frische Trauer um gefallene Helden. Diese alle hatte der Tod — hatte der Heldentod einsam und traurig gemacht, wenn sie auch ihr Los klaglos trugen. Und sie? Sie hatte das Leben einsam gemacht! Das Leben, von dem sie damals, als sie es bewußt zu leben begann, nicht wußte, daß man es meistern könne, das Leben, das sie, von strengen, starren Gehorjam fordernden Eltern erzogen, ohne eigenen Willen gelebt hatte.

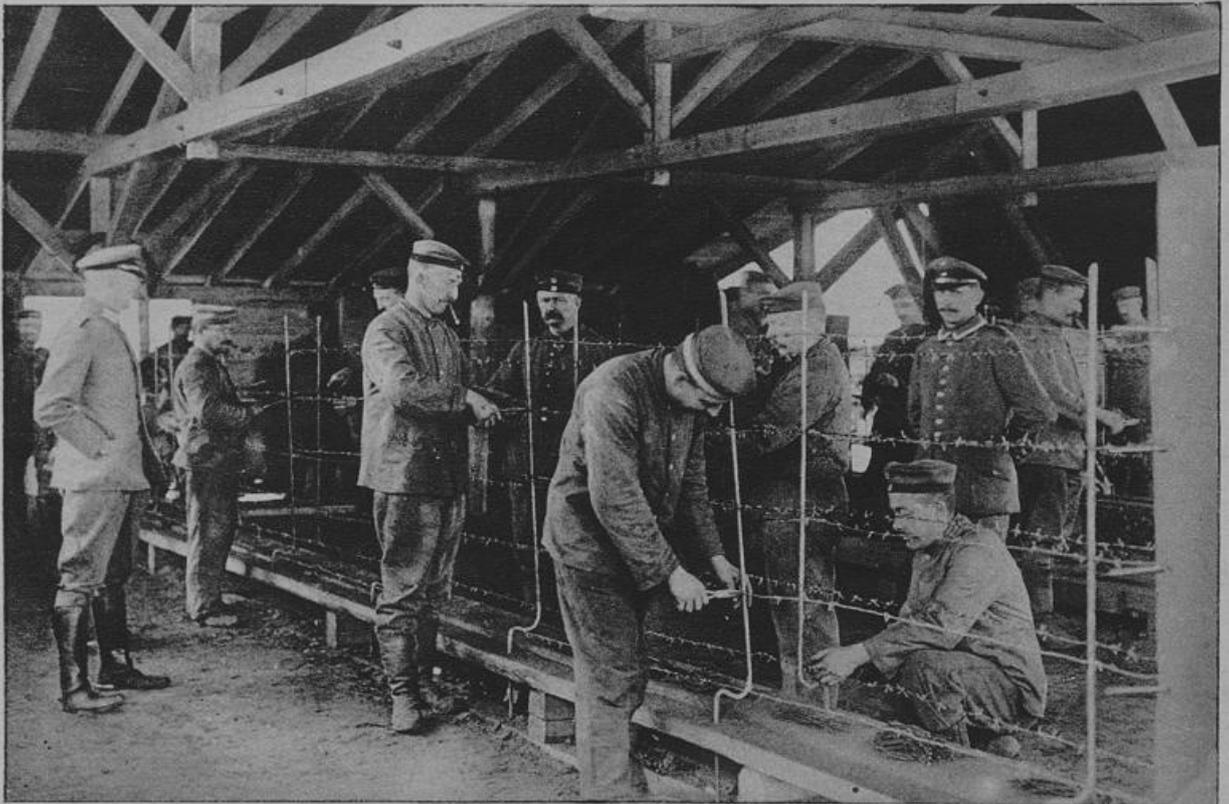
Ihr Herz zog sich schmerzhaft zusammen, wenn sie die Mütter und Frauen der Helden da gehen sah, wenn sie den Nachruf las unter der Todesmeldung: „unser Stolz — in stolzer Trauer“. O — daß sie einmal im Leben hätte stolz sein können auf ihren Mann — auf ihren Sohn! Auf den Mann, der ihrem Wesen so fremd, so fern, so ungleich gewesen, den Elternfürsorge ihr bestimmt und ausgesucht, der bei den Eltern um sie geworben, weil er nicht den Mut hatte, das Mädchen selbst zu fragen. Und dann der Sohn — den sie gehütet, treu erzogen hatte — und doch nur zum Ebenbild des phlegmatischen, bequemen Gatten, der Sohn, den eine schleichende Lungenkrankheit ihr vor einem Jahre geraubt hatte. Wenn sie sich einen Augenblick von seinem Lager entfernte und am Fenster stand, wo sie drunten auf der Straße mit Sang und Klang hinausgezogen zu Kampf und Streit, da krampte sich ihr Herz zusammen. Ihn so hergeben zu können — wie groß, wie schön! Zu wissen, er zog fort — zum Leben, oder zum Sterben — für eine große Sache! Und er hatte sein Leben so in Kleinigkeiten verzettelt, hatte nie einen großen Gedanken gedacht, nur in selbstischer Art seinen Vorteil, seine unwürdigen Vergnügungen

gesucht. Und die Tochter, die geliebte, die gut und klug war und die studiert hatte? Auch die hatte das Leben ihr genommen, sie hatte einen Arzt geheiratet und wirkte als Helferin des Gatten in dessen großer Klinik, jetzt im Lazarett.

Und noch früher — da war sie einsam gewesen im Elternhause — anders geartet als Vater und Mutter, die nach erwarteten wohlbedachten Erziehungsprinzipien ihr einziges Kind erzogen. Ja, nicht zu einer Persönlichkeit mit eigenem Denken, eigener Verantwortlichkeit — nein, zu einer folgamen Nachahmerin der elterlichen Tugenden und Gewohnheiten.

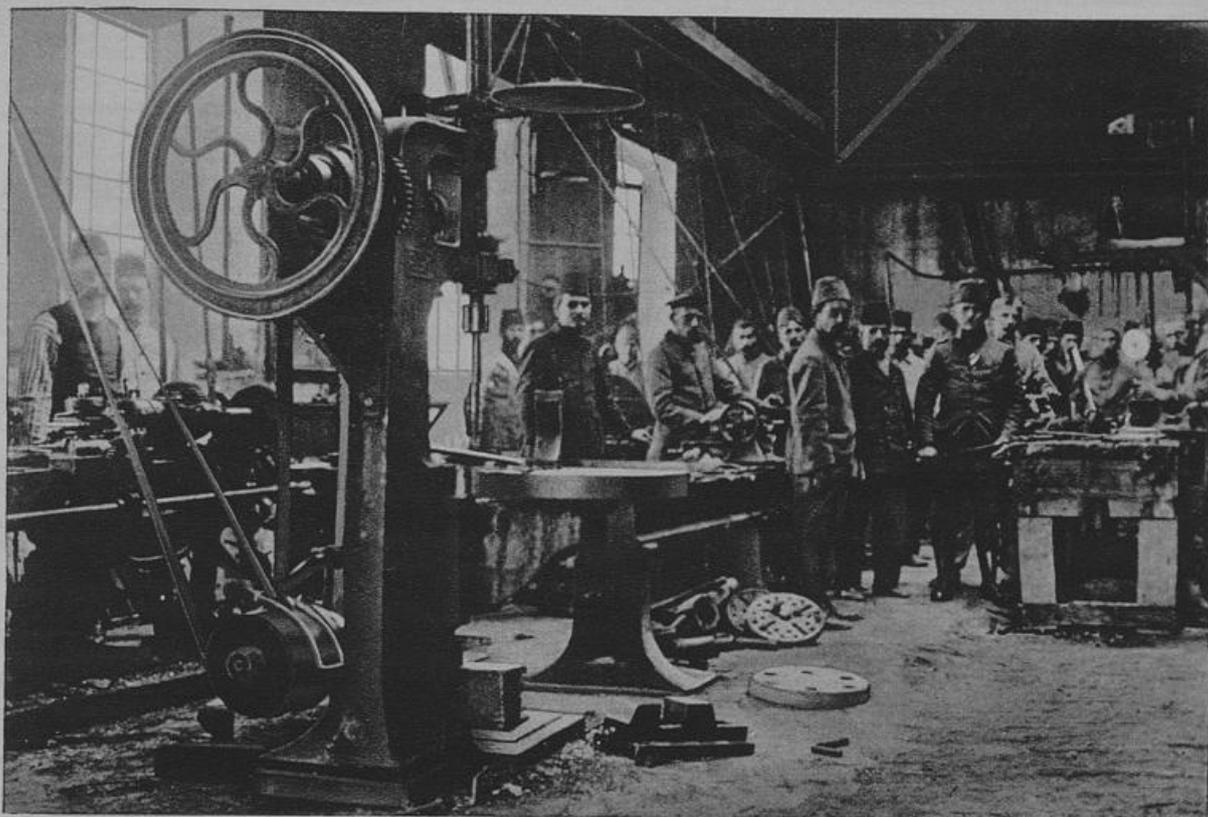
Es war ein dunkler, sonnenloser Lebensfrühling für Therese gewesen, und als einen kurzen Augenblick die Sonne leuchten wollte, zogen sich wieder Wolken zusammen. Kurt von Körbersfeld, der hübsche und fremdbliche Ulanen-Oberleutnant, hatte Therese kennengelernt und um sie angehalten. Es wäre Thereses wohlhabenden Eltern ein leichtes gewesen, ihr die notwendigen Mittel mitzugeben, die für eine Offiziers Ehe notwendig waren. Aber — sie wollten nicht. „Er will dein Geld,“ sagten sie, „er ist arm, unsere Tochter soll es gut haben in ihrer Ehe.“

O ja, sie war in ihrer Ehe wohl äußerlich gut versorgt gewesen, sie hatte nie Not gelitten, aber ihres Herzens Einsamkeit war groß, war unendlich gewesen. Dem trüben Frühling folgte ein trüber Sommer, dem Sommer ein schwerer Frühherbst. Einsam! Sie wußte es oft gar nicht mehr, daß sie einsam war. Sie war auch an der Seite ihres Mannes einsam gewesen und als sie den Sohn ans Leben, die Tochter an die Wissenschaft und den Mann ihrer Wahl verlor — erst recht. Wie immer, so ging sie auch heute einsam ihren Weg — fort am Strand, wo der Himmel opalfarben fast blendete, über den Weg, der sich landwärts an ein paar großen hübschen Dörfern vorüber zur



Seldgrau beim Bau von Drahthindernissen hinter der Front.

Phot. Verl. J.L. Grl.



Deutsche Artilleriewerkstatt in der Türkei unter Leitung eines deutschen Marine-Ingenieurs.  
In der Werkstatt werden Deutsche und Türken beschäftigt.

Phot. H. Groß.

Hafenstadt zieht. Therese sah noch sehr jugendlich aus, ihre schlanke, biegsame Gestalt trug sie aufrecht und hoch den feinen Kopf mit dem dunkelblonden Haar, in dem schon an den Schläfen weiße Fäden schimmerten. Die großen, ernsten grauen Augen, die von lang bewimperten Lidern bedeckt waren, hatten einen stillen Blick, und in den leidvollen, feinen Zügen stand manche Rune stillgewordener Schmerzen. Still und gehorsam ging Freya, ihre schöne graue Wolfshündin, neben ihr. Therese ging immer einsame Wege, freute sich an der stillen Landschaft und lebte der Gegenwart. Nur hin und wieder, flog mit den Gedanken an ihr armes, einsames Leben die Frage durch ihr Gemüt: „Wie, wenn du nun Körbersfelds geliebte Gattin geworden, würde dein Leben dann glücklicher geworden sein?“ Vielleicht glücklicher nicht — aber doch nicht so einsam! Wie es ihm wohl ging? Ob er sich verheiratet hätte, ob er einen guten Lustiege gehabt in seinem Beruf? Dreißig Jahre sind eine lange Zeit, ein Menschenleben, er konnte jetzt General sein, und als solcher war er vielleicht noch mit draußen, oder wenn er schon im Ruhestand gelebt hatte, so tat er nun wohl wieder irgendwo in der Heimat oder im besetzten Lande Dienst. —

Die Ruhe, Stille und Schlichtheit der Landschaft taten ihr wohl. Weit ausgebreitet lag die fruchtbare Ebene vor ihr, dazwischen gebettet ein paar große Dörfer mit zum Teil stattlichen Höfen und wohlgehaltenen Gärten.

In einer Gebüschgruppe stand eine Bank, sie mochte vielleicht zu einem Hause des Dorfes gehören, dessen erste Häuser aus freundlichen Gärten grühten. Da setzte sie sich, und Freya legte sich gehorsam zu ihren Füßen. Sie hatte sich noch soeben an der stillen Schönheit dieses Tages erfreut — da erlosch plötzlich der Sonnenschein — eine große, schwere, dunkle Wolke zog darüber hin, ein heftiger Windstoß fuhr daher, fröhlich hüllte sich Therese in das Tuch, das sie über dem Arm getragen hatte.

Ein alter Herr kam des Weges, schwer auf einen berben Stod sich stützend, ein Knabe ging neben ihm, der einen sehr einfachen kleinen Holzwagen zog, wie ihn Händler benutzen, ihre Waren zum Markt zu bringen. „Fahre heim, Ernst,“ sagte der alte Herr, „ich rühe hier erst aus.“

Als er Therese sah, nahm er den Hut ab, spärliches graues Haar flatterte im Winde um das Haupt und aus dem hagern Antlitz schauten zwei rotumrandete Augen betroffen auf die Dame.

Therese erwiderte höflich den Gruß, dann, als sie bemerkte, daß der Blick nicht nur Verwunderung, sondern auch Mißbilligung ausdrückte, sagte sie: „Verzeihung — ich glaube nicht, daß diese Bank Privat-eigentum sei.“

„Das ist sie,“ lautete die Erwiderung, — „aber Sie können gehen sitzenbleiben, wir haben beide Platz hier.“ Dann, wie sich erinnernd, daß er eigentlich nicht höflich gewesen, fügte er hinzu: „Es kommen so selten Spaziergänger und Badegäste hierher.“

Er sah geradeaus — dahin, wo die Türme der Hafenstadt am Strom aufstauten aus Nebel und Dunst, und wartete gleichsam ab, ob die Dame das Wort an ihn richten würde. Therese, der an der mehr als einfachen äußeren Erscheinung die Sprechweise auffiel, die den gebildeten Mann, der auch nicht ohne gesellschaftliche Schulung war, verriet, ließ schnell prüfend ihre Blicke über ihn gleiten.

Seine Stiefel waren derb und plump, der Anzug altmodisch, von gutem Stoff, aber schlecht gehalten, ebenso der Hut. Und dennoch schien der Mann in der Stadt gewesen zu sein — er zog sein Notizbuch heraus und rechnete, und Therese sah, daß er gut gepflegte Hände hatte und eine gewandte Handschrift. Sein Profil gab ihr zu denken. Wo hatte sie diese Züge schon gesehen? Ließ die Erinnerung sie im Stich oder war es ein Bild nur, dem diese jetzt scharf gewordenen Züge glichen? Ihr war, als habe sie sie früher weicher gefannt und nicht mit diesen kühlblühenden, fast erloschenen Augen — und da

wurden mit einemmal die scharfen Züge des tohlen Gesichts weicher, der Blick der Augen anders, die eingefunkene Gestalt schien aufrecht und straff, und anstatt des abgetragenen, schlechtstehenden Zivilanzuges umhüllte ihn die blaue Waska mit dem roten Kragen, und statt des verbleichten Hutcs sah die Tschapka da oder die hohe Schirmmütze — das war — das war ja Kurt von Körbersfeld, der Mann, dessen Herz für sie geschlagen, dem ihr Herz gehört hatte.

Der Wind wurde stärker, die Wolken jagten, es war ganz finster — das Wetter kam herauf, schon prasselten die ersten Tropfen nieder. Der alte Mann erhob sich.

„Sie werden nicht mehr bis zum Vade kommen, gnädige Frau, das Wetter wird arg.“

„Ich habe Schirm und Tuch.“

Er lächelte: „Das wird nicht schaden — ich wohne dort, gleich rechts in dem Häuschen, treten Sie so lange zum Schutz bei mir ein.“

Therese sah sich um — das Wetter war da — ihr blieb keine Wahl, es bestand keine Möglichkeit, daß sie das Vade erreichen konnte.

„Wenn Sie erlauben, Herr —“

„Rittmeister von Körbersfeld,“ er machte eine linkische Verbeugung.

„Herr von Körbersfeld,“ wiederholte sie mechanisch.

Sie gingen über die Straße, dann einen kleinen, schon fast überschwemmten Fußpfad querfeldein — Freya immer zu ihrer Linken, gleichsam überwachend, wohin die Herrin ging — ein kleines Haus, dessen Verfalltheit sich notdürftig hinter allerlei Flichwerk verbarg, lag vor ihnen, ein kleiner Vorgarten und ein großer Seiten- und Hintergarten, ein großer Geflügelhof dabei. Der Junge mit dem Handwagen stand am Gitter im Regen und an der Haustür, wie erwartend hinaussehend, eine ältliche Frau in wenig sauberer Arbeitskleidung.

„Bitte, gnädige Frau, hier einzutreten,“ sagte Körbersfeld, und ein düstres, mit sehr einfachen und schlecht gepflegten Möbeln ausgestattetes Zimmer nahm sie auf. Therese setzte sich auf das alte Sofa, dessen Federn bedenklich krachten, hinter den Scheiben des Eschrankes standen geschmacklose bunte Tassen und Gläser, an den Fenstern hingen gestickte Tüllgardinen; aber schöne alte Jagdbilder und ein paar gute Geweihe schmückten die schlecht tapezierten Wände. Der kleine Teppich war abgetreten, aber das war das wenigste; er war un sauber, wie die Fensterscheiben. „Sie müssen mit diesem Obdach tütsieb nehmen,“ nahm Körbersfeld wieder das Wort, und mit einemmal fiel ihm die schlechtgehaltene Einrichtung seines Wohn-

zimmers auf, plötzlich, seit die vornehme, schlichte Frau da saß. — Wie aus weiter Ferne tauchte eine Zeit vor ihm auf, da er noch in der lichten, bunten Welt lebte. Diese lichte, bunte Welt, die ihm, seit er zum einsiedlerischen Sonderling geworden, so lugnerisch vorkam. In der er stand in seinem bunten Rod, ohne doch die Mittel, standesgemäß zu leben. Standesgemäß! Wie er dieses Wort schon immer gehaßt hatte. Er hatte eigentlich Landwirt werden, hatte praktisch arbeiten, Geld verdienen wollen, aber da hatte er nicht mit der standesgemäßen Überlieferung gerechnet.

Er wurde Offizier — seine Schwestern verheirateten sich standesgemäß, man lebte standesgemäß — dann war das alles mit einemmal zu Ende, auch durch ein schweres, sich öfter wiederholendes Rheumatismusleiden seine Laufbahn als Offizier. Von dem sehr kleinen Erbteil, das nach der Eltern Tode auf ihn fiel, kaufte er dieses Häuschen und Garten. Kein Landgut — aber ein Stückchen Scholle! Und in der emsigen Arbeit, der echten, rechten Kleinarbeit eines Gemüsebauern, eines Geflügelzüchters und Mästers vergaß er sein standesgemäßes Leben, hatte er im Laufe der Zeit auch das sonnige, ernste Mädchen vergessen, das er geliebt hatte — damals, als sie jung waren.

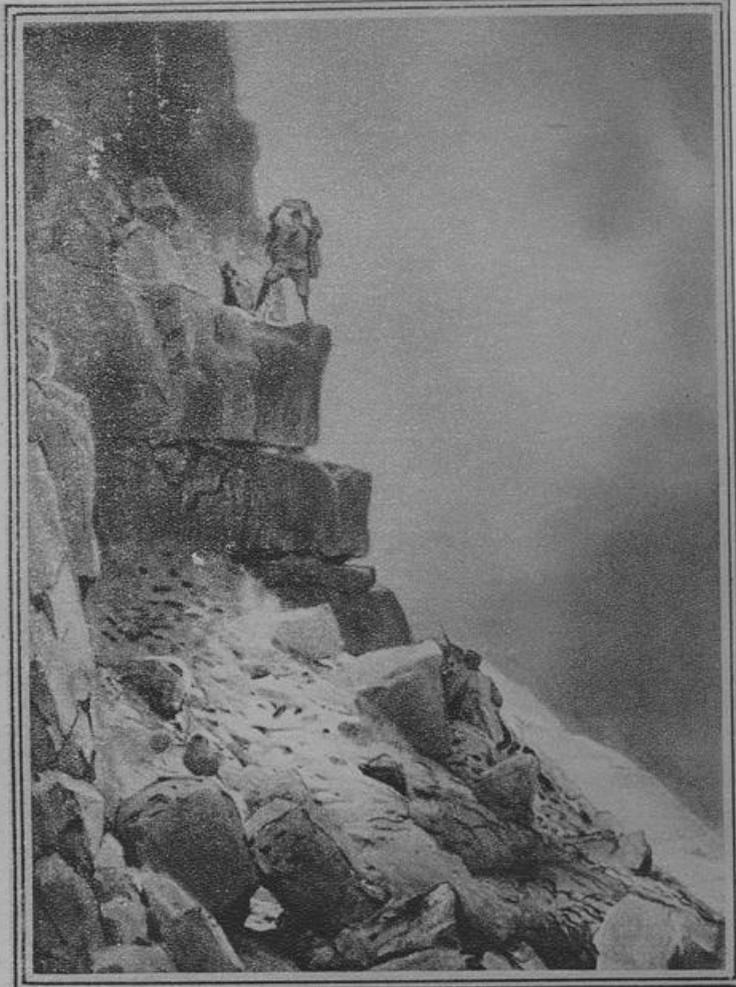
Ein Arbeits- und Erwerbsfieber hatte ihn ergriffen, die Marktpreise für Hühner, Eier, Gemüse und Obst füllten seine Tage aus, er selbst oder seine alte Wirtschafterin ging auf den Markt der Stadt.

Seine Arbeit brachte Gewinn, sein Sparschaft auf der Bank mehrte sich: das war nun standesgemäß; für die kleinen Schönheiten des Lebens hatte er jedes Interesse verloren. Die Gläser, in denen Frau Willich Milch brachte, der Keller, auf dem die Zwiebäckchen

lagen, waren angestoßen, aber der alte Mann schien das gar nicht zu sehen. Eigene Gedanken zogen durch Thereses Seele: Sind denn dreißig Jahre eine so lange Zeit, können sie so verwandeln — können sie die Liebe und das Abschiedsweg zweier Herzen so vernichten, können sie zweier Menschen Leben so verschieden gestalten? Krieg? Ja, draußen war Krieg. Man hatte Körbersfeld nicht haben wollen, als er sich gemeldet. Seine Gesundheit war zu schwach — er las die Berichte und verfolgte „sein Regiment“.

Und irgendwo in Rußland und Frankreich kämpften seiner Schwestern Söhne. Ob sie jemand Liebes im Krieg habe?

„Nein,“ sagte sie leise, „mein Sohn ist an der Schwindsucht gestorben.“



Vom österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz:  
Ein Alpino, von einem österreichisch-ungarischen Hornposten überrast,  
versucht, diesen durch Steinwürfe unschädlich zu machen.

Nach einer Darstellung in einer ausländischen Zeitschrift.



Vom österreichisch-italienischen Kriegsgüterplatz: Bodifstraße in den Karnischen Alpen, angelegt von Alpini in 1680 Meter Höhe

Ihre Stimme zitterte — da fragte er nicht mehr — er sah es ihr an, sie hätte ihn lieber im Felde dahingegeben.

Um sie zu unterhalten, sprach er von seiner Arbeit. „Ich treibe auch Kriegsarbeit,“ sagte er, „ich baue in diesem Jahr noch Kartoffeln, habe Land dazu gepachtet. Ich habe auch Kriegsanleihe gezeichnet — ich hatte Geld auf der Bank. Ich wollte immer einmal eine schöne, große Reise machen, wenn ein Jahr besonders gute Einnahmen brachte, ich hab's immer wieder aufgegeben — schließlich hat man's ja doch am besten daheim, die Gewohnheit ist ein gutes Ding.“

„Sie ist eine allmächtige Göttin,“ sagte Therese, „wir verfallen ihr je länger desto mehr.“

Körbersfeld wurde abgerufen, Therese trat in die offene Veranda-tür. Der Regen rauschte noch immer — trüb und grau lag die Landschaft — trüb und grau, wie auch das Leben dieses Mannes geworden.

Wie wäre das gewesen, wenn sie nun, wie sie damals gehofft, ein Paar geworden wären?

Würde es da anders gekommen sein?

Hatte nicht der ritterliche, schlanke Offizier immer vor ihrem geistigen Auge gestanden in ihrer trostlosen Ehe mit dem nüchternen Mann, der nur sich selbst liebte? Hatte nicht die Erinnerung an die Jahre dieser trostlosen Ehe auch ihr späteres Leben verdunkelt, ehe noch die schwarzen Wolken des Kummers um den Sohn kamen?

Der Regen fing an, weniger stark zu fallen, allmählich hörte er ganz auf — die Sonne kam hinter der Wolkenwand hervor — über die Felder und Gärten spannte sich mit einemmal der Regenbogen. Wie oft hatte Therese ihn gesehen — noch nie mit solchem andächtigen Gefühl wie heute.

Im Schimmer des Regenbogens sah sie die dichten Wolken ihres Lebensommers — und der Regenbogen kann jeder Jahreszeit werden: auch nach dem Sturmvektor des Sommers — im Spätherbst — im Winter. Die dunkeln Tage ihres Lebens erschienen ihr von Sonne durchflutet mit einemmal in dem duftig-bunten Perlenlicht des Friedensbogens. —

Körbersfeld kam zurück, trat an die offene Tür, sah den Bogen und meinte sachverständig: „Es kommt noch mehr Regen, schade, Gurken und Tomaten hätten noch viel gutes Wetter brauchen können.“

„Es wird hell — ich will gehen!“ sagte Therese und reichte dem Rittmeister die schmale, weiße Hand. „Besten Dank für das Obdach,“ und sie lächelte dabei, dieses Lächeln, das sie sich aus dem Frühling hinübergerettet hatte in des Lebens Herbst.

Aber er sah dieses Lächeln nicht, er sah wohl die feinen Schmerzenszüge dieses Antlitzes, aber er wußte nicht, daß des Herzens Einsamkeit sie gezeichnet hatte.

Als sie über den Weg schritt, Freya zur Seite, sah er ihr ein Weichen nach: „Eine vornehme Frau!“ sagte er dann und setzte sich an seinen Schreibtisch, seine Bücher fertig zu machen.

„Er kennt mich nicht mehr — er ist ein anderer, ein Fremder geworden,“ dachte sie, als sie wieder so einsam dahinschritt, „er kennt nur seine Kleinarbeit, sein täglich gleiches Erwerbsleben — und ich habe so oft — so oft an ihn gedacht, hatte mir ein Leben an seiner Seite so schön gedacht — wir liebten uns doch — und das ist alles vergessen.“

Ein Wiedersehen mit ihm! Wie hatte ich es mir schmerzvoll gedacht — voll von Entsagung. Und da trafen sich heute zwei altgewordene Leute, die sich im Lenz ihres Lebens nahestanden — und feierten dennoch kein Wiedersehen.“

Der schon etwas blässer gewordene Regenbogen tauchte wieder empor — schillernd und sich spiegelnd — wundervoll sich wölbend über aller Erdennot — auch über der Not, die Therese getragen, trotz allem Kampf und Streit immer noch der alte Friedensbogen. — Noch nicht für das Weltringen spannte er sich — aber für ihre kleine, arme Seele, ihr kleines, armes Menschengeschid. Da ist der Regenbogen — der auch dem Herbststurm und Wetter folgt — und wenn er erlöscht und vergeht — im Licht des Regenbogens ist nun die Erinnerung an die dunkle Jugend und die Not des Lebens doch überstrahlt mit einem Schimmer, der Ewigkeitsdauer hat.



Vom Schauplatz des schweren Artillerieduells an der Somme: Ruinen eines ehemaligen Dorfes im Kampfgebiet.

Phot. Leipz. Pressebüro.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 55.

Düsseldorf, 26. August

1916.



Vor der Schlacht.

Zeichnung von Prof. Anton Hoffmann.

# Die Feuertaupe.

Einer wahren Begebenheit nach erzählt von H. A. b. t.

**M**a Schwarzer, was machst? Ja doch, ja doch, ja doch, — bist halt mein Schwarzer — mein Schöner — mein Staatskerl —“ Des Bauern Hand klopfte den schlanken Hals des hellaufliehenden Knappen. Wirklich ein Staatsgaul.

„Der Schwarze — gefällt er Ihnen — glaub's — hahaha!“ Am schändlichsten aber war von ihm unlängst der Jakob Beiteles abgefertigt worden, als der in Auftrage des Herrn Barons in aller Untertwürfigkeit kam, dem Kießerbauern einen Pferdebeschacher vorzuschlagen. Gar nichts hatte der zunächst geantwortet, nur den Alten, der mit seinem Hausierertram huckepack von Hof zu Hof zog, über die Achsel weg angesehen, danach die Peise vom rechten in den linken Rundwinkel geschoben und zwischen langsam passenden Zügen gesagt:

„Wenn der Herr Baron so sehr was Schwarzes schätzt — bei mir wär' nix zu holen — aber du hast ja selber so was von der Farb' bei dir zu Haus, Beiteles — wie wär's, wenn du da dem gnäd'gen Herrn einen Vorschlag machtest?“

Da hatte der in demütig gebückter Haltung dastehende Hausierer sich vor dem Bauern aufgeteilt und ihn voll Würde angesehen.

„St auch dem Jakob Beiteles sein Kind nur ein blutarmer Mädel, so gilt sie doch an Wert so viel und vielleicht noch mehr wie dem reichen Kießerbauern sein einziger Sohn.“

Das hatte der Kerl ihm ins Gesicht zu sagen gewagt! Sein Glück daß er daraufhin lange Beine gemacht, oder er hätte ihm die Frechheit mit einem Peitschenhieb gelohnt. Letzten Sonntag hatte zwar der Pfarrer beweglich davon gepredigt, daß vor Gott alle Menschen gleich wären. Alle Menschen gleich — hahaha! Weinaus hätte er hellauf in die Predigt hineingelacht. Aber ein anderer schien sich's zu Herzen genommen zu haben, und das war sein eigenleiblicher Sohn. Tanz war am Nachmittag auf dem Plan gewesen, und aus den Reihen heraus war auf einmal des Kießerbauern Sohn getreten, sich eine Tänzerin zu holen, für die sich jeder andere Bauernbursch zu gut hielt. Absichts am Röhrbrommen hatte des Beiteles Mädel gestanden, sich ihren Krug zu füllen, zu der war der Bengel hingelaufen, hatte es um die Taille gefaßt und mit zärtlicher Gewalt in den Tanzring gezogen. Nun, der Tanz, den daraufhin der Vater dem Sohne aufgespielt, war kein zärtlicher gewesen, der Junge aber, noch aufzumuden hatte er gewagt.

„Wer hat dir was zuleide getan?“ fragt des Kießerbauern Sohn noch einmal, zieht ihr die Hände vom Gesicht und sieht ihr mit seinen blauen Augen tief in die schwarzen hinein, die sich schamvoll hinter den langen Wimpern verbergen wollen und doch wie gefangen in feinem Blicke hangen bleiben. Dabei schüttelt sie das Köpfschen, und ein Lächeln, von dem sie selbst nicht weiß, wie weh es ist, spielt um ihren Mund.

„Keiner hat mir was zuleide getan. Mir kam's nur auf einmal so weinerlich an, gar zu dumm war's — wirklich zum Lachen dumm. — Und sie lacht ganz leise, mit einem taubenhaft girrenden Laut.

Der Bursche antwortete nicht, hat die Zähne in die Lippen gebissen und stampft plötzlich heftig mit dem Fuße auf.

„Als ob ich's nicht wüßt, warum 's dir so zum Weinen ist, und was sie dir alle hier im Dorf zuleide tun. Und bist doch die Beste hier von allen, und bist mir die Liebste von allen — ja, die bist du mir — die Liebste auf der ganzen Welt!“

Sein Arm hält sie umschlungen, er zieht sie an sich. —

„Nein — nicht — o nein!“ will sie ihm wehren. Doch er hält sie nur fester. —

„Und du bist mir auch gut, schon lange hab' ich das gemerkt.“

Sie beginnt an allen Gliedern zu zittern, wie Todesangst kommt es über sie. —

„Laß mich — wenn du mir gut bist, so laß mich! Du und ich — das ist ja doch in alle Ewigkeit unmöglich.“

„Und warum ist's unmöglich, wenn wir beide wollen?“ ruft er ungestüm. „Mag der Kießerhof zum Teufel gehen, wenn ich dich nur hab. Alles geb ich hin um dich. Die Welt ist groß. Komm mit

mir in die weite Welt hinaus, am liebsten gleich in diesem Augenblick. Keiner brauch't's zu wissen, denn unser Glück geht keinen an, als nur uns beide. Komm mit mir, wenn du mich lieb hast, so wie ich dich!“

Mit großen, entsetzten Augen sieht sie ihn an.

„Kannst es nicht? Sag, du traust dich's nicht. Feig bist halt, und ohne den Kießerhof, da lohnt's dir vielleicht gar nicht um mich. Nun, warum widersprichst mir nicht?“ herrscht er sie an, wie sie mit zitternden Lippen dasteht und unter den gesenkten Wimpern hervor ihr langsam die Tränen rollen. „Warum widerlegst mir's nicht? Weil's die Wahrheit ist, weil du auch nicht besser bist als alle deines Schlags' und wo's nix zu erschauern gibt, hat auch die Lieb ein End.“

Da sieht sie ihn erloschenen Blickes an. — „Wenn's dir leichter wird, mich zu vergessen, so denk, es ist die Wahrheit. Feig bin ich, und es lohnt mir nicht um dich ohne den Hof.“

„Du —“

Seine Hand streckt sich gegen sie vor, will sie packen, doch wie vom Winde davon geweht, ist sie schon weit von ihm hinweg, und er stürzt ihr nicht nach, lehrt ihr voll tropender Heftigkeit den Rücken, stürzt über die Wiese dahin, hinüber zum Kießerhof, der stolz und stattlich im grünen Grunde liegt. Könn't er ihn wirklich um des Mädels willen aufgeben, den Hof. Er weiß es nicht, aber seine Zähne knirschen aneinander, wie er an ihr eigenes Jaudern denkt, ihm blindlings in die weite Welt zu folgen. —

„Feig ist sie halt doch und im Herzen verschächert wie alle ihres Schlags.“ —

„Feig — so feig.“ — Unablässig hört sie in sich das Wort, wie sie mutterseelenallein in dem kleinen Häuschen sitzt, das vor dem Dorfe draußen der Jakob Beiteles mit seiner Tochter bewohnt. Am Fenster hockt sie, starrt zum Himmel empor, an dem finstere Gewitterwolken sich zu türmen beginnen, aus denen zuckend Blitz um Blitz hervordrückt. Immer heftiger grollt der Donner, Sturm beginnt zu tosen, an den Fensterscheiben zu rütteln, sie merkt es kaum. Gewitterfurcht hat sie nicht, obschon sie feig war. — Ja doch, ja doch, lieber Gott, viel zu feig, ihn arm und heimatlos zu machen mit ihrer Liebe, die tausend Tode für ihn sterben möchte, ehe sie's zuließ, daß er um ihrer willen tat, was ihm Leid bringen mußte. — So feig war sie.

Wie Kinderwimmern klingt ihr leises Weinen und wird plötzlich totgeschlagen von einem prasselnden Laut, unter dem die Hütte beb't und erschütter't, während ein flammender Blitzstrahl alles in lohes Feuer taucht.

Nun springt sie doch wenigstens empor. Eingeschlagen hat's, und der Vater ist mit seinem Hausierertram vielleicht auf der Landstraße draußen. Der Schreckgedanke läßt sie das Fenster aufreißen, weit biegt sie sich hinaus und streckt plötzlich entsetzt die Hände von sich, als wolle sie dem wehren, was sie dort drüben sieht. Dort drüben, wo der Kießerhof steht. Lohe Flamme, die in den Himmel hineinschlägt. Auf dem Kießerhof hat der Blitz gezündet. Sie denkt nicht mehr an den Vater, denkt nur noch an den andern, den der Blitzstrahl getroffen haben kann. Jetzt zur Hütte hinaus, die Dorfstraße hinab, zum Kießerhof hinüber. Auch andere heken des gleichen Wegs.

„Feuer! Feuer!“ tönt es vor und hinter ihr, sie stürzt allen voran. Nun hat sie den Hof erreicht. Dort drüben, wo die Ställe stehen, loht die Flamme, drängen sich schreiend, hilferufend die Knechte, Mägde, tönt aus dem brennenden Stalle das schaurige Gebrüll des eingesperkten Viehs, und über all den wüsten Lärm hinweg gelst eine einzelne Stimme auf:

„Der Schwarze! Der Schwarze! Wer mir den Schwarzen rettet!“

Wie ein Rasender rennt der Kießerbauer mit von sich gespreckten Fäusten von Knecht zu Knecht, ob sich denn keiner in den brennenden Stall hineintraut.

Da hat er die schlanke Mädchengestalt gewahrt, die mit gegen das Herz gepreßten Händen zu der freisenden Blut hinüberstarrt. Seine blutunterlaufenen Augen funkeln sie an.

„Du — wärst du statt dem Schwarzen drinnen!“

Aus dem Stalle tönt ein rafendes Wiehern. „Wer mit den Schwarzen rettet!“ schreit der Bauer noch einmal. Die schwächliche Gestalt erschauert, dann hat sie jählings den Rock über den Kopf geschlagen und wirft sich wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil mitten in die lodernde Flamme hinein.

Wie betäubt taumelt der Bauer zurück, glaubt nicht, was er mit den Augen sieht und deutet mit ausgestrecktem Finger zu dem Stalle hinüber, stammelnd: „Die Schwarze — die Schwarze —“

Da zwingt sich's wieder durch die Glut hervor. Die Flammen züngeln an dem Kleide hin und her, das die eine Hand des Mädchens fest um den Körper zusammenrafft. Die andere hat sich in des Rappens Mähne eingekrallt, zwingt das um ich schlagende, vom Feuer geblendete Tier zum Stalle hinaus, treibt es mit heftigem Stoß in den Hof hinein, faßt mit den Armen in die Luft und schlägt mit dem Gesicht vornüber zu Boden.

der Dhmächtigen die verbrannte Hand küßt. Dabei sagt er festen Tones zum Vater:

„Die Hand laß ich nicht wieder los, und wenn's für mich den Bettelstab bedeutet.“

Der Bauer antwortet nichts. Nur nach einer Weile, als die alte Magd der Verletzten die Brandwunden an Händen und Füßen und Armen zu kühlen beginnt, gebietet er dem Sohn:

„Giß lösch'n draußen, daß die Scheuer verschont bleibt.“

Die gefüllte Scheuer blieb verschont. Was Menschenhände nicht vermocht hätten, hat der Regen vollbracht, der in Strömen vom Himmel herniederstürzt.

Und im stürzenden Regen kommt der Jakob Beiteles auf den Hof gerausht, in die Stube hinein.

„Mein Kind — meine Eßher — wo ist mein Kind?“

Zum Sofa deutet der Rieserbauer hin, wo sie mit kinderhaftem



Der Krieg im Westen: Eine Maschinengewehrabteilung bringt ihre Gewehre in einem Weinberg in Stellung, um gegen feindliche Slierer gedeckt zu sein. Phot. A. Groß.

Mit wildem Ausschrei wirft ein anderer sich über sie, mit seines Körpers Kraft die Flammen erdrückend, die an ihrem bunten Rock emporzüngeln.

„Eßher, Eßher!“

So schreit des Rieserbauern Sohn, und sekundenlang öffnen sich die geschlossenen Lider, und sie lächelt den Durschen an, der sein Gesicht in Todesangst über das ihre beugt —

„Feig bin ich nicht!“

Auf seinen Armen trägt er sie zum Wohnhaus hinüber, dem der Blitßschlag keinen Schaden getan, und ganz benommen folgt der Bauer hinterdrein, murmelt, gurgelt:

„Die Schwarze hat sich's getraut — die ganz allein —“

Von des Mädchens Mut angesteckt, haben sich jetzt auch ein paar Knechte in den brennenden Stall gewagt, die angeloppelten Ochsen zu retten, er kümpernt sich nicht darum, steht daneben, wie in der Wohnstube brinten der Sohn das Mädchen auf das Sofa bettet und

Lächeln schlummernd liegt. Dann tritt er langsam zu dem Hausierer hin und streckt ihm schwerfällig, als koste es ihm erst noch eine letzte Wertwindung, die Hand entgegen. —

„Recht hast doch gehabt, Beiteles, mit dem, was sie gilt, und recht hat vielleicht der Pfarrer auch, daß vor dem Herrgott alle Menschen gleich sind. So will ich denn nicht stolzer als der Herrgott sein und — und — wenn sie halt auch nicht mit Wasser getauft ist — die Feuertauf, die hat sie sich selber geben. Und darum — mag sie halt meinnetwegen auf dem Rieserhof bleiben.“

Hat sie im Schlummer die Worte gehört, daß sich ihre Augen so jählings voll ungläubiger Glückseligkeit zu dem Bauern aufschlagen, daß sie die verbrannten Hände wie betend zu ihm emporhebt?

Sekundenlang ist's nochmals wie ein lehtes Widerstreben in ihm, dann tastet seine Rechte nach ihrer Stirn, streicht ihr leise über das dunkle Haar —

„Na na,“ sagt er — „na ja doch, Schwärzchen, ja doch, ja doch — —“

## Bilder aus Wilna.



Sommertage an der Wilja bei Wilna: Bild von der Höhe.

Phot. Vorderer.



Landungsplatz der Boote an der Wilja.

Phot. Vorderer.

# Die Ohrringe. Skizze von Alfred Friedmann.

Sie war ein ganz armes Mädchen. Wohl hatte sie für kurze Zeit bessere Tage gesehen, aber warum sollte in diesen Jahren der erblickenden Glücksterne gerade das Gesicht ihres elterlichen Hauses heller leuchten?

Sie ging die Straße entlang, auf der sich die Pferdebahnwagen mit roten und grünen Schildern kreuzten. Das Geklingel tat ihr weh im Ohr; eine große Nervosität bemächtigte sich ihrer.

Sie trug ein einfaches, schwarzes Kleid, das ihr gut stand, sie hatte es selbst gemacht, es wäre noch schöner gewesen, wenn sie nicht die vielgefalteten Streifen rings um den Rock genäht. Viel einfacher würde es sich um ihre zierliche, geschmeidige Gestalt gelegt haben.

Sie war ausgegangen, um Arbeit zu suchen. Der Vater war tot. Der schlechte Geschäftsgang verbitterte dem fleißigen Manne den

stiegen die anderen, um nur recht gut sehen zu können. Wagen fuhrten vor, gallionierte Türhüter erleichterten dem Strom der Kommenden und Gebenden den Verkehr durch emsiges Öffnen und Schließen der Pforten. So ein Zerberus hat es gut. Er braucht nur dazustehen, eine mechanische Handbewegung zu machen, gar nichts zu denken. Er ist schön gekleidet und sieht nicht aus, als ob er Hunger litte.

Er ersparte auch dem ärmlich, doch anständig gekleideten, bescheidenen Mädchen die Mühe, die Türklinte anzufassen und die schwere Pforte beiseitezuschieben. Das junge Ding kam sich selbst geschoben vor, und sanft und still glitt sie mit dem Strom in den warmen, behaglichen Innentraum.

Sofort trat ein Verkäufer an sie heran und fragte nach ihrem Begehrt. Sie war ganz erschrocken, sah sie aber alsbald, da sie sah, daß



Wilnaer Sommertheater 1915. (X) Direktor Kurt Grebin.

Phot. fr. Otto Koch.

Lebensabend; niemand wußte, ob er eines natürlichen Todes verblühen. Die Mutter tränkete — es war nichts mehr in den Spinden.

Verkäuferin wollte sie werden. Aber niemand nahm sie an, oft lachte man sie aus: „Wir haben ja keine Käufer!“ Und entmutigt verließ sie die leeren Läden und Hallen.

Dabei hatte sie mancherlei gelernt, besah allerhand Kenntnisse. Ist es denn so schwer, bei gutem Willen Arbeit zu finden?

Nun stand sie vor dem ersten der neu entstandenen, großen Bazare, die mit den prächtigsten Palästen wetteifern wollten, ohne jedoch einen ihrer Größe entsprechenden Kundentkreis zu besitzen.

„Warum sollte für ein Menschenkind da nicht noch Raum und Unterkunft sein?“ dachte sie bei sich. Entschlossen trat sie heran.

Was lag da nicht alles hinter den großen Fensterscheiben, und welche Schätze barg dieses Riesenhaus in seinen bis in den grauen Novemberhimmel ragenden vier Stockwerken.

Eine Menge von Menschen umstand die Schaukästen. Einige

für jeden Eintretenden ein Angestellter frei war, und meinte, sie wolle sich erst umsehen. Denn daß sie in dem Tohuwabohu nicht als stellensuchend erkannt, sondern auch als Käuferin durchgelassen werden würde, war ihr sofort klar.

Ihre Aufmerksamkeit teilte sich zwischen den zahlreichen Menschen, die da ihre Einkäufe besorgten, und den unzähligen Produkten, die von den glücklichen Erstehern begehrt werden. Die Mehrzahl der letzteren waren selbstverständlich Damen.

Dennoch standen einige Gentlemen oder solche, die dafür gelten wollten, bei den hübschen Verkäuferinnen, die alle in mattes Schwarz gekleidet waren, und besahen sich breite, grelle Krawatten und dicke, woll- und pelzgefütterte Handschuhe für die Schlittschuhlaufzeit. Blicke, verheißungsvoll, wurden gewechselt, kleine Zettel wurden auf weißem über mattblauem Papier geschrieben, und die Dame begleitete den zahlenden Herrn an eine der vielen Kassen. Da er dort wegen des Andranges lange warten mußte, entspann sich oft

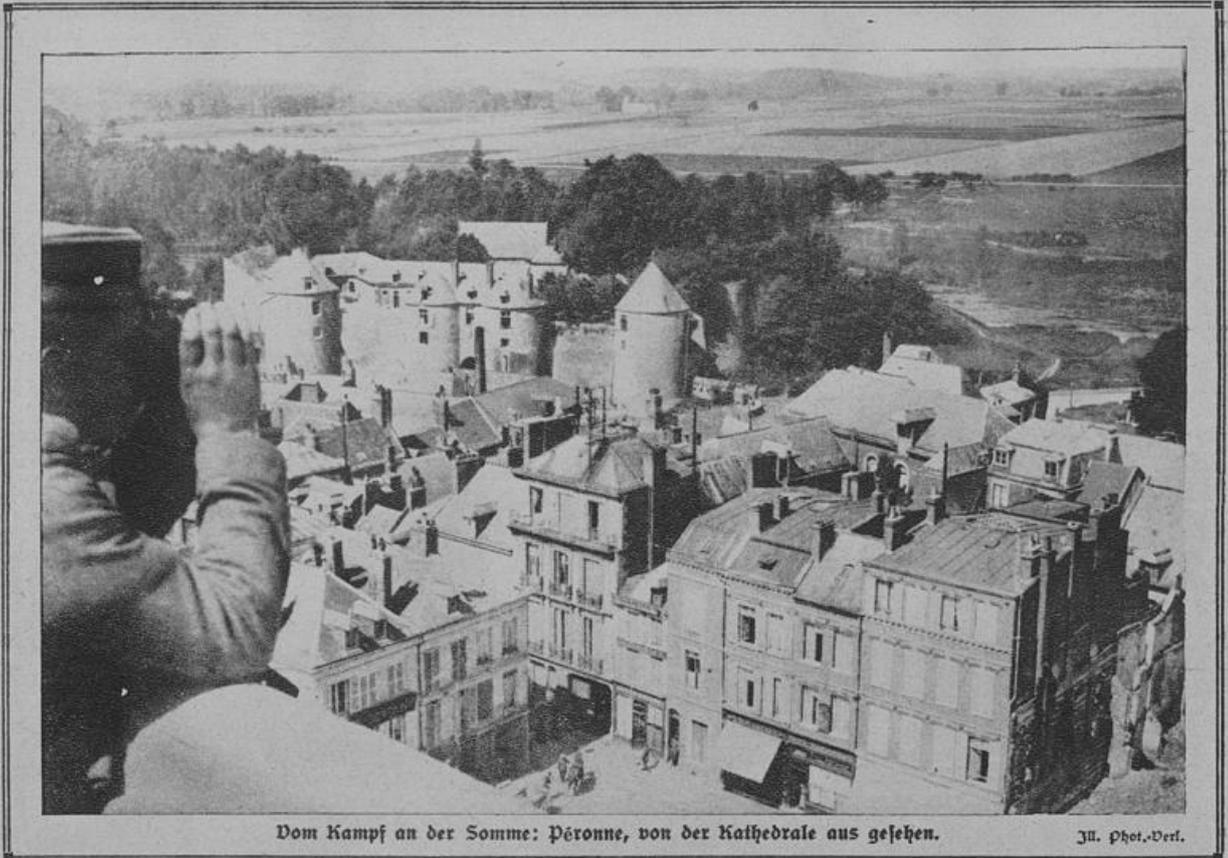
noch ein flüchtiges Nachgespräch mit der harrenden Verkäuferin und — schon lodte ein neues Bild.

Was sonst über die langen Geschäftsstraßen der Stadt verstreut zu sehen war, hier war's unter einem Dache versammelt. Auf weichen Teppichen stieg sich's so geräuschlos die breiten Treppen hinan, die weiten Wände waren mit farbigen Angora- und Smyrna-Teppichen verhangen. In gefonderten Zimmern probierten die Damen Umhänge, Mäntel, Kapuzen an, und wenn ein Mann, in schwerem Wintermantel, der mit Seal oder Astrachan verbrämt war, hindurchschritt, den Stod mit dem Goldknopf am Mund, lächelnd, prüfend, distret und doch unverschämt, so ging auch ein Wispern durch den Saal, wie wenn ein lächelnder Wind über grünes Frühjahrslaub oder ein hämischer durch rotbraune Herbstblätter streift.

Die langen, schlanken Verkäuferinnen sahen dann ihre Kunden schlau und doch demütig an, und wenn die Dame befriedigt war,

In einem andern Stockwerk suchten mitten im Gedränge ein paar andere Neuvermählte Küchengerätschaften, Hausgerät und endlich ganz oben Möbel aus. Da war der Platz für zwanzig Empfangs- und Speisezimmer; und ganze Einrichtungen standen fix und fertig da, im Barock-, Renaissance-, Louis XV.-Stil, man brauchte sich nur ein Schloß zu kaufen, die breiten Doppelbetten, die geschnitten Büfets, die samt-seidenen Diwans, Sessel, die hölzernen Luther-, die weitausladenden Raphaelstühle hineinzustellen. Bratosen, Spieß, Koft, Meißner und englisches Porzellan waren da — das behagliche Leben konnte gleich beginnen. — Bewundernd stand die junge Frau, beide Arme zu einem lieben Kreis um den Arm ihres Gatten geschlungen, vor all den Herrlichkeiten. Das Mädchen wandte sich ab. Sie wollte die Glücklichen nicht stören, die sich süße Worte leise zuflüsteren.

Aus einem Gespräch entnahm sie jezt, daß der Herr mit dem



Vom Kampf an der Somme: Péronne, von der Kathedrale aus gesehen.

Jll. Phot. Verf.

nahmen sich zwei Freundinnen wohl um die Taille und wisperten sich allerlei Interessantes in die Haarlöcher über den zierlichen Ohren. Aber alle waren schwarz angezogen, ohne Schmuck, bis auf eine zwischen zwei Niederknöpfen herausbaumelnde Uhrkette. Denn pünktlich sind sie alle. Beim Kommen, beim Frühstück unten in den gemeinschaftlichen Eträumen, beim Vesper und — beim Heimgehen. Eine Uhr hat jede.

Das arme Mädchen sah all dies ohne Neid, doch mit dem Mißgefühl, daß all diese Leute es besser hatten, als sie. Nun kam sie an das Büfett — da sah ein junges Paar, Mann und Frau, auf der Hochzeitsreise.

Blutjung, aber seelenvergnügt sahen beide aus. Die Dame ah mit hellgrauen, schwedischen Handschuhen ein fettes Lachsbrötchen und lachte mit zweiunddreißig gefunden Zähnen, als diese frischen „Nr. 5<sup>1/2</sup>“ Flecke an allen zehn Fingern aufwiesen. Sie streifte die Dinger ab, warf sie in eine Ede und zog ein Paar neue, hellgelbe an. Und der junge Ehemann stimmt herzlich in das Gelächter ein.

grauen Epizvollbart einer der Chefs sei. Entschlossen trat sie auf ihn zu. Er blieb stehen, verbogte sich artig, einer Käuferin gern Auskunft erteilen wollend.

„Eine Stelle!“ sagte er dann halblaut — sein ganzer Gesichtsausdruck, sein Haltung hatten sich verändert; „finden Sie denn nicht, daß wir mehr Verkäufer und Mamsells als Kunden haben?“

Und als das arme Kind sich fragend, erstaunt umsah, fügte er hinzu: „Die da! O, die zahlen uns doch die sechzigtausend Mark! Miete noch nicht! Sehen Sie, alle unsere Ladenmädchen gehen in Schwarz, in Trauer um die fehlende Kundschaft.“

Schon war er verschwunden, lautlos über den weichen Teppich die Treppe hinabgehücht.

Das Mädchen blieb ganz mutlos. Die Tränen kamen ihr in die Augen. Sie machte keinen Versuch, sie zu trocknen; unaufhaltsam rannen sie die zarten Wangen hinab und tropften auf ihr schwarzes Kleid, wie Perlen in der zweiten und dritten Kreisfalte sich ver-



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Englische Infanterie im Schützengraben erwartet nach vorhergegangener Beschießung den deutschen Angriff.

Nach einer Darstellung in einer ausländischen Zeitschrift.

lierend, die sie selbst um den glatten Stoff mühsam genäht, sonst wären sie auf den vielbetretenen Schmiedeberger Teppich geglättet — unachtsame Füße hätten sie zertreten.

Sie ging nun ganz langsam wie gebrochen wieder hinab.

Es war ein Uhr, und der gewaltige Menschenstrom erreichte seinen Höhepunkt.

Ganz unten, linker Hand, blieb sie noch einmal bei den Juwelen und Silbergegenständen stehen.

Wieder kaufte ein junger Ehemann seinem vor Freude glänzenden Weibchen ein paar Aberschlüsseltüten.

Sie stand nun ganz dicht dabei, neugierig, wie gebannt von all dem Glanz. Sie sah, wie er ihr ein Paar Ohringe nach dem andern eigenhändig anprobierete.

Aber für die kleinen, feinen, weißen Ohrchen war nichts gut genug; sie kauften hier nichts, diese Turteltaubchen, und wandten sich zu den Hofjuwelieren unter den Linden.

Das Mädchen hatte nicht bemerkt, daß ein junger Mann ihr seit langem gefolgt war. Sie stand traumverloren; sie sah und ahnte nichts mehr — vielleicht nur ihre Not, ihr Elend.

Da erschollen Stimmen um sie, man schrie, man zankte.

Viele der anwesenden Damen entschwandten eiligst — jeht ergriff man sie.

„Es fehlen ein Paar Brillantohrringe.“

„Eben standen sie noch da.“

„Sie, mein Fräulein, treiben sich schon auffällig lange um den Glaskasten herum — Sie —!“ rief man ihr zu.

Sie verstand gar nicht. Was wollte man von ihr? Sie untersuchen? Ja, weshalb denn?

Man drehte in der Tat ihre Taschen um, es fand sich weiter nichts als ein Leinwandtaschentuch und ein Geldtäschchen. Darin — ein Verfallschein und zwei ganze Fünfspennigstücke! — Also kaufen wollen konnte sie doch nicht. Was machte sie hier? Stehlen, selbstverständlich. Und nun schnüffelte so ein kleiner „Pittolo“, ein Bübchen für

alles, das Türen öffnet, Palette trägt, Kommissionen macht, an ihrem Kleid herum. Der Knabe ging ihr kaum bis an den Ellenbogen. Aber er sah in die Falten ihres sonst glatten Kleides, und richtig, da zog er aus dem mittleren Faltenumkreis das eine Halbpaar der Ohringe hervor. —

„Die Polizei!“ — „Die Polizei!“ rief es aus mehreren erregten Kehlen neben ihr, vor ihr, hinter ihr.

Ihr Geist umnebelte sich. Sie sah sich fortgeführt, auf der schmutzigen Holzbank einer Polizeiwachstube, in einem und demselben Raum mit Gefindel, Dirnen, Dieben, — vielleicht Mördern. Man lachte über sie, schalt sie zimperlich, ein Rowdy wollte durchaus, sie solle aus seiner Pfeife rauchen. Sie wurde ins Gefängnis gesteckt, verhört, mit ein paar Monaten bestraft. Als unehelich entlassen, bemakelt, fand sie nirgends mehr eine Stelle, sie war ausgestoßen. Ihre arme Mutter starb vor Scham und Gram, wenn nicht vor Hunger. Es war fürchterlich. —

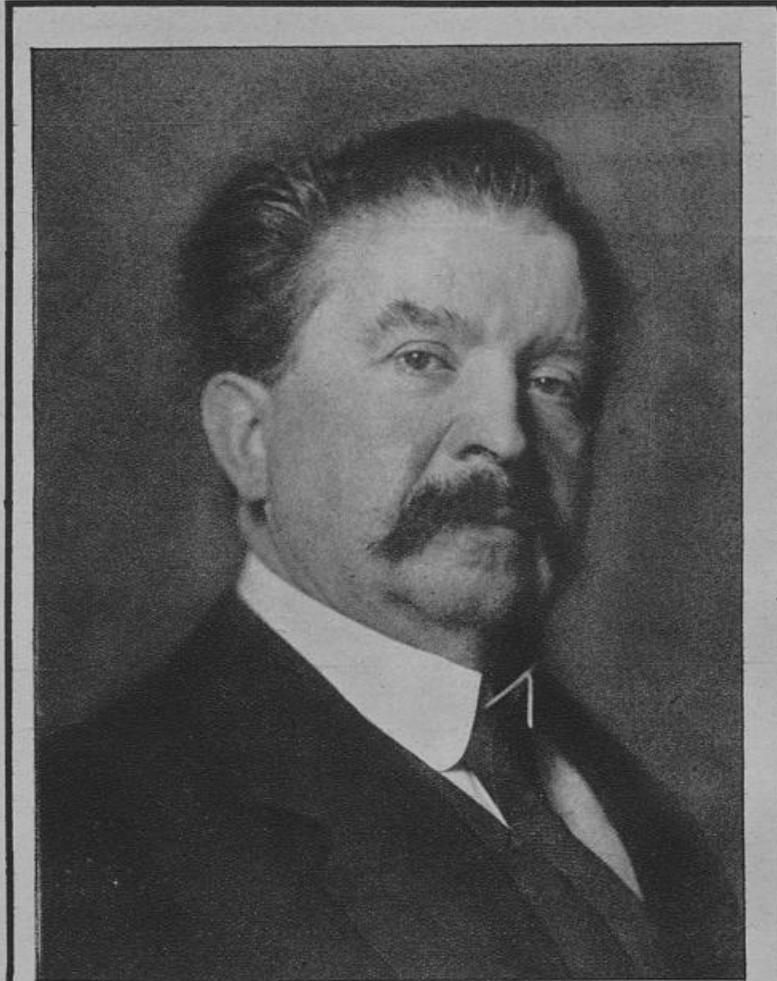
Da hörte sie einen jungen Mann neben sich sagen: „Ich bin diesem jungen Mädchen seit einer halben Stunde gefolgt und habe sie beobachtet. Sie hat mit dem Chef wegen einer Stelle gesprochen. Sie hat hier nichts genommen. Ich sah selbst, wie die Ohringe vom Tisch herab in ihr Kleid glitten. Geben Sie dieses Mädchen frei. — Ich büрге für sie. Hier ist meine Karte.“

Es ist ein Jahr verfloßen.

In einem behaglichen Heim sitzt ein junger Doktor beim Schein der Lampe, die das Zimmer magisch erhellt und liebt. Eine junge Mutter wiegt ein süßes Kindchen in den Schlaf, und ein altes Mütterlein im Sorgenstuhle — schnarcht.

Der Doktor sieht ärgerlich von der Arbeit auf, aber ein strahlender Blick der jungen Frau — und er lächelt — bejährt und — sehr, sehr glücklich. —

Sie trägt ein paar blühende Brillantohrringe.



Generaldirektor Fritz Steinbach †.

Am 13. August erlag in München Generalmusikdirektor Fritz Steinbach, 61 Jahre alt, einem langjährigen Herzleiden. Als Dirigent von stürkster Eindringkraft auf Mitwirkende und Hörer, schöpfte er aus seiner unermesslichen, männlich-kraftvollen, weniger aufs Verstandesmäßige als aufs Klangliche und Rhythmische gerichteten Natur tiefe Wirkungen. Namentlich die Brahms'sche Musik gab ihm viel zu denken. Als Orchesterleiter wurde er in der Nachfolge Hans v. Bülow's bei der Meininger Hofkapelle groß, die von 1902 bis 1914 bekleidete Stelle des städtischen Kapellmeisters in Köln sah ihn, den beliebten Gastdirigenten in den Konzertsälen Europas, auf der Höhe seines Ruhms. Phot. Nicola Perichod.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 56.

Düsseldorf, 2. September

1916.



Sonntagsspaziergang polnischer Mädchen.

9601

# Heimkehr.

Von Cecil Grabein.

**I**n der 1. 1. Tabaktrafik der Witwe Juliane Zeidler klingelte heute die Läden unaußhörlich. Und die Zeidlerin mit dem schwarzen „Mascherl“ im graumelierten Haar und dem wippenden Jungmädelschritt — wer sah ihr die 70 an? — Verkaufte, nimmermüd' im Antwortgeben, Tabak und Zigaretten, Schafkäj' wie Karten.

Heiß und sommerlich strahlen draußen Wiesen und Felder, Borsrud und Pyhrgas reden ihre Felsenleiber stolz in die flimmernd blaue Luft. Stolz als je. Kämpfen doch seit fast zwei Jahren Österreichs Söhne gegen den Feind in Süd und Ost. Kämpfen wie die Helden von anno 1813 draunten in Welschticol.

Manch einer hier aus Hospental ist dabei, auch der Zeidlerin Einziger, der Franz. Und er, der vorm Krieg nichts als ein lieblicher Tagdieb gewesen, der nichts kannt hat, als Gitarripielen, Bergsteigen und Gamsjagen hoch droben am Borsrud mit dem Grafen und dem Komtehl vom Schloß, seinem Jugendgespiel, — als einer der Kühnsten und Tapfersten ist er dabei, seitdem das große Bluten anhub.

Bei den Schipatrouillen damals in den Karpathen, bei den Gebirgskämpfen jetzt in Welschticol, den todbringenden. Er selbst schrieb nicht viel davon, desto mehr sein Kompagnieführer, der Vetter vom Komtehl. Nun brachten's aber sogar die Zeitungen, daß der Erzherzog selber ihn hat angesprochen.

Und heut sollt' der Franz auf Urlaub kommen. Kein Wunder, daß die Läden keinen Augenblick stillstand. Kein Wunder auch, daß die schwarzen Auglein der Zeidlerin aus Falten und Runzeln heraus blühten, wie die gepußten Fenster im Herrenstübl.

Ach, dies Herrenstübl — es gab weit und breit nichts Lieberes, nichts Traueres. Der Gewehrschrank vom Vater selig mit den Efeu-töpfen darauf, deren Serrant sich immergrün und tröstlich um das hohe Kreuzgewölbe des Zimmers schlang — das Kanapee im bunten Papageienüberzug — die tiefnischnigen Türen und Fenster mit dem Bauernedplaz und den Heiligenbildchen.

Waren rotwangige Apfel in zinnerner Schale auf dem Tisch gestanden, hatte der Franz seine Gitarre vom Gewehrschrank geholt, an dessen Kirschholz sie stets so schmeichlerisch lehnte — ach, nichts Schöneres hätt' sich das Mariele aus dem Merceder-Haus zu träumen gewußt, das neben der Zeidlerin still-lauschend saß, als —?

Sechzehn war's Mariele, fünfundzwanzig schon der Franz, und sein Vater ein Studierter gewesen, Fortamtspraktikant. Wär' dem nicht das Geld ausgegangen, nimmer hätte der auf den Niederhof geheiratet. Aber der studierte Vater wurde dem Buben zum Unglück. Er packte nicht hierhin, nicht dorthin. Bis Setunda hatte er das Gymnasium besucht, dann starb der Vater, und der Bub' mußte heim. —

Die Merceder aber waren von altersher Bäder, nichts als das. Groß und stark wie ihre Brollaiber die Männer, und gar lieblich anzusehen und knusperbraun wie Krapsen und Zöpf' in der Auslag' die Mädchen.

Ein starkes Blühen war um sie her — keine der andern hier hatte dies süßlich-leuchtende, hatte dies Strahlen im nachtdunklen Auge.

Ob alle auch nach ihnen schauten, der Zeidler-Franz doch nie! Und das Mariele wußt' wohl warum. Oft genug kam das Komtehl, schlank, blond, im Lederhut und Ledergürtel — Reitgerte unterm Arm — zum Bäder hineinspaziert — Schlagobst bestellend und den Zopf dazu. —

Draußen hielt der Franz hoch zu Ross — des Komtehl Pferd daneben — zum Austritt bereit.

Aber auch anders hat's Mariele die Komtehl gesehen. Tief drunten im Schwarzenbergwald, da hielt's nicht die Reitgerte, da hielt's den Vetter im Arm. Und ein Lachen war um die beiden, hell, glücksfroh über die Maßen.

Ob das der Franz auch gewußt? Gefragt hat's Mariele nicht, und selber hat's geschwiegen. —

Zwei Jahre gingen drüber hin, und nun stand Maria Merceder, die sich immer so gern hellstroh getragen, im schwarzen Trauerleide vorm weinumrankten Bäderhaus. Auf die flimmernde Straße zum Bahnhof schaut's hinunter. Heut sollt' der Franz heimkommen — ihr aber kam der Vater und der Bruder nimmer zurück. Die lagen lang schon in Rußland begraben.

Langsam fuhr der Zug vom Selztal her ein. Die Schuljugend war mit Fähnchen und Blumen zur Bahn, den Helden von Col Santo willkommen zu heißen. Die Zeidlerin aber war nicht dabei. Das hatte sich der Franz ausbedungen: — „Im Herrenstübl laß uns wiedersehen, Mutter, und wenn du's einrichten kannst — allein!“



Von der Weisfront: Stoßtrupp mit Stahlhelmen, zum Handgranatenkampf bereit.

Phot. Rud. Hallid.

Allerlei stolzes Träumen war der Zeidlerin da aufgestiegen — vom Komteß, dem Erzherzog und dem Franz. Herrgott, schafft der Krieg nicht Wunder? Und war sein Vater nicht ein Studierter gewesen, und die Waffenschmiede der Zeidlers einst weltberühmt? Hatte Radetzky hier nicht selber Zwiesprach gehalten?

Und also prangte im Herrenstübl die fröhlich-buntblumige Seidendecke aus jenen stolzen Tagen mit dem Alt-Wiener Porzellan darauf und den Merceder-Krapsen daneben, ganz so, wie's der Franz stets geliebt.

Und der Waldl, sein Getreuster, hatte ein schwarzgelbes Mascherl am Halsband, und das Cenzerl, das uralte Weiberl, das seit Menschengehenden der Zeidlerin Käp' gehütet und versorgt, hat Männerstiefel und — Rock abgelegt und schaut in den Weiberkleidern fast aus wie eins.

Anruhig tappelt es mühsam dem Waldl zwischen Haustür und Herrenstübl hin und her, immer zum Bahnhof schauend. An seinem Schritt, meint's, tät's ihn unter Hunderten rauserkennen, an dem federnd leichten. Nur der hat ihn, der die Genssen hoch droben an des Bostuds schwarzer Steilwand zu jagen weiß.

Ein Trupp kommt die schöne, tiefschattige Allee herunter, er muß es sein, denn die Kinder sind voran mit den Blumen und Fähnchen. Aber nicht lustig im Winde flattern sie — und da ist auch kein Jubilieren und Trillieren ihrer hellen Stimmen. Still, ganz langsam kommen sie daher, und hoch, knirsch't's da nicht wie Wagenräder. — Erschroden sperrt das alte Cenzerl den zahnlösen Mund auf — ein Wagen — ja, was soll der dabei?

Und plötzlich kreisch't's auf und stürzt ins Herrenstübl — „Jesses Maria — Frau! Der Franzl, — sie bringen ihn angefahren —“

Ja, im Rollstuhl fuhren sie ihn ins Herrenstübl hinein. Ein Bein hat er verloren, und ob er das andere je wieder wird brauchen können? — Sorgsamste Pfleg' und Ruhe vor allem, dann vielleicht — haben die Ärzte gesagt. Wo könnt' er das besser haben als daheim? —

So sah Juliane Zeidler den Einzigen wieder, so der Franz den Bostud, und so Maria — ihn. Aber geschrien hat's nicht, kam auch nicht angestürzt, war nur rasch ins Haus getreten, damit er sie nicht sah. Nimmer steigt er mit dem Komteß auf den Bostud, ihr erster Gedanke war's, und der barg nichts als Leid.

Sie hatten wohl oft im Dorf über die Zeidlers gespottet, weil's gar sowas Extras sein wollten. Aber als sie heut das sahen, wie die alte Frau es trug, ohne Wehklage — wie sie ganz wie sonst ihren Tabak und Käp' verkaufte, um keinen Heller sich verrechnend, wie sie's immer wieder kurz und doch freundlich erzählte. — „Ja, am Col Santo war's. Im Kampf um Leben und Tod, nur ein kleiner Trupp noch, doch ausharren mußte er. Und dann hat's den Kompagnieführer getroffen — ja, den Vetter vom Komteß. Getaumelt war er und abgestürzt. An einer Steilwand hing er — noch hielt ihn Strauchwerk.“

Keiner wagte den Stöhnenden zu retten, in der Feuerlinie der feindlichen Artillerie war's, und der Grat dort hinab schwindelnd, wie nur die Genssen ihn gehen.

Da hat sich der Franzl aufgemacht, ganz allein. Und der Baron wurde geborgen, würde auch gefunden an allen Gliedern — aber der Franzl, den die Granate getroffen, gerade als er sein Werk vollendet — der — —

Da hatten die Leut' scheu von ihr fortgeblickt und „Pfäu Gott!“ gesagt — und waren still hinausgegangen. Ja, tapfer hielt sich die Zeidlerin — aber als der Abend kam und seine schönen Sehnsuchtschleier auch über den schwarzen Bostud hängte, als der große Pphrgas nochmal aufflammte, fledenlos rein im letzten Abendsonnenschein — da war's vorbei mit ihrer Kraft — da kam's zum Mariele gelaufen: „Nicht mehr anzusehen ist's, wie der Bub zum Bostud hinstarrt. Ach, Mariele, ihm das, gerade das! Der die Berge und die Welt dort droben so geliebt wie keiner —“

Und unter den zitterigen, alten Händen der Juliane Zeidler perkten mühsam und schwer die Tränen. —

Ganz sanft hat's das Mariele gesprochen: „Auch der Vater und der Bruder haben die Heimat geliebt und mußten's hergeben für immer. Wenn Ihr meint, daß es ihm gut tät' — nur sagen muß ich's in der Backstube —“

Und hat sich doch zusammenreißen müssen, als sie ihn wieder sah. Schmal sah er aus, ganz scharf um Mund und Augen, und kein helles Grüßen drin wie ehedem.

„Tag, Mariele! — Ja, so schaut der Held aus! 's ist nicht mehr viel dran an ihm,“ und er wies erbarmungslos auf das linke leere Beinkleid. Glührot wurde das Mariele vor Schmerz — aber es schrie nicht auf, umschloß nur fester seine Hand: „Nicht doch — das Beste kam zurück, du selber!“ — „Wem kam ich zurück? Wem? Der Mutter zum Leide — der Dorfjugend als Invalid' mit der Denkmünz' und dem Holzbein. — Und drüben im Schloß —,“ er lachte bitter — „in der Chronik wied'rs stehen für ewige Zeiten, daß der Unteroffizier Zeidler damals beim Col Santo seinen Kompagnieführer, den Baron, mit eigener Lebensgefahr — gerettet. Herrgott, was schiert mich der papierne Ruhm!“ Hornig schlug sich der Mann auf das leere Beinkleid. „Das hier will ich wiederhaben, das! Ich kann, ich mag nicht als Krüppel weiterleben! Alle Tag' den Bostud sehen und — niemals wieder hinau! Mariele, sag: die Heimat so lieben und das ertragen?“

Ganz leise und behutsam sprach's das Mariele: „Und hast doch einfach ohne Besinnen dein Leben eingesetzt für den andern.“ —

„Einfach — ohne Besinnen? Wozu mich besser machen! Nein, besonnen hab' ich mich wohl. Denn den ich gerettet — das war der heimlich Geliebte von der Komteß! Hab's nicht gewußt, bis ich damals zu seiner Kompagnie gekommen. Da hat's an mich geschrieben — wenn sie mir ein klein wenig was wär, dann sollt' ich nie und nimmer den Leutnant aus den Augen lassen. Ich sollte ihr Glück schützen, in meine Hand vertraute sie es, die sie so oft sicher über den Bostud geleitet —“

„In deine Hand?“ — Wie ein Hauch klang's. — „Ja, wußte sie denn nicht, daß du selber —?“

„Sie wußte es,“ er lachte rauh. „Sollte 's wohl wissen. Aber schau, die Komteß wollt' ein bißel Romantiz, und das war ich, — aber Wirklichkeit und Zukunft, das war der andere. Nein, nein, du mußt sie nicht verurteilen — Märrheit und Schuld lagen bei mir, und die Sühne nun auch.“ —

Im Herrenstübl war's dunkel geworden, aber die Juliane Zeidler, die durch die Glasheibentür geduckt, brachte dennoch kein Licht. Still war sie zum Laden hinübergehuscht.

„Nur anders hatt' ich mir des Liedes End' gedacht, ihn ihr retten — und selbst nicht wiederkehren. Sie war mir wie 'ie Verglufft droben — ich mocht' nicht leben ohne sie. Nun ging mir beides verloren und ich soll weiterleben. Soll liegen müssen, untätig, und die andern im Kampfe wissen, in diesem mörderischen Kampf droben in den Bergen. Mädchen, Mädchen, du weißt nicht, was es heißt, Mann sein und jetzt nicht kämpfen dürfen. Es gibt nichts Härteres.“

Da stand Maria Merceder plötzlich auf, groß und schlank, wehmütig leuchtete ihre blühende Jugend aus dem dunkel-ernsten Gewand. Fremd und groß schlug ihre Stimme an sein Ohr: „Doch — Liebe haben — und nicht geben dürfen.“ —

Erschroden schaute er auf — aber als er nach ihrer Hand greifen wollte — da war sie längst hinaus.

Ihr Wort klang ihm nach. Wie königlich war sie dagestanden — und wie flaglos gegangen!

Wieder schaute er zum Bostud hinauf aber da war jetzt nichts als Finsternis und Schatten. Und plötzlich zuckte es ihm durch den Sinn. Warum nur immer die Heimat da oben sehen und suchen? Hatte sie nicht eben erdenwarm hier im engen Zimmer gewieilt. War sie nicht auch da, wo mütterliche Liebe um ihn bangte?

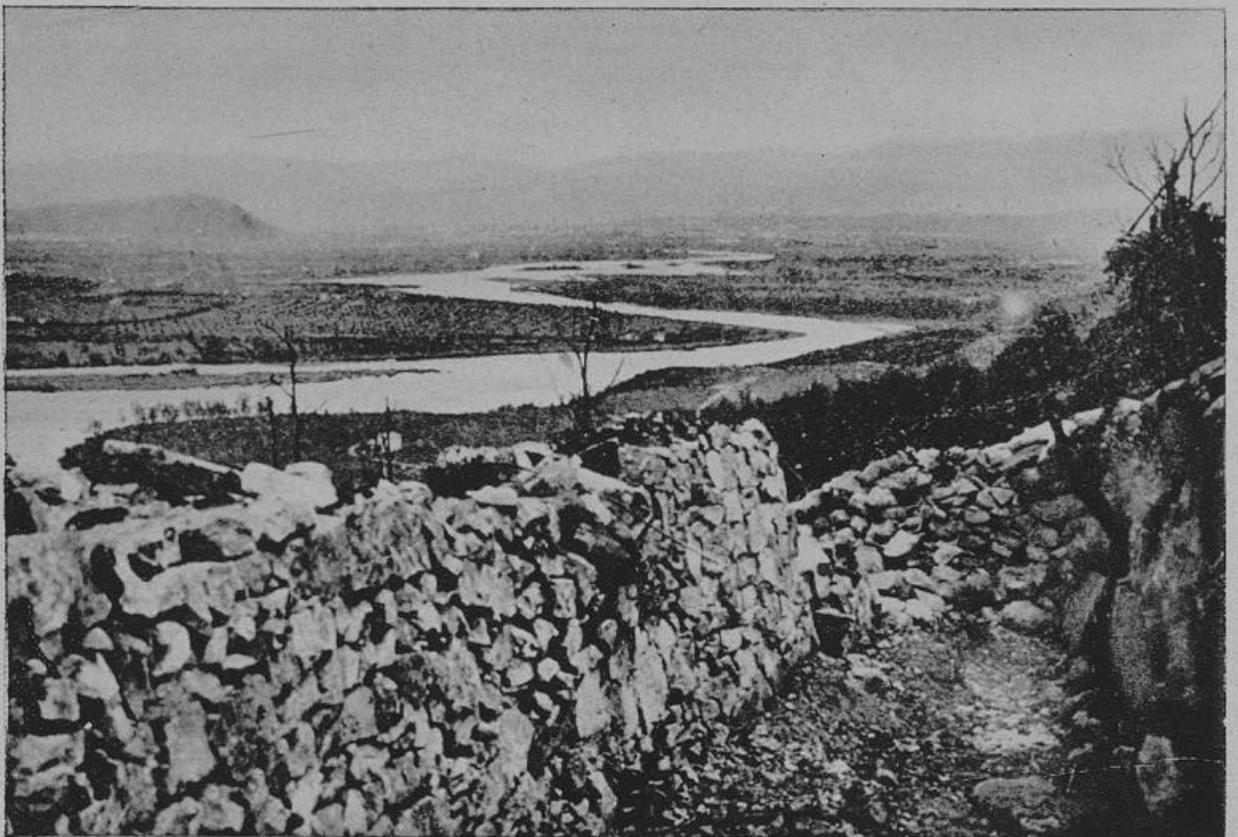
Ach, wie lang' wohl schon! Nicht bloß heut — nicht nur während des Krieges — viel länger. Jahre um Jahre. Aber er hatte nur immer nach oben gesehen.

Nun lernte er die Tiefe kennen, da, wo die alte Mutter immer schon in Not und Sorge, wo ein junges Herz sich heiß nach ihm sehnt, — aber er war an alldem vorüber gehaftet — höher hinauf — höher! —

Wie ein Befehl zog's durch seine Seele — „Mutter, treue Mutter, du — ich hab' heimgefunden! Nun will ich dir — will ich euch zum Segen leben!“ —



Zum deutsch-bulgarischen Vormarsch in Mazedonien: Deutsche Proviantkolonne am Doiran-See. Phot. Serf. Jll.-Gef



Dem österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz am Isonzo: Blick auf die Stadt Görz von den ersten italienischen Gräben am Monte San Michele aus. Nach einer italienischen Photographie.

# Der Patrouillengang.

Eine Erinnerung aus dem österreichisch-serbischen Feldzug.

Von Rudolf Smeykal.

Es war ein schwüler, sonndurchglühter Sommernachmittag. Kein Blatt regte sich in dem endlosen, mannshohen Maisfeld, das sich von der zitternden Luft überflutet zwischen uns und der gegenüberliegenden, mit mächtigen Eichen bewaldeten Höhe erstreckte.

Unsere Kompagnie hielt eben an einem schattigen Waldrande Rast. Erschöpft von dem vielstündigen Marsch ruhten unsere Leute mit den vom Sonnenbrand hochroten Gesichtern mit geschlossenen Augen auf den Tornistern. Sie hatten schwere Tage hinter sich. Mit beispielloser Zähigkeit wehrten sich die Serben im Kleinkrieg, der nach den ersten großen Niederlagen der Serben eingeseht hatte, und Tag und Nacht unsere Truppe in atemloser Spannung hielt.

Überfälle der Komitatschis waren an der Tagesordnung. Und die bestialischen Grausamkeiten, die täglich an Patrouillen, Nachzügeln und verirrten Mannschaften verübt wurden, stachelten die Soldaten zur Sie-dehige kaum verhaltener Wut.

Augenblicklich herrschte Stille, unheimliche Stille vor dem Sturm. Wir ahnten, daß ein großer, entscheidender Schlag geplant war. Alle einklausenden Befehle forderten die genaueste Feststellung der Zahl des heimtückischen Feindes.

Wir Offiziere standen gebückt von mächtigen Eichenstämmen erwartungsvoll, aufs höchste gespannt am Waldrand und musterten mit unseren Triedern unablässig den gegenüberliegenden Höhenrücken. Wir wußten, daß er von einer Komitatschibande besetzt war. Ebenfogut konnten sich aber auch reguläre Truppen in dem riesigen Forst aufhalten. Eine Division hätte sich spielend leicht darin verbergen lassen. Vor fünf Stunden hatte man zwei Patrouillen entsendet, um die beiläufige Anzahl der Gegner festzustellen. Die Aufgabe war sehr schwierig, denn die feindlichen Streitkräfte waren außerordentlich beweglich und täuschten leicht über ihre Stärke. Keine von beiden war bis jetzt zurückgekehrt. Wir warteten mit großer Ungebuld. Erst am nächsten Tage fanden wir die

Armen, den Hals bis an die Wirbelsäule durchschnitten, blutüberströmt im Walde liegend vor.

Ich erinnerte mich, wie ich in friedlichen Zeiten oft am Rande eines stillen Waldes gestanden, um auf einen schlanken Rehbod zu passen.

Ähnlich war unsere Lage. Nur galt unsere Aufmerksamkeit hier nicht einem edlen Wild, sondern einem blutdürstigen, schleichenden Segner. Wir hatten doch schon viele unserer wehrlosen Soldaten verstümmelt aufgefunden. Den Komitatschis war kein Rotes Kreuz, kein wackerer Gefangener, kein qualvolles Stöhnen eines tödlich Verwundeten heilig.

„Daß die verwünschten Patrouillen noch immer nicht zurück sind!“ murmelte der neben mir stehende Hauptmann R. halbblaut und nervös vor sich hin.

„Meinen Herr Hauptmann nicht, daß den Leuten am Ende irgendein Unfall zugestoßen sein könnte?“ wandte ich etwas beunruhigt ein.

„Unmöglich ist es ja nicht,“ meinte der Kompagniechef, und ließ das erhobene Binokle sinken. „Dieser Korporal Schreiner ist immer etwas vor schnell auf Patrouille. Aber der Zugführer Strad könnte doch schon zurück sein. Der war doch ein besonnener, ruhiger Mensch. Das Unangenehme an der Sache ist, daß wir nicht weiter können, bevor wir wissen, was im Walde da drüben los ist. Wir haben den Befehl, heute noch unbedingt die Stäcke des Gegners festzustellen, denn beim ersten Tagesgrauen gehen wir laut Befehl zum Angriff über.“

Ich zog schweigend meine Dose und zündete mir eine Zigarette an. Es war die letzte. Der erwartete Zigarettennachschub war leider nicht eingetroffen.

„Herr Leutnant!“ lönte plötzlich wieder die Stimme des Kompagniechefs.

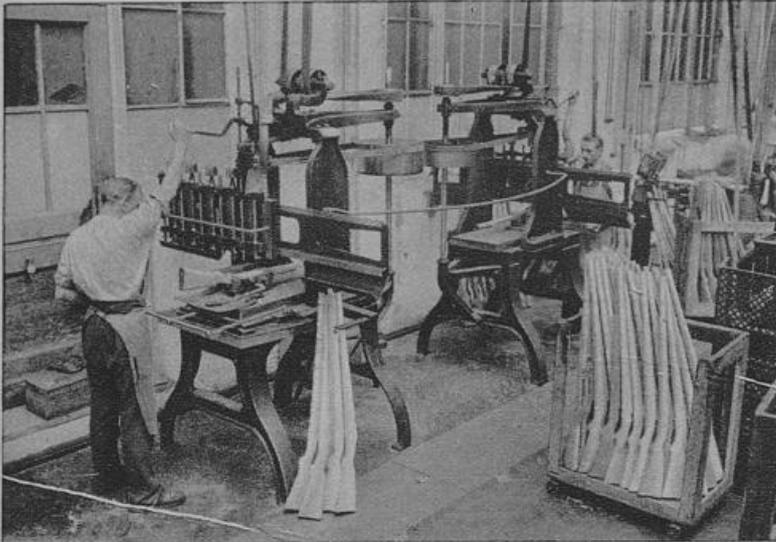
Ich trat zwei Schritte näher und schlug die Absätze zusammen. „Es bleibt nichts anderes übrig, die Befehle drängen, ich muß noch eine Patrouille zur genaueren Aufklärung hinüberschicken. — Bitte, nur kommod zu stehn! — Sie, Herr Leutnant,



Kapitänleutnant Walter Forstmann, Kommandant eines U-Bootes, erhielt den Orden Pour le Mérite.

Kapitänleutnant Forstmann wurde am 9. März 1883 als Sohn des Sanitätsrats Dr. Forstmann in Weiden (Nahse) geboren. Er trat mit 17 Jahren am 1. April 1900 in den Kaiserlichen Dienst. Am 1. Oktober 1909 ging er zu der in der ersten Entwicklung befindlichen U-Bootwaffe über. Er ist einer unserer erfolgreichsten U-Bootführer in diesem Kriege. Mehr als 100 feindliche Schiffe mit einem Gehalt von 260 000 Tonnen wurden von ihm versenkt; darunter mehrere Kriegsschiffe, Kriegsdampfer und bewaffnete Handelsfahrzeuge. Der Wert der von ihm versenkten Schiffe ist auf mehr als 600 Millionen Mark zu schätzen.

Phot. Paul Wagner.



Aus einer staatlichen Gewehrfabrik: Die Kopiermaschinen der Schaftfrägerei in Tätigkeit.  
Phot. Gebr. Haedel.

werden heute nacht mit einer kleinen Patrouille vorgehen und versuchen, den Wald unbemerkt zu umgehen und von der Rückseite hineinzukommen.“

„Jawohl, Herr Hauptmann. Ich werde eventuell nur vier tüchtige Patrouillengänger mitnehmen. Je weniger Leute, desto weniger Lärm und Aufsehen macht man im Wald.“

„Ganz richtig. Für diese Aufgabe gehört ein besonnener, entschlossener Offizier und einige verwegene Leute. Abgesehen, versorg' dich noch mit ein paar Zigaretten!“ fuhr er in außerordentlichem Ton fort und hielt mir das silberne Etui hin.

„Danke gehorsamst, Herr Hauptmann!“ sagte ich salutierend und nahm einige „Ägyptische“ entgegen.

Eine Minute später stand ich vor meinem Zug und wählte meine Leute aus. Dort sah Nawratil, ein schniger Bursch mit scharf geschnittenem Profil, kleiner Nase und schmalen Lippen. Er sah mit dem Tornister gegen einen Eichenstamm gelehnt und blinzelte verschmüht vor sich hin. Er war ein echter Prager „Pepit“. Im Zivil sechzehnmal vorbestraft: Diebstahl, Landstreicherei, schwere Körperverletzung, versuchter Raub usw. Im Frieden ein Paria unter den Menschen, hier im Kriege ein verwegener Bursch, schlau wie ein Fuchs und stark wie ein Bär. Weiter bestimmte ich Jan Konzit, gegen Nawratil allerdings ein Jugendbold, da er nur achtmal vorbestraft war. Dieser lag lässig im Moose und versuchte eben, geschnittenen Kommihtabal in Zigarettenpapier zu drehen. Ferner fiel meine Wahl noch auf Friedinger, einen hünenhaften, breitschulterigen Egerländer, und auf Sedler, im Zivil Akrobat bei einer reisenden Truppe, der seine affenartigen Sprünge und Kletterkünste schon öfter vor der Kompagnie zum besten gegeben hatte.

Es war zehn Uhr nachts. Hinter den zerfetzten Wolken glitt der Mond ruhig auf seiner gewohnten Bahn dahin. Lautlos nahm meine Patrouille ihren Weg durch das weite Maisfeld, das uns vom gegenüberliegenden Höhenrücken trennte. Nawratil ging als Spitze voraus. Obwohl die mehr als mannshohen Stengel unsern Marsch sehr erschwerten, kamen wir doch verhältnismäßig rasch vorwärts.

Nach dreiviertelstündigem Marsch ging es in einem weiten Bogen herum um den Wald.

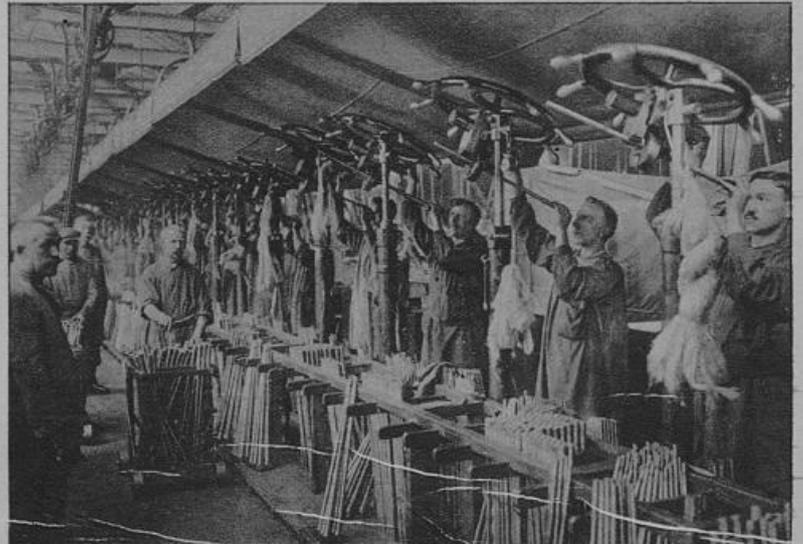
Nun glitten wir wie Schlangen aus dem Maisfeld heraus und krochen lautlos vorwärts, bis uns endlich der dunkle Eichenwald aufnahm.

Nun begann der gefährlichste Teil unserer Aufgabe. Ringsum war es stockfinster. Die weitverweigten Brombeerbeden verfangen sich in unseren Monturen. Dort und da stieß einer gegen einen Baumstamm und prallte dann taumelnd zurück. Dann lauschten und lauzerten wir wieder wie ein schleichendes Bild. — Eine wildfremde Gegend, die noch nie unser Fuß betreten, finstere Nacht und ein düsterer Wald, in dem sich der barbarische Feind aufhalten mußte. Bei jedem Schritt konnten wir auf einen schlafenden Komitatschi treten. Von Schritt zu Schritt wuchs unsere Spannung. In der webenden Dunkelheit standen die knorrigen Baumstämme wie sprungbereite Feinde, die Büsche wie lauernde, mordlustige Gegner. Das leiseste Geräusch sog unsere angespannten Nerven gierig auf. Das leiseste Knacken eines dürrn Astes ließ uns jäh zusammenfahren.

Nawratil ging voraus. Wie ein Raubtier wand er sich zwischen den Bäumen durch. Ich folgte ihm, die schußbereite Pistole in der Hand, mit dem Rest der Patrouille.

Unser Marsch mochte ungefähr 20 Minuten gedauert haben, da stand plötzlich Nawratil an meiner Seite und raunte mir leise zu: „Vane Leitnant, Komitatschi.“

Ich machte hastig einige Schritte vorwärts, da sah ich von Ferne zwischen den Bäumen einen roten Feuerfchein durchschimmern. Dort also war das Lager der gefürchteten Bande. Vorsichtig näherten wir uns bis auf etwa fünfzig Schritt. Nun gewahrten wir die hohen, hageren Gestalten, belleidet mit Lammfellmützen, umgekehrten Pelzen, weißen, weiten Leinenhosen und ledergesflochtenen Opanten. Aus den reich mit Patronen versehenen Ledergürteln ragten die haar-scharf geschliffenen Handscharen hervor. Es mußte gerade Essenverteilung sein, denn einer nach dem andern schnitt sich mit seinem Handschar von zwei gebratenen Hammeln eine Portion ab. Es war ein phantastisches, malerisches Bild, wie diese gefährlichen Gesellen in Gruppen umherstanden und um die Feuer herumlagen.



Aus einer staatlichen Gewehrfabrik: Geraderichten von Läufen für Gewehre und Maschinengewehre.

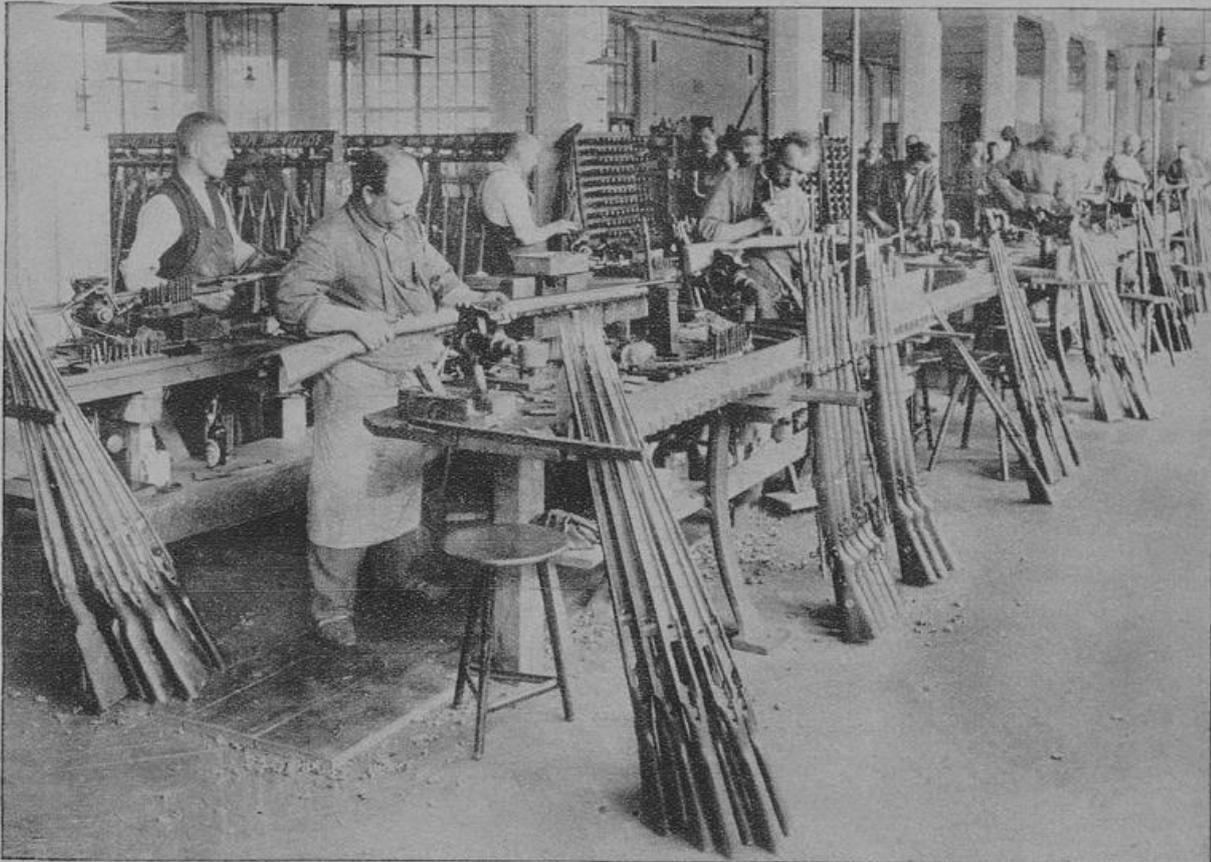
An der Form eines in das Laufinnere einfallenden Schattens erkennen die Arbeiter Krümmen im Lauf und geben mit dem Hebelrad der Maschine entsprechende Abhilfen.  
Phot. Gebr. Hara:!

Ich begann nun im Sinne meiner Aufgabe die Serben zu zählen, Es mochten meiner Schätzung nach ungefähr 200 Mann sein. Wir waren noch ganz in Betrachtung des bunten Lagerbildes versunken, als sich plötzlich vom Lager eine Patrouille von sechs Mann ablöste. Ich stand mit meinen Leuten auf einem jener schwach ausgetretenen Fußwege, die sich in jedem Walde finden. Gerade denselben Weg nahm die feindliche Patrouille.

„Nieder!“ flüsterte ich leise meinen Leuten zu. Wie Schatten krochen wir unter die rankenden Brombeerbeden und duckten uns lautlos am Boden. Mein linker Daumenballen preßte sich fest auf einen spitzen Dorn, doch ich fühlte keinen Schmerz. Meine Faust umspannte fest den Griff der Repetierpistole, der Finger lag am Fingel. — Trip, trap, trip, trap! Die Komitatschi kamen immer näher. Ein einziger Schritt vom

Nach einigen Schritten blieb ich gebannt stehen. Vor mir auf dem Boden wälzte sich ein keuchender, röchelnder Knäuel. Der Mond blinkte gerade durch die mächtigen Eichenwipfel. In seinem sahlen Licht gewahrte ich Nawratil und einen Komitatschi am Boden liegen. Die Finger Nawratils hielten den Hals des Serben umspannt und würgten denselben wie eine eiserne Klammer. Eben gelang es dem Serben mit der rechten Hand den Handschar aus dem Gürtel zu reißen. Im Nu hatte ich mich auf ihn gestürzt. Mit raschem Griff drehte ich das Handgelenk des Gegners nach einwärts, bis den Fingern der scharfe Dolch entglitt.

„Um Gottes willen, nur keinen Schuß, kein Geräusch!“ flüsterte ich meinen Leuten zu. Diese hatten sich inzwischen alle auf den Komitatschi geworfen. Ihre Hände klammerten sich würgend wie ein ehernes Band um seinen Hals. Sedler preßte ihm mit beiden Händen



Aus einer staatlichen Gewehrfabrik: Fertigstellen und Zusammensetzen der Gewehre.

Phot. Gebr. Haeckel.

Wege, und sie mußten auf unsere Körper treten. Jetzt mußte der entscheidende Augenblick kommen. — Ein sicherer Herzschuß dem, der zuerst über uns stolpern sollte, dachte ich, während mein Pulsschlag zu stocken schien.

Da, ein Schimmern von flatternden, weißen Hosen, ein leiser Luftzug, ein Zurückschnellen von getrockneten Brombeerzweigen und ein allmähliches Sichentfernen von Tritten.

Die Gefahr war vorüber. — Eine Minute mochte vergangen sein, da erhoben wir uns vorsichtig vom Boden. Wieder ein Lauern, Horchen und Wittern mit Anspannung aller Nerven. Dann ging es in einem großen Bogen um das Lager der Bande herum und weiter im tiefen Wald.

Wir mochten einige hundert Schritt marschiert sein, als plötzlich ein Geräusch an mein Ohr schlug. Ich lauschte. — Ein Herumschlagen, Keuchen, Röcheln und Brechen von Zweigen. Rasch sprang ich vorwärts. Der Rest der Patrouille folgte mir.

die Kappe auf den Mund. Plötzlich ein eigenartiges Geräusch, wie wenn menschliche Rippen von einer Eisenlinge auseinandergesprengt würden. — Konzil hatte dem Serben das Bajonett ins Herz gestoßen. — Ein verzweifeltes Schlagen und Stoßen mit den Füßen, ein gedämpftes Gurgeln und Stöhnen, dann ein kurzes Jucken. — Der Serbe war tot. — Wir warfen die Leiche in ein dichtes Brombeerstrüpp.

Ein Grauen überfiel mich, als wir nun wieder unsern Weg im Walde fortsetzten. Die Tat, die wir soeben verübt hatten, war ja nichts anderes als ein graufiger Mord. Und doch war er notwendig gewesen: Das Leben und die Sicherheit von vielen Kameraden, welche zu Hause Weib und Kind hatten, war davon abhängig.

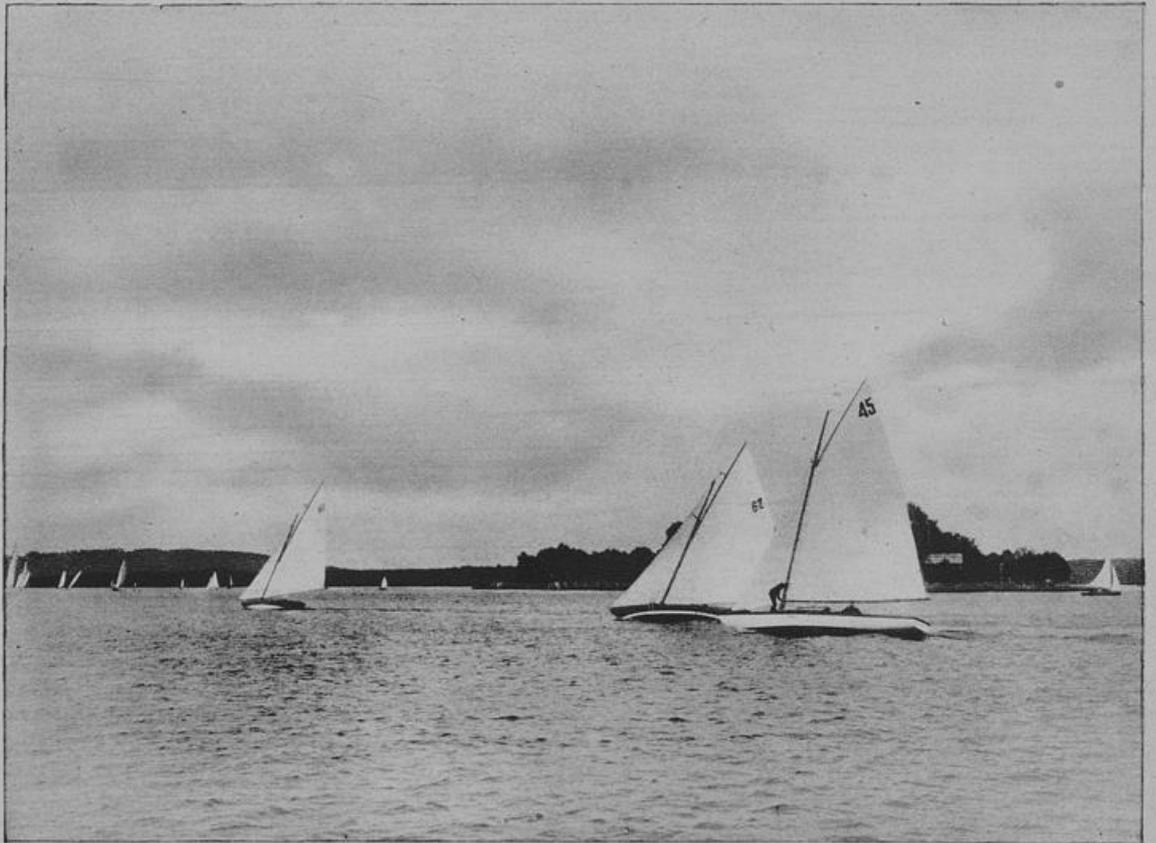
Ein ferner Lichtschein, welcher uns aus dem Walde entgegenleuchtete, schreckte mich plötzlich aus meinen Gedanken. Behutsam schlichen wir näher. Wieder hatten wir das Lager einer ungefähr zweihundertköpfigen Bande vor uns.

In respektvollem Bogen ging es um das Lager herum und weiter, immer weiter der Höhe entlang. Endlich dämmerte uns ein fahler Lichtschein zwischen den Eichenstämmen entgegen. Wir hatten den Ausgang des unheimlichen Waldes erreicht. Nawratil lauschte und horchte noch einmal vorsichtig, dann eilte er mit raschen Sprüngen in das angrenzende Maisfeld. Im selben Augenblick trachten einige Schritte rechts von uns mehrere Schüsse. Ich sah, wie Nawratil pfeilschnell im Maisfeld verschwand. Dann eilte eine ungefähre 25 köpfige Bande, welche vermutlich als Feldwache am Waldbrand gestanden, dem Flüchtigen nach.

Wir blieben in atemloser Spannung stehen. Uns hatte die Bande noch nicht bemerkt. Leider konnte ich mit meinen drei Mann nichts

Mochte sein Zivilleben auch viele Flecke aufweisen, hier im Krieg hatte er sich als mutiger, verwagener Burfche glänzend bewährt. Auch er gehörte zu denen, die ein verlorenes Leben im Kriege mit ihrem Herzblut gesühnt haben. —

„Halt! Wer da?“ hörte ich plötzlich den Posten rufen. Wenige Augenblicke darauf betrat eine schlante, sehnige Gestalt unsern Lagerplatz. Ich wollte fast meinen Augen nicht trauen: vor mir stand — Nawratil, in der linken Hand einen blutbefleckten Handschar, in der rechten eine Schweinsblase, wie sie bei den Serben als Tabaksbeutel verwendet wird. Er meldete sich salutierend und rief dann mit ver-schmihtem Grinsen: „Pane leitnant, nãme tabãl!“ („Herr Leutnant, wir haben Tabak!“) Gleichzeitig bot er mir den mit Zigarettentabak



Zum Beginn der Berliner Kriegs-Segelregatten: Eine Augenblicksaufnahme aus dem Rennen der 6-Meter-Renn-Yachten.  
Phot. W. Braemer.

unternehmen, um Nawratil zu retten. Durch das Bett eines Baches kriechend gelangten wir an einer andern Stelle endlich glücklich ins Freie. Ich orientierte mich mit dem Kompaß und fand nach einstündigem Marsche wieder glücklich meine Kompagnie, wo ich sogleich meinem Hauptmann die ersehnten Meldungen überbrachte.

Erschöpft warf ich mich dann auf meinen Rucksack, den mir mein Offiziersdiener unter dem Kopf zurechtrückte. Aber trotz meiner Ermüdung konnte ich keinen Schlaf finden. Die Ereignisse des gefährlichen Patrouillenganges zogen immer wieder in meiner Erinnerung vorüber. Was mochte mit Nawratil geschehen sein? Wahrscheinlich lag er schon verstümmelt mit starren Sägen, die Finger krampfhaft in die Erde gehohrt, an irgendeiner verborgenen Stelle im Maisfeld und wußte nichts mehr von unserm Kämpfen und Ringen.

gefüllten Beutel an. Ich lehnte lächelnd ab und fragte ihn sodann, wie es ihm aus der fatalen Situation geredet hätte.

„Pane Leitnant,“ meinte er grinsend, „die sakramenski Komitatzsi feins mir nachlaufen, und ich bin furrlaufen. Dann hab mich schmissen auf Boden und hab' lassen die Komitatzsi vorbeilaufen. Dann is noch ane kummen, ane Nachzüggle, und is grad auf mich loslaufen. Da hab' ich ihm Bajonnet durch Bauch in Herz stochen, weil dort weicher hineingeht wie durch Brust, und hab' Handschar und Tabak g'nummen, weil mi schon drei Tag' nix rauchen hab'n.“

Ich mußte bei seinen in nicht ganz einwandfreiem Hochdeutsch gegebenen Ausführungen herzlichst lachen.

Ja, ja, ein Nawratil ließ sich nicht so leicht fangen. Das wußten jezt die Komitatzsi ebenso gut wie die Prager Polizei.

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

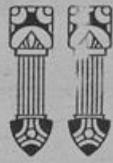
Nr. 37.

Düsseldorf, 9. September

1916.

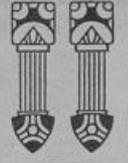


Ein Landungs-Detachement der K. u. K. Marine.



# Der Streckenkundige.

Erzählung von Konrad Jürgen.



Der Eisenbahnwerkstättenvorsteher Sidel zu B. . . in Weßfalen unterhielt sich soeben mit seinem Vertreter, dem Werkmeister Keilholz, über die Einführung einer neuen Diensterteilung, als kräftig an die Tür seines Amtszimmers geklopft wurde. Auf das „Herein“ des Vorstehers traten zwei Lokomotivbeamte, Führer und Heizer, in das Zimmer. Beide trugen den Kopf in einem Wundverbande, außerdem war die linke Hand des Führers verbunden.

„Ranu,“ rief der Vorsteher erstaunt, „ihr habt wohl eine kleine Kauferei auf der Maschine in Szene gesetzt?“

„Nicht zu knapp, Herr Vorsteher!“ rief der Führer, „das war schon mehr ein Kampf auf Leben und Tod. Gott sei Dank ist's aber noch gut abgelaufen —“

„Na, ich danke!“ rief der Vorsteher, mehr ärgerlich als erstaunt, „wie kann das bei einem alten Führer, wie Sie einer sind, überhaupt vorkommen?“

„Was wollen Sie machen, Herr Vorsteher, wenn es Ihnen an Hals und Krage geht?“ verteidigte sich der Führer.

„So schlimm haben Sie es gemacht, Kleefisch?“ wandte sich der Vorsteher in scharfem Tone an den Heizer.

„Hier liegt ein Mißverständnis vor, Herr Vorsteher!“ antwortete dieser schnell.

„Aber ein großes, wie mir scheint!“ polterte der Vorgesetzte mit seiner dröhnenden Bassstimme los, „ich wenigstens lapiere die Geschichte noch nicht. Wir wollen mal von vorn anfangen. Erzählen Sie mal, Sommerfeld, von A bis B.“

„Wir mußten gestern abend,“ begann der Führer, „einen Sondergüterzug, Koks für die Moselstrecke, übernehmen. In Duisburg wurde uns gelagt, daß die Strecke in Speldorf wegen Entgleisung gesperrt sei und der Zug deshalb über Großenbaum—Düsseldorf geleitet werden müsse.“

Da ich aber nun diese Strecke seit fünf Jahren nicht mehr befahren habe, mußte ich die Bestellung eines Streckenkundigen Begleiters verlangen. Dieser wurde denn auch sofort bei der Betriebswerkstätte angefordert.

Nach Verlauf von etwa zehn Minuten rief mir der Aufsichtsbeamte zu, daß der Streckenkundige jeden Augenblick bei mir eintreffen könne; ich solle dann sofort losfahren, da er das Fahrgleis unbedingt haben müsse. Da kommt aber auch schon ein Mann in Uniform mit eisigen Schritten auf uns losgestürzt. „Ist das der Sonderzug?“ schnarrt er zu mir herauf.

„Zawohl!“ sage ich.

Als ob er einer Kompanie Soldaten den Befehl zum Loslassen eines Luftschiffes geben müsse, brüllt er nun „Los denn!“ und schwingt sich auf die Maschine.

Ich setze den Zug in Bewegung. Der Begleiter legt wie zu militärischem Gruß flüchtig die Hand an die turmhohe Kälte- und stellt sich schnarrend vor: „v o n Potomsti!“

Ich sage auch nur kurz „Sommerfeld“ und öffne dann den Regulator noch weiter, damit wir schnell aus dem Bahnhof kommen.

Der Streckenkundige hat mittlerweile seine prächtige braune Ledertasche auf den Tender neben den Werkzeugkasten gesetzt und die schwarze Ledermappe geöffnet, jedenfalls um sein Dienstbuch in Ordnung zu bringen. Der Mann scheint in guten Verhältnissen zu leben, sagte ich mir; denn sein Überzieher sowohl als auch seine Kälte waren von feinstem Stoff und nach der neuesten Mode gearbeitet. Nach meinem Dafürhalten mußte er mindestens zwei Meter groß sein; die aufgewirbelten Spitzen seines mächtigen Schnurbartes ragten seitwärts bis über die Augen. Jetzt klappte er seine Mappe zu und legte diese neben seine Tasche. Dann dreht er sich um und fixiert nun Kleefisch, meinen Heizer.

„Kleefisch — heiß ich!“ beklammert dieser.

„Warten Sie gefälligst, bis Sie gefragt werden!“ schnauzt ihn da der Streckenkundige an.

Ehe einer von uns hierauf etwas sagen kann, wendet er sich an mich mit der Frage, ob ich bei diesem Tempo auch frühzeitig genug anzukommen hoffe?

„Warum denn nicht?“ meine ich etwas unwirsch, um dann doch die Frage hinterher zu stellen, ob uns der Personenzug vielleicht auf den Fersen sitze?

„Ach, Unsinn!“ schnarrt er da herunter. „Mit den Personenzügen haben wir hier nichts zu schaffen, hier handelt es sich darum, daß wir nicht von den Amerikanern überholt werden!“ —

Nun wußte ich wohl noch von früher her, daß man die von Bliflingen kommenden Schnellzüge „Holländer“ nannte, aber von „Amerikanern“ wußte ich nichts. Vielleicht hatte man einige Schnellzüge umgetauscht. Den hochnäsigen Kerl aber mochte ich dieserhalb nicht fragen. Immerhin aber öffne ich den Regulator noch weiter.

Da fällt mich der Streckenkundige von neuem an: Wie lange ich mich im Dienst befände?

Das war mir doch ein bißchen zu bunt. „Warum wollen Sie das von mir wissen?“ frage ich in gereiztem Tone.

„Weil ich diese Notizen wegen der neuen Nachtdienstregelung haben muß!“ schreit mich der Kerl an.

„Davon ist mir nichts bekannt!“ rufe ich, schon ganz papig.

„Taurig genug!“ brüllte der Streckenkundige und fügte dann in wesentlich milderem Tone hinzu:

„Die Notizen müssen auch in die neuen Nachweisungen hinein, die jede Station auf meine Anregung hin führen muß.“

„Sie, — Sie haben das angeregt?“ rufe ich zurück und bejeh mir den Mann von oben bis unten.

„Zawohl!“ schreit er und wirft sich stolz in die Brust. „Ich habe noch ganz andere Dinge in Gang gebracht. Wenn ich hier fertig bin, werde ich schon dafür sorgen, daß noch manches Veraltete umgetrempelt wird —“

„Wenn der Kerl nicht schon verrückt ist, dann steht er wenigstens dicht davor,“ denke ich bei mir. „Was soll das zum Beispiel heißen wenn ich hier fertig bin? Ist er etwa nur vorübergehend in Duisburg?“ Und nun glaubte ich plötzlich Licht in der Sache zu sehen. Unser Streckenkundiger war sicher ein Anwärter für die höheren Stellen im Maschinen dienst und gehörte wahrscheinlich zu denjenigen Herren, die sich durch allerhand Vorschläge zu Verbesserungen besonders hervorheben wollen und am liebsten gleich Dezernent bei der Direktion werden möchten.

„Wieviel profitieren Sie bei der neuen Gehaltserhöhung?“ ist die neueste Frage, die er an mich richtet.

„Neue Gehaltserhöhung?“ frage ich erstaunt, „die gibt's nach zehn Jahren vielleicht mal wieder.“

„Ach wo, Unsinn, Mann!“ schreit er. „Die neue Liste liegt längst fertig im Ministerium. Wieviel Jahre sind Sie im Dienst?“

„Na, so achtunddreißig Ruhegehaltjahre werden wohl herauskommen,“ sage ich.

„Diese achtunddreißig Jahre werden mit Ihrem letzten Gehalts-lage vervielfacht —“

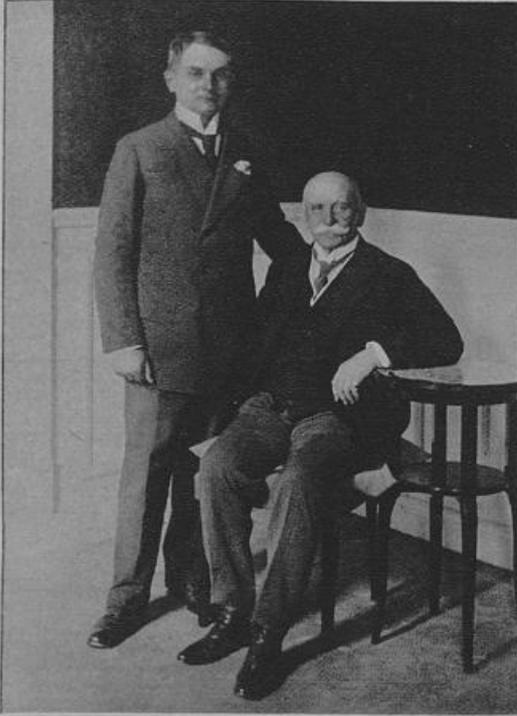
„Donnerwetter!“ schreie ich geradezu, „das wäre ja famos!“

„Lassen Sie mich doch austreden,“ brüllt er mich an. „Diese Summe wird natürlich durch eine bestimmte Zahl geteilt.“

„Das dürfte nicht kommen!“ rief ich und suchte die Gesichtszüge des sonderbaren Heiligen zu erforschen, ob ich etwa schon ein deutliches Zeichen von Wahnsinn entdecken könnte.

Ohne auf meine Einrede zu achten, fährt er fort:

„Immerhin werden Sie bei Ihrem Dienstalter mindestens 10 000 Mark Ruhegehalt erhalten —“



Kapitän König und Graf Zeppelin in Bremen.  
Phot. A. Moeßigart.

Mir entfällt plötzlich der Mut, hierauf etwas zu erwidern. Jeder Zweifel war hier ausgeschlossen, der Mann hat nicht etwa nur einen Defekt, der war vollkommen übergeschnappt. Das konnte ja eine schreckliche Geschichte geben.

Mein Stillschweigen schien den Mann zu beleidigen.

„Ich habe die neue Liste zufällig bei mir,“ schreit er, „ich will Ihnen die neuen Sätze vorlesen.“

Damit knöpft er seinen Ueberzieher auf und zieht aus dessen innerer Tasche ein längliches Heft hervor. Kleefisch öffnet die Feuertür, damit der Herr besser lesen kann. Der beugt sich näher zum Feuer hinab, um die „richtigen Zahlen“ finden zu können.

Ich aber habe für die neue „Gehaltsliste“ plötzlich alles Interesse verloren, voll Staunen starre ich auf die Pitemla des „Streckenkundigen“. Der Mensch gehörte ja gar nicht zum Maschinenpersonal; den Kragen des Rockes zierten zwei gekreuzte Blitze, also das Abzeichen der Telegraphisten.

Diese Entdeckung aber verjagte mich in eine solche Wut, daß ich jede Vorsicht vergaß und mich zur größten Dummheit hinreißen ließ, die ich in diesem Falle vollbringen konnte. Ich stürzte mich auf den Menschen und schüttelte ihn so stark, wie ich konnte.

„Wie kommen Sie auf die Maschine, Mensch? Wer sind Sie eigentlich?“ schreie ich ganz aufgeregt.

Im nächsten Augenblick flog ich auf meinen Stand zurück. Der Kerl hatte mich wie eine Kuppe fortgeschleudert. Hoch aufgerichtet, in drohender Haltung stand er vor uns. Die „Gehaltsliste“ war wieder verschwunden, dafür aber bligte in der Rechten des Mannes der Lauf eines Revolvers auf.

„Sie sind wohl verrückt geworden?“ brüllt er mich an. „Wie kommen Sie dazu, einen höheren Vorgesetzten tödlich anzugreifen? Habe ich mich Ihnen nicht vorgestellt, Sie Schlafmüde? Ich bin der Geheime Ober-

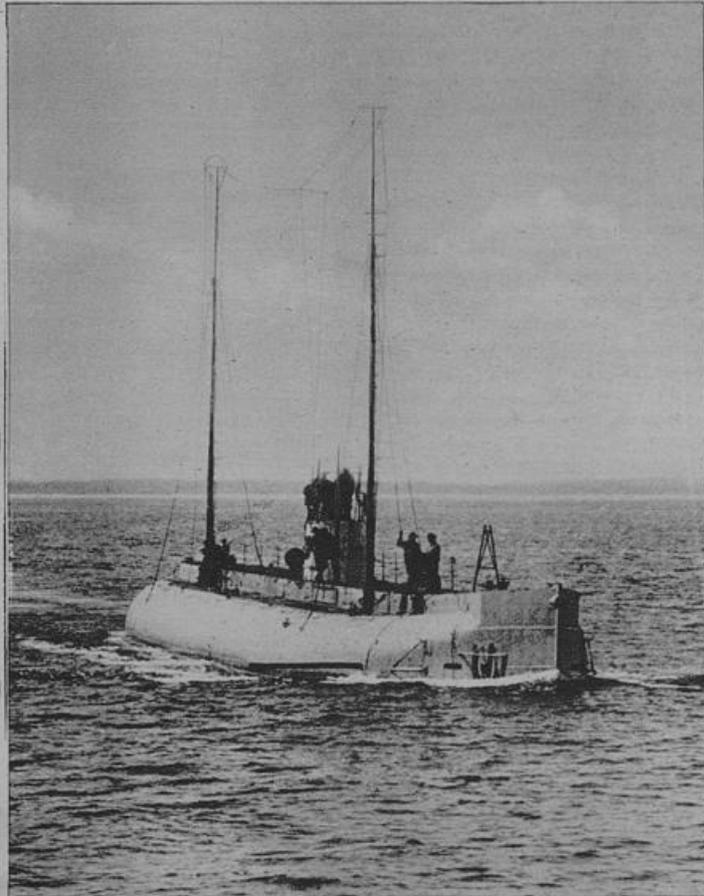
regierungsrat von Potomski, Vortragender Rat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, verstanden!? Ich bin heute telegraphisch nach Berlin befohlen worden, um dem Herrn Minister und Seiner Majestät Vortrag über meine neueste Erfindung zu halten. Glauben Sie denn etwa, daß ich mich diesen Sonderzug für nichts und wieder nichts bestellt hätte? Komme ich nicht rechtzeitig nach Berlin, hat Ihre letzte Stunde geschlagen, das merken Sie sich gefälligst. Und daß ich nicht etwa spaße, will ich Ihnen sofort beweisen —“ und ehe ich noch weiß, was der Mensch will, blüht ein Feuerstrahl vor mir auf, der Schuß kracht, die Kugel pfeift dicht an meinem Kopfe vorbei und durchschlägt die Scheibe meines Ausgudfensters.

„Jetzt wissen Sie Bescheid!“ schreit der Kerl von neuem, „und nun sage ich Ihnen: Voll Dampf voraus, oder es geht Ihnen schlecht!“

Was nun beginnen? Den Zug zum Halten bringen? Nein, sagte ich mir sogleich. Wir würden dadurch nicht nur nichts gewinnen, sondern im Gegenteil die Lage verschlimmern. Kleefisch und ich würden diesen Riesentext niemals allein bändigen können. Ehe uns aber das Zugpersonal zu Hilfe kommen konnte, hätte uns der Wahnsinnige längst töten können.

Die einzige Möglichkeit der Rettung bestand darin, daß wir mit dem Zuge bis Düsseldorf-Derendorf durchfahren konnten, ohne unterwegs halten zu müssen. Weder in Großenbaum noch in Calcum, den beiden Unterwegsstationen, war Personal im Bahnhof zur Stelle, das uns hätte helfen können. Mußten wir daher auf einem dieser beiden Bahnhöfe halten, so lag die gleiche Gefahr vor, als wenn wir jetzt auf freier Strecke hätten halten wollen.

Nun wußte ich aber von früher her, daß um diese Zeit einige Personen- oder Schnellzüge dicht hinter uns liegen mußten. Wenn wir nun mit unserem Zuge kein lebhaftes Tempo einschlagen würden, stand zu befürchten, daß man uns auf diesen Unterwegsstationen in ein Nebengleis einfahren lassen würde, um von dem hinter uns liegenden Schnellzuge überholt zu werden. Dies alles hatte ich blühschnell überdacht, und ich öffnete den Regulator auf volle Fahrt. Die Bäume des Duisburger Waldes flühten nur so an uns vorüber.



Das Untersee-Frachtschiff „Deutschland“ in Fahrt an der Oberfläche des Meeres.

Der Zug nahm mittlerweile geradezu eine fast beängstigende Schnelligkeit an.

Ich wußte, daß ich lauter schwere Wagen im Zuge hatte, weshalb ich unter den ohwaltenden Umständen die Uberschreitung der zulässigen Fahrgeschwindigkeit glaubte verantworten zu können.

Eine große Gefahr bei dem rasenden Laufe bestand jedoch in einem möglichen Übersahren der Bahnhofsabschlußsignale. Würden wir zum Beispiel im Bahnhof Großenbaum „durchrutschen“, so war zu befürchten, daß wir mit dem schweren Zuge in das große Walzwerk, die Hahnschen Werke, hineingerieten und hier die größten Verwüstungen anrichten könnten. Das Werk selbst liegt dem Stationsgebäude gegenüber, das Anschlußgleis der Werke zweigt dicht hinter dem Einfahrtstellwerk ab.

„Sie!“ schreit jetzt der Bahnsinnige und blickt mich mit seinen wildrollenden Augen drohend an. „Weshalb haben Sie sich übrigens bei mir nicht gemeldet, wie das Vorschrift ist?“

Ich bin über diese Frage so verwirrt daß ich hierauf nicht sogleich eine Antwort finden kann. Da hebt der Kerl aber auch schon wieder seinen Revolver und zielt nach meinem Gesicht. Während schreit er: „Antworten Sie, oder —!“

In diesem kritischen Augenblick schreit Kleefisch:

„Wir haben Euer Erzellenz gar nicht gefannt!“

Im Nu sank der Revolver herunter. „Aber jetzt kennen Sie mich, nicht wahr?“

„Jawohl, Erzellenz!“ brüllt Kleefisch wie besessen.

Das Wort Erzellenz scheint eine besänftigende Wirkung auf ihn ausgeübt zu haben, denn seine Stimme hatte völlig den drohenden Ton verloren, als er jetzt zu Kleefisch meinte: „Sie scheinen ein sehr vernünftiger junger Mann zu sein —“

In diesem Augenblick riß es mich förmlich zusammen. Als ob's mein eigenes Herz getroffen hätte, zuckte ich bei dem klatschenden Geräusche zusammen, das jetzt die Maschine verursachte. Wir waren über Weichen gefahren, und als ich jetzt mit erschrockenen Augen aufsehe, merke ich, daß wir uns bereits im Bahnhof Großenbaum befinden.

Herr Gott im Himmel! Keiner hatte nach dem Stande des Einfahrtsignals gesehen. Hatte es nun rot oder grün, „Halt“ oder „Freie Fahrt“ gezeigt? Und der Zug rast weiter. — Ich will mich jetzt von dem Stand des Signals überzeugen, drehe mich um und pralle erschrocken zurück; ich starre direkt in den Lauf des Revolvers, den mir der Bahnsinnige vors Gesicht hält. — „Los! Vorwärts!“ brüllt er, „wir sind erst in Magdeburg!“

Aber stärker noch als die Angst vor der Kugel ist mein Entsetzen vor dem Gedanken, daß wir in das Walzwerk hineinkamen konnten. Große Feuergarben sehe ich aus den Schloten des Riesenwerkes gegen den Himmel steigen, und mir erscheinen sie als die Vorboten von dem drohenden Untergang der Welt.

Mit weit aufgerissenen Augen fiere ich auf die Schwellenkapsel, die nach meiner Erinnerung viel weiter rechts stehen mußten, an denen wir aber jetzt dicht vorbeiraufen. Doch blitzesgleich kommt mir der Hoffnungsgebante, daß dies Täuschung sein kann. Aber auf der andern Seite, wo Kleefisch stand, da gab's ein sicheres Kennzeichen, an dem ich erkenne konnte, ob wir uns auf falschem Gleise befanden oder nicht.

Führen wir auf dem richtigen Gleis, so durfte an der Seite, wo Kleefisch stand, nur ein Gleis zu sehen sein. Es war dies das Hauptgleis für die Züge nach Duisburg. Waren hier aber mehrere Gleise zu sehen, dann war dies ein sicheres Zeichen dafür, daß wir in das Werk hineinkamen.

„Kleefisch!“ schreie ich, „wie viele Gleise liegen an Ihrer Seite?“

„Zwei!“ schreit er zurück.

Mir flimmert's vor den Augen Habe ich recht gehört?

„Los! — Los!“ kreischt der Bahnsinnige und fuchelt mit dem Revolver in der Luft umher. Ich aber taumle gegen die Steuerung.

„Verloren! — Verloren!“ gellt es in mir. Ich will die Dampfpeise in Tätigkeit setzen, ich will den Regulator schließen, ich will die Steuerung herumreißen, ich will Gegenampf geben, — alles dies will ich ausführen und — kann es nicht, meine Arme sind vor Entsetzen gelähmt, — und der Zug rast weiter. Eine fatalistische Stimme in mir flüstert mir beruhigend zu:

„Laß doch ruhig laufen, zu retten ist ja doch nichts mehr, desto eher ist's zu Ende mit dir. Da wird's plötzlich grell hell vor meinen Augen, — in glühendrote Masse scheint alles getaucht. — Das ist das Ende, — sage ich mir. Wir fahren unmittelbar in einen der glühenden Ofen hinein. Unwillkürlich greife ich mit beiden Händen nach der Steuerung, um einen Stützpunkt bei dem Aufprall zu haben. Ich schließe die Augen mit der Gewißheit, daß ich sie lebend nicht mehr werde zu öffnen brauchen. Jeden Augenblick erwarte ich den Zusammenstoß, einen andern Gedanken vermag ich überhaupt nicht mehr zu fassen. — Und der Zug rast weiter

Ein lautes Knirschen läßt mich jäh die Augen wieder aufreißen. Zu meiner Rechten sehe ich eine geschlossene — Begehrtaule. Wir überfahren den Übergang, der, wie ich noch wußte, vom fahrenden

Zuge aus gerechnet hinter dem Werke lag, — wir waren gerettet, und als ich einen dankbaren Blick zum Himmel hinaufsenden will, da sehe ich auch nach oben den grünen Schimmer von dem Ausfahrtssignal, das für uns „Freie Fahrt“ bedeutete.

„Nun noch glücklich durch Calcium, und wir sind gerettet,“ jagte ich zu mir selbst, während ich noch an allen Gliedern zitterte und bebte. Und der verrückte Kerl will mir mit seiner Schießwaffe wieder auf den Leib rücken, weil ich sein Patent noch nicht kenne, wie er sagt. Der brave Kleefisch aber hält die „Erzellenz“ fest und fragt an, ob er nicht dem Vortrag beizuhören könne, den die Erzellenz halte?



Vorderansicht der neuen Hindenburg-Büste von Prof. Fritz Klimsch im Elberfelder Kaiser-Wilhelm-Museum.

Die Schöpfung Klimschs, die einer Stiftung kunstsinziger Bürger der Stadt Elberfeld ihre Entstehung verdankt, ist die erste Hindenburg-Büste in öffentlichem Besitz. Sie ist in Bronze ausgeführt.

„Nein!“ antwortet der Ire nach kurzer Überlegung, „das Hofmarschallamt würde es nicht zulassen. Aber“ — fuhr er dann in gönnerhaftem Tone fort — „ich will Ihnen sagen, worum es sich handelt, denn morgen steht's ja doch in allen Zeitungen. Also meine Erfindung, die in der ganzen Welt ungeheures Aufsehen erregen wird, besteht in einer elektrischen Blockeinrichtung, die es ermöglicht, die Signale für sämtliche Züge eines Direktionsbezirks von einer Stelle aus zu bedienen. Dadurch wird es unmöglich gemacht, daß in Zukunft noch Zusammenstöße vorkommen können. Das hat die Welt mir zu verdanken. Die Amerikaner sind hinter meiner Erfindung her, wie der Teufel hinter einer armen Seele. Deshalb habe ich es auch so eilig, daß die Sache mit dem Patent erledigt wird.“

Und nun legte er Kleefisch die einzelnen technischen Teile seiner „elektrischen Blockeinrichtungen“ auseinander. Ich hörte nur mit halbem Ohr hin, denn meine Sorge drehte sich nunmehr noch um das Einfahrtssignal zum Bahnhof Calcum. Wie würden wir dies antreffen?

Und da, — ich spüre, wie mein Herz wieder zu heftigem schnellem Pochen einsetzt, — sehe ich's auch schon schimmern, noch weit vor mir am Horizont: ein winziges, kleines, rotes Pünktchen, das sich aber mit schier unheimlicher Schnelligkeit zu einer vollen runden Scheibe formt. Und meine fiebernde Aufregung läßt mich die Feuerkugel da vorn in verdreifachter Größe sehen.

Der Fahrdienstleiter in Calcum mußte unsern Zug in das Überholungsgleis einfahren lassen, entweder weil ein Schnell- oder Personenzug dicht hinter uns lag, oder aber, weil der Fahrdienstleiter im Bahnhof Düsseldorf-Derendorf die Annahme unseres Zuges wegen Überfüllung seines eigenen Bahnhofes verweigert hatte. Der Calcumer Beamte aber hatte jedenfalls durch das Streckenpersonal Kenntnis davon erhalten, daß sich unser Zug in rasendem Tempo bewege. Er zog es deshalb vor, unsern Zug mal zunächst vor dem Bahnhof halten zu lassen, da bei einer sofortigen Freigabe der Einfahrt ein „Durchrutschen“ des Zuges im Bahnhof zu befürchten war.

Und diese Befürchtung war nur allzu berechtigt. Bei der rasenden Geschwindigkeit und der Schwere unseres Zuges war an ein rechtzeitiges Halten nicht zu denken, wenn ich nicht rechtzeitig Gegenmaßregeln traf.

Blitzschnell hatte ich diese Umstände erwogen und mich zu dem Entschluß aufgerafft, den Bremsern des Zuges mit der Dampfspeife das Zeichen zum Anziehen der Bremsen zu geben. Unbemerkt um die Angel, die mich in der nächsten Sekunde niederstrecken konnte, ziehe ich mit einem jähen Ruck an dem Griff der Dampfspeife, um das vorgeschriebene Haltssignal zu geben.

Wie ein zu Tode getroffenes Raubtier heult meine Maschine gellend in die stille Einsamkeit hinein, ein-, — zweimal, — dann aber, ehe sie den vorgeschriebenen dritten Ton von sich geben kann,

bricht der zweite Ton ebenso jäh ab, wie der erste begonnen hatte; der Wahnsinnige hatte sich auf mich gestürzt und meine Hand mit brutaler Gewalt von dem Griff der Dampfspeife fortgerissen.

„Sind Sie des Teufels, Herr?“ brüllt er mich an. „Sie hegen uns mit dem Spektakel ja die Amerikaner auf den Hals! Wie kommen Sie dazu? — Antwort!“

Und wieder blickt mir der blanke Lauf des Revolvers entgegen. Ich aber denke nun, so oder so verloren und will dem Kerl eben an den Hals springen, als Kleefisch plötzlich brüllt:

„Vorsicht, Egzellenz! Da vorn steht ein Wagen!“

Mit einem Satz springt da der Kerl auf den Tender, mitten in die Kohlen hinein, um Ausschau nach dem Wagen zu halten.

„Kleefisch!“ stoße ich jetzt schier atemlos hervor, „wenn ich jetzt den Regulator herumreife, dann werfen Sie im gleichen Augenblick die Bremse herunter. Der Kerl fällt dann entweder auf die Nase oder auf den Rücken. Wir fallen dann gleichzeitig über ihn her, verstanden?“

Während Kleefisch bejahend nickt, schreit der Wahnsinnige von den Kohlen herunter:

„Wo ist der Wagen? — Was für ein Wagen ist das?“

„Da vorn der Pulverwagen ist!“ schreit Kleefisch.

„Pulverwagen?“ brüllt der Kerl und springt wie besessen auf den Kohlen herum.

Ich aber stürze auf meinen Stand zurück. Die Bremsen mußten ja denken, ich wäre übergeschnappt, weil ich vorhin mit den zwei Tönen das Signal „Bremsen los“ gab, — und das bei dieser rasenden Fahrt!

Jetzt aber wollte ich um jeden Preis das Verhängnis nachholen. Nur wenige Schienenlängen trennen uns noch von dem Signal, das wie zum Hohn, noch immer rot zeigt. Hastig greife ich mit der Linken nach dem Regulator, will jedoch vorher noch schnell mit der Rechten das Haltssignal geben. Doch kaum habe ich an dem Griff der Speife gerissen, als ich auch schon unwillkürlich hastig die Hand wieder zurückziehe, so daß nur ein kurzer scharfer Ton hörbar wurde. Gleichzeitig läßt meine Linke den Regulator fahren und Kleefisch läßt seine beiden Hände schnell von der Bremse sinken.

Meine Augen, die wie hypnotisiert stets nach dem roten Licht gestiert hatten, weiteten sich unwillkürlich und vermochten es im ersten Augenblick nicht zu fassen und wollten sich selber nicht trauen; das rote Licht hatte sich im letzten Augenblick in grün verwandelt und, was ungleich wichtiger war — es erschien nur ein Licht, das Zeichen also dafür, daß wir das Hauptgleis befuhren, also keine Gefahr liefen, den Pressbod über den Haufen zu rennen, wie ich schon befürchtet hatte. Und jetzt sehe ich auch schon das grüne Licht, das uns angab, daß wir auch „Ausfahrt frei“ haben.

Ich aber bin über unsere abermalige Rettung so froh, daß auch die Anwesenheit des Wahnsinnigen ein gut Teil ihres Schreckens



Seitenansicht der Hindenburg-Büste von Prof. Fritz Klimsch im Elberfelder Kaiser-Wilhelm-Museum.

Die Büste zählt zu den besten Arbeiten Klimschs; die Ausprägung des Kopfes in seinen kraftvollen Umrissen, die Charakterisierung des geistig überlegenen Schlachtendekors ist meisterlich gelungen. Das Werk wurde von Oberbürgermeister Junst mit einer Ansprache der Öffentlichkeit übergeben.

einbüßt. Ja, ich empfinde sogar Mitleid mit dem armen Kerl und will ihm deshalb eine Freude machen. „Erzcellenz!“ rufe ich auf den Kohlenberg hinauf, „wir kommen viel zu früh an!“

Im Nu steht er bei mir und funfelt mich mit seinen rollenden Augen wild an.

„Meinen Sie?“

Meine Dreistigkeit wächst. Ich ziehe meine Uhr und zeige auf das Zifferblatt. „Sehen Sie hier, Erzcellenz, mindestens eine halbe Stunde!“

Er stiert auf das Zifferblatt, holt dann seine eigene Uhr heraus und scheint eingehend zu vergleichen.

„Wahrhaftig, es stimmt!“ ruft er dann laut, „das hat ja famos gegangen, das hätte ich nicht gedacht.“

„Wie sind wir aber auch gefahren!“ schreie ich, „150 Kilometer in der Stunde!“

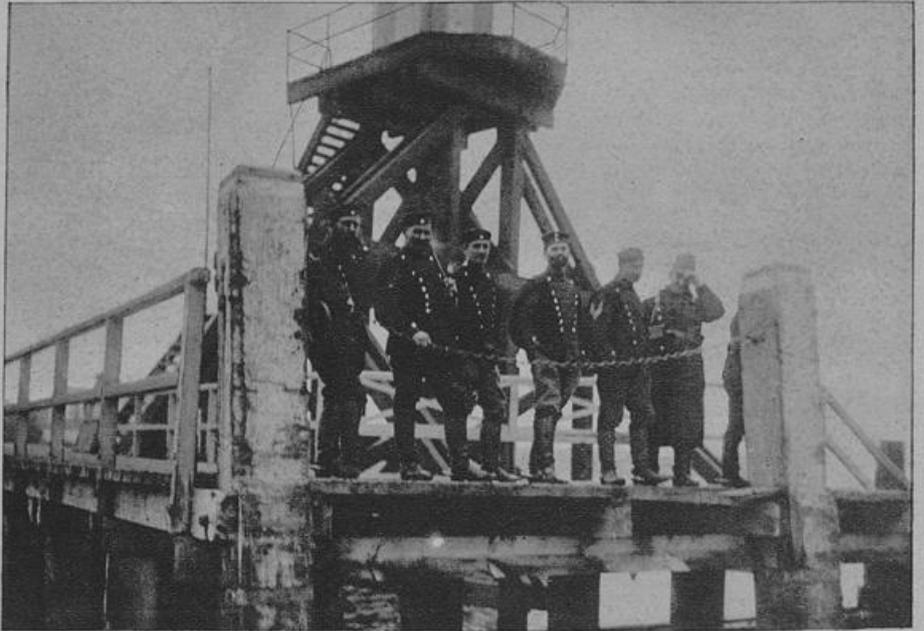
„Famos! Großartig!“ brüllt er und klatscht vergnügt in die Hände. „Das machen uns die Amerikaner auch nicht nach.“

Uhr und — Revolver verschwinden in den Taschen des Ueberziehers. Dafür aber zieht er ein Notizbuch aus der Tasche.

„Dafür erhaltet ihr beide eine Extrabelohnung!“ schreit er. „Ich

werde es mir aufnotieren, damit ich's nicht vergesse. Jeder von euch erhält einen hohen Orden und wird außer der Reihe befördert!“

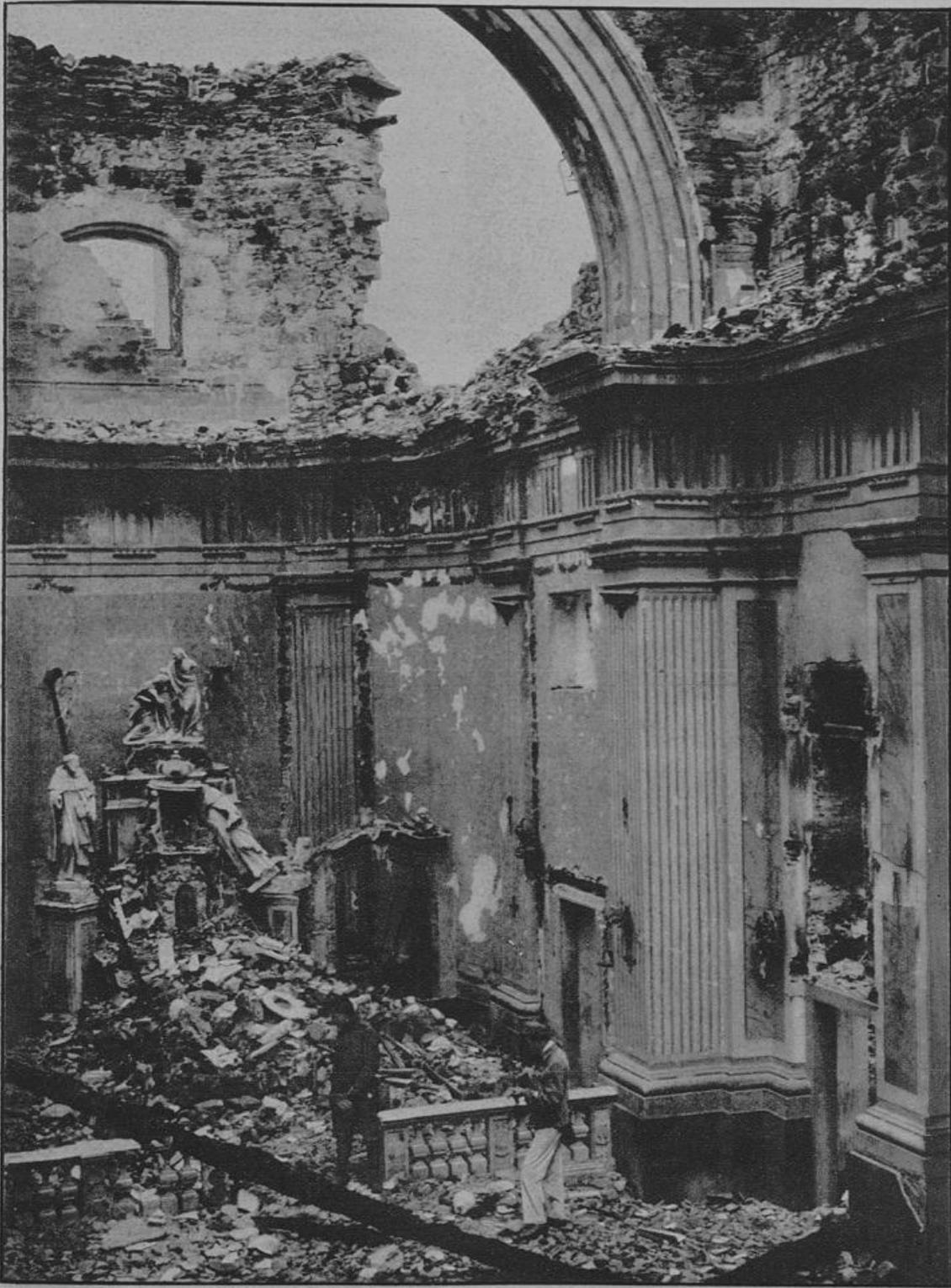
„Wir danken auch, Erzcellenz!“ schreit Kleefisch.



Von der belgisch-holländischen Grenze: Deutsche Mannen und ein Landsturmposten am Schelde-Ufer.  
Phot. B. Wiese.



Deutsche Fürsorge im besetzten Gebiet: Französische Schneiderinnen vor ihrer Arbeitsbaracke unter Aufsicht deutscher Offiziere. Da durch die Franzosen und Engländer viele Ortschaften dem Boden gleich gemacht worden sind, haben unsere Truppen Baracken erbaut, um den brotlos gewordenen Bewohnern Gelegenheit zu geben, sich weiter ihren Lebensunterhalt zu verdienen.  
Phot. Rich. Spellina.



Vom italienischen Kriegsschauplatz: Zerstörte Kirche in Görz.

Hilphot. G. m. b. H.

In diesem Augenblick rasselte wir an der Haltestelle Unterrath vorüber. „Was für eine Station war das?“ schrie der Verrückte. „Das war schon Groß-Lichterfelde!“ brüllte Kleefisch.

Ich hatte mittlerweile die Geschwindigkeit des Zuges nach und nach herabgemindert und bemerkte mit Befriedigung, daß uns das Einfahrtssignal von Düsseldorf-Derendorf Einfahrt in den Güterbahnhof anzeigte. Hier würden Mannschaften genügend vorhanden sein, die uns bei der Festnahme des Irren behilflich sein konnten. An den Griff der Dampfspeise hatte ich eine Schnur gebunden, um für alle Fälle das Notsignal geben zu können.

Als der Zug in den Bahnhof einfuhr, gab ich das verabredete Zeichen, und während ich den Regulator schloß, warf Kleefisch den Bremshebel herum. Infolge des unvermeidlichen Ruckes, der hierauf folgte, schoß „Seine Erzellenz“ nach vorn, riß aber im Fallen Kleefisch mit zu Boden. Ich nahm mir nicht mehr lange Zeit zum Geben des Haltsignals, sondern stürzte mich, die Schnur in meiner Rechten, ebenfalls auf den Irren.

Und jetzt erwies sich mein „Patent“, eben diese Schnur, als sehr praktisch; bei jedem Puff, den „Seine Erzellenz“ abtriebte, gab die Dampfspeise einen kurzen, heulenden Ton von sich, was natürlich einen Höllenpektakel verursachte, da ich notgedrungen mit den Puffen nicht gar so sparsam umgehen mußte.

Meine Befürchtung, daß wir dem Wahnsinnigen nicht gewachsen wären, erwies sich als gerechtfertigt. Wir flogen am Boden hin und her, und nur mit äußerster Kraftanstrengung konnten wir verhindern, daß er wieder hoch kam; von einer Überwältigung aber konnte keine Rede sein. Kaum hielt jedoch der Zug, als auch schon der diensthabende Assistent des Aufsichtsbezirks bei der Maschine erschien, um sich nach dem Grunde des anhaltenden Alarmsignals zu erkundigen. Der Herr erkannte sogleich die Lage, rief Hilfe herbei und faßte persönlich

tatkünftig mit an. Aber erst mit Hilfe von mehreren Leuten gelang es endlich, den Wahnsinnigen zu überwältigen und zu fesseln.

Der Assistent führte uns, Kleefisch und mich, dann zum Stationsbureau, wo wir von einem Beamten verbunden wurden, da wir bei dem Kampfe verschiedene Verletzungen davongetragen hatten. Währenddessen hatte der Assistent beim Bahnhof Duisburg telephonisch Erkundigungen eingezogen. Unser „Stredenlundiger“ war Telegraphist, der bessere Schulbildung genossen hatte. Er sollte in Kürze Assistent werden. Er hatte sich viel mit Auskügeln von Erfindungen abgegeben und war dann schließlich hierbei übergeschnappt. Er ist Junggeheule und hat Vermögen.

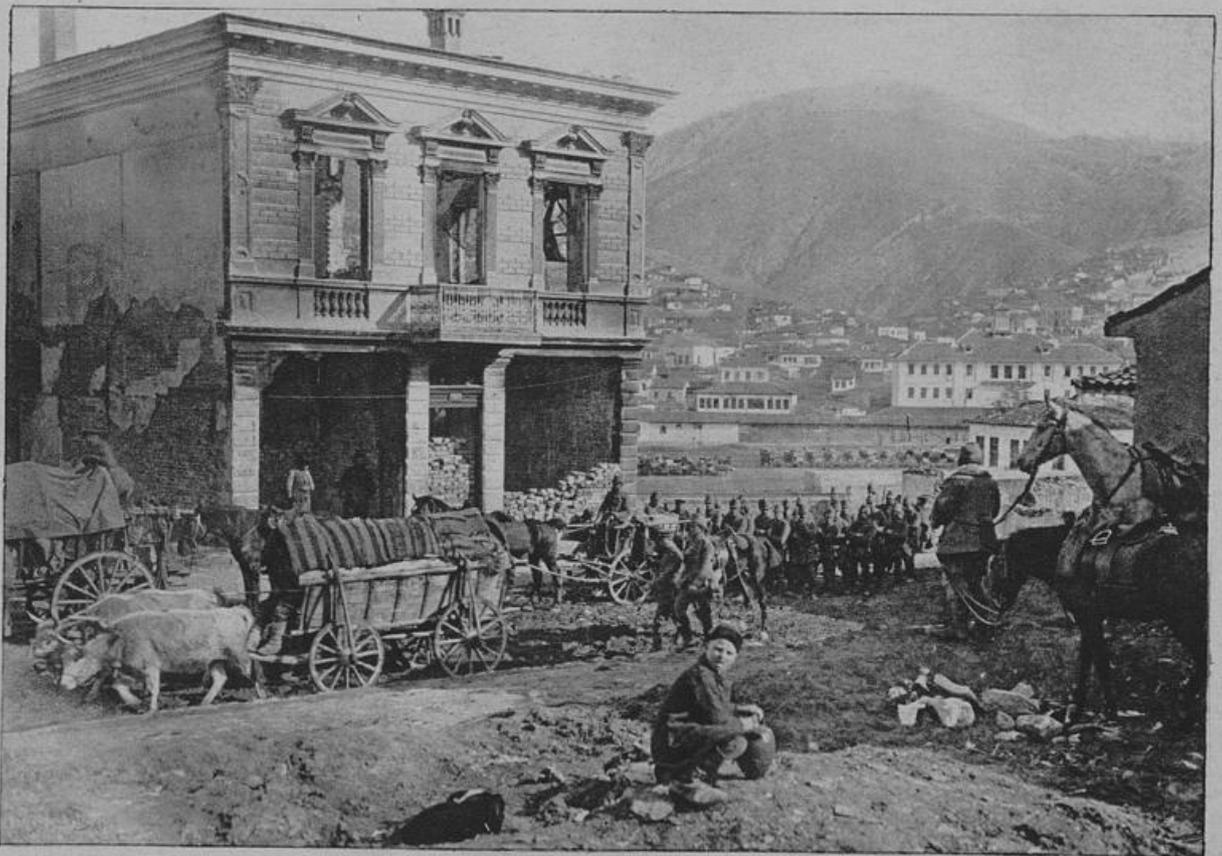
„Das, Herr Vorsteher,“ schloß der alte Führer seinen Bericht, „ist unsere Prügellei gewesen!“

Vorsteher Sidel, der seinen Untergebenen mit keinem Worte unterbrochen hatte, nickte jetzt und bemerkte dann:

„Schön, lieber Sommerfeld, das hat sich zu Ihren Gunsten aufgeläut. Doch in Ihrem Bericht ist mir ein Punkt unklar geblieben. Sie sagten, in Großenbaum hätte nur ein Gleis an der einen Seite liegen dürfen. Trotzdem sind's aber doch zwei gewesen, wie Sie sagten.“

„Es hat keine Wichtigkeit, Herr Vorsteher,“ erwiderte Sommerfeld „das zweite Gleis ist ein Überholungsgleis für die nach Duisburg fahrenden Züge, und das war zu meiner Zeit noch nicht vorhanden.“

„Schön,“ sagte der Vorsteher, „ich spreche Ihnen sowohl als auch Kleefisch meine volle Anerkennung für Ihr mutiges Verhalten aus. Hohe Orden und Beförderung außer der Reihe kann ich Ihnen allerdings nicht verschaffen, ich werde aber bei der Eisenbahndirektion eine Belohnung für Sie beantragen. Jetzt aber gehen Sie vorläufig mal zu Ihrer Familie, die amtliche Bernehmung wollen wir dann heute nachmittag erledigen.“



Dom Balkan-Kriegsschauplatz: Deutsche Jägerkolonne auf dem Marsch durch Veleo.

Phot. A. Grohs.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. O. f. Damm. — Verlag und Druck: W. Girardet, Essen.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 38.

Düsseldorf, 16. September

1916.



Speisung französischer Dorfkinder aus einer deutschen Gulaschkanone.

Phot. N. Sennede.

## Wie der Landsturmann Dr. Brennecke zu seiner Frau kam.

Von A. Janson.

**M**a, ich will es hier erzählen, so, wie es wirklich gewesen ist. Selbst auf die Gefahr hin, daß Fräulein Auguste Zimle mir böse wird; denn die Sache ist ungemein lehrreich.

Also: Fräulein Auguste ging lange, lange ehe der furchtbare Krieg ausbrach, allmorgendlich wie eine eben erblühte Rose, aber mit kummervollen Augen den Weg zum Seminar. Sie hatte auf der weiten Welt niemand, rein niemand; denn ihre billige Pensionsmutter, deren Lebensinteressen sich ausschließlich um Krämpel und Kartoffeltuchen drehen, war ihr auch nicht mehr wie niemand. Viel bedeutungsvoller erschienen ihr schon die Familien Schulk, Ehrlich und Hannemann, deren männliche und weibliche Sproßlinge unter ihrer Aufsicht täglich einige Abendstunden bei ihren Schularbeiten saßen.

Dafür bezog sie ein Gehalt — Salär sagte Herr Hannemann als Schirmfabrikant — von 65 Mark monatlich. Wie man zugeben wird, nicht überreichlich viel, wenn man arm wie eine Kirchenmaus ist, eine Freistelle im Seminar genießt, und den Hunger Gustichens, den ganzen 18jährigen Hunger nicht nur nach dem täglichen Brot, sondern nach einer gelegentlichen Sonntagsblufe — 17 Schirne von Hannemanns waren da — und nach einer seltenen, kleinen Freude in des Alltags Einertei besitzt.

Ich habe bis dahin gedacht, daß alle die hübschen Mädchen, die mit ihrem Wadstuchtäschchen in ein Seminar wandern, entsetzlich klug seien.

Mag im allgemeinen zutreffen; auf unsere Freundin trifft das nicht zu. O bewahre, nicht als ob sie dumm wäre; nein, ihre Klugheit sah ganz wo anders, in ihren festen Armen, den tapferen kleinen Händen.

Und ihre Klugheit fand man nicht im Seminar, sondern hintern Herd. Und wer da sah, wie sie einem kleinen Jungen von vermindelter Sauberkeit im Vorbeigehen die gesunden Baden tätschelte, einem andern schnell die Nase pupte, der mußte denken, daß vielleicht nicht ihr Kopf, wohl aber ihr Herz recht klug sein könnte.

Und nun wird man auch verstehen, warum die eben erblühte Rose Auguste Zimle kummervolle Augen machte, wenn es hinein, frohe, wenn es aus dem Seminar heraus ging. Denn die da drinnen sahen zuerst nach der Klugheit des Kopfes.

Den selben Weg ging an jedem Morgen Herr Dr. Brennecke und wiederholte dabei in Gedanken seine Ausführungen über Heinrich Heine oder die geschichtlichen Grundlagen zu Schillers Wallenstein. Bläselich, nicht nur von Gedanken, leicht vornübergebeugt, schritt er dahin; und eine Wolke von Wohlgerüchen umschwebte ihn vom wohlpomadisierten Haupt bis zu den Ledstiefeln. Ehe er I oder II a betrat, polierte er sich die Nägel seiner peinlich sorgfältig gepflegten Hand, zupfte lange an sich herum und studierte vor dem Spiegel im Lehrerzimmer eindrucksvolle Posen.

Ja, er wußte, wie man einer weiblichen Zuhörerschaft gefällt und daß ein Leidenschaftzug in dem vor dem Spiegel wohlgeübten Gesicht seine Wirkung hat.

Und die braunen, blonden, schwarzen Mädchen, sie alle beteten den feinsinnigen, zarten, lebenswürdigen, wohlriechend umwölkten Dr. Brennecke an.

Er war eben „Er“.

Alle? — Nein, alle nicht. Gustichen Zimle machte eine Ausnahme.

Wie oft mußte sie heimlich über ihn lachen, wenn er selbstgefällig vor ihnen herumstolzerte. Wie oft widelten ihre Gedanken das ganze Kerlchen in einen von Mutter Lemdes Kartoffelpuffern ein und wie häufig zuckte es in ihren runden, krummen Armen, den ganzen Brennecke darin zu Apfelsmus zu knutschen, wie sie sich zu Else Rohde poetisch ausgedrückt und hinzugesetzt hatte:

„Natürlich nicht aus Liebe!“

Und wie oft hatte sie gedacht, daß ein Mann, so ein richtiger Mann nach Tabal riechen müsse, und nicht nach Roschus.

Im September würde Abgangsprüfung sein. Gustichen war es zümmte wie einem, der hingERICHTET werden soll. Jetzt war es schon gegen Ende Juli; Tag für Tag ging dahin in unaufhaltsamem Flug. Und in Guste Zimles Innern sah es wie hoffnungslose Finsternis aus. Der deutsche Aufsatz würde täglich geringer, hatte Professor Engelbrecht gesagt, und die deutschen Kaiser würde sie nie lernen, Professor Heinrich.

Nur Dr. Brennecke war gut und nachsichtig, so daß sie beschloß, ihm wenigstens den Pomadekopf zu verzeihen. Heute war es bei ihm wieder einmal gar nicht gegangen. Da hatte er gesagt: „Fräulein Zimle, erwarten Sie mich um 12 Uhr in der Klasse; dann will ich Ihnen die Sache nochmals erklären. Vielleicht kommen wir so weiter!“

Und als sie nun so einsam mittags in dem nüchternen Raum saß, an dessen grauen Mauern ein trauriger Regenhimmel Widerschein fand, da legte sich die ganze Hoffnungslosigkeit eines jungen Menschenkindes auf ihre Seele. Sie dachte an Vater und Mutter, die sie so früh verlassen, daß Frau Lemde heute wieder die ekkigen Klopse bringen würde, und an die Prüfung, die schredliche Prüfung. Und die sonst zum Mittagischluß so lustigen Augen schwammen in Tränen.

Das sah Dr. Brennecke, wie er auch gesehen hatte, daß Gustichen Zimle zuweilen liebevoll schmutzige Kinderbäckerchen streichelte und saß auf einmal neben ihr auf der Bank, faßte sie leise um die runden Schultern und fragte sie zart, und diesmal ganz ohne Pose, nach ihrem Kummer. Aber Gustichen weinte nur um so lauter; wie ein Schloßhund.

Da tat Dr. Brennecke das, was alle Männer tun, die nicht weinen sehen können, wo sie lieb haben. Er küßte sie und fragte, ob sie wohl seine kleine, liebe Frau werden wollte, wenn er recht herzlich darum bäte.

Gustichen dachte an das schredliche Examen, an Hannemanns Rangen, Frau Lemdes Klopse, und sie hätte sicherlich ja gesagt. Aber da senkte Herr Dr. Brennecke sein gesalbes Haupt und mahnte Guste daran, daß, wenn Männer auch sehr erziehlisch sein sollen, doch die Gefahr bestand, daß sie in dieser Wolke aller morgenländischen Düste ihr Leben lang verharren müßte.

Sie sah Herrn Brennecke im Geiste vor dem Spiegel, seine possierliche Selbstgefälligkeit, und mußte lachen, lachen, lachen! Und da Herr Brennecke fühlte, daß dieses unheilige Lachen ihm galt, verließ er die Klasse, halb zornig, halb verlegen und traurig; denn wahrhaftig, er hatte sie lieb.

Eines Tages durchbrach der Witz des Mobilmachungsbefehls die ungewitterschwangere Schwüle des Hochsommers; schon am zweiten Tage danach verabschiedeten sich Dr. Engelbrecht und auch Professor Heinrich von ihren Schülerinnen. Beide in der Uniform der Reserveoffiziere.

Wie sahen sie stattdlich aus neben Herrn Brennecke, der als ungebierter Landsturmann noch daheim blieb im tabellos sitzenden Bratenrod, statt des Säbels den Bleistift in der Hand, statt vom Pulverdampf von seiner Roschuswolke umhüllt. Guste war selig, daß sie damals gerade noch rechtzeitig zum Bewußtsein gekommen war; selig, daß sie die gesürchteten Herrn Engelbrecht und Heinrich einstweilen nicht mehr zu sehen brauchte.

Und doch, angesichts der nahen Prüfung hätte sie sich fast doch noch lieber mit Dr. Brennecke Kriegstrauen lassen, als in dieses Tor der Verdammnis einzugehen. Aber dazu mußte er Soldat und nicht ungebierter Landsturm sein. Es war eigentlich empörend von ihm.

Aber auch für Dr Brennecke kam die Stunde, da ihm des Vaterlandes Ruf den zweiten Band seiner Literaturgeschichte aus der Hand nahm und statt dessen eine Waffe in die Hand drückte, freilich nicht das Schwert, sondern die Schaufel; denn der König machte ihn zum Armierungssoldaten.

Und als er mit Hunderten anderer hinaus zog zum Bahnhof, da stand Fräulein Auguste Zimle am Wege und grüßte ihn etwas spöttisch; nur so ein ganz, ganz klein wenig; und tief da drinnen, in dem warmen Herzen, da war doch so etwas wie ein leichtes, stilles Weinen. —

Die ersten großen Schlachten waren geschlagen. Da kam unsern Freundinnen der Gedanke, ihren „sehr verehrten“ Lehrern Liebesgabenpäckchen zu senden. Alle acht Tage eines. Je sechs in der Folge würden sie die guten und schönen und nahrhaften, nützlichen Sachen spenden. Als die Reihe an Guste Zimle kam, da war sie abermals boshaft und packte eine Pfeife mit Tabak und einer hübschen Widmung für Dr Brennecke ein; für ihn, den Nichtraucher. Als Antwort hielt sie eines Tages einen Feldpostbrief in der Hand, in dem der Empfänger mit dem Bemerken dankte, daß ihm die Gabe große Freude bereitet habe. Ob das auch Spott war? —

Wir glauben aber nicht, daß es unsere Freundin Guste dafür gehalten hat, denn sie trug den Brief wie ein Amulett; täglich, stündlich. Dann kam eines Tages eine rothe Photographie, auf welcher der feine, elegante Herr Dr Brennecke in einem sehr groben Gewande Erde farrte. Ein kurzer, nichts sagender Dank ging zurück.

O man wollte sich nichts vergeben! Aber Herr Brennecke mußte wohl manches zwischen den Zeilen gelesen haben, denn er arbeitete am Tage des Empfanges wie ein Pferd und pfiß sich dabei eines. Eine Sache, die ihm früher als höchst unschädlich für einen Seminarlehrer erschienen wäre. Wir werden indessen sehen, daß der Kriegsdienst ihn auch sonst zum Barbaren gemacht hatte. Denn welcher Seminarlehrer küßt seine Schülerinnen im Stadtpark an der großen Eiche?

Fünf Tage waren es bis zu dem Tage, da sich Guste Zimle auszuweisen hatte, ob sie fürder als Lehrerin durch das Leben wandeln durfte. Halb tot war sie, und nur noch ihr gesunder Appetit verriet Leben. Da stand ein Soldat vor ihr in vertragener Uniform, mit Händen braun wie ein Honigluchsen und groß wie eine Bratpfanne, wenn man Lieschen Janowitz glauben soll. Stiesel an den Füßen wie Flusflähne; die Fäuste hornig wie der Daumen eines Schuhmachers, und das Gesicht verwittert wie das eines Stromers. Und doch statt nach Moschus nach Tabak. Unglaublich, aber wahr, nach Tabak; so wie richtige Mannsleute duften.

Und das war der Armierungssoldat und Literaturhistoriker Dr Brennecke.

Eins hatte er freilich da draußen bei harter Arbeit für das Vaterland nicht vergessen. Das war die fabelhafte Frechheit von damals. Sie wissen ja, auf der Schulbank in der Klasse.

Bald danach wurden zwei frohe Leute Kriegsgetraut. Es ist doch gut, daß man sich zum Heiraten nur lieb, sehr lieb haben, nicht aber eine schwierige Prüfung bestehen muß. —



Einweihung des Mannschaftsheimes im Barackenlager des Truppenübungsplatzes Friedrichsfeld.

Das neue Mannschaftsheim ist ein Werk des Generalmajors Neven Du Mont, des Kommandanten von Wesel und des Truppenübungsplatzes Friedrichsfeld. An der einfachen Feier, die zugleich die letzte Amtshandlung des scheidenden Kommandanten bildete, nahmen außer dem Militär Geistliche und zahlreiche Vertreter der Stadt Wesel teil. Der Kommandant und mehrere Geistliche hielten bei der Feier Ansprachen.

Generalmajor Neven Du Mont (1); Inspektor der Besatzungstruppen in Wesel General Puttkamer (2); Kommandant des Gefangenenlagers General Cederholm (3); Festungs-Garnisonpfarrer Büttel (4); stellvertretender Divisionspfarrer Kühnen (5) und Superintendent Spieß (6).

# Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse aus Düsseldorf und Umgegend.



Vizefeldwebel  
Franz Bremer, Kunst,  
Pionier-Bataillon 8



Leutnant u. Kompagnieführer  
Dr. Freidel, Oberlehrer,  
Düsseldorf



Leutnant d. R.  
u. Kompagnieführer Thomé,  
Düsseldorf



Leutnant u. Kompagnieführer  
Herrn. Bohnstedt, Kunst  
Inf.-Regt. 161



Kriegsferientwilliger  
Untersoffizier Willeh. Jans,  
Düsseldorf



Obermaschinistenmaat  
Viktor Bockert,  
Düsseldorf



Hauptmann u. Bataillonskom-  
mandeur Ernst Ahrens,  
Inspektor in Düsseldorf



Oberleutnant und Kompagnie-  
führer Demler, Düsseldorf  
Ref.-Inf.-Regt. 17



Vizefeldwebel Adolf Ebelen,  
Ref.-Inf.-Regt. 30,  
XV. Ref.-Division



Obersignalmat G. Picard,  
Düsseldorf, Ehrenfeuer eines  
Marineluftschiffes



Leutnant d. R. u. Komp-  
führer Gusto Franke,  
Düsseldorf



Oberleutnant Dr. Herold,  
Chemiker,  
Düsseldorf



Hauptmann  
Bachmann, Düsseldorf,  
Rechtsanwalt



Oberleutnant  
Hans Schunk, Krieg-  
Adjutant, Düsseldorf



Leutnant Billy Kewes,  
Flieger-Abteilung 18,  
Ref.-Korps 27



Vizefeldwebel  
Moursoski, Düsseldorf  
Inf.-Regt. 173



Leutnant d. Ref. Kiekmann,  
Lehrer in Düsseldorf



Leutnant H. Schrader,  
Kaufmann in Düsseldorf



Hauptmann d. R. Sentinger,  
Inspektor in Biersen



Ref.-Leutnant u. Kompagnie-  
führer Walter Bante



Untersoffizier N. Bremer,  
Landw.-Inf.-Regt. 56



Untersoffizier Karl Lucht,  
Düsseldorf  
Ref.-Inf.-Regt. 162



Leutnant u. Ordnungsoffizier  
Richter  
Füsilier-Regt. 39



Leutnant u. Kompagnieführer  
Jos. Heinz Kriester,  
Düsseldorf



Dr. Fischer,  
Regts.- u. Stabsarzt  
im Inf.-Regt. 53



Untersoffizier  
Kurt Winkler,  
Inf.-Regt. 107



Oberlandesgerichtspräsident Wirkl. Geh. Oberjustizrat Ratjen, Düsseldorf, ist von seinem Amt zurückgetreten.



Oberlandesgerichtspräsident Dr. v. Staff, Marienwerder, der neue Präsident des Oberlandesgerichts Düsseldorf.



Die Essener Stadtverordneten auf der Kanalfahrt.

Die Essener Stadtverwaltung hatte die Stadtverordneten, Interessenten, Sachverständige und Presse zu dieser Fahrt auf dem Rhein-Herne-Kanal eingeladen, um ihnen die Bedeutung eines Hafens für Essen darzulegen. Die Fahrt ging bis Ruhrort. Grundsätzlich wurde der Hafenbau inzwischen beschlossen.

# Der Traum.

Von Hermann Dresler.

Die „Flinklatje“ war in stilles Wasser geraten. Die Segel hingen fast schlaff an den Masten. Nur das sich leise kräuselnde Wasser am Kiel verriet, daß sich der stattliche Viermaster langsam durch die Wellen bewegte.

Die See lag träge und still ausgebreitet wie ein Bogen gläsernes Stanniolpapier.

„Dor treedt en Swart up!“ (Da zieht ein Wetter auf!) sagte Nis, der Holländer. Er lehnte achtern an der Reeling und rauchte seine Stummelpfeife.

Neben ihm hodte Matje, der junge Norddeutsche.

„Ein Gewitter?“ fragte er.

„Ja!“ nickte der andere.

Sie schwiegen eine ganze Weile.

Der Himmel verdüsterte sich zusehends. Wie ein tiefiger Raubvogel mit ausgebreiteten Schwingen kam es von Westen über das Firmament.

Nach ganz kurzer Zeit schon spiegelte die See graues, zerfetztes Gewölk. Nun sprangen bereits Wellen auf, kurz ansehend und in sich selbst zurücksinkend. Als ob Tausende grauer Skagen ihre Rücken zum Sprunge krümmten, so sah es aus.

„Dat smiet Blasen!“ (Die See wirft Blasen!) meinte Nis gelassen.

Nun strafften sich auch die Segel.

Bödenartig und heimtückisch sprang der Wind hinein, daß die Masten ächzten und sich knirschend einander zubeugten.

Die Spanntaue vibrierten wie im Fieber. Möwen schossen kreischend um die hohen, massiven Mastspitzen.

Die „Flinklatje“ begann sich auf ihren Ehrennamen und sing an nach kurzem Tänzeln zu eilen.

Das Wasser sprigte jetzt am Kiel hoch auf und sank schäumend in sich zusammen.

„Segel ein!“ kam das Kommando.

Dreißig stinte muskulöse Burschen saßen im nächsten Augenblick im Takelnetz und reiften.

„Wird es schlimm werden?“ fragte Matje, der junge Deutsche, indem er das blonde Haar aus der Stirn strich.

Er war erst seit wenigen Tagen auf dem Wasser.

Nis wollte ihm antworten.

Ein Blickstrahl fuhr hernieder. Dampfer Donner rollte über die ewigen Wasser.

Matje schral zusammen.

Nis zeigte mit der Stummelpfeife nach jener schwarzen Wolke, aus der die Feuergarbe niedergelohet hatte und gab dem noch unerfahrenen, jungen Manne zur Antwort:

„Is mäglich! Jd glöw, du büst en Bangbü!“ (Es ist möglich! Ich glaube, du bist ein Angsthase!)

Matje saß bleich da. Auf seiner breiten Stirn arbeitete nervös ein quälender Gedanke.

Nis sah es ihm an.

„Wat brukt du Angst tau hebben,“ sagte er. „Wir stahn all in Gottes Hand.“ (Was brauchst du Angst zu haben! Wir stehn alle in Gottes Hand.)

„Du bist fromm?“ fragte nun Matje.

„Borden!“ antwortete Nis.

„In din Oller bin id es nich weest.“ (In deinem Alter bin ich es nicht gewesen.)

Sie schwiegen wieder und sahen in das aufbrausende, wilde Wetter. Da fragte Matje ganz unermittelt:

„Bist du traungläubig?“

„Jd herow well lennt, de herowt Spöken kelen konnt.“ (Ich habe welche gefannt, die konnten Gespenster sehen.)

„Und — und sind ihre Träume in Erfüllung gegangen?“ fragte Matje hastig.

„Weest nich, Jung! Pas up, wir moten de Otkunnen anseien, dat rollt uns süß äwer Bord!“ (Weiß nicht, Junge! Pas auf, wir müssen die Otfässer anseien, sie rollen uns sonst über Bord!)

Sie hatten achtern vierzig Tonnen Öl verstaubt, denn die Laderäume waren mit Baumwolle gefüllt.

Bei dem Schlingern der „Flinklatje“ gerieten die Fässer ins Schwanken und drohten umzuschlagen.

Nis warf Matje schweigend das Ende eines Seiles zu, und sie

begannen, die Fässer von einer Reeling zur andern zu umschüttern.

„Doll wiß, dat du nich äwer Bord gehst!“ (Galte dich fest, damit du nicht über Bord gehst!) rief Nis dem jungen Kameraden zu.

Sie schlangen das Seil um den Hauptmast, verknoteten es und hammerten sich daran fest.

„Sett di wat drömt?“ (Hat dir etwas geträumt?) fragte Nis.

„Ja!“

„Un gewiß wat taum Orugen?“ (Und gewiß etwas Grausiges?)

„Ja —“ brachte Matje zögernd hervor. „Ich sah im Traum die „Flinklatje“ in Flammen stehn und mich selbst mitten im Feuer.“

„Dost du dat unsen Kaptein seggt?“ (Hast du das unserm Kapitän gesagt?)

„Nein, er würde mich auslachen.“

Nis schwieg und klopfte seine Pfeife aus, daß ein feiner Aschenregen niederhäubte.

Er mochte wohl überdenken, daß es gar nicht so unmöglich war, daß die alte, brave „Flinklatje“ heute auf ihrer letzten Reise sei, die sie



Rumänischer Bauer in Siebenbürgen.

Phot. Gebr. Haedel.

vielleicht auf dem Meeresgrunde beendete, und sie — die Mannschaft — mit ihr.

Dieses Wetter! Bliß auf Bliß! Immer näher und greller! Und dann die gefährliche Ladung an Bord, nichts als Öl und Baumwolle.

Er begann selbst unruhig zu werden. Das alte, mit jahrhundertelangem Aberglauben aufgezogene Seemannsblut zwang ihn förmlich zu der Vorstellung: die „Flinkflatje“ in Flammen! Er fühlte das Bedürfnis, sich von diesem Alp gewaltfam zu befreien.

„Spötenkiefel!“ (Gespensterseher!) rief er dem andern zu und lachte. Aber sein Lachen klang nicht befreiend.

Matje fuhr bei diesem Wort bleich herum: „Wie kommst du zu diesem Wort?“

„Je, dat fall man keen Schimp wesen,“ sagte Niß begütigend. „Jd meen man blot.“ (Ach, das soll keine Beschimpfung sein. Ich meine das bloß so.)

Ein furchtbarer Bliß fuhr nieder und schien dicht bei der „Flinkflatje“ ins Wasser geschlagen zu haben, wenigstens folgte der Donner unmittelbar darauf mit solcher Heftigkeit, daß der Mast erzitterte.

„Spötenkiefel!“ murmelte Matje bebend vor sich hin. „So nannten sie meinen Vater auch. Er hat manches vorausgesehen, was in unserm Dorfe vorging. Ich glaube, dieser Fluch hat sich auf mich vererbt. Als Kind schon hatte ich seltsame Träume. Mein Lehrer wußte, woran ich litt. Er meinte, ich wäre sehr nervös. Da riet er mir, auf See zu gehen. Ich hoffte, es würde sich in der herben Seeluft verlieren, und nun ist es doch wieder da!“

„Dat mößt du eenfach nich glöven.“ meinte Niß treuherzig, „wann ein' jid wat inbilbt, dann tredt hei dat herbi!“ (Das mußt du einfach nicht glauben. Wenn einer sich so was einbildet, dann zieht er das Unglück bloß herbei!)

„Nein, nein. Ich weiß, was ich weiß!“ entgegnete Matje bestimmt. Sie schwiegen.

Das Firmament hatte sich in undurchdringliche Finsternis gehüllt. Auf den Masten flammten wie kleine glühende Wimpel die St.-Elms-Feuer. Auch auf dem Toppmast saß solch ein kleiner züngelnder Kobold.

Die Wellen sprühten leewärts über Bord und warfen leichte Gischt- und Schaumstreifen über das Deck. Wie zischende Schlangen fuhren die salzigen Fluten über die schwerrollende „Flinkflatje.“

Da fuhr es plötzlich hernieder, strahlend, majestätisch und vernichtend.

Die beiden Kameraden mußten einen Augenblick vor dem blendenden Strahl die Augen schließen.

Als sie wieder aufblickten, hing der Toppmast zerplittert und flammend in den Tauen. Ein brennendes Holzstück stürzte krachend auf eins der großen Ösfässer herab und durchschlug den Deckel.

Im nächsten Augenblick schoß auch schon ein Strahl feuriger Lohse aus der Tonne.

„Das ist's,“ schrie Matje ausbrüllend.

Im selben Augenblick heulte auch schon eine heisere Stimme über Deck: „Feuer an Bord! Feuer! Achtern! Feuer! Feuer!“

Wer brüllte nur so?

Matje stierte wie im Traum auf die Flammen, die aus der Tonne in prächtigen Kaskaden emporlohten.

Es wurde lebendig um ihn.

Die beiden Schiffspumpen schluchzten mit dumpfem Geheul durch den Graus. An jeder standen acht sehnige Matrosen.

„Wir sind verloren!“ schrie Niß, zu Hilfe eilend. „Dat gript üm jid!“ (Wir sind verloren! Das greift um sich!)

„Was? Sollte der Traum recht behalten?“ fuhr ein Gedanke in Matjes Hirn auf. „Wenn er jetzt das Schreckliche verhindern konnte, dann — ja dann war kein Spötenkiefel nicht zur Wirklichkeit geworden, er hätte das Schicksal bezwungen und sich vielleicht auf immer von der schrecklichen Gabe befreit.“

„Kollt die Tonne über Bord!“ befahl der Obermaat.

Keiner wagte sich an die flammende Tonne heran. Das wäre Wahnsinn gewesen, Selbstmord!

„Wer soll es tun?“ riefen die Pumpmannschaften.

„Jch!“ brüllte Matje und stürzte nach dem Achterdeck.

„Hebt die Keeling aus!“ Er faßte das flammensprühende Faß.



Aus Siebenbürgens friedlichen Tagen: Rumänen in Siebenbürgen bei einer Deputiertenwahl. Phot. Gebt. Haedel.

Schwarzgrauer, erstickender Rauch umwirbelte ihn. Sein Körper verschwand darin.

Aber die Kameraden sahen, wie sich die brennende Fackel langsam und widerstrebend über das Deck fortbewegte, sich allmählich aus dem Bereich der noch umverkehrten Ölfässer entfernte.

Einige sprangen herzu und hoben die Keelsonn aus.

Es war höchste Zeit gewesen. Meterhohe Flammengarben sprühten empor.

Sie sahen, wie Matje — schwarz im Gesicht — einigemal zurück taumelte, um Luft zu schöpfen. Aber immer von neuem ging er dem geifernden Feind zu Leibe, und endlich stürzte die brennende Fackel über Bord in die See.

Matje stand einen Augenblick wie eine brennende Fackel. Dann schlug er schwer hin.

„Water her!“ schrie Nij und richtete die Öffnung des Pumpschlauches auf den tapferen Kameraden.



Graf Alfred von Brühl, der neue Direktor der Kunstakademie in Königsberg i. Pr. (Phot. Nicola Perescheid.)

Der lag in tiefer Ohnmacht. Sie trugen ihn in die Kapitänstajüte.

Ihnen allen stand das Wasser in den Augen.

Die Kleider fielen dem Tapferen wie verbrannter Zunder vom Leibe ab. Sein Körper war mit schrecklichen Brandwunden bedeckt.

„Hei is dood!“ sagte Nij und faltete die Hände.

Aber er hatte sich getäuscht. Nach zwei Tagen schlug Matje die Augen wieder auf und hörte an der Schiffswand das Wasser vorüberschäumen.

Die „Flinkstafje“ eilte wieder mit sicherem Kiel durch die unendliche See, ihrem Heimathafen Amsterdam zu.

„Min oll, leiv Jüning! Wie geht's?“ fragte Nij den jungen Kameraden. „Ja glöv, du büst nu heil!“ (Mein alter, lieber Junge! Wie geht's? Ja glaube, du bist nun geheilt!)

„Ja, Nij, nun bin ich geheilt,“ sagte Matje, aber bei ihm hatte das Wort einen tieferen Sinn.



Ein Kriegswahrzeichen vor dem Marienhospital in Düsseldorf nach einem Entwurf des Bildhauers Reinhard Mande, Düsseldorf. Auf einer Säule aus Muschelschale, die sich nach unten verjüngt, befindet sich eine Gruppe aus vergoldeter Bronze, die hl. Elisabeth darstellend, wie sie sich zu einem verwundeten Soldaten ihrer Zeit niederbengt.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 59.

Düsseldorf, 23. September

1916.



Aus Russisch-Polen: Frisches Geflügel für unsere Seldgrauen.

Ungarisches Fotopresse-Büro.

# Der Ueberläufer.

Novelle von Rudolf Michael.

**M**üde stapfte das russische Regiment durch den Kot der endlosen StraÙe. Wie ein Gewühl von Lanzen reckten sich zu beiden Seiten die gewaltigen Kiefern und stießen klirrend aneinander, wenn der Wind hindurchfuhr.

Fernher über Hügel und Ader rollte der erste Donner der deutschen GeschüÙe.

Die einen laut schwaÙend und grinsend, die anderen mit blöden und starren Mienen vor sich hinschießend, trottete das Regiment seit dem frühen Morgen. Die Offiziere ritten an den Seiten der Kolonne entlang und trieben die MäÙen und Faulen mit den Schlägen der blanken Klinge wieder ins Glied zurück. Wenn aber der deutsche Donner dumper und härter wurde, zuckte es durch die tierischen Augen und über die struppigen Bärte.

Sie verstanden die Sprache gut, die da über die Weite scholl. Das war ein herrischer, unbeugbarer Befehl, ein Ruf der Warnung tief in das russische Reich hinein.

In einem der mittleren Glieder stapfte auch Axel Jornew, der Petersburger Kaufmann, dessen weiches Gesicht ein voller blonder Bart verbergte. Das Band der Tasche drückte hart und schmerzhaft auf die linke Schulter, und das schwere Gewehr gab der anderen Seite nur wenig Gegengewicht.

Mit vierzig Jahren schleppt man eben nicht mehr wie ein junger Bursche, zumal wenn einem das Leben den Buckel nie recht frei von jeder Last gelassen hat.

Trotz aller Ermüdung fühlte man in dem Gesicht des russischen Landstümmers ein lebendiges Feuer. Der Schall der deutschen Granaten wirkte wie ein Wind, der mit störrischen Stößen dem Manne in die Seele blies, daß sie unruhig und blutrot aufladerte wie ein Lagerfeuer. Er achtete nicht auf die Kameraden zur Linken und Rechten, nicht auf die häßlichen Flüche der befehlenden Offiziere; er marschierte still vor sich hin, aber das Herz lief sich heiß dabei wie die stählerne Achse eines rasenden Wagens.

Denn nun drängte alles zusammen wie die Flut eines Meeres zwischen die engen Grenzen des Hafens. Des Hafens? Herrgott, wenn nur ein Wid auf diesen Hafen gewesen wäre! Wenn nur ein blinkendes Licht von ferne durch den Nebel zuckte! Der Feuerschein der deutschen Granaten vielleicht? Vielleicht der Widerschein brennender Dörfer?

Axel Jornew zuckte es in den Fäusten, als müsse er das Gewehr von sich werfen in den Kot der StraÙe, als müsse er aufschreien in die dämmernde Höhe, damit seine bleischwere Seele frei würde von allem Druß. Er fühlte, daß hier eine Grenze war. Die Grenze für seinen Fuß, seine Faust, sein Gewehr. Noch ein paar Schritte, dann mußte er sich den Schädel einrennen, blind, an einer unsichtbaren Wand.

Denn er war ein Deutscher.

Gewiß, er hatte es nie ganz vergessen. Aber wenn man mit Bitternis und Enttäuschung ganz jung, ein Kind noch, aus der Heimat geht, wenn man die Stunden des Heimwehs und der Reue hart niederkämpft, wenn man über fünfundsanzig Jahre ganz in das fremde Land hineinwächst, innerlich und äußerlich, dann vergißt man das Vaterland — wenigstens scheinbar. Dann versinkt es hinter einem wie eine Küste im nebligen Meer hinter dem ausfahrenden Schiffe.

Er war fünfzehn Jahre alt gewesen, ein Knabe noch, da hatte er mit seinen Eltern Deutschland verlassen und war nach Rußland übergesiedelt, zuerst in das verwandte Dorpat, bald hernach tiefer ins Reich hinein nach Petersburg und Nowgorod. Und nun war er ein Vierzigjähriger, ein lebensatter Mann. Seine Eltern verließen die Heimat enttäuscht, weil sie ihnen alles genommen und alles verfaßt

hatte. Und der Knabe lernte diese Enttäuschung, sog sie in sich auf wie ein Schwamm und trug sie in sich, immer noch, als seine Eltern lange gestorben waren.

Axel Jornew hatte nie Heimweh gehabt, hatte sich nie Rechenschaft gegeben. Man hatte ihn zum Russen gestempelt, und er hatte sich nicht gewehrt.

Da war der Krieg gekommen. Alle Betriebe stockten; alle ließen die Hände still im Schoß liegen und lauschten mit Angst und Spannung dem Unbegreiflichen, das sich drohend an der Grenze zusammenballte, das sich in furchtbarer Katastrophe entlud. Und als der Krieg schon monatelang draußen auf den polnischen Ädern dröhnte und brannte, da hatten sie ihn eingezogen mit vielen tausend anderen. Bauern in bunten Kitteln, Handwerker in verpelzten Röden und er.

Da war sein Herz eine Weile stecken geblieben, gleichsam in einem Morast. Aber dann war es in hitzigen Sprüngen wie ein wilder Gaul hinausgaloppiert in die Nacht. Und war nicht mehr zur Ruhe gekommen.

Bis heute. Täglich wurde das Feuer heißer. Täglich ledten die Flammen gieriger.

Warum nur? Was war denn so Wildes dran am Kriege? Hunderttausend andere marschierten doch auch gegen die Deutschen.

Er fühlte dumpf, aber täglich tiefer und quälender, daß er nach Westen, gegen die deutsche Grenze marschierte. Marschierte mit einem blanken Bajonett oben am Gewehrlauf, mit scharfen Patronen in den beiden Ledertaschen.

Jemandwo in seiner grundlosen Seele mochte ein Kobold sitzen, ihn zwicken und brennen und ihm heißer zuschreien: „Du, weißt du, wohin du marschierst?“ Er wußte es wohl nicht.

Nein, er wußte es wirklich nicht. Aber er fühlte es.

„Bruder!“ hauchte sein Atem. Aus dem Rest der kindlichen Seele des fünfzehnjährigen Knaben wuchs ein verwilderter, vermoberter Gedanke auf wie ein alter morscher Baum mit jungem Laub und überschattete alles.

In der Nacht war das russische Regiment am Feinde. Man spürte den Atem der Schlacht.

Der Schein brennender Dörfer wölbte sich in der Nacht zu einem blutroten Fanal. Durch die brandige, stüchtige Luft wühlte sich nervenzerreißendes Geräusch. Das Schlürfen von tausend und aber-tausend Tritten ging um. Und in der Ferne raffelte, ächzte, stöhnte, heulte die Schlacht.

Axel Jornew lagerte stumpf und still zwischen den anderen auf dem Ader zur Seite der StraÙe. Die Müdigkeit drängte sich über ihn. Aber seine Seele wehrte sich verzweifelt dagegen. Und seine Augen brannten von wildem Feuer.

Nach einer Stunde ging es weiter nach vorn. Nacht war ringsum. Hoch über ihnen pffsen und raschelten pfeifend die Granaten und stießen irgendwo dort hinten dumpf und krachend gegen den Ader. Jornew sah hinauf in das Dunkel. Ihm war, als müsse er die Geschosse sehen können.

Warum warf er jetzt nicht alles von sich, Gewehr und Riemen, Tasche und Patronen?

Warum rannte er nicht irgendwo ins Dunkle hinein, seinen brennenden Kopf zu kühlen?

Warum nur nicht?

Er gab sich keine Antwort. Aber ihn zischte wieder eine Granate. Da duckte er sich und zog den Kopf ein.

Und wieder nach einer Stunde ging es durch ein brennendes Dorf, hinter dem die Maschinengewehre sich knatternd überstürzten und prasselten.

In den Gräben zur Seite der Straße vertrocknete sich die Kompanie. Brüllend fuhr ein Geschloß mitten in die Straße hinein, und ihr Krachen erklang in einer Wolke.

Zornow hätte aufschreien mögen: „Ihr! Warum schießt ihr auf mich?“ Aber er fühlte sich fest gebunden an das nasse, schmutzige Loch, in dem er lag.

Kreischend ging der Befehl des Offiziers durch die müde Masse. Da spritzten sie auseinander längs dem Rande des Aders und streckten die Gewehre drohend vor sich.

Und dann ging die Schlacht darüber hinweg. Es war, als ob Axel Zornow den „Feind“ wie eine zähe, graue Wolke spürte, die sich unheimlich langsam, aber stetig näher heranschob, die schwer, schwer auf alles Lebende drückte.

Axel Zornow legte den bärtigen Kopf auf das kalte Eisen seines Gewehrs und gab sich ganz seinen wilden Sinnen hin.

Er sah dunkle Schatten auf- und niedertauchen, in weiten Sähen hier und dort vorstürzen. Neben ihm schrie einer gellend auf, und

dann noch einer. Ein dritter zuckte plötzlich zusammen und streckte sich zitternd und blieb dann still liegen.

Axel Zornow fühlte, wie eine heiße Angst in ihm aufschlug. Seine Gedanken zerflatterten wild: „Wenn sie dich töteten, sie, denen dein Herz entgegensteht. — Wenn du jetzt sterben müßtest vor den Toren der Heimat —“

Jergendwo im dunklen Walde vor sich hörte er ein heiseres, vielstimmiges Hurra! Es zischten und lachten an ihm vorbei zahllose Kugeln an ihm vorbei.

Klax! schlug ihm eine gegen den Schaft des Gewehrs.

Zornows Herz sprang in wilden Sähen.

„Sitt! bohrete sich eine dicht vor seinen Augen in den Sand.“

Seine Fäuste pressten sich ineinander, als wollten sie beten.

„Brüder!“

Da war das Geschrei der Deutschen dicht vor ihnen. Im Dunkel. Die russischen Kameraden neben ihm wälzten sich unruhig. Plötzlich sprangen sie auf und rannten zurück. Hastig und stolpernd.

Zornow blieb liegen. Eine Weile noch. Dann zuckte er in die Höhe, wie der Eiter aus einer platzenden Wunde, stand auf den zitternden, schlotternden Beinen und sprang in jähen Sprüngen gegen die anstürmenden deutschen Linien.

Nun war er unter ihnen. Rechts und links an ihm vorbei rauschte die wütende Welle.

Er spürte den keuchenden Atem des Hasses.

Einer stach mit dem blinkenden Bajonett nach ihm. Aber er fehlte ihn und stürzte selbst. Zornow ließ ihn liegen, rannte eine Strecke weiter und warf sich dann in den weichen Schlamm mit einem heiseren Aufschrei:

„Brüder!“

So blieb er liegen, und der weiche Boden umfing ihn wie Kissen. Seine Augen sahen nur Nacht. Aber sein Herz fühlte nichts. Er schlief wohl. Einen todähnlichen Schlaf.

Am Morgen schaute er leichenblass und müde in die nasse Luft. Er erhob sich und tortelte wie ein Trunkener nach der Landstraße.

Aus Ruinen schwelte es zum regenschweren Himmel empor. Zerissen und zerwühlt lag das Feld, soweit er sehen konnte. Wier hingen Drähte um schiefe Pfähle. In bleierner Trostlosigkeit lag das Land.

Mehrere Male stürzte er in Granatlöcher. Der Schlamm spritzte an ihm hoch; er merkte es nicht. Stacheldrähte rissen seine Uniform in Fetzen, ritzten ihm scharf die Haut; er merkte es nicht.

Tot, ohne Gedanken schleifte er sich vorwärts.

Dort fing ihn ein deutscher Offizier auf. Der versperrte ihm den Weg mit seinem hohen braunen Gaul und fluchte, während er sich umfah: „Noch so einer von den Gefellen!“

Axel Zornow sah an der schlanken Gestalt hoch.

„Herr Offizier!“

Der deutsche Rittmeister wandte blüchelnell den Kopf zu der schmutzigen und lumpigen Gestalt des gefangenen Russen.

„Sie — sprechen deutsch?“

„Ich bin deutsch, Herr Offizier!“ kam es zitternd und tonlos aus dem bärtigen und müden Munde.

„Hah! Mein Junge, das hat schon mander gesagt und gelogen. Es gibt viel Gefindel unter euch,“ lachte der Rittmeister und musterte den Gefangenen.

„Herr Offizier!“ murmelte Zornow noch einmal. Er brachte nichts weiter hervor. Die deutsche Sprache fiel ihm schwer. Aber die Worte des Rittmeisters hatte er doch verstanden: Gefindel und Lüge. Und die hatten ihm sehr weh getan.

Eine deutsche Patrouille kam vorbei. Der mußte er nun folgen. Und der Rittmeister sagte zu seinen Leuten:

„Zum Stab! Der Kerl spricht deutsch.“

Verwundert schauten die deutschen Soldaten ihren Gefangenen an. Der ging vor sich hin und ließ den Blick nicht von der Straße. Als er bald danach vor dem Stabsoffizier stand und Auskunft geben sollte, wußte er nichts zu sagen. Die Qual der letzten Tage war zu groß gewesen. Er empfand nichts von Glück und Freude. Er hätte nur umfallen mögen und schlafen, schlafen.

„Sind Sie Deutscher?“ fragte der Offizier.

Axel Zornow zuckte die Achseln, als wisse er es nicht. Und doch sprach er dazu: „Herr Offizier, ich bin lange in Rußland.“

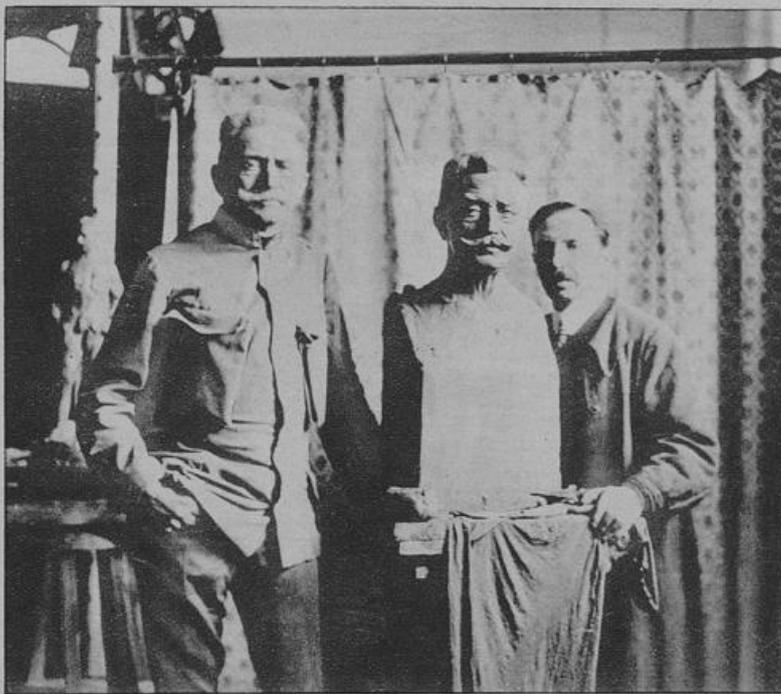
Das klang wie Scham und Birte um Verzeihung.

Der Offizier suchte noch mit vielen Fragen von dem Gefangenen über sein Schicksal etwas zu erfahren. Aber Zornow antwortete nur mit Brocken.

Man brachte ihn in einen gesäuberten Stall und bewachte ihn.

„Ich weiß nicht, was ich von dem Kerl halten soll!“ hörte er den Offizier hinter sich sagen.

Axel Zornow, der deutsche Flüchtling, schlief. Und ein deutscher Bruder wachte über seinen Schlaf.



Eine Porträtsitzung im Felde:

Von links nach rechts: Conrad v. Höhendorf, seine Büste, ausgeführt von Bildhauer Niklas Ligeti, danebenstehend. Aufnahme des Art. Erdedes Ujsäg.

Als Jornow nach langen Stunden erwachte, hodte er mit brennendem Munde und schmerzenden Gliedern in dem Stroh des Stalles.

Warum liehen sie ihn denn nicht frei, die Brüder? Wie einen Mörder, wie einen Bösewicht bewachten sie ihn. Bösewicht? Hatte er denn ein Verbrechen begangen? Wirklich? Mein Gott, was konnte er dafür, daß seine Eltern ihn mitgenommen?

Er fühlte plötzlich, wie ein namenloses Gefühl ihn hinzog zu seinem Wächter draußen.

Ein übermächtiges Gefühl.

Den hätte er umarmen mögen.

Aber der hätte ihn gewiß erstochen, weil er sich wehren mußte. Wehren? Hahaha!

ihm auf, wie er sie vor langer Zeit im Elternhaus gehört hatte deutsche Volkslieder, ein letztes Vermächtnis der Heimat, die er hinter sich gelassen hatte.

In eine Garnison nach dem Westen wurde er transportiert. Der Körper atmete auf unter der Pflege. Aber die Seele war noch krank.

Alt war er geworden, grau. Er sah sich topfschüttelnd im Spiegel. Und das Gesicht war so verhärtet. Voller Falten und Furchen. War es nicht gestern noch gewesen, daß er, ein Knabe noch, über diese Straßen da unten gegangen war? Oder waren es wirklich 25 Jahre her? Ein Menschenalter! So bitter-schwer, so hart am Tode vorbei hatte er sich die Heimat wieder verdient.

O Gott, war das schwer!



Besuch der Militärattachés ausländischer Staaten im Garten des Künstlervereins Malkasten zu Düsseldorf am Tage der Kriegserklärung Italiens an Deutschland und Rumäniens an Österreich-Ungarn. Hofphot. Jul. Schyn.

Unterste Reihe: Kunstmaler Mordfeld; zweite Reihe: Oberstleutnant Pertini (Argentinien), Kunstbildhauer Professor Coubillier, Oberstleutnant Mircescu (Rumänien), Major v. Valdivia (Spanien); dritte Reihe: Kunstmaler Ehrlich, Major v. Adlerkreuz (Schweden), Oberstleutnant Ahumada (Chile), Beigeordneter Dr. Chelemann; vierte Reihe: Kunstmaler Professor Petersen, Major Deschamps Catalanti (Brasilien), Oberst v. Castonier (Dänemark), Oberleutnant Wu Kuang Dje (China), Hauptmann Koreny, Kunstmaler Marx; fünfte Reihe: Kunstmaler Nordenberg, Kunstmaler Fund, Generalmajor Neuhaus, Kunstmaler Wanleben, Major Schanz, Architekt Prack.

Das Bild hat infolgedessen noch ein besonderes historisches Interesse, als sich auf ihm auch der rumänische Militärattaché Mircescu befindet, der alsbald nach dem Bekanntwerden der Kriegserklärung aus dem Kreise der Militärattachés verschwand.

Gestern hatte auch einer nach ihm gestochen, nach ihm geschossen. Der Bruder nach dem Bruder.

Jornow war es, als müsse er weinen. Was hab' ich euch getan? Ich war doch noch ein Knabe!

Wieder wurde er verhört. Da härte sich alles leidlich auf. Man schaffte ihn nach Deutschland zurück. Die Fahrt ging an ihm vorüber wie steigender, fallender Traum. Wundersam klangen ihm die deutschen Worte ins Ohr. Städte mit spitzgiebligen Häusern tauchten auf und verschwanden. Er wühlte mit spitzen Fingern schmerzhaft in seiner Erinnerung. Es war ihm, als wäre er vor langer, langer Zeit einmal durch diese stillen Straßen geschritten, an denen ihn jetzt der Zug vorüberzieht.

Dann kamen Berge und Täler, wie er sie nie in Rußland gesehen hatte. Im Schwingen der Höhenrücken stiegen Melodien in

Er trat ans Fenster und schaute über die ruhigen Straßen der kleinen Stadt.

Er sah es ganz deutlich. Dort drüben an der Ecke, vorm Krämerladen, stand er, ein Knabe, und sah mit sehnsüchtigen Augen über die vielen bunten Kleinigkeiten.

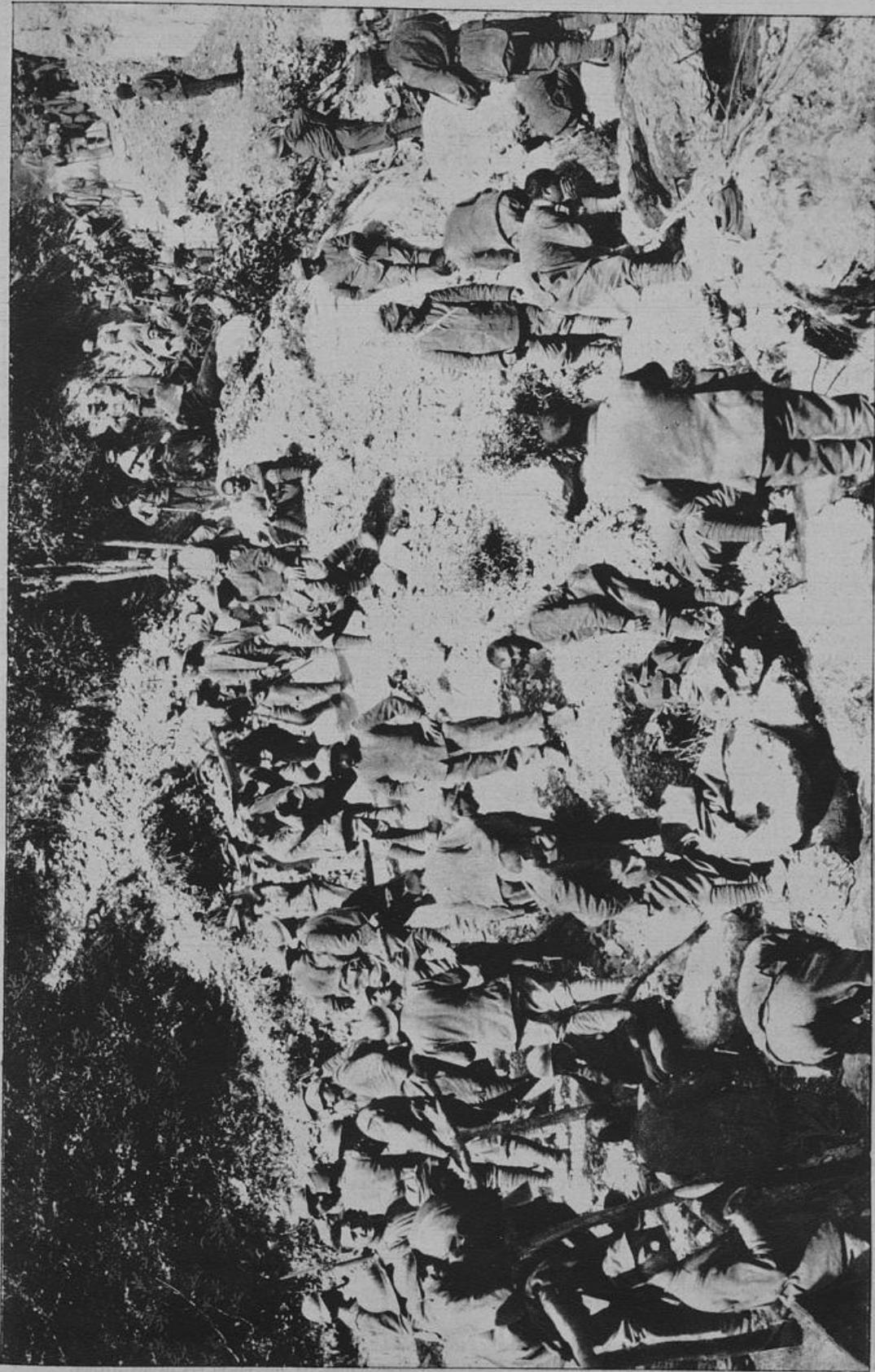
Heimat, du! Du süße, liebe Seele!

Ach, ich kann es ja gar nicht fassen, kann es ja immer noch nicht glauben, daß ich wieder wie ein kleiner Junge in deinen anheimelnden Straßen bin!

Liebe, gute Mutter Heimat! All meine Ängste will ich ja vergessen.

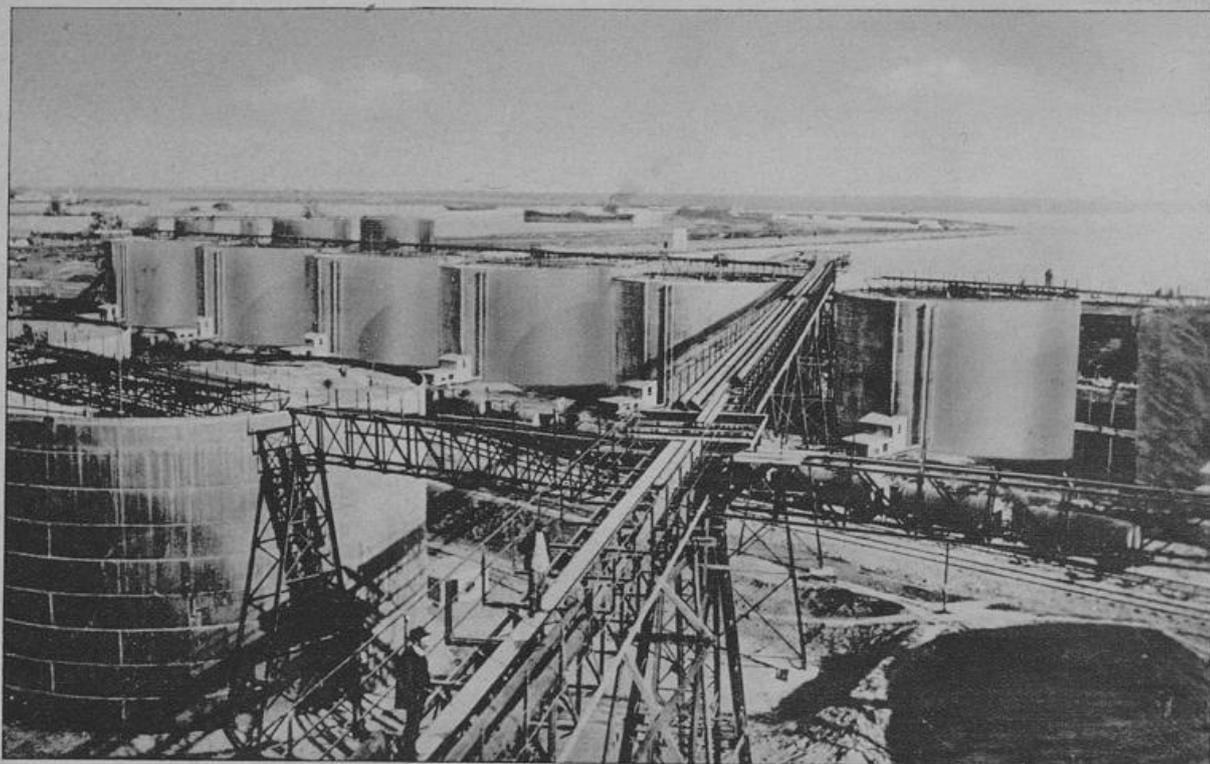
Sei du nur gut zu mir! Streiche mich doch, beste Mutter! Streiche mich!

Und dann weinte der alte Mann vor tiefster Freude.



Vom italienischen Kriegshauptplatz: Gefangene Italiener und Verwundeten-Transport am Mirli Yeh.

Kriegsber. G., nr. 5, S. 5.



Dem rumänischen Kriegsschauplatz: Petroleumtanks in der rumänischen Hafenstadt Constanza, die bei mehrfachen Angriffen durch Luft- und Seestreitkräfte der Zentralmächte in Brand geschossen und vollständig zerstört wurden. Phot. Verf. Jll.-Ges.

## Tschißderalljabum. Von Felix Frhr. v. Stenglin.

Ein Weg führte mich kürzlich durch eine neue Straße, und da kam mir eine kleine Erinnerung. —

Die Straße war im vorigen Frühjahr „der Bebauung erschlossen“ worden. Damals aber konnte man noch längere Zeit an Bretterzäunen entlang gehen, ohne etwas von der Veränderung zu spüren. Am Ende erst begannen die hohen Kästen emporzuwachsen.

„Eines Tages hörte ich Getöse hinter dem Zaun und sah durch eine etwas geöffnete Klappe auf das Bauland. Kinder spielten dort Zirkus. Mit Badsteinen war ein Kreis als Manege abgegrenzt. Eine Schar von Jungen und Mädchen sah zu; unter ihnen standen auch ein paar Erwachsene. Ich gefielte mich zu ihnen. Gerade produzierte sich „Miš Roja auf ungefatteltem Pferd“. Ein kleiner Junge, der sich aus zusammengesteckten Zeitungen ein Köckchen hergerichtet hatte, vollführte allerhand Kunststücke auf dem Rücken eines größeren, den eine etwas zerlumpte schwarze Tuchumhüllung als Pferd kennzeichnen sollte. Ein schlanker Kottops, augenscheinlich der Anführer des Ganzen, spielte den Direktor. Der abgetragene Zylinder war ihm bis auf die Ohren gerückt, einen allzu vollkommenen, alten Gehrock hatte er sich als Frack zurechtgemodelt, und in der Hand hielt er eine kleine Peitsche, mit der er andauernd Knallversuche machte. In diesem Knallen schien er das Wesentliche der Direktortätigkeit zu erblicken, und die Gesichter der Zuschauer strahlten denn auch immer auf, sowie es ihm einmal besonders gelang. Endlich fesselte mich nicht zum wenigsten die Gestalt eines zarten Jungen, der mit unermüdlichem Eifer und im Schweiß seines Angesichts die Musik mimte. Barhaupt und in Hemdsärmeln, die Hände geballt, stand er etwas vornübergebeugt da und bewegte bei jedem Takt die Ellbogen energisch hin und her. Dabei schrie er in einem selbstgemachten Klauerwelsch, durch das er die Musik nachzuahmen glaubte, und in dem gewisse Silben, mit besonderer Kraft hervorgehoben, immer wiederkehrten.

„Tschißderallja bumsnawatschla rallsja wallja lumbumbum!  
Tschißderallja bumtschniwitschi zidelsideli pingpingping! Tschiß-

deralljabum!“ Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er die Bewegungen des Jungen, der das Pferd darstellte, um sich im Takt nach ihm zu richten.

Eine Pause. Der Herr Direktor half der Dame vom Pferd, die indessen nicht soviel Anstand besaß, sich zu verneigen, sondern mit den Händen in den Hosentaschen augenscheinlich verlegen die Manege verließ, während das Pferd mutig mit den Hufen stampfte, der Herr Direktor den Hut zog, sich höflich verneigte und die Musik mit den Hemdsärmeln den Schweiß abwischte.

Jetzt kam der Herr Direktor mit seinem Zylinder, um höchst eigenhändig milde Beiträge einzulassieren. Die Kinder übergab er wie selbstverständlich, die Erwachsenen gaben einen oder zwei Pfennige, für einen Nidel bekam man eine Extraverbeugung.

„Kribe, seh' mal nach, ob Iken Schuttmann kommt!“ rief der Herr Direktor dem Jungen zu, der „Miš Roja“ gegeben hatte. — Die Luft war rein. Lange Pausen wurden nicht gemacht, sie dienten sozusagen nur zum Einlassieren. Und wieder ging's los. Das Pferd war jetzt ein Stier, Miš Roja ein Toreador. „Nu feste!“ sagte der Herr Direktor. Der Kampf begann, und die Musik fiel zwar mit denselben Klängen wie vorher, aber in einer anderen Stimmung ein, die der vorbereitenden Haltung des Toreadors und des Stieres entsprach. Gedämpft, gehemmt, schnell, mit kürzeren Ellbogenbewegungen und Anhebungen bei jedem Takt vollführte der Junge seine Begleitmusik.

„Tschißderalljabumsnawatschlarallsjawallsjabumtschniwitschi.“

Bis Mann und Tier endlich aneinander gerieten, und nun die Leidenschaft der Musik sich immer mehr steigerte bis zum Furioso: „Tschißderallja! Tschißderallja! Bumtsderallja! Watschdawatitschi! —“

Um endlich, als der Stier gefallen war und der Toreador ihm den Fuß auf den Nacken setzte, wie mit markigen Akkorden zu schließen: „Tschiß! Bum! Schrumm!“

In der Pause fragte ich den Herrn Direktor, was er und seine Freunde mit dem Gelde machten? Sie kauften sich neue Kostüme

dafür, war die Antwort. Sie steckten also sozusagen alles wieder ins Geschäft hinein und hatten nichts davon als die Ehre und das Vergnügen. „Und wie oft spielt ihr?“ — „Alle Tage nach Schule bis Abend. — Nächste Woche is jeden Tag große Extra-Galavorstellung, da haben wir 'n neuen Clown, der verlangt janz alleene drei Trotschen!“

Doch schon wurde der Herr Direktor von mir abgezogen. Eine neue Nummer begann. „Großes Ausstattungstück mit Gesang und Tanz!“ hörte ich ihn noch rufen, und dann setzte die Musik ein. Als ich schon auf der Straße war, hörte ich noch das „Tschibderallja tschibderallja bum — bum — bum!“

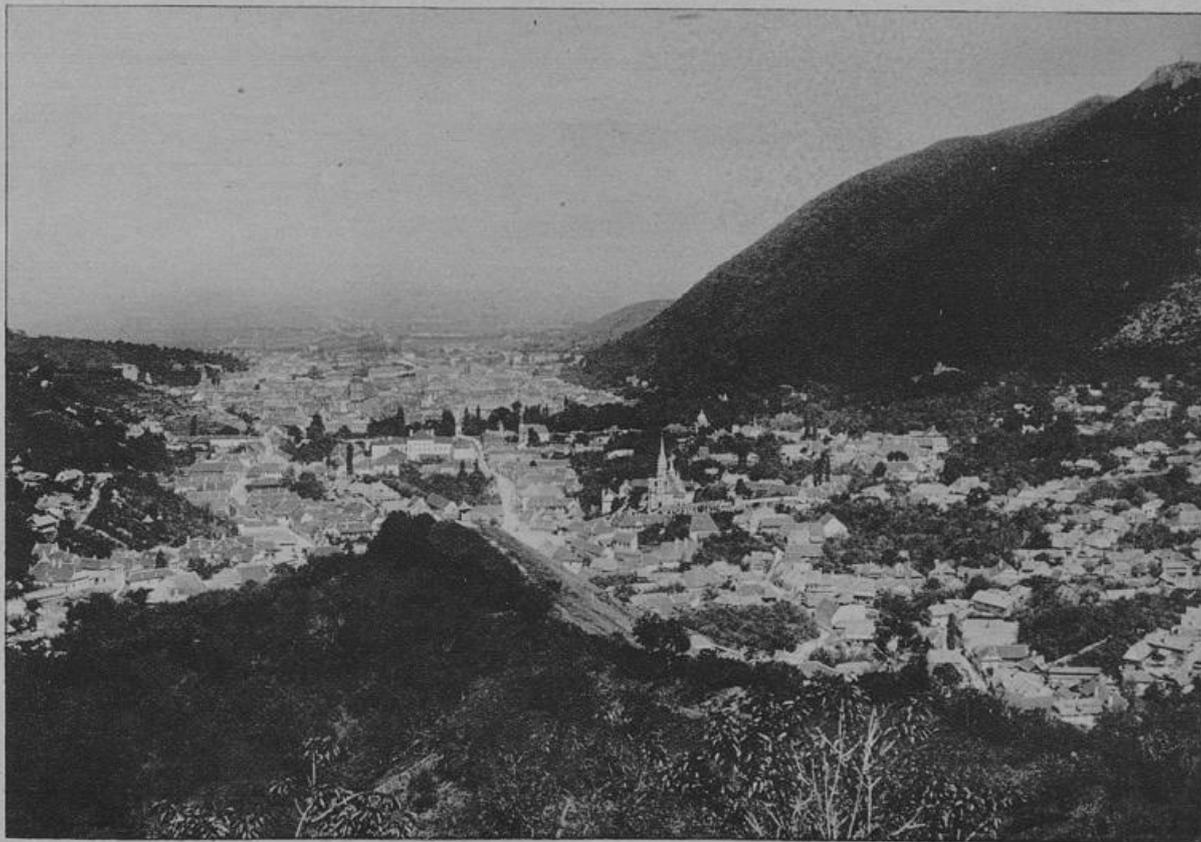
Leider konnte ich in der nächsten Woche nicht zur Extra-Galavorstellung kommen; es vergingen wohl drei Wochen, bis ich wieder in die Straße kam. Mehrere Häuser waren begonnen worden, doch von dem alten Platz her zwischen den halbfertigen Neubauten hörte ich wieder das „Tschibderalljabum!“ Ich ging durch die schmale Pforte und traf eine weit größere Anzahl Zuschauer als das erstemal. Die Kostüme vervollständigt, die Vorführungen verrieten Studium und Übung. Den meisten Beifall hatte der neue „Clown“. Er trug ein mit roten Tupfen bemaltes Hemd über dem Rock, die weiße Hose hatte er unten an den Knöcheln zugebunden, sein Haupt war von einer Papiertüte gekönt. Das Beste aber war sein dummes Gesicht mit den dicken, roten Waden, der etwas hängenden Unterlippe, den starren Augelaugen; wie tief beleidigt durch die bloße Existenz der Welt sah es rundum. Plötzlich aber ließ der Junge die Torheit fallen, schlug Rad, jonglierte mit drei, mit vier kleinen Kinderbällen, stieß den Herrn Direktor an, belam von diesem eine Ohrfeige und lag im Sand. Alles brüllte vor Vergnügen. Und die Musik setzte mit einem grandiosen Tusch ein: „Tschibderalljaah! Tschibderalljaah!“

So habe ich noch einige Male den Vorstellungen der Truppe beigewohnt. Ungehört von der Polizeimacht „arbeiteten“ die Jungen eben Nachmittag im Schweife ihres Angesichts. Sie konnten jetzt

sogar täglich einige Groschen über die Geschäftskosten erzielen, die jeber nach seinem Geschmac verwenden konnte. Ich fragte nicht danach, sondern achtete die Persönlichkeit. Im Grunde war's ja auch ganz gleich, was sie damit machten. Den Berliner Schupfleuten aber war ich ordentlich gut dafür, daß sie dies blühende Leben nicht störten. Wenn ich jetzt kam, erhielt ich „reservierten Logenplatz“, den einzigen Stuhl. Die Jungen waren so dankbar für jede kleine Erlösung. Mir nütigten sie nicht allein durch ihren Eifer, sondern auch durch die Ordnung, die sie hielten, Achtung ab. Eine kleine Republik, die durch keine Ministerkrisen, Parteiungen und Streiks gestört wurde. Der Präsident allerdings, der Herr Direktor, hatte einen Schuß ins Despotische, und wenn er breitbeinig da stand und mit der Peitsche knallte, konnte dem hübschen, schlanken Jungen trotz seiner lächerlichen Kleidung niemand widersprechen.

Im Spätherbst fand ich den Zirkus nicht mehr. Die letzten Lüden zwischen den Häusern hatten sich geschlossen. Die Tage waren kühl, die Menschen zogen sich in die Wohnungen zurück. Und so hatte die Gesellschaft notgedrungen ihre Vorstellungen aufgeben müssen. Ein Gefühl des Bedauerns überfiel mich. Wieviel frische Kraft hatte sich hier betätigt, aus sich selber heraus und nur um der Sache willen!

Wenn ich jetzt an der Stelle vorübergehe, wo damals die schmale Pforte durch den Bretterzaun führte, kommen mir immer noch die vergangenen Sommertage in den Sinn. Ich glaube die Stimme des rotthaarigen Direktors zu hören: „Nu aber feste!“ Die Peitsche knallt, das „Pferd“ stampft den Boden. Ich sehe „Miß Rosa“ in ihrem Papierröschchen, den Toreador und den Stier, den „Clown“ mit seinem dummen Gesicht, die leuchtenden Augen der Künstler und Zuschauer. Und die „Musik“ spielt ihr „Tschibderallja bumsnawatschla rallsja wallja Bumbumbum! Bumschnawitschki zibelsizideli pingpingping! Tschibderalljabum!“ — Und ich finde wieder einmal, daß es auch in der Großstadt Poesie gibt.



Vom Krieg in Siebenbürgen: Blick auf Kronstadt (Braşov) mit Umgebung. Die Stadt wurde infolge ihrer strategisch ungünstigen Lage von den österreichisch-ungarischen Truppen geräumt.

Phot. Gebr. Haedel

## Kriegsgefangene Franzosen bei der Hopfenernte in Bayern.



Die Gefangenen beim Abpflücken des Hopfens in der Holledau.

Phot. G. Hoffmann.



Kriegsgefangene Franzosen mit Hopfen geschmückt, die bei der Ernte geholfen haben.

Phot. G. Hoffmann

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 40.

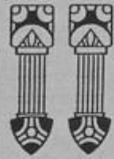
Düsseldorf, 30. September

1916.



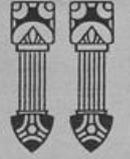
Erntedankfeier des Bundes Deutscher Pfadfinderinnen: Eine Gruppe von Pfadfinderinnen in bäuerlicher Tracht.

Phot. Verl. Ill.-Ges.



# Das Rosenlied.

Skizze von Friedrich Hermann.



**L**ehrer Hiddesen war einer der letzten diensttauglichen Männer, die noch in der Heimat geblieben waren. Das lag gewiß nicht an ihm. Man hatte ihn wieder zurückgeschickt, weil er nicht allzu stark in seiner Gesundheit war, und weil das Dorf in den schweren Zeiten auch einen Schullehrer nicht entbehren konnte.

Er wollte das nicht einsehen. Die Männer gehörten an die Front. Da hatten sie ihn getötet. Sie würden ihn bestimmt noch holen, wenn es überhaupt nötig sei.

Lehrer Hiddesen war geblieben. Schweren Herzens. Und zum ersten Male empfand er seine Pflicht als einen Zwang.

Der alte Organist hätte ihn doch gut vertreten können. Das große und das kleine Alphabet konnte er doch sicher, und das Einmaleins nicht weniger, dazu konnte er mit den Kindern Lieder lernen und singen.

Wer hätte dann noch den Lehrer Hiddesen vermisst?

Bestimmt keiner.

Er bereute es, diesen Vorschlag nicht damals gemacht zu haben, als sie ihn in die Stadt zur Untersuchung bestellt hatten. Nun war es zu spät.

Aus Tagen wurden Wochen, aus Wochen Monate.

Der Krieg ging immer weiter, und er war noch in der Heimat geblieben.

Aber nein. Heimat durfte er den Ort seiner Tätigkeit nicht einmal nennen. Er hatte, nachdem er seine Seminartätigkeit mit Erfolg beendet hatte, diese Anstellung gefunden in einem Orte, der ihm vorher nicht einmal dem Namen nach bekannt gewesen war. Aber schön war er gewesen.

Mitten in Bergen lag er versteckt, Wälder säumten ihn ein, und Wiesen dehnten sich die Hügelhänge hinan.

Das kleine Schulhaus war noch neu, die Zimmer gemütlich. Was wollte er mehr? Als bescheidener Seminarist war er sicher nicht verwöhnt gewesen.

Er hatte seinen geregelten Dienst in den verschiedenen Klassen, hatte es gewiß nicht schwer, konnte auch noch in den Bergen herumwandern, allein oder mit seinen Schulkindern.

So hatte er sich in den wenigen Jahren eingelebt und dachte nicht daran, fortzugehen.

Vielleicht doch!

Das kam aber nur manchmal und heimlich. Er redete zu keinem andern davon. Er hatte noch eine alte Mutter, der er auch einen Teil seines Verdienstes schickte, die wohnte im Norden Deutschlands in den Marschen, wo das Meer braust, und sein Rauschen immer über dem Lande liegt, wenn man es auch nicht immer sehen kann. Zu der wäre er gern einmal heimgelehrt, wäre bei ihr geblieben.

Dort gab es doch auch ein Schulhaus, das einen Lehrer brauchte! Aber dazu mußte er noch zu jung sein.

Da hieß es Geduld haben.

Und dann war noch eins, das ihn zum Bleiben bestimmte, das war ein Mädchen, um dessen Liebe er heimlich warb.

Lehrer Hiddesen war keiner von denen, die laut verlangen, was sie begehren.

Er wollte es nur ruhig dem Schicksal überlassen, das ihn mit dem Mädchen, das Elisabeth hieß, zusammenführen sollte. Er hatte Zeit und dachte nicht daran, daß ein anderer kommen könnte, sie ihm fortzunehmen.

Aber Elisabeth mußte wohl um die stille Liebe des Lehrers wissen, wenn sie das auch nicht vertiet. Sie hatte es gern, wenn er in ihrer Nähe war, er begegnete ihr ja öfters, wenn er die Wiesen hinanstieg oder in den Wald ging.

Sie sagte es ihm nicht, daß ihre Träume die gleichen waren, die auch er träumen mochte. Und das Lehrerhaus war für zwei

Menschen gebaut und nicht für einen solch stillen Einsiedler, wie es Hiddesen war.,

Die Wünsche nach einem tiefen, stillen Glück waren bei ihm immer lauter geworden. Er ließ sie nicht aufkommen, da es Krieg war, und er keine Entscheidung über sein Leben hatte. Er hatte kein Recht, jetzt von Liebe zu reden und ein Mädchen an sich zu fesseln, wenn er selbst noch hinausmußte.

Das hatte man ihm aber doch versprochen!

Und er wollte an den Feind.

Elisabeth hatte gedacht, daß er jetzt leichter den Weg finden könnte. Sie kannte seine Gründe nicht.

Und eine Frau mehr unglücklich? Nein. Es bangten und litten schon genug im Dorfe um ihre Männer und Liebsten. Und von manchem wußte man, daß er nimmer heimkehren würde.

Grausam war ja der Krieg.

Elisabeth hätte gern gelitten, wenn sie ihr so heiß ersehntes Glück vorher gefunden hätte.

Der Krieg mußte einmal doch zu Ende gehen, und jeden Mann würde er nicht fordern können.

Es blieb ein loser Traum. Hiddesen hätte sich auch geschämt, wenn er zu ihr gekommen wäre. Es bedrückte ihn, daß sie ihn immer noch nicht geholt hatten.

Der Pfarrer plante, Unterstützungen einzusammeln für die armen Hinterbliebenen, deren Männer im Felde gefallen waren. Er wandte sich an den Lehrer. Und der wiederum dachte, im Saale des Gasthauses einen Abend zu veranstalten, der die Gelder einbringen sollte.

Das Dorf lag einsam genug, man hatte wenig Abwechslung. Warum sollte man da die Menschen nicht einmal auf andere Gedanken bringen?

Für den guten Zweck würde jeder gern und bereitwilligst sein Scherflein geben wollen.

Hiddesen übte mit seinem Schulchor einige Lieder ein. Es sollten auch Gedichte vorgetragen werden, und der Herr Pfarrer wollte einen Vortrag über eine Missionsreise in China halten.

Das Programm mußte gefallen.

Lehrer Hiddesen liebte die Musik sehr, er hatte dann und wann auch kleine, schlichte Lieder vertont, die er sich selbst an stillen Abenden vorspielte.

Anderer, fremde Menschen brauchten sie nicht zu hören. Er war mit der eigenen stillen Freude vollauf zufrieden.

Und zu einem hatte er sogar auch den Text geschrieben, er hatte es „Das Rosenlied“ genannt und bei jedem Worte und bei jeder Note an Elisabeth gedacht.

Der sollte es allein gehören. Wenigstens in seinen Gedanken. Er gab die Schrift ja nicht aus der Hand.

Der Schulchor sollte eine Anzahl Volkslieder singen, die immer zum Herzen sprachen. Die bekanntesten waren ausgewählt worden und wurden zweistimmig eingeübt. Und Lehrer Hiddesen hatte auf einmal, er gab sich nicht einmal Rechenschaft darüber, auch sein Rosenlied singen lassen.

Die Abschriften hatte er selbst gefertigt. War das eine Freude unter den Kindern, als sie erfuhren, daß ihr Lehrer selbst diese Melodie erfunden hatte.

Sie dürften es keinem verraten, hatte er ihnen gesagt. Und sie versprochen es ihm feierlich.

Nein. Das sollte ihr Geheimnis bleiben.

Aber es mußten sich doch einige begeisterte Plappermäuler unter der Jugend befunden haben, denn schon einige Tage vor dem Unterhaltungs- und Wohltätigkeitsabend wußte es das ganze Dorf.

In jedem Hause sprach man davon.

Die Kinder werden ein Rosenlied singen; das hat der Herr Lehrer selbst erdacht.

Die meisten konnten das nicht verstehen, wie ein junger Dorfschullehrer so etwas fertig bringen könnte. Er war in der Achtung der Leute noch mehr gestiegen.

Der Abend kam. Als die Kinder die Volkslieder anstimmten, war es ganz still in dem niederen Saal. Auch Elisabeth lauschte gespannt. Sie hatte sich über das Lied ihre eigenen Gedanken gemacht. Es war ein schlichter Text, der von zwei Liebenden erzählte, die durch eine Rose ihr Glück erfahren hatten, und der Sänger sang, daß er sich durch das Lied auch eine heimliche Liebe ersingen wollte. Es war eben ein Volkslied, das muß von Liebe reden. Die Leute empfanden das nicht anders. Sie feierten ihren Herrn Lehrer, der so ein schönes Lied gefertigt hatte.

Elisabeth merkte es wohl, als sich Hiddesen auf seinem Pulte umwandte und den Beifall entgegennahm, daß er sie ansah, sie hatte auch verstanden, daß er es für sie allein geschrieben hatte.

Für sie allein. Weinen hätte sie können bei dem Gedanken. Durch ein Lied wollte er die Liebe seines Mädchens gewinnen. So hatte es im Texte geheissen.

Elisabeth hatte die einzelnen Worte nicht genau behalten, sie hätte sie gern gewußt. Sie konnte ihn doch aber nicht darum bitten! Die Melodie aber war geblieben, die summte sie vor sich hin, als sie mit der Mutter heimging.

„Du bist so fröhlich, Lisbeth“, sagte sie.

„War es denn nicht ein schönes Lied, Mutter? Man kann ja diese Weise gar nicht wieder los werden.“

Die alte Mutter lächelte vor sich hin. Das Mädchen merkte es nicht.

Nun hatten sie Lehrer Hiddesen doch eingezogen. Ein verwundeter Kollege war aus dem Felde zurückgekehrt, der für Monate dienstuntauglich geworden war, der sollte ihn vertreten. Er war mit Hiddesen

zusammen auf dem Seminar gewesen. Hiddesen ging jetzt doppelt gern, da er seine Schule in diesen Händen wußte.

Hiddesen hatte einen Dompfaff, den er nicht mit ins Feld nehmen konnte. Er wäre ja bei seinem Kollegen, der seine Zimmer bewohnen wollte, gut aufgehoben gewesen. Hiddesen aber ging zu Lisbeth und bat sie, sich seines Vogels anzunehmen. Er wollte ihn ihrem Schutze anvertrauen. Sie nahm ihn gern und versprach ihm, daß sie ihn treu wahren wollte, bis er zurückkäme. Und er sollte dabei sie nicht vergessen und sich oft nach seinem Vogel erkundigen.

Hiddesen freute sich, daß er den Dompfaff in so lieben Händen wußte. Das allein hatte ihn bestimmt, ihn zu dem Mädchen zu tragen.

Nun waren schon Monate vergangen. Der Herr Lehrer war

jüngst im Felde, und sein Stellvertreter hielt für ihn den Unterricht. Es ging im Dorfe alles seinen gewohnten Gang.

Hiddesen schrieb dann und wann an seinen Kollegen, öfters an Lisbeth, und die antwortete ihm auch. Sie erzählte aber nur von seinem Vogel, daß es ihm gut ginge, daß sie ihm auch neue Lieder beibringe, und von allen Geschehnissen im Dorfe. Nur von sich selber und ihrem Glücksverlangen schrieb sie nichts.

Mit stillem Glück las Hiddesen diese Mädchenbriefe. Sie waren ihm außer den Zeilen seiner Mutter, die nur selten kamen, die größte Freude. Dann aber wurde er unruhig. Sein Kollege erzählte ihm, pries ihre Schönheit und ihre Freundlichkeit, schrieb auch, daß er Hiddesens Dompfaff singen gehört habe.

Zum ersten Male wurde der Lehrer eifersüchtig. Sogar in ihrer Wohnung war der Kollege gewesen! Wollte er ihm das Mädchen abspenstig machen? Unsinn! Die wußte ja nichts von seiner Liebe. Wie, wenn es nun schon zu spät war, wenn Elisabeth zu andern gehören wollte?

Das kam ihm nicht mehr aus dem Sinn. In seinen Briefen erwähnte er nichts von seiner Eifersucht, beruhigte sich auch endlich, denn er sagte sich, daß sie ihm doch nicht mehr schreiben würde, wenn sie einem andern gehörte.

Als er endlich einmal auf Urlaub fahren durfte, ihn dünkte es schon eine zu lange Zeit, daß er draußen war, führte ihn sein erster Gang im Dorfe zu ihr. Jetzt wollte er keine Minute mehr versäumen. Er hatte ja auch einen Grund, hinzugehen. Er wollte doch seinen Dompfaff besuchen.

Warmer Sommer rieselte durchs Land. Alle Fenster der Häuser standen offen.

Vor dem Hause, in dem sie bei ihrer Mutter wohnte blieb er stehen. Er entdeckte den Käfig, der draußen an der Mauer hing. Er hätte ihn mit einem Griffe abheben können. Dann brauchte er nicht mehr zu ihr, und seine Untast wäre vorbei gewesen. Der Vogel plußterte sich in seinem Käfig auf und begann zu singen.

Hiddesen lauschte ihm erregt. Das Lied! Woher konnte der Vogel das? Das mußte doch sorgsam einstudiert worden sein. Es war doch das Rosenlied!

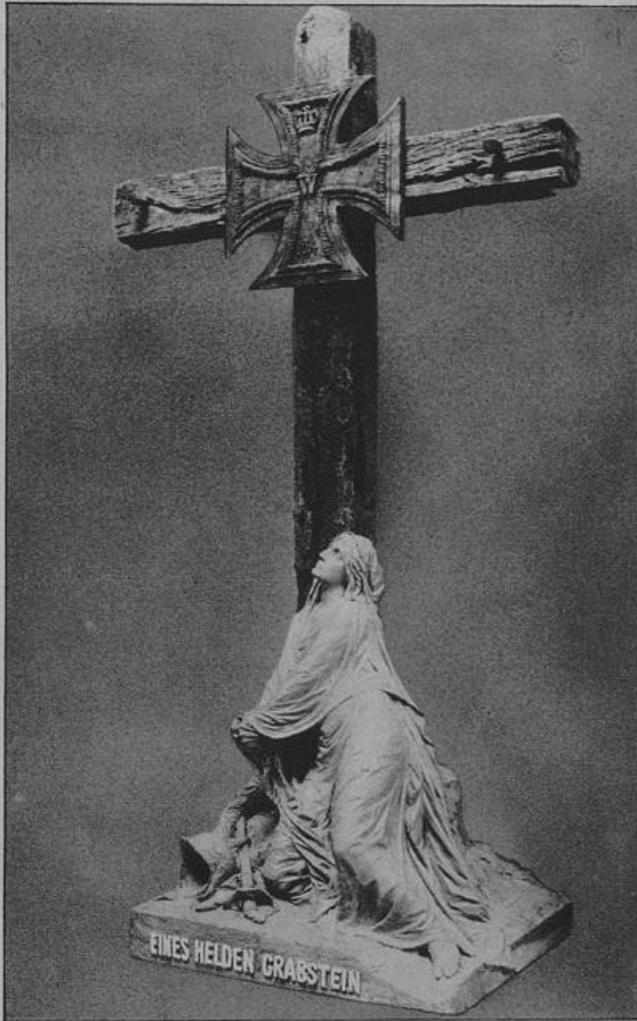
Und dann verstand er plötzlich, was er heiß erwünscht. Mit lachendem Munde trat er ins Haus.

Elisabeth schreckte zurück, als sie ihn so unvermutet vor sich sah. Da aber hatte er seinen Arm schon um sie gelegt, hielt sie, bis sie es leiden wollte, und küßte sie.

Warum?

„Das Rosenlied, Lisbeth! Mein Rosenlied! Nun hat es erfüllt, was es sollte. Daß du es so verstehen konntest!“

Sie blickte ihn strahlend an.



„Eines Helden Grabstein“, Skulptur von Gustav Eberlein.

Phot. Alice Magdorff.

# Der Affe Shru.

Humoreske von Richard Rief.

**D**er große Saal eines Münchener Bräukellers war, wie immer unter Abend, dicht gefüllt. Am hintersten Tische, an der Wand, schien noch ein Plätzchen frei für mich, und so bat ich einen sehr torpulenten Herrn, ein wenig zu rücken. Dieser Herr war sehr freundlich und tat's. Und als ich ihn mir deshalb mit Wohlwollen betrachtete, da sah ich, daß er seinen riesigen schwarzen Havelock nicht abgelegt hatte. Das Lodengewand bauschte sich ihm über der Brust zu einem riesigen Bogen. Ich argwöhnte, der Brave habe einen Küchen-eimer als Amulett umgehängt.

Doch plötzlich sagte der Mann, still in sich hinein, in den Küchen-eimer hinein, unter den Havelock:

„Magst aa amal saufn, Fannel?“

Da streckte Fannel ihr behaartes Köpfelein aus dem Havelock hervor, kaulte es sich mit der linken Hinterhand, wie ein Professor, der grübelt, und sagte mit dem rechten Vordergliede in den Maßtrug, daß das Bier nur so herum-sprigte.

„Naa, mein' Herrschaft, der hat ab'r an Aff'n dabei!“ schrie die schwarze Theres', die gerade, maßtrugbeladen, vorbeiging.

„Na hören S': Dös g'hört si sei net, daß man an Aff'n mit auf'n Keller bringen tut!“ schimpfte ein glähiges Gegenüber. „Dös is g'wieß solch ener spinneter Italiener!“

„I zoag Ihna gleich den Italiener!“ rief der Affenherz und wurde ungemütlich. „Ob nun i den Aff'n glei mit her-eintrag, oder ob Sie 'n erscht beim Heimgehn ha'm, dös bleibt sich doch ein und daselbe!“

Da lachten die Umstehenden und riefen „Recht ha'm S', Sie Viech, Sie!“ Denn in München gewinnt stets, wer sich mit Humor ausweisen kann.

„Naa — so a liabs Viecherl. — Kann's auch schön's Pfoetel hergeben?“

„Fannel, glei gibst's Pfoetel her. — Soooo!“

Fannel hieb nach der Hand des freundlichen Nachbarn.

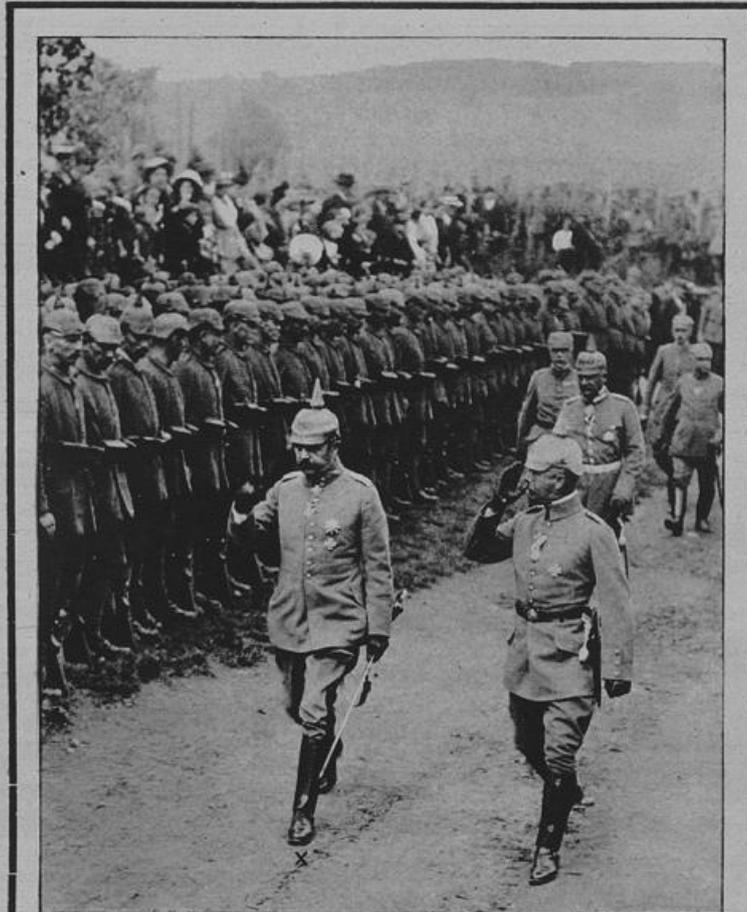
„Soll Fannel auch Ihna d' Pfoet' zeig'n?“ fragte mich nun der Affenwater. Aber natürlich sollte sie! „Ein herziges Tier!“ sagte ich. „Dös glaub i“, sagte der Besitzer und erzählte, daß Fannel das letzte überlebende Mitglied seiner Künstlergesellschaft „Mensch und Tier als Altobat“ sei. Er selber habe die Seit tänzertunst ausgeübt, seine Frau

war „Europas dickste Dame“, Schwager, Vetter und Kassierer hatten auf dem Trapez das Ihre geleistet. Dazu gehörten noch der Dadel Hugo und Albertine, das zahme Eichläschen. Auf allen Dörfern Niederbayerns sei diese Truppe heimisch gewesen — bis — ja bis eines Tages seine Frau mit dem Kassierer, Hugo und Albertine durchgegangen sei.

Schwager und Vetter machten sich daraufhin auch selbständig, der eine als Hungertänstler, der andere als Rezitator moderner Lyrik, und so sei er denn mit Fannel zurückgeblieben. „Supf amal, Fannel“, sagte er dann, lüftete den Havelock und gab das braune Affenmädchen allen Blicken preis. „Bier sauft's wie a Schankkeller“, fügte er stolz hinzu.

Fannel war ein gar possierliches Viech. Sie liebäugelte begehrtlich mit dem Maßtrug, versuchte listig die Hand hineinzutauchen, und wenn es ihr gelungen war, dann sog sie laut schmahend an ihren Fingern und schnalzte vor Lust. Wie ein Ruh kaulte sie sich dann das krause Köpfelein, bleckte die Zunge wie ein Lausbub, und verliebt streichelte sie ihrem Besitzer über die Backe.

„Na, Herr Nachbar, atrat also hat schon Ihr Herr Argrohvata aus-g'shaut“, sagte mein linker Nachbar, der über Fannel's Mädchentum



**Zum Ableben Sr. Exzellenz des Generals Gaede (X).**  
Exzellenz Hans Gaede, Oberbefehlshaber im Elsaß, auf seiner letzten Truppenschau in den Vogesen.

Der berühmte Heerführer ist einer Unterleibsoperation in Freiburg i. Br. erlegen. Nach den erbitterten Kämpfen bei Mühlhausen hat er zwei Jahre lang die Wacht vor den deutschen Reichslanden gehalten. Er stand während des Deutsch-Französischen Krieges im 2. Gren.-Regt. In schneller Reihenfolge war er dann in der trigonometrischen Abteilung der Landesaufnahme, als Hauptmann im Kriegsministerium und ein Jahr später als Major in der Armeedivision dieses Ministeriums tätig. 1904 wurde er Kommandeur der 53. Division in Metz. Nachdem er zwei Jahre später zur Disposition gestellt worden war, trat er bei Kriegsausbruch wieder in aktiven Dienst. Er wurde 1852 in Kolberg i. P. geboren.

nicht unterrichtet war. Ich war gar nicht beleidigt. Es erschien mir immerhin weniger peinlich, von Fannel abzustammen als von jenem Glätztopfe gegenüber, der immer und immer wieder von seinem Rechte auf Kritik Gebrauch machte und sagte:

„Und dös schickt si sei doch net, daß man an Aff'n mit auf'n Keller bringt und cam Bier zu sauf'n gibt. — Die Leut werd'n immer ausg'schamter.“

„Welch herziges Tierchen,“ sagte ich, um den Herrn zu ärgern. „Es gefällt mir zu gut.“

Ganz unerwartet aber kam mir nun die Frage des Seiltänzers: „Wann S' d' Fannerl ham wollen, um zwanz'g Mark'n gehörs' Ihna. I will doch zu aner andern Kunst gehen. Da leids mir dös Tierl net.“

„Hahahahahaha!“ lachte gemein der Slatztopf.

„Nu gerade!“ dachte ich, und Fannerl ging in meinen Besitz über.

Ich öffnete den obersten Knopf meines Äfters und gab dem süßen Tierchen einen Platz an meinem Herzen. In diesem Augenblicke war ich restlos glücklich.

Als ich mit meiner neuen Freundin zu Hause war, hatte ich von den vielen niedlichen Zähnen Fannerls bloß zwei harmlose Wunden davongetragen, und mein Anzug, an dem das naschhafte Wesen sich gelabt, konnte von meinem Diener immerhin noch als Arbeitsgewand benutzt werden.

„Fannerl,“ sagte ich bescheiden, als sie mir gegenüber saß. Da zeigte sie mir die Zunge.

„Ich bin kein Arzt für Magenleiden,“ erwiderte ich.

„Fannerl,“ hub ich noch einmal feierlich an: „So leid es mir tut, ich muß dir zunächst einen andern Namen geben. Tante Fanny in Kattowiß verfeindet sich selbst mit meiner Mama auf Lebenszeit, wenn sie erfährt, daß du ihren Namen trägst. Ja, Fannerl, so sind die Menschen halt. Nimm's ihr nicht übel. — Wie nenne ich dich nun nur? Selma? Seht nicht wegen der kleinen Kusine in Potsdam! Hedwig? Tante Hedwig würde sich die Haare raufen.“

Je länger ich aber nachsann, und je eindringlicher ich mir das Fannerl betrachtete, um so deutlicher trat ein Jugendbildnis in meine Erinnerung. Ins Unterbewußtsein war mir das schon im ersten

Augenblicke meiner Bekanntschaft mit dem Tierchen getreten. Und dieses Bildnis zeigte Miß Shru, die britische Erzieherin unserer Kindheit. „Bist du auch englische Untertanin, Fannerl?“ fragte ich. Da zeigte die Affin mir beleidigt ihren Rücken.

„Ja, du bist Miß Shru, wie sie lebte und lebte. Trage hinfort auch ihren Namen!“

So wurde aus Fannerl der Affe Shru. —

„Halten Sie's Fannerl nur sei recht warm,“ hatte der alte Besitzer zu mir gejagt. Ich ließ darum meine Zimmer doppelt und dreifach heizen und erzeugte so im Verein mit der Hitze der 1914er Juniwochen eine Temperatur, die der Wüste Sahara selbst für die regenlose Zeit genügt hätte. Ich kaufte einen Gummibaum und stellte ihn auf meine Biedermeierkommode und baute Turngeräte zwischen die Großväterfessel, damit Shru keine liebe Beschäftigung vermisse. Aber — woran lag es wohl? Shru II konnte mich ebensowenig leiden, wie Shru I es vermocht hatte. Da half keine Liebesmüh! Und wie habe ich um sie erworben!

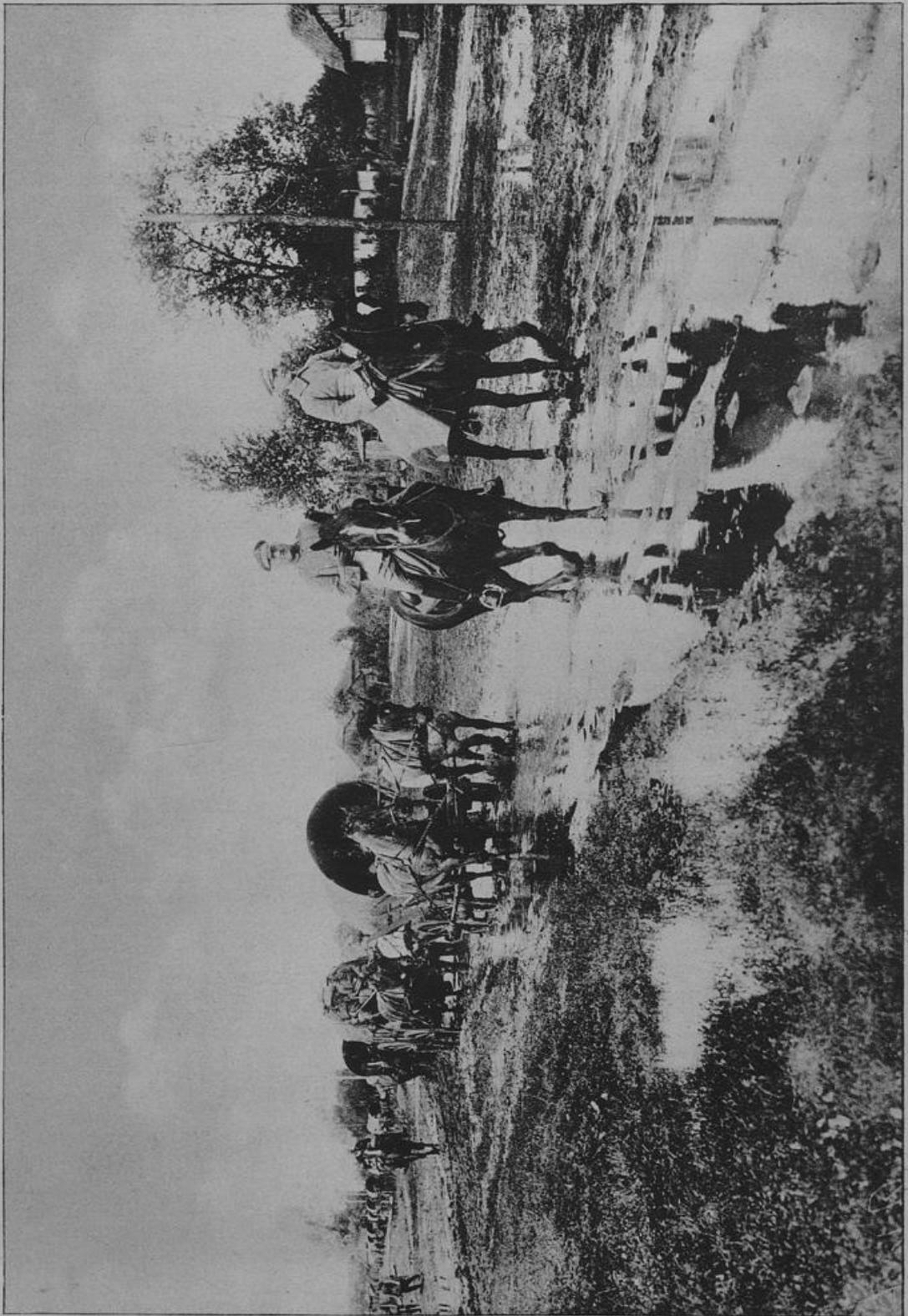
Selber hab ich die kläglichen Scherben meiner gesamten Porzellane aufgesehen, als Shru mit ihrer aus einer Kopenhagener Werkstatt stammenden Gattungsschwester dem im Urwald in Affenteifen beliebten Spiele fröhnte: die jüngeren Familienmitglieder als Fangball zu benutzen. Nicht gewehrt habe ich mich, auch als mir eines Tages ein alter Zinnleuchter an die Nase fiel, ohne daß er sonderlich Schaden dadurch genommen hätte. Ich bin einfach zum Chirurgen gegangen und habe mir eine neue Nase bestellt.

Aber so grimmig Shru mich haßte, so innig liebte sie meinen Diener Marx. Der hatte sie zur Begrüßung mit dem Wedel verprügelt und gleich Heimatsgefühl in ihr erweckt. Was Marx ihr tat, gedieh ihr zum Heil. Wenn ich aber ein paar Mundvoll frischer Luft durch den



Aus dem Kriegsleben in den Vogesen: Essenausgabe am Gebirgsabhänge.

Phot. Beel. 34.00



Deutsche Trainkolonne auf einer überschwemmten Landstraße im Sumpfsgebiet des Ostens.

Phot. N. Semredt.

Türlich in die Affenhöhle des zum Käfig umgewandelten Zimmers dringen ließ — unzweifelhaft bekam Shru am nächsten Morgen einen Schnupfen und ich einen Vorwurfsblick voll Nichtachtung und Mißfallens von meinem braven Maxl. In das Zimmer durfte ich bald nicht mehr. Ich wollte auch nicht mehr. Denn — na, Sie kennen ja die Annehmlichkeiten eines Affenhauses aus dem Zoo.

„Ich werde Shru verkaufen,“ sagte ich eines Tages zu Maxl.

„Ach gehn's, gnädig' Herr — was kriag'n S' denn vül für dö's arme Viecherl? Und — von Eahnen Freunden kaufst doch keiner!“  
Recht hatte er. Wer mein Martyrium sah, den gelüstete es nicht. — Rasend konnte man werden.

„Verschenken!“ brüllte ich. Ich wollte wieder mal Herr sein in meinem Hause! „Ich schenk ihn dir, Maxl.“

„Aber — naa — naa. — Dö's is — Ich dank recht schön. —

In diesen Tagen kam der Krieg. Da gab es plötzlich andere Sorgen. Maxl, stärker als sein Herr, gesund und begeistert, ein soldienstfähiger „bayrischer Löwe“, ging freiwillig mit. In der ersten Augustwoche zog er in die Kaserne.

„Soll ich allein mit dem Viech —?“ fragte ich ängstlich.

„Es wird mich totbeißen aus Sehnsucht nach dir. — Es wird krepieren ohne dich —“

Maxl zuckte die Achseln. Er ließ Shru ein paar Zwetschen aus der Hand fressen und verabschiedete sich dann von ihr und von mir.

Auf der Straße aber gab es bald großen Halloh. Die Buben rannten hinter meinem Maxl her und schrien: „Da schaugt! Ein Soldat mit ei'm Affen —!“ Und eine alte Marktfrau sagte: „Dö's g'hört sich fei net in solchen Zeiten, daß oans an Aff'n mit auf d' Sassen naustragt —“



Don der Ostfront: Stabskanzlei im Felde.

Ungarisches Fotopresse-Büro.

Wann dem gnädig' Herrn net scheniert — dann kann die Shru nacha glei hierbleib'n —“

„Was??!“ ächzte ich. „Ersaufen kannst du sie von mir aus. Oder meinethalben totschießen und ausstopfen. — Nur fort damit. Sonst hol ich selber meine Browning. —“

Maxl lächelte ungläubig. Er kannte mein gutes Herz. Shru? Miß Shru? Bedeutungsvoller Name! Wie konnte ich das Viech auch nur so nennen? Nun beherrschte es meinen Willen — genau wie vor Jahren ihre Namensvorgängerin uns alle beherrscht hatte! Ich komme heim: „Ja, wann der gnädig' Herr vialleicht bissel leis gehn wollten. — Die Shru is nämlich eben eing'schlaf'n.“ O alte Kindheitsbilder: „Lausbus du!“ sagte Miß Shru, „willst du vielleicht nicht so trapsen! Harriet ist erst um sechs vom Tanzstundenball gekommen.“ — Die Harriet liebte sie nämlich abgöttisch. — O wie hab ich meine eigene Schwester damals gehaßt! Sollte es wieder so kommen? —

Richtig, da ging mein Maxl, und die Shru sah ihm auf der Schulter. Hinaufgklettert war sie, ohne daß wir's gemerkt hatten. — „Solln die Kameraden aa an S'paf ham,“ dachte der Maxl, gab die Shru einem Buben zum Tragen.

In der Kaserne, na, ihr könnt euch denken, was die Kameraden zu dem neuen Stubengefährten sagten. „Haft net gnuua am Tornister, Seehofer, muacht no an richtinga Aff'n dazua ham?“

Shru zeigte sich der großen Zeit gewachsen. Sie bewahrte ihre englische Ruhe und blieb gehorsam in der Ecke, die man ihr angewiesen hatte. Der Feldwebel schimpfte freilich nicht schlecht, als er's merkte. „Fort mit dem Aff'n!“ schrie er.

Da kam Shru in die Kantine. Sie hockte hinter dem Schanktisch, und nach drei Wochen trug sie die Kappe eines Highlanders, die ein Verwundeter mitgebracht hatte.

Ob sie den Winter überlebt hat, weiß ich nicht.

# Aus den letzten Kämpfen an der italienischen Front.



Eine Kampflinie im Karst in 2100 Meter Höhe.

Kilophot G. m. b. H.



Beobachtungsposten einer Maschinengewehrabteilung am mittleren Isonzo.

Kilophot G. m. b. H.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 41.

Düsseldorf, 7. Oktober

1916.



**Der Führer des Untersee-Handelschiffes „Bremen“, Kapitän Karl Schwarzkopf.**

Kapitän Schwarzkopf, 1875 in Lübeck geboren, trat 1897 als Einjährig-Freiwilliger bei der I. Matrosen-Division in Kiel ein. Er widmete sich ganz der seemannischen Laufbahn in den Diensten des Norddeutschen Lloyd und war zuletzt I. Offizier auf dem Norddeutschen Lloyd-Dampfer „Prinz Friedrich Wilhelm“.

# Das Wölfchen.

Von Hans Fredersdorff.

**I**m Forsthaus, das tief drinnen im Wald liegt, wo die Kiefern am höchsten und die Menschen am seltensten sind, wurde Wolf geboren. In der Gesellschaft seiner Eltern und einer ältern Schwester und einer Wirtschafterin, die noch die Krinoline getragen hatte, wuchs er auf. Knechte mit barschen Stimmen, aber lieben Augen, und Mägde, die greulich fluchen konnten, aber zu Weihnachten, wenn ihnen die Mutter ihre Geschenke übergab, regelmäßig in Tränen der Rührung ausbrachen, belebten den Hof.

Er aber lebte dem Walde. Seines Vaters Forstgehilfen, die schweigend des Morgens das Haus verließen und am Mittag ebenso schweigend zurückkehrten, warb er sich zu Freunden. Junge Leute meist waren es, die von der Mutter braune, verschürzte Pakete bekamen, kleine Herrlichkeiten enthaltend; die Mütter wußten ja alle aus den Briefen der Söhne, daß es hier draußen nichts zu kaufen gäbe. Und dann kam wohl hin und wieder ein Brief von einem Freunde, der irgendwo in einer großen Stadt sah und Kaufmann werden wollte, aber eigentlich wollte er etwas ganz anderes werden — wenn es nach ihm gegangen wäre. Der heiße Atem der großen Welt schlug aus diesen Briefen, erregend, sehnsuchtwachend.

Aber das ging vorüber.

Sie liebten ihren Wald. Ihre Liebe sprach aus ihrem Blick, der über die Bäume ging.

Aber am Ende waren sie doch junge Leute. Ihre Phantasie war reich; heiß lebte in ihnen die große, ungestillte Sehnsucht. Sprach Wolf mit ihnen von seiner Zukunft, sagte er: „Es ist wohl das Schönste, Förster zu sein, kann mir gar nicht vorstellen, ohne den Wald zu leben,“ lächelten sie fern, meinten, sie an seiner Stelle würden doch lieber „in die Welt hinaus“ gehen.

Vorläufig aber konnte Wolf der „Welt“ recht wenig abgewinnen. Damit er die Stadtschule besuchen konnte, hatte man ihn bei einer alten Tante, die sich im Alter der „ältern Dame“ befand, untergebracht.

Die Dame mit dem Kneifer an der schwarzen Seidenschnur und dem „freundlich-forschenden“ Blick, die gescheite Bücher über das Privatleben der alten Römer las und wöchentlich annähernd fünfzig Mitzellen für Zeitschriften schrieb, behagte ihm gar nicht. Sie war fromm und kühl, ihr Haus atmete Kühle und Reinlichkeit. Es war eine grauweiß gefärbte Atmosphäre von Unbehaglichkeit in diesem Hause.

Zu Hause nannten ihn alle „Wölfchen“, und sie hatten eine eigene Art diesen Namen auszusprechen, ihm war es stets, als streiche man ihm dabei freundlich über den Kopf.

Die so sehr würdige Dame aber rief ihn „Wolfgang“, und dabei machte sie zwischen den beiden Wörtern eine kleine Pause; das klang so hart und stets wie ein Vorwurf.

Aber auch in der Schule fand er keinen unter seinen Mitschülern, den er gern als seinen Freund gesehen hätte; sie alle waren ihm so lärmend und so entsetzlich leer in ihren Geschwätzen.

So lebte er in Büchern und in seiner Sehnsucht nach daheim, denn jeden Sonnabend fuhr er nach Hause und kam am Montag früh zurück.

Nun besuchte Wölfchen die letzte Klasse des Gymnasiums in der Residenz. Er war ein langer Kerl geworden, aber die blauen Kinder-Augen und damit das Verträumte waren ihm geblieben. Ein wenig blaß war er, und es war etwas Müdes in seinen Bewegungen: er arbeitete viel. Und auch als er in den Sommerferien nach Hause fuhr, nahm er eine Menge Bücher mit; denn er wollte „in der Hauptsache viel arbeiten,“ wie er an die Mutter schrieb. Aber daraus wurde natürlich nichts. Sitta, seine Schwester, hatte sich zu Weihnachten

verlobt, und nun machte sie mit ihrem Bräutigam Haus und Wald unsicher. Beim Rudern, beim Photographieren, beim Wandern, überall mußte Wölfchen dabei sein, und Wolf fühlte sich recht wohl in dieser Gesellschaft, denn er hatte in dem jungen Doktor, Sittas Verlobten, einen Geisteserwandten gefunden.

Und als er dann endlich an seine Arbeit gehen wollte, kam der Krieg, und da ließ er Bücher und Hefte liegen und zog hinaus.

Anfänglich war der Mutter, erstaunlich der Schwester Wolfs begeisterter Entschluß erschienen. Es war keine Begeisterung in großen Worten; das stand ihm nicht. Aber es war so ein großes, sehnsüchtiges Glänzen in seinen Augen, als er, fast leise, die Mutter bat: „Laß mich doch mit!“

Und als dann am Abend der Vater vom Wald zurückkam, den Duft des Abends und des Waldes in seinen Kleidern tragend und mit dem gleichmäßig stillzufriedenen Gesicht, und er von Wolfs Entschluß und der Mutter endgültiger Zusage hörte, strich er seinem großen Jungen über den Kopf und sagte: „Er ist doch ein Kerl, unser Wölfchen.“

Kurz nach Neujahr war es gewesen, daß Wolf das letztmal geschrieben hatte. Jetzt war es Anfang März. Noch immer lag das Forsthaus in hohem Schnee; ein ewiges Schweigen.

Aber auch im Hause lag eine seltsame, eigentümliche Stille über den Zimmern. Das Warten kauerte mit großen, fragenden Augen den Eden.

Jede Woche war es dasselbe Spiel: Sonnabends fuhr der Knecht zur Stadt, einmal nur in der Woche, denn man mußte die Ochsen einspannen, und es war schwer genug, die Tiere durch den Schnee zu bringen.

Gegen Abend kam er zurück. Die Mutter wartete an der Tür, die Post, die sich die Woche über angesammelt hatte, entgegenzunehmen.

Zeitungen, Zeitschriften, Schreiben des Oberforstamtes, Briefe von da und dort — aber nichts aus dem Felde. Jedesmal war es ein Aufseufzen: wieder nichts, jedesmal aber auch ein erleichterndes, tröstendes; wenigstens keine schlimme Nachricht. So liefen die ersten Tage der Woche mit leichteren Mienen dahin, ging aber die Woche dem Ende zu, lastete wieder auf allen drückende Sorge, ein Bangen, was die neue Post bringen möge.

An einem Donnerstagabend sah die Familie mit der alten Wirtschafterin, die noch die Krinoline getragen und Albert Lorching bei ihrer damaligen Herrschaft in Leipzig die Türe zum Salon geöffnet hatte — die gute Alte errötete jedesmal wie ein Backfisch, wenn sie das erzählte.

Der Vater saß in seiner Ecke am Tisch und las die schon reichlich alten Zeitungen, die Mutter, Sitta und die Wirtschafterin aber stritten eifrig an feldgrauen wollenen Gegenständen. Der Hund lag vor dem Ofen. Draußen schauerte ein Mädchen die hölzerne Treppe.

Plötzlich knurrte der Hund. Es war ein faules Knurren, aber es wurde immer lauter. Und dann hörte man draußen Schritte. Jemand stampfte den Schnee von den Schuhen. Es klang wie Knechtsstiefel. Die vier am Tisch, die im ersten Augenblick straff aufgerichtet sich fragend anschauten, beruhigten sich. Es wird der Heinrich sein, sagte die Wirtschafterin. Das Zeitungsblatt raschelte; wieder klapperten die Nadeln.

Da aber erklang draußen die Glocke, und die schwere Tür fiel ins Schloß. Wieder wurde Schnee von den Schuhen gestampft. Wieder ruhten die Nadeln, sahen vier Gesichter gespannt auf.

„Na?“ sagte draußen eine Stimme, und das Scheuern und Klappern hörte auf. Dann aber erklang da von oben ein „Ach!“ das war Staunen und Freude zugleich.

Und da überkam die Mutter ein Zittern, daß sie gar nicht Garn und Nadeln von ihren Fingern zu lösen vermochte. Und Gitta war schon an der Tür, und der Vater suchte vor Aufregung seinen einen Hausschuh, ohne zu bedenken, daß er ihn schon anhatte. — Und da trat Wolf herein.

„Jung! Wölschen!“ sagte die Mutter, und die Tränen kamen ihr vor lauter unversehentlichem Glück — aber sie stand ratlos und wußte gar nicht — ach sie konnte es gar nicht fassen, daß dieser große, braune Kerl, der so groß und breit vor ihr stand, ihr Wölschen war. Aber der Vater sagte:

„Junge, Junge, das hast du gut gemacht,“ und half ihm den schweren Tornister abnehmen, und die gute alte Emilie nahm ihm mit wahrer Ehrfurcht den Helm ab. Wolf ließ alles seelenvergnügt geschehen und sagte dann zu Gitta:

„So! Und nun setzt du mich in den Stuhl, Gitta, und bringst mir die Milchflasche.“

„Ach du!“ rief die Schwester und hing an seinem Halse, und dann wurde er sogleich von der Mutter in Beschlag genommen, während der Vater und Emilie in die Küche gingen, um einen kräftigen Punsch zu brauen.

„Donnerwetter,“ rief Wolf und streckte seine Beine gemächlich gegen den Ofen, „bei euch ist es doch wunderschön!“

Die Mutter und Gitta waren paff. „Donnerwetter“, hatte der Junge gesagt, und jetzt sah er da wie ein richtiger Bauer. War das „Wölschen?“ Der Klang sah zu tief, sie brachte es nicht leicht fertig, „Wolf“ zu sagen, aber richtiger, passender wäre es wohl gewesen.

Nun drehte sich alles um das unversehentliche Glück „Wölschen“. Staunend sahen die Mutter und Gitta, wie das Bübchen nach dem

Essen anfang eine von Vaters großen Pfeifen zu rauchen und sich dabei ganz wohl zu befinden schien. Und hin und wieder legte er beim Erzählen seine Hand auf Emilies Schulter, und die gute Alte errödete wie bei der Erinnerung an Albert Lorching.

Als aber Wolf den Wunsch aussprach, seinen „Unterstand“ aufsuchen zu wollen, ging es wie ein Schrecken durch die Frauen: darauf waren sie gar nicht „ingerichtet“. Zu dritt begannen sie nun mit freudigstem Eifer Wäsche herbeizutragen, Bett und Zimmer in Ordnung zu bringen. Und bald lag Wölschen nach langer Zeit wieder in seinem guten, alten, lieben Bett, und alles lag hinter ihm wie ein Traum.

Als dann die Mutter und Gitta, denen noch keine Ruhe für den Schlaf gekommen, am Fenster standen und voll freudigen Glücks in die klare Winternacht hinaus sahen, die ihnen heute so wunderbar schön erschien, sagte die Mutter: „Eigentlich, Gitta — ich weiß nicht — eigentlich müßten wir uns schämen. Da haben wir nun die ganze Zeit unsere Gedanken mit der Vorstellung des Schlimmsten beschwert, ohne uns auch nur einmal den entgegengesetzten Fall, den wir heute so überraschend erlebt haben, ausgemalt zu haben. Weder in Gedanken, noch in der Tat waren wir vorbereitet.“

„Das ist wahr,“ sagte Gitta, „und es ist nur gut, daß er so ein Kerl draußen geworden ist, denn wenn er noch „Wölschen“ gewesen wäre, hätte er uns diesen beinahe rat- und sprachlosen Empfang sehr übelgenommen.“

Als Gitta am andern Morgen ans Fenster trat, sah sie unten im Hof Wolf. Er stand im Schnee und putzte seine Schuhe.

„Aber Wölschen!“ sagte sie ganz leise für sich, aber in diesem Klang lag so viel liebe Erinnerung.

Dann aber ging sie hinunter und rief:

„Wolf, komm, Kaffeetinten.“

Aber sie merkte „Wölschens“ spitzbübisches Lächeln nicht.



Die Königin von Holland (×) kehrt von der Besichtigung eines U-Bootes zurück, in dem sie eine Unterwasserfahrt unternommen hat.

Fotopressbureau „Holland“.

# Wie sich Leo Filippitsch sein Amt erschloß.

Von Hermann Wagner.

Wie es möglich gewesen war, daß Leo Filippitsch Badingin im russischen Justizdienst ein Amt erhalten hatte, das wußte nur der Onkel dieses jungen Mannes zu erklären, doch der gab eine Erklärung ganz sicher nicht, weil über Dummheiten, die man selber gemacht, niemand gern spricht.

Und die Protektion, die dieser Onkel Leo Filippitsch hatte zuteil werden lassen, war wirklich eine große Dummheit gewesen. Darüber gab es nun wirklich nicht den geringsten Zweifel.

Eher schon hätte Leo Filippitsch im Ministerium für Kultus und Unterricht seinen Mann gestellt. In diesem Ressort waren Schlafmühen an der Tagesordnung und fielen nicht weiter auf.

Der Justizdienst dagegen verlangte Leute, die, wenn sie auch schon beschränkt waren, doch wenigstens offene Augen hatten.

Von den Augen des Leo Filippitsch aber konnte man beim besten Willen nicht sagen, daß sie offen waren. Leo Filippitsch schlief, wo immer er es nur konnte: daheim, in Gesellschaften, im Theater, im Restaurant. Am liebsten freilich im Amt.

Das war nun einmal so.

Trotzdem hatte er Karriere gemacht — dank der Protektion seines Onkels, der seinerseits im Ressort des Ministeriums für Ackerbau und Viehzucht ein sehr hohes Amt bekleidete und außer zu seinen Ochsen und Schafen auch zu anderen hohen Tieren rege Beziehungen unterhielt.

Und Leo Filippitsch stand eben davor, noch einen weiteren Sprung nach oben zu machen. Nur knüpfte man diesmal bedauerlicherweise an diese neuerliche Beförderung eine Bedingung. Wenigstens einmal, verlangte man, müsse er sich durch irgendeine Tat im Amt hervortun.

Ja, wenigstens einmal, dann dürfte er wieder schlafen. —

Nun, so wartete denn Leo Filippitsch jetzt auf die Tat, die er tun sollte, und es wäre eine Abtreibung gewesen, wenn man gesagt hätte, daß er voll Ungeduld auf sie wartete.

Er erwartete sie im Gegenteil mit schläfrig blinzelnden Augen und gähnenden Mundes.

O im Grunde hatte er ja Zeit!

Und zudem einen Onkel. —

Aber die Tat kam viel schneller, als Leo Filippitsch das überhaupt nur vermutet hatte, denn der ungeduldige Onkel stand als treibende Kraft hinter ihr.

Eines Tages bat der Chef Leo Filippitsch unerwartet zu sich in sein Amtszimmer.

„Leo Filippitsch,“ sagte er, „ich habe etwas für Sie.“

„Ja,“ sagte Leo Filippitsch langsam und gedehnt und unterdrückte mühsam einen Gähner.

„Aber Sie müssen mir, Leo Filippitsch, versprechen, daß Sie diesmal nicht schlafen werden. Nur dieses eine Mal nicht. Die Sache nämlich ist, wenn Sie nicht schlafen, kinderleicht.“

„Ja,“ sagte Leo Filippitsch.

„Hören Sie mich an. Wir haben in Erfahrung gebracht, daß nächsten Mittwoch in K. eine geheime Zusammenkunft politisch verdächtiger Leute stattfinden wird. Wir kennen genau Ort und Stunde. Es wäre nun freilich nichts einfacher, als die Behörden in K. anzuweisen, die Burschen einfach zu verhaften. Es ist indessen unsere Absicht, Ihnen, Leo Filippitsch, die Möglichkeit zu geben, sich auszuzeichnen. Wir wollen deshalb von der Sache nichts wissen. Sie allein sollen nach K. reisen, Sie allein sollen die Burschen festnehmen, Sie allein sollen Leiter und Macher des Ganzen sein. Es kann Ihnen nicht misslingen. Und die Beförderung ist Ihnen dann sicher.“



Rumänische Obsthändler in einer Straße Constanzas am Schwarzen Meer.  
Diese Obsthändler bilden die typischsten Erscheinungen im Straßenleben rumänischer Städte.  
Phot. Leipzig, Pressebüro.

Leo Filippitsch hob nun seine Augenlider doch einen Moment. Fast interessiert fragte er:

„Erzellenz, was muß ich tun?“

Der Chef antwortete:

„Sie reisen Dienstag mit dem Nachtschnellzug nach K. Dem Zug wird für Sie ein Salonwagen angehängt. Ihre Aufgabe ist nur, in K., wo Sie gegen Morgen eintreffen, auszustiegen und dann nach unseren Anweisungen zu verfahren. Es wird Ihnen alles auf das genaueste gesagt werden. Wenn Sie sich daran halten, können Sie gar nicht fehlgehen. Mittwoch abends werden Sie wieder hier sein. Dann schlafen Sie sich drei Tage aus.“

„Gut,“ sagte Leo Filippitsch und lächelte glücklich, „ich danke Ihnen, Erzellenz.“

Aber wie das in Rußland so geht: Nicht nur die Regierung bekommt Wind von den Umtrieben der politisch Verdächtigen, nein, auch die politisch Verdächtigen bekommen Wind von den Umtrieben der Regierung.

Kurz, die Mission, mit der Leo Filippitsch von dem Chef beauftragt worden war, wurde dort, wo sie unbekannt bleiben mußte, bekannt.

Aber so ungemein groß war die Mißachtung, die man für die Fähigkeiten des Leo Filippitsch nicht nur bei der Regierung, sondern auch bei deren vielen Segnern an den Tag legte, daß die Bedrohten keineswegs beschlossen, die geplante Versammlung zu unterlassen, sondern daß man an ihr Leo Filippitsch zum Vossen erst recht festhielt.

„Laßt mich nur machen,“ sagte einer der Leiter, „wir spielen diesem Dummkopf einen Streich.“

„Aber wie?“ fragte sogleich ein anderer, der durch lange Erfahrung vorsichtiger war.

„Ich habe einen Plan,“ antwortete der erste. „Dieser gründet sich teils auf den Bahnhofsvorsteher in K., der uns wohlgesinnt ist, teils (und das ist der Hauptsache) auf die Schläfrigkeit unseres braven und dummen Leo Filippitsch, auf die wir felsensfest bauen dürfen. — Hört mich nur mal erst an!“

Daß der Plan gut war, bewies das Gelächter, das er auslöste: man hielt sich die Seiten.

„Und doch,“ warf ein dritter ein, „schaden wir uns, indem wir Leo Filippitsch lächerlich und unmöglich machen. Er kann uns mit seiner Dummheit in höheren Posten sehr nützlich sein. Er wird nicht befördert werden und an seine Stelle ein Geschicklicher kommen.“

Aber der erste entschied: „Ausgeschlossen. Gerade ihn wird man befördern, ihn, den Allerdümmsten. Oder leben wir nicht in Rußland?“



Eine englische Fälschung zur Täuschung unserer Feldgrauen in Flandern.

Die Tafel mit den lügenhaften Kriegsnachrichten wurde vor den englischen Stellungen an der Aisne aufgestellt. Eine deutsche Patrouille durchschwamm den Fluß und brachte das interessante Schild als Beute ein.

schon halb schlief, so schlief er natürlich jetzt, wo er halb schlief, in Wirklichkeit ganz und ließ sich durch nichts stören.

Er schlief ganz und fest, so fest, wie er noch nie zuvor in seinem Leben geschlafen hatte, und wie er vielleicht nie wieder schlafen würde. Er schlief, während der Zug unaufhaltsam seinem Ziele entgegeneilte.

Sein Schnarchen — man darf es glauben — übertönte das Rollen der Räder. —

Der Zug passierte die Stationen S., G. und W., und Leo Filippitsch schlief noch immer.

Der Morgen fing an zu dämmern, aber Leo Filippitsch schlief.

Wie sollte er das auch nicht, da er doch einen so gesunden Schlaf hatte, und da zudem ein Herr, der offenbar zu Leo Filippitsch gehörte, dem Personal streng eingeschärft hatte, Seine Gnaden um Gottes willen nicht zu stören oder gar zu wecken?

Leo Filippitsch schlief natürlich auch, als der Zug in K. hielt. Hier hätte sein Salonwagen eigentlich abgehängt werden müssen; infolge eines jener Versehen, die in Rußland so häufig vorkommen, geschah das indessen nicht. Niemand kümmerte sich um den kommenden Retter Rußlands.

So fuhr denn der schlafende Leo Filippitsch weiter. Und er schlief auch noch vier Schnellzugstunden hinter K., als die helle Morgen Sonne am Himmel stand und die geheime Versammlung in K. in des Wortes wahrster Bedeutung schon längst „tagte“.

Und er hätte wohl auch noch geschlafen, wenn der Zug bis in den Kaukasus gefahren wäre, wenn er nicht zufällig mehrere Male hätte niesen müssen, wodurch er schließlich denn doch erwachte.

Verwundert rieb er sich die Augen. Heilige Mutter von Kasan, wo war er?

O, soviel war ihm klar, daß er nicht dort war, wo er hätte sein sollen, und auch soviel leuchtete ihm ein, daß er nicht nur eine Schlafmühe war, sondern der größte Dummkopf, den die Welt je gesehen hatte.

Und an dieser seiner Dummheit schier erstikend, fand er in seiner Ratlosigkeit und Verzweiflung keinen andern Ausweg als den, daß er die Notleine zog. —

Aber auch tausend Notleinen hätten ihm nicht mehr helfen können, denn als er die Strecke nach K. glücklich wieder zurückgelegt hatte, war es inzwischen Abend geworden, und die unbekannt Teilnehmer an der Versammlung waren natürlich längst über alle Berge und lachten sich, wie das in solchen Fällen zu gehen pflegt — denn die Welt ist schlecht —, ausgiebig ins Fäuschen.

„Mensch,“ sagte am nächsten Tage der Chef zu ihm, „was soll ich mit Ihnen machen?“

Nun, der Onkel wußte Rat.

„Wir müssen ihm,“ sagte er, „bei seiner Dummheit und Faulheit eine leitende Stellung geben.“

Und Leo Filippitsch übersprang in der Tat drei Vordermänner und erhielt eine leitende Stellung.

Von nun an durfte er ohne Furcht vor Folgen und ohne Gewissensbisse ruhig schlafen.

Das Unglück wollte es, daß Leo Filippitsch gerade an dem Tage, der seiner Nachtreise vorausging, vor Aufregung nicht geschlafen hatte, und schließlich war das, wenn auch nicht zu verzeihen, so doch zu begreifen.

War es nicht eine Tat, die auf Leo Filippitsch wartete, eine selbständige Tat — auf ihn, der sich bislang durch nichts anderes hervorgetan hatte als dadurch, daß er der Nefte seines Onkels war?

So holte denn Leo Filippitsch, als er sich in den schwellenden Postern seines Salonwagens niederließ, tief Atem, gleichsam von der Tat, die er nun tun würde, innerlich ebenso bedrückt wie berauscht. Er war selig.

„Ich werde,“ so dachte er, während sich der Zug in Bewegung setzte, „übermorgen ein Mensch sein, auf den man in Rußland mit Fingern zeigen, und von dem man sagen wird: Er war unser Retter!“

Ja, etwas Ausschweifendes kam in die Gedanken des Leo Filippitsch, die schon eigentlich keine Gedanken, vielmehr Träumereien waren, süße Träumereien, wie man sie träumt, wenn man behaglich auf schwellenden Postern sitzt und im Geist eine Zukunft erblickt, die — ach — so rosig ist.

Aber ein Mensch, der träumt, schläft auch schon halb, und da Leo Filippitsch ein Mensch war, der, wenn er auch nicht schlief, doch



Dom Kriegshauptplatz auf dem Balkan: Blick auf die Stadt Xanthi an der bulgarisch-griechischen Grenze.

# Johann Heisterfelds Abenteuer.

Eine kleine Geschichte aus dem Westen von F. Conrads.

**E**s ist Nacht. Die Patrouille hat ihre Aufgabe erfüllt und will nun zu den eignen Linien zurück. Dabei ist ein Mann von seinen Kameraden abgekommen. Er findet den Weg nicht mehr. Daheim — ja, das war was anderes, da kannte er Weg und Steg ganz genau. Es ist ein mecklenburgischer Bauernsohn, zwischen Lübbchen und Hagenow zu Hause. Aber hier soll sich mal einer zurechtfinden, in dem fremden Lande, zwischen den eigentümlich gebauten Dörfern mit den steinernen Häusern und Mauern, wo noch dazu hinter jedem Strauch, hinter jeder Mauer ein Feind lauern kann. Ein harmlos aussehendes Weib, ja ein Kind entpuppt sich womöglich

ander beschließen. Er läßt die Augen aufmerksam ringsumher gehen. — Schon dämmt es. Der Buchfink singt in der Spitze der Lanne. Der strohblonde junge Soldat sieht hinauf, als wolle er sagen: Du da! Guten Morgen! Flieg' heim und grüß' die Mariet! — Nein, nein, das ist ja ein französischer Buchfink, der tut so etwas nicht, nach Mecklenburg fliegt der nicht. Hat keine Ahnung, wie schön es da ist. — Mariet, danz mit mi! Weißt du woll noch? —

Als Johann Heisterfeld wieder über die Gegend hinsieht, erkennt er eine Häusergruppe, die aus dem Morgennebel auftaucht. Ob sie vom Segner besetzt ist? Ob Einwohner in dem Dorf sind, oder ob



Ein feldgrauer Diogenes: In Ermangelung einer besseren Wohngelegenheit hat ein Feldgrauer den berühmten klassischen Philosophen zum Vorbild genommen und sein Heim in einer Tonne aufgeschlagen. Phot. A. Senckel.

als bewaffneter Gegner, man wird aus dem Hinterhalt niedergeschossen wie ein Hase, und wer weiß, ob man dann von den Kameraden gefunden wird. Hier sieht alles anders aus als in der Heimat, Haus und Garten und Wald. Der Fluß rauscht eine andere Sprache, und nur der Himmel — ja, der mag derselbe sein wie droben im deutschen Norden, diese Sterne kann man auch dort sehen, wenn man abends vorm Hause steht, sie strahlen über die deutsche und die französische Welt, als ob es keine Feindschaft, kein Blutvergießen gäbe zwischen den Völkern. Merkwürdig, denkt Johann Heisterfeld, es ist doch sehr merkwürdig eingerichtet in der Welt! Aber der blaue Sternenhimmel, der sich über alle spannt, hat etwas Verführendes. — Solche Gedanken kommen dem Feldgrauen, der sich nach langem Umherirren an einem zerflossenen Schölz niedergelassen hat, um neue Kräfte zu sammeln. Vereinzelte Schüsse in der Ferne. Die führen ihn in die Wirklichkeit zurück. Wohl Patrouillen, denkt er, die ein-

sich unsere grauen Jungen da schon eingenistet haben? Der Soldat beschließt, sich dem Dorf vorsichtig zu nähern, denn etwas muß er tun, das sieht er ein, und wenn das Glück gut ist, kann er am Ende das Dorf erobern, und wenn es nicht gut ist, thall's aus den Häusern, und er liegt mitten auf der Straße und weiß nichts mehr, nichts vom Feinde, nichts von der Heimat. Das kommt ihm seltsam vor, aber er hat keine Zeit, sich solchen Betrachtungen hinzugeben, er braucht alle Sinne, um gewappnet zu sein.

Als er näher kommt, sieht er, daß es sich nur um wenige Gehöfte handelt. Anscheinend sind sie verlassen. Also jedenfalls verdächtig. Der Soldat sieht in das erste Gehöft. Der hintere Teil des Wohnhauses liegt in Trümmern, ebenso der Stall. Ist wohl eine Granate hineingefahren, wer weiß woher, ob von hüben oder drüben. Eine Kasse streicht über den Hof, jetzt ist sie nach dem Nebengehöft verschwunden. Es wird heller, die Umgebung ist jetzt deutlich zu erkennen.

Wie sie hier nur die Dörfer anlegen, denkt Johann Heisterfeld, als er die table Straße hinuntersieht, und flüchtig taucht das Gemeindedorf vor ihm auf, die breite Dorfstraße mit den alten Eichen, unter denen die strohgedeckten niedrigen Häuser verschwinden, mit ihren Gärten, ihren Obstbäumen. Der Feldgraue geht an einer Mauer entlang und späht nach allen Seiten. Drüben wieder ein zerschossenes Haus. Aber dies hier, an das er jetzt kommt, blieb fast unberührt, nur ein Stück des Daches ist fortgeschossen. Da — ein Gesicht erscheint hinter den Fenstern. Der Soldat springt schnell in den Eingang, bleibt einen Augenblick stehen und horcht. Oho, dich sollen sie so leicht nicht fangen, denkt er. Nichts regt sich. Er befindet sich in der Küche. Auf dem großen Herd mit dem Rauchfang knistert ein Feuer, über dem ein Kessel hängt. Der Raum ist voll Rauch, der Soldat sucht den Husten zu unterdrücken. Jetzt entschert er sein Gewehr und stößt die Tür zur Stube auf. Mit einem Blick umfahrt er alles, was darin ist. Da steht ein altes Weib mit einem Besen in der Hand, als wenn sie gerade im Begriffe gewesen sei, auszuweichen. Inmitten des ärmlichen Hausrats ein Bett an der Wand. Darin liegt ein Mann auf

Stroh, eine Pferddecke bis zum Kinn hochgezogen, und schielt auf den Eindringling hin. Angst drückt sein Gesicht eigentlich nicht aus. Der Kerl muß sich sicher fühlen, denkt Johann Heisterfeld. Weshalb wohl? Weiß er, daß Landsleute in der Nähe sind? Im Stall? Auf dem Boden? Jenseits der Straße im Hause? Oder ist er so gleichmütig, weil er sich keiner Schuld bewußt ist? Jedenfalls wird er den Weg nach P. wissen, wohin der Deutsche zurück muß. So ein bißchen

Französisch hat man ja aufgeschnappt, also gilt es nur zu fragen. „Schmäng nach P.“ fragt Johann Heisterfeld, das Gewehr schußbereit in den Händen. Wenn nur keiner vom Rücken kommt, geht es ihm dabei durch den Sinn. An den Türpfosten gedrängt, steht er da, um den Weg nach außen möglichst frei zu behalten. Ihm ist beinahe, als ob er auch hinten Augen hätte. Wenn sie ihn überraschen, und er nicht mehr schießen kann, haut er mit dem Kolben zu. — Da liegt einer, da der zweite, die andern stützen, weichen etwas zurück, jetzt das Gewehr an die Wade. — Bau! Der ist getroffen. Jetzt ist der Kerl im Bett aufgesprungen, schnell bekommt der auch eins, nun das Bajonett aufgespitzt. — All das zieht in einem Augenblick durch die Gedanken des Soldaten, während er doch immer noch in



Wilhelm Sarwid, der neue Bürgermeister von Aachen.

Im Jahre 1898 wurde Sarwid Erster Beigeordneter der Stadt Münster, 1906 Erster Beigeordneter der Stadt Köln. Er war seit 1909 Direktor des A. Schaaffhausenschen Bankvereins in Köln. Seine Wahl zum Bürgermeister von Aachen erfolgte einstimmig.

derselben Stellung am Türpfosten steht und auf Antwort wartet. Der Bauer schüttelt den Kopf, während das alte Weib verständnislos von einem zum andern blickt. Jetzt scheint der Kerl im Bett gar zu lächeln. Er will also keine Austunft geben.

Johann Heisterfeld nimmt sein Gewehr fester in die Hand und wiederholt drohend: „Schmäng nach P.“

Es ist ganz klar, der Kerl lächelt unerschämte. Eine Antwort gibt er immer noch nicht. Doch unter der Decke scheint sich etwas zu bewegen, er hat wohl gar eine Waffe im Bett verborgen. Der Feldgraue befiehlt ihm in einem eigenartigen Kauderwelsch, die Arme hoch zu nehmen. Hochdeutsch, Plattdeutsch und Französisch durcheinander. Die drohende Haltung fruchtet, der Kerl nimmt wirklich seine Arme unter der Bettdecke hervor. Sie sind ganz nackt. Es ist ein noch junger Mensch mit braunem Haar und Vollbart. Sein Lächeln wird jetzt zu teuflischem Grinsen.

„Schmäng nach P. oder Fäsih!“ ruft nun Johann Heisterfeld erregt. Den Weg nach P. oder ich schieße! Er ist fest entschlossen, nicht länger mit sich spaßen zu lassen.

Da setzt sich der Kerl aufrecht hin und schlägt ein lautes Gelächter auf.

„Mensch, du wirst doch nicht schießen?“ ruft er.

Johann sieht ihn wie verbannt.

„Ich bin doch von deiner Brigade!“ fährt der im Bett fort.

„Du?“

„Freilich! Bin auf Patrouillengang in e'n nassen Graben gefallen und wollte mein Zeug trocknen, das hängt draußen am Feuer.“

„Ja so!“ sagt da Johann Heisterfeld und stößt das Gewehr auf den Boden.

„Ja, Mensch, in die Montur da konnt' ich dir nicht er-

kennen. Awer kannst du mi nich seggen, wo de Weg nach P. lang geht?“

„Wenn du vernünftig fragst, warum nicht? Wart' nur'n bißchen, dann geh'n wir zusammen. Pifangs sind im ganzen Dorf nicht, mit Ausnahme der alten Dame hier. Excusez!“ sagt er zu der Alten, die darauf eilig hinausgeht, ihm das getrocknete Zeug holt und schamvoll wieder verschwindet. Eine Stunde später meldete sich jeder bei seinem Kompagnieführer. Sie konnten die wertvolle Meldung bringen, daß das Dorf unbefestigt sei, und so wurde noch an demselben Tage eine Feldwache der Deutschen hineingelegt.

Wenn ich recht vermute, wird Johann Heisterfeld diese Geschichte noch nach Jahrzehnten seinen Enkeln erzählen. Sein Französisch wird er dann allerdings wohl ganz vergessen haben.



Zum goldenen Hochzeitsjubiläum des Herrn Geheimen Baurats Dr. ing. h. c. Heinrich Ehrhardt und seiner Gemahlin in Düsseldorf.

Am 27. Nov. 1840 wurde Heinrich Ehrhardt in Jella St. Wasili geboren. Nachdem er in einer Reihe fruchtbringender Wanderjahre als Mechaniker eine Fülle von Erfahrungen gesammelt hatte, gründete er mit Hilfe zahlreicher, für die Eisenindustrie außerordentlich bedeutsamer Erfindungen einen eigenen Fabrikbetrieb, den er in jahrzehntelanger unermüdbarer Arbeit zu einem der größten industriellen Unternehmen Deutschlands ausgestaltete. Indem er die Waffenindustrie zu ihrer gegenwärtigen Vollenbung ausbauen half, hat er sich im gegenwärtigen Krieg wesentlich um die Wehrhaftmachung Deutschlands verdient gemacht. Seine Gattin stammt aus Mülhhausen i. E.

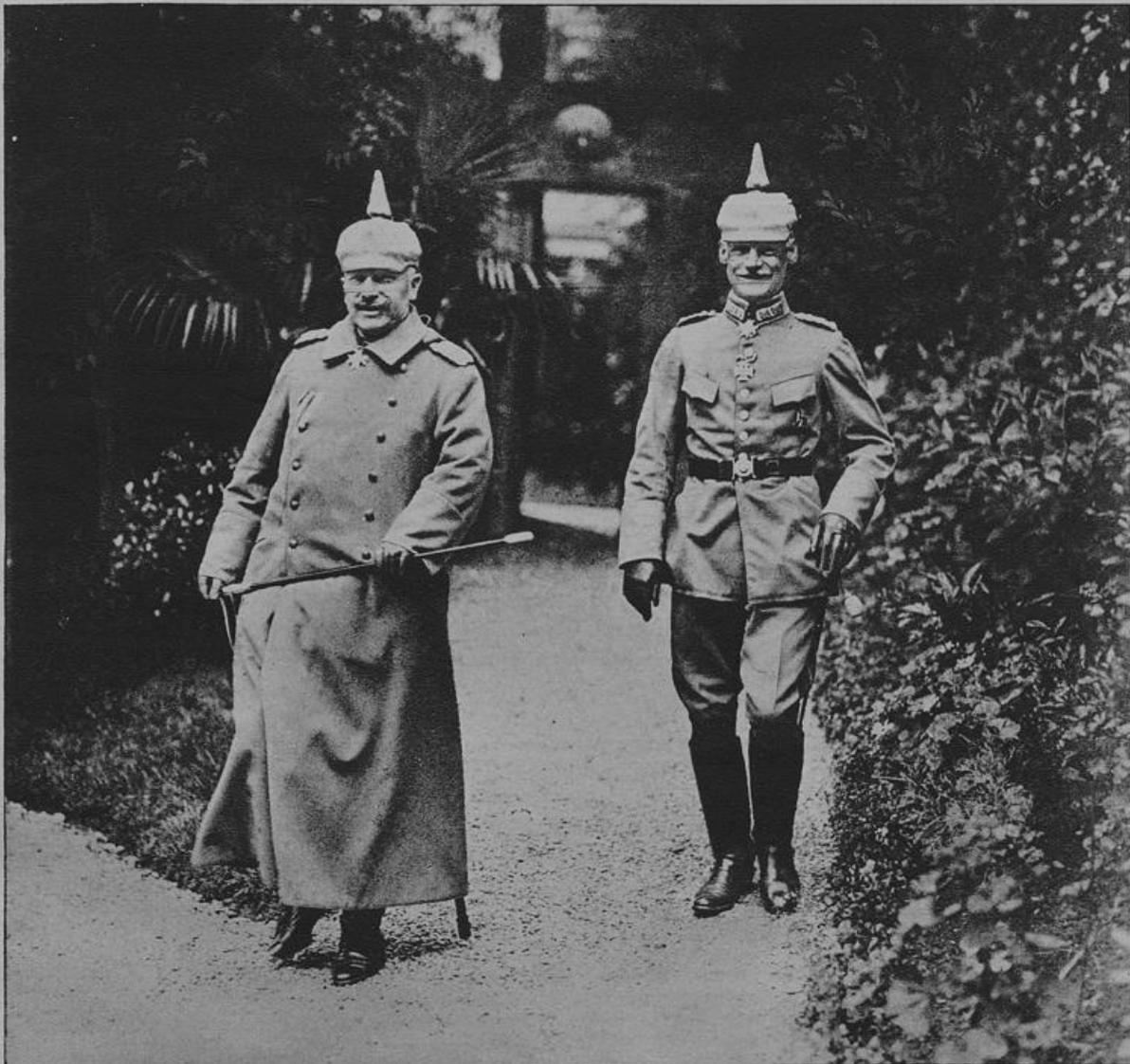
# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 42.

Düsseldorf, 14. Oktober

1906.



Besuch des Kaisers in Douai beim Kronprinzen Rupprecht von Bayern.

Kofphot. Berger.

# Die gute Tat.

Von Richard Thernann.

„— und dann sende ich dir noch ein paar Leberwürste. Gänseleber, feinste Sorte. Sorge dafür, daß sie ein festliches Begräbniß in deinem und anderen würdigen Mägen finden —“

„Machen wir!“ sagte Hauptmann Statura und rief seinen Burtschen: „Nimm diese Köstlichkeiten, mein Sohn, und trage sie in die Lazarettküche. Man soll sie dort kühl lagern — bis übermorgen.“ — Übermorgen hätte der Oberst Geburtstag. Eine Feier im Felde? Die drei Würste sollten die Feier sein.

Der Geseitete Maximilian Pupptsperger hielt es mit dem Koch. Er kannte ihn aus der gemeinsamen Heimat, die im Fränkischen lag. „Nun,“ fragte er und küstete ein wenig die Tür des Verschlages, den der gewandte Küchenmeister als Speisekammer angelegt hatte. „Nun? — Donnerkell! Baumelten dort nicht drei Würste, feist und leder? Fata Morgana? Täuschung? Mitten in Polen?“ — „Nichts von Fata Morgana! Nichts von Täuschung!“

„Mensch, wenn die wer flauen tüt!“ quiekte Maximilian Pupptsperger. „Bloß reintommen, reinlangen. — Wie kann man solche Köstlichkeiten anders aufbewahren als hinter Schloß und Riegel?“ „Lehr' du mich mit Wurstwaren umgehen, Max! Du alter Bandit!“

„Ich werd' es dich lehren“, — dachte Maximilian Pupptsperger.

Tausend Schritte klapperten an dem Küchenfenster vorbei. Mancher Kopf schob sich durch den Fensterrahmen: „Wie geht's denn, Koch? Was locht denn heut' Feins, Herr Küchengeneral? — Dunner, Dunner — die Würst! Woher?“

Tausende kamen und gingen. Der Koch strahlte: „Ja, die Würst!“ Und wieder einer: „Herr des Himmels, sind das zwei feine Würst!“ Der Koch fuhr auf. War der da närrisch? Zwei Würste? Zwei? Hatte er nicht eben gesehen, daß dort hinten am Eck drei der famosen Dinger hingen? Göttlicher Bimbam! Wirklich! — Nur zwei noch! Wohin? Wer? Wo?

Wer hatte die dritte Wurst gestohlen? Sie hingen doch an einem geschlossenen Fenster. Sollte er sie vielleicht in die Sonne legen? Es war ein Rätsel.

Der Koch ging zum Hauptmann Statura. Er erstattete Meldung. Der Burtsche grinste, als er den Koch sah. Denn eben war ihm vom Hauptmann her ein Schuß an den Kopf geflogen (was auf erregten Gemütszustand schließen ließ).

Der Koch sagte: „Ich frage gehorsamt, ob ich die beiden Würste vor —“

Er kam nicht weiter.

„Zwei Würste, zwei? Wer spricht hier von zwei Würsten?“

Der Koch erzählte stotternd.

„Untersuchung,“ tobte der Hauptmann. „Der Gauner soll mir nur unter die Finger kommen! Rechts und links ein paar. — Solche Gemeinheit! Gänseleberwurst! Oh! Oh!“

Inquisitorisches Verhör. Wer hat etwa gesehen? Wer hat einen Verdacht? Wer war's? Meldet sich der Lump nicht?

Der Lump meldete sich nicht.

— O du schöne Leberwurst, sorgsam erwähltes Geschenk teurer Hände — In welchem profanen Magen magst du nun ruhen — dachte Statura.

„Wenn sich der Täter bis morgen nicht meldet, setz's Strafexerzieren für die ganze Kompagnie.“

Es war ein Kreuz mit den Leuten hier in der Etappe.

Nacht. Ein Schatten über dem Wege. Huh, wie der Wind pfiß! Maximilian Pupptsperger strich dahin. „Morgen ist mein Wiegenfestlein,“ sang er leise vor sich hin. „Mein Via-ia-iegenfestlein. Morgen werd' ich dreißigzwanzig. Morgen werd' ich außerdem eine Gänseleberwurst essen. — Hei — jahuhu! — Es lebe der Krieg in Polen! Und übermorgen —?“ „Wenn sich der Wurstdieb nicht innerhalb 48 Stunden freiwillig meldet, muß die ganze Kompagnie —“ Was muß sie denn? Und — die ganze Kompagnie? Und wenn einer beim Strafexerzieren schlapp machte? Und es kam auf, daß er — er allein die ganze Schuld trage? Sämtlicher Kameraden sämtliche Flüche auf sein eigenes armes kleines Häuptlein-Haupt? Ein gelinder Schauer packte ihn. Worauf er selber nach etwas anderm packte. Nach etwas Weichem, Solidem, Wohlverpacktem. Verdammst nochmal! Verflixter Leichtsin — juchhu! Und alles dies, und alles dies um eine Leberwurst! Du bist ein leichter Vogel, Maximilian Pupptsperger, sagte die mit Recht so beliebte innere Stimme in dem Geseiteten. Du klast Leberwürste, die für fremde Mägen bestimmt sind. Du stolchst darauf ohne Urlaub auf der Straße. Wegen einer Leberwurst, Maximilian! Da lag die Lazarettküche, finster in der mondlosen Nacht. Und dort das Fenster mit den Milchglascheiben, das Fenster, das sich so verhängnisvoll leicht von außen öffnen läßt. Ob der Koch das schon gemerkt hat? O — oder?

Maximilian mußte doch einmal probieren. Ei, der große Donner, in der Tat! In der Tat! Und dort hingen die beiden Würste. Und wo die dritte hingehörte, da baumelte der taube Rest eines Bindfadens.

„Bindfaden, schnst du dich nach deiner süßen Last? Maximilian, du bist ein Lump! Maximilian, tu eine gute Tat, der Hauptmann wird's dir danken, tu's, tu's!“ Diese vermaledeite gute innere Stimme! Konnte Max anders handeln? Nein, er konnte nicht! Er holte das Würstlein herfür und befestigte es wieder am Schnurende.

Achtung, Hochachtung!

Maximilian Pupptsperger entschriff innerlich gehoben. Ein Wunder war geschehen. Der Koch würde dieses Wunder preisen. Und die Kameraden. Und der Hauptmann nicht zum mindesten!

Am andern Morgen hielt der Herr Hauptmann eine Rede: Es sei zwar eine Affenshande und ein Jammer, das mit der Wurst, aber er wolle noch einmal Gnade für Recht ergehen lassen. Denn er müsse sich heute von der Kompagnie verabschieden, da er ein anderes Kommando erhalten habe. Und dem Wurstesser möge die Leberwurst wenigstens Bauchgrimmen machen.

Und die Mannschaft, die sich ihren Chef etwas genauer besehen hatte, rief am Schluß „Guten Morgen, Herr Major!“

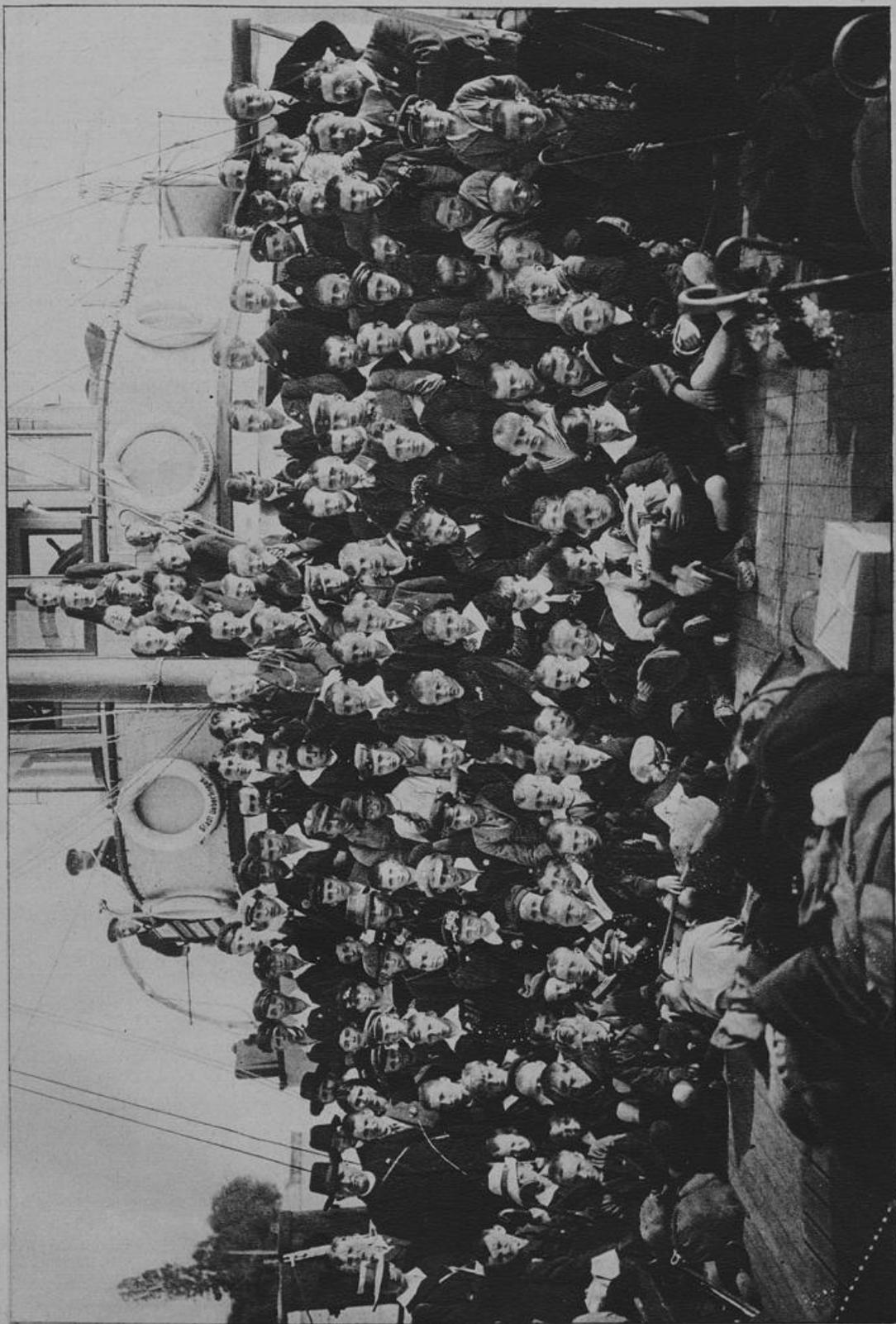
Maximilian Pupptsperger lief am selben Mittag noch zu seinem Freunde, dem Koch. Der fluchte nicht schlecht: „Solch ein Laufbengel von Bazi elendigem, dieser Wurstfresser —“

Max aber traute seinen Augen nicht. Dort hingen ja wieder nur zwei Würste!

„Ja, was denn, was denn?“ tief er ganz entsetzt. „Hat der Dieb denn die Wurst nit zurückgebracht?“ — „Quatsch nich, Krause! Sind das nun zwei oder drei Stück?“

Da kam dem braven Maximilian die Erleuchtung, daß es noch andere Kenner des Fensterverschlußgeheimnisses geben müsse. Und er fühlte die eheliche Entrüstung des Wahrhaft-Guten, als er zu dem Koch sagte:

„Emil, es gibt doch wirklich schlechte Menschen auf der Welt!“



**Sahrt der Düsseldorfer Gymnastien-Serienkolonie auf einem Bodensee-Dampfer.**

Den jungen Düsseldorfer Gymnastien war von hochherziger Seite ein mehrwöchiger Aufenthalt in der Schweiz ermöglicht worden.

Phot. H. Erdretein.

# Singen. Von Fritz Müller.

In die Konfirmationsstunde ging sie zu einer Zeit, als sie noch eine Mutter hatte. Aber weil die Mutter krank war, nahm die kleine Grete den Kummer mit in den Unterricht. Und was auch der alte Pfarrer aus der biblischen Geschichte und dem Katechismus lehren mochte — sie hörte es kaum.

„Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott,“ ließ der Pfarrer aus dem Katechismus auffagen. Und dann beschrieb er den kleinen Mädchen diesen Gott. Aber soviel neue Züge er dem großen Bild auch geben mochte — für die kleine Grete wurde immer der Kopf der leidenden Mutter daraus.

„... und du sollst keinen andern Gott neben mir haben,“ ging es weiter im Unterricht. Und die Grete nidte verloren dem Bilde ihrer Mutter zu: Nein, nein, sie hatte keinen andern Gott als ihre Mutter. Und als dann der alte Pfarrer zu der Leidensgeschichte von Jesus Christus kam, war es wieder Gretes Mutter, die da litt. Und den Widerschein davon konnte jeder, der da wollte, auf Gretes Kindergesicht ablesen.

„Geht's dir so nahe?“ fragte der alte Pfarrer und streichelte die Grete. Und als diese nidte, war er stolz auf die Wirkung seiner Worte. Nur daß er eben Jesus meinte und die Grete ihre Mutter.

Aber dann sprang der Konfirmationsunterricht über zu der Auferstehung. Und da wollte der alte Pfarrer fröhliche Gesichter sehen. Und sie waren auch da. Von allen Bänken leuchteten sie.

Nur Gretes Gesicht blieb ernst und traurig.

„Freust du dich denn nicht über die Auferstehung?“ fragte der Pfarrer.

„Die Auferstehung?“ sagte Grete schüchtern und sah durch einen Nebel Muttters täglich mehr zerfallendes Gesicht. „Ach Gott, Herr Pfarrer, ich glaube an keine Auferstehung mehr.“

Des alten Pfarrers Augen wurden groß. Die ganze Klasse blidte entsezt auf Grete. „Du gottloses Mädchen,“ wollte der Pfarrer sagen. Aber da kam ihm Grete zuvor. „Mutter wird nicht mehr aufstehen können, hat der Arzt gesagt,“ setzte sie hinzu.

Da verstand es der Pfarrer, und das arme Kind, das in seine m Schmerz immer hohler wurde, dauerte ihn. Und er ging von Ostern wieder zurück in die Leidenszeit und erzählte den Kindern: Wenn sie irgendeinen großen oder kleinen Kummer hätten, da gäbe es ein gutes Mittel; singen müßten sie, dann würde vieles wieder gut.

„Vielleicht hat es eine von euch schon einmal versucht?“ setzte er hinzu. In der letzten Bank ging ein Mädchenfinger in die Höhe.

„Ja“, sagte die Wohlwend Hedwig, sie hätte es einmal getan, als sie einen Kummer gehabt habe.

„Einen großen?“ fragte der Pfarrer.

Die Wohlwend Hedwig besann sich.

„Nein,“ betannte sie, „er war nur mittelgroß.“

Der alte Pfarrer lächelte.

„Und hat's geholfen?“ fragte er.

„Jawohl,“ nidte die Hedwig Wohlwend.

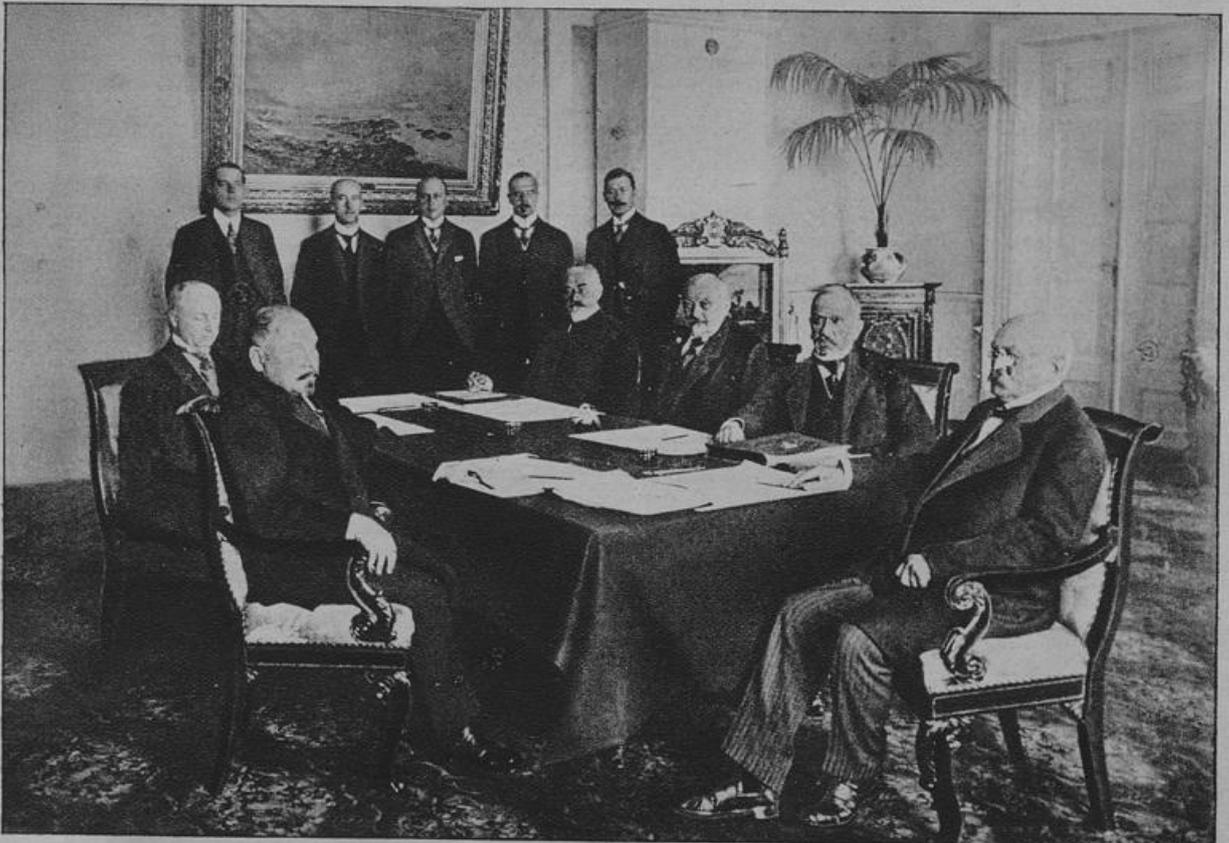
Was sie denn gesungen habe?

„Das habe ich gesungen:

Ich ging durch einen grasgrünen Wald  
Und hörte die Vögelein singen...“

„Ja,“ sagte der Pfarrer, „das ist ein gutes Lied, und so eins kann schon helfen.“ Jetzt ging noch ein kleiner Finger in die Höhe. Das war die Emma Karlweis: „Ich habe einmal einen Bierer in der Geographie gekriegt,“ sagte sie geschwind, „und wie ich dann gesungen habe, hat's auch geholfen.“

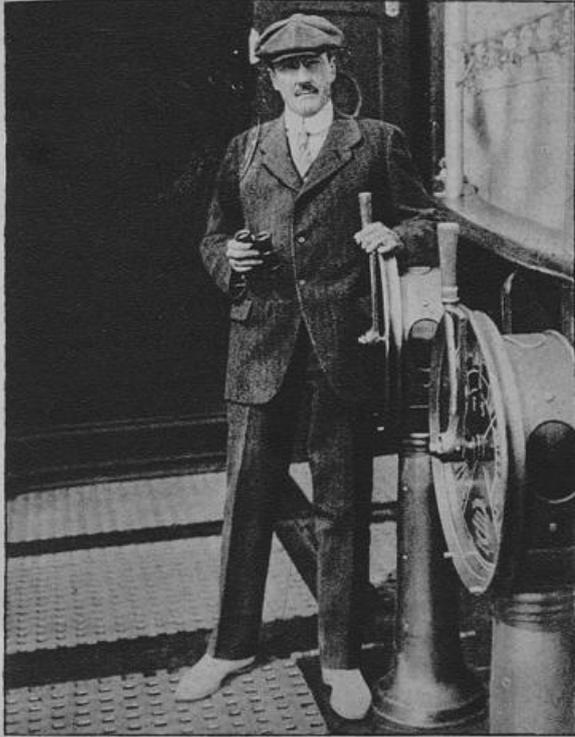
„Für die Geographie?“ fragte lächelnd der Pfarrer.



Sitzung der nordischen Ministerkonferenz in Christiania.

Phot. Berl. J. A. Ges.

Von links nach rechts sitzend: Der dänische Staatsminister Zahle, der dänische Minister des Äußeren v. Scaevius, der schwedische Minister des Äußeren Wallenberg, der norwegische Minister des Äußeren Jhlen, der schwedische Staatsminister Hammarström, der norwegische Staatsminister Knudsen.



Der amerikanische Botschafter James W. Gerard in Berlin tritt seine politisch bedeutsame Urlaubsreise nach Amerika an.

Phot. Berl. Ill.-Ges.



Zur Wiedereröffnung des Reichstages: Der griechische (x) und der holländische (xx) Gesandte auf dem Wege zum Reichstagsgebäude.

Phot. Berl. Ill.-Ges.



Ein denkwürdiger Augenblick aus der ersten Reichstagsitzung nach dem Wiederzusammentritt des Parlaments: Reichkanzler v. Bethmann-Hollweg (x) vor Eröffnung seiner bedeutsamen Rede zur Lage.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

„Nein, nur für den Kummer, Herr Pfarrer,“ sagte Emma Karleis frei. — „Und was hast du gesungen?“

„Ich ging durch einen grasgrünen Wald — die Hedwig Wohlwend ist meine Freundin — wir haben die gleichen Lieder, Herr Pfarrer.“

Da läutete es, und der Pfarrer schaute fast erschrocken auf seine Uhr. Er hatte heute noch „Die Jünger zu Emmaus“ durchnehmen wollen. Und eigentlich gehörte das mit dem Singen nicht in den vorgeschriebenen Stoff für den Konfirmationsunterricht. Oder doch? Er besann sich, während es draußen weiter läutete. Dann sagte er zu den aufstehenden Kindern:

„Ja, Kinder, das rechte Singen ist fast soviel wie ein Gebet.“ Und dann nickte er der Grete noch einmal besonders freundlich zu.

Und dann hatte die kleine Grete das mit dem Singen der kranken Mutter zu Hause erzählt.

„Ja,“ sagte die Mutter, „der Herr Pfarrer hat ganz recht — das Singen hilft schon — komm, wir wollen's mal versuchen, Grete, — du mußt fest singen, und ich brumme ein wenig dazu — also wie hast du gesagt — Ich ging durch einen grasgrünen Wald und hörte die Vögelein singen — nicht?“

Und dann klang es frisch und zuversichtlich im Krankenzimmer von einer Kinderstimme. Und da und dort sang der kurz gewordene Atem der Kranken eine Zeile leise mit. Aber plötzlich brach sie ab, und ihr schmaler Kopf rutschte ein wenig tiefer das Kissen herab. Ohne daß er darum aufgehört hätte zu lächeln, so daß das Kind nicht wußte, wie seine Mutter eben singend gestorben war. Und so, daß es das Lied vom grasgrünen Wald und den Vögelein immer weiter sang, während der Kummer immer leichter wurde. Und sie hörte erst auf, als die Tante hereintam, und mit einem Blick auf die tote Kreischte, das sei ja entsetzlich, wie das eigene Kind beim Tod der Mutter singen könne.

Und dann war die Grete im Waisenhaus. Im Waisenhaus hatte das Singen einen schmalen Platz. Nur am Freitag von 11 bis 12 Uhr, wenn auf dem Stundenplan „Singen“ stand, wurden die vorgeschriebenen Lieder eingelernt. Aber aus sich selbst quoll kaum ein Lied im Waisenhaus. Die grauen Wände hätten's nicht gelitten. Die grauen Wände des Waisenhauses hatten keinen Durst auf Lieder. Aber manches Scheltwort und manchen stillen Jammer tranken sie begierig. Da war eine Hausverwalterin, die hatte einen Bid auf Grete. Nichts war ihr recht, was Grete machte. An allem hatte sie zu mädeln und die Grete zu duden.

„Stell dich nicht so an, wie eine zimperliche Prinzessin,“ sagte sie zu Grete. — „Ich weiß nicht, was Sie meinen, Frau Brunner,“ sagte das Kind.

„Zimmer hältst du den Kopf litzengerade. Das gehört sich nicht im Waisenhaus. Warte nur, das Leben wird dich schon die rechte Demut lehren.“ Aber mit der Demut meinte sie die Unterwürfigkeit und die Demütigkeit gegen sie.

„Ich bin doch nicht übermütig, Frau Brunner,“ sagte Grete. „Was? Schon wieder eine Widerrede!“ und sie schlug ihr mit einem Staubtuch ins Gesicht.

Da blühten die Augen des Kindes, und die junge Brust wogte. Und schon wollte sie etwas Scharfes sagen. Denn sonst hätte sie laut aufweinen müssen. Und das mochte sie doch nicht in Gegenwart der Frau Brunner. Entweder Zorn oder Weinen, Weinen oder Zorn... Etwas anderes war nicht möglich. War wirklich nicht was anderes möglich? Gab es nicht noch ein drittes? Und siehe, da leuchtete eine Vision in ihrem Zimmer: Sie sah sich wieder in der Konfirmationsstunde. Am Katheder stand der Pfarrer. Und jetzt tat er seinen Mund auf und sagte: „Singen müßt ihr, dann wird vieles wieder gut.“

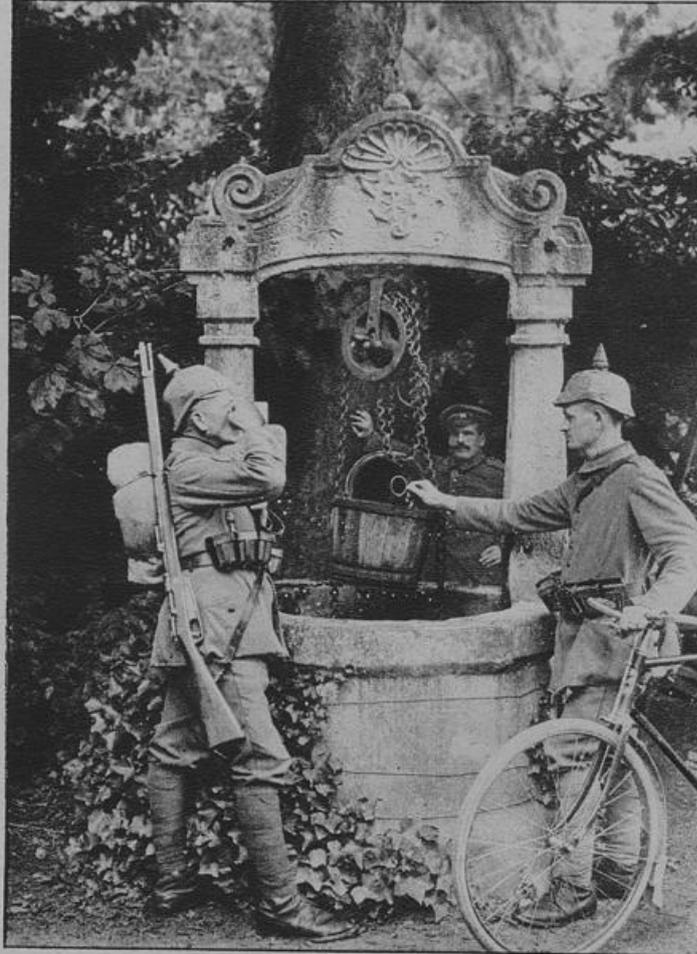
Und schon tat die Waisenhausgrete auch ihren Mund auf und ging von der Frau Brunner fort den Gang entlang und sang: Ich ging durch einen grasgrünen Wald Und hörte die Vögelein singen, Sie sangen so jung, sie sangen so alt —

Und je weiter sie mit dem Singen kam, desto fröhlicher wurde der Gesang; zuletzt schmetterte er fröhlich durch die langen Gänge, daß die grauen Wände mißbilligend ihre Rinzeln unter der Decke zusammenzogen.

„Was soll nur diese Singerei im Waisenhaus?“ Und die Frau Brunner lief mit einem diden roten Kopf zum Waisenhausvorstand. Die Grete sei ein ganz verworfenes Geschöpf, sagte sie, wenn man ihr was in Güte sage, singe sie einem zum Trost ins Gesicht. Da ließ der Vorstand die Grete kommen.

„Hast du der Frau Brunner ins Gesicht gesungen?“ „Ja, weil sie mich geschl — weil sie mich geärgert hat.“ „Wie kommst du darauf zu singen?“ „Unser Pfarrer hat gesagt, wenn man einen großen Kummer hat — oder auch einen kleinen — so müsse man singen; das sei fast so gut wie ein Gebet.“ Der Vorstand schüttelte das Haupt.

„Und was hast du da gesungen?“ Und da fing die Grete mitten im Amtszimmer des Waisenhauspräsidenten frant und frei zu singen an, daß ihr junger Körper schwang: Ich ging durch einen grasgrünen Wald Und hörte die Vögelein singen, Sie sangen so jung, sie sangen so alt... Der Waisenhauspräsident aber hatte sich in seinen Schreibstuhl



Aus den Vogesen: Ein kühler Trunk an einem Waldbrunnen.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

„Hast du der Frau Brunner ins Gesicht gesungen?“

„Ja, weil sie mich geschl — weil sie mich geärgert hat.“

„Wie kommst du darauf zu singen?“

„Unser Pfarrer hat gesagt, wenn man einen großen Kummer hat — oder auch einen kleinen — so müsse man singen; das sei fast so gut wie ein Gebet.“ Der Vorstand schüttelte das Haupt.

„Und was hast du da gesungen?“

Und da fing die Grete mitten im Amtszimmer des Waisenhauspräsidenten frant und frei zu singen an, daß ihr junger Körper schwang:

Ich ging durch einen grasgrünen Wald

Und hörte die Vögelein singen,

Sie sangen so jung, sie sangen so alt...

Der Waisenhauspräsident aber hatte sich in seinen Schreibstuhl

geseht und den Grautopf in die Hände gestützt, so daß man sein Gesicht nicht sehen konnte. Als die erste Strophe fertiggesungen war, kreischte die Frau Brunner dazwischen:

„Nun, hören Sie es selbst, Herr Präsident, das hat das ungezogene Ding mir, einer alten Frau, angetan, und überhaupt —“

Aber der Präsident hob seinen grauen Kopf nicht auf und sagte kein Wort. Da war die Frau Brunner brummend hinausgegangen. Und noch durch die Tür hörte sie die zweite unbekümmerte Strophe: O singe nur, singe, Frau Nachtigall!

Wer möchte die Sängetin stören...

Da wußte Frau Brunner: Sie hatte verspielt, und die Nachtigall hatte gewonnen. Die Nachtigall in dem grauen Waisenhausgewand da drinnen beim Präsidenten, der immer den grauen Kopf in den Händen vergraben hatte und von vergangenen Zeiten träumte.

Und nun war die Gretchen schon lange nicht mehr im Waisenhaus. Sondern draußen in der Welt der Arbeit stand sie fest auf beiden Füßen und schaffte sich ihr Brot. Es war nicht immer leicht, das Alleinsehen in der Welt. Und mancher Kummer kam über sie, leicht hin aufgespritzt von Leuten, die auf ein solch einsichtiges, elternloses Ding nicht zuviel Rücksicht nahmen. Aber die Gretchen biß die Zähne zusammen, die jungen. Aber nur einmal oder zweimal. Denn schon das dritte Mal war es ihr eingefallen, daß das gar nicht richtig war. Nicht zusammenbeißen mußte sie die jungen Zähne, sondern auseinander tun zum — Singen. Und so sang sie sich heimlich alles Leid herunter in der Kammer. Und nach jedem Liede war sie wieder frisch. Wie nach einem herrlichen Bade war es ihr zumute. Das unverdroffene Lied, das war ein Bad, das allen Jammer und alle Verzagtheit von ihren Gliedern spülte. Und so sang sie sich schon nach wenigen Jahren hinauf in eine gute

Stelle als Sekretärin. Und stellte das Singen erst recht nicht ein, wenn sie Ferien bekam, wenn sie hinauswanderte ins Gebirge und in den Wald. Da war es einmal, daß sie sich müde geflügt hatte über das Gebirge. Wenn nur das Dorf schon dagewesen wäre, damit sie rasten hätte können, dachte sie ungeduldig und stolperte über eine Baumwurzel.

„Au!“ Da war das Unglück da: der Fuß verknackst, und weit entfernt die Raft. Sie hinkte bekümmert zu einem Stein und setzte sich darauf. Das war doch ärgerlich — nein, der ganze Tag war ihr vergällt und — auf einmal fiel's ihr wieder ein: Wenn man einen Kummer habe, einen großen oder einen kleinen, so müsse man singen, immer singen. Und halb lächelnd und halb unter Tränen fing sie wieder an:

Ich ging durch einen grasgrünen Wald — Au!

Der schlendernde Fuß war an den Stein gestoßen.

Und hörte die Vögelein singen —

Hm, der Schmerz schien nachzulassen?

Sie singen so jung, sie singen so alt —

Vielleicht war's doch nicht so schlimm, und sie konnte wieder langsam gehen?

Die kleinen Vögelein in dem Wald —

Da ging sie auch schon wieder langsam über den Moosteppich.

„Die hör' ich so gerne wohl singen!“ kam's von der anderen Seite.

Sie schaute erstaunt auf: Da kam ja schon ein Echo, bevor sie die Zeile noch gesungen hatte! Das war doch sonderbar!

Es war ein Wanderer, fangesfreudig wie sie, der da in den Weg einbog. O singe nur, singe, Frau Nachtigall — kam es von den Lippen des unbekümmerten Wandersmannes, Es lauschten die Blumen, die Vögel all Und wollen die Nachtigall hören.

Sie sah dem Sängern in das offene Gesicht und kam zu dem Schlusse: Hatte sie einmal die leifende Frau Brunner im Waisenhaus angefangen, so war es doch sicher bei dem Gesichte dieses Wanderers zu wagen. Und ehe sie sich's versah, sangen sie zusammen:

Nun muß ich wandern bergauf, bergab; Die Nachtigall singt in der Ferne.

Gott sei Dank, daß sie sich nicht vorgestellt hatten. Wie häßlich länge zwischen diesen Liederzeilen: „Sehr angenehm. Mein Name ist... Sie gestatten, Fräulein, daß... Sehr angenehm... Bitte, ganz meinerseits...“ Wie wunderbar dagegen jetzt zu zweit im Wald:

Es wird mir so wohl, so leicht am Stab, Und wie ich schreite, hinauf, hinab:

Die Nachtigall singt in der Ferne. —

Die Ferne war ein Jahr lang. Dann standen die beiden Sängern am Altar. Es war eine kleine Vorstadtkirche. Und außer den beiden war nur noch ein zufällig hereingekommenes altes Weiblein da. Es war ihnen so lieber. Und natürlich war auch noch der Pfarrer da. Ein recht alter Pfarrer war es, und er hatte gesagt, das sei sicher seine letzte Trauung, die er zusammenfüge.

„Jaja, Gretchen, glauben Sie's nur,“ setzte er hinzu, „ich war damals schon alt, als Sie zu mir in die Konfirmationsstunde gingen.“

Und jetzt hatte er sie beide zusammengegeben vor dem Altar, und die Ringe waren gewechselt. Jetzt standen sie alle drei ein wenig unschlüssig da. Und das alte Weibchen hinten im Kirchendüster streckte den Hals. — „Ist die Zeremonie vorüber, Herr Pfarrer?“ fragte der Bräutigam leise.



Aus den Vogesen: Ein Gedenkstein auf dem Hartmannsweilerkopf, von einer Landwehr-Infanterie-Brigade ihrem gefallenen Generalmajor gewidmet.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

„Ja, die vorgeschriebene schon,“ gab der alte Pfarrer ebenso leise und freundlich lächelnd zurück, „denn ob ich Ihnen jetzt noch eine kleine Predigt halte, steht bei mir.“

Da sah sie die Braut ein Herz.

„Ich wüßte schon eine, Herr Pfarrer, die ich mir gerne wünschte,“ raunte sie. „Auch mein Bräutigam, glaube ich. — Dürfen wir's Ihnen in der Sakristei sagen, Herr Pfarrer?“

Da drehte sich der alte Pfarrer langsam um und ging voraus in die Sakristei.

Nun nicht auch dieser.

„Und wissen Sie auch noch, Herr Pfarrer, wie das Lied damals geheißten hat?“

„Freilich,“ sagte der alte Pfarrer, hob seinen Kopf ein wenig, sah auf die dunkle Decke der Sakristei und begann leise:

Ich ging durch einen grasgrünen Wald —

Geschwind warf die Braut dem Bräutigam einen Blick zu: Sieht du, hieß der Blick, diese Predigt habe ich von meinem Pfarrer haben wollen — komm und hilf mir. Ganz sachte fielen da die beiden ein



**Fliegerleutnant Wintgens †.**

Wintgens hat 20 feindliche Flugzeuge zum Absturz gebracht. Er war 24 Jahre alt und entstammt einer alten Mindener Offiziersfamilie. Bei Kriegsausbruch war er auf der Kriegsschule und wurde, zum Leutnant befördert, mit einem Telegraphenbataillon von Frankfurt a. O. in den Septembertagen des Jahres 1914 nach Polen geschickt. Auf seinen Wunsch wurde er Ende Januar 1915 zu den Fokkerwerken in Schwein kommandiert, wo er seine Ausbildung als Fliegerleutnant erhielt. Nach Ablegung der Pilotenprüfung kam er von Döberitz als einer der ersten Fokkerteilnehmer nach Kötzingen ins Feld. Er war Ritter des Ordens Pour le Mérite.

Phot. H. Groß.



**Fliegerleutnant Max Mulzer †.**

Max Mulzer, der auf dem westlichen Kriegsschauplatz tödlich abstürzte, ist aus dem bayrischen Kadettenkorps hervorgegangen. Er war am 9. Juli 1893 in Kimmratshofen bei Kempten als Sohn eines Arztes geboren. Bei Kriegsausbruch wurde er Fähnrich und noch Ende des Jahres Leutnant in einem Chevau-léger-Regiment. An seinem letzten Geburtstage erhielt er den Orden Pour le Mérite und zur selben Zeit die höchste bayrische Kriegszusatzzeichnung, den Max-Josefsorden, mit dem der persönliche Adel verbunden ist. Auch er hat eine größere Anzahl von Gegnern im Luftkampf außer Gefecht gesetzt.

Photobild Hoffmann.

„Herr Pfarrer,“ sagte dort die Braut schnell und ergriff des Priesters Hand, „Herr Pfarrer, Ihre Gretel verdankt Ihnen viel.“

„Nun, und was wäre das?“ fragten die jung gebliebenen Augen des Pfarrers.

„Das Lied, Herr Pfarrer, das Singen. Wissen Sie noch, wie Sie damals sagten: Wenn man singe, würde vieles besser, und es sei oft so gut wie ein Gebet, wissen Sie das noch?“

Der Pfarrer nickte.

„Nun, Herr Pfarrer, Sie hatten recht: Das Lied hat mich über alles Angemach hinweggetragen und hat mich und meinen Bräutigam zusammengeführt.“

Und höre die Vögelein singen,  
Sie singen so jung, sie singen so alt,  
Die kleinen Vögelein in dem Wald,  
Die hör ich so gerne wohl singen. . .“

Und mit jeder Zeile wurde der Gesang ein wenig lauter. So daß er zuletzt gar ein wenig durch die geschlossene Sakristei durchging und an das Ohr der verwunderten Alten schlug, die noch immer hinten im Kirchendüster den Hals reckte und jetzt zu sich sagte:

„Nein, jetzt so was — nun hab ich mich so auf die Predigt gefreut — und nun singen sie gar nur einen — einen Gesangbuchvers in der Sakristei.“

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 45

Düsseldorf, 21. Oktober

1916.



Der frühere Kriegsminister Generaloberst v. Einem mit seinem Stabschef  
Oberst Freiherrn v. Oldershausen.

Phot. Rich. Spelling.

# Bauer Schmidfleins Absichten.

Novellette von Pauline Redlich.

Als die Hofbesitzerin und Witfrau Lina Felgentreff vom Pfingstmarkt heimkehrte, zeigte es sich, daß sie ungemein aufgeräumt war, dazu von einer erfreulichen Freigebigkeit. Sogar Großmutter, die alte Auszüglerin, wurde nicht übersehen, sondern erhielt einen stattlichen Magenchnaps, der einen sündhaft hohen Preis auf der feinen Etikette trug.

Das Ziehkind Lotte, des verstorbenen Bauern Schwertochter, durfte einen Lebtuchmann in fast halber Lebensgröße davontragen, obgleich sie doch nur eine Waise und wohl das ärmste Kind im Dorfe war.

Jedoch das triumphierende Lächeln, was die vollen Lippen der Frau umspielte, hatte mit ihren Wohltaten nichts zu tun und ging niemand etwas an, wie Großmutter Felgentreff alsbald erfahren sollte.

Die alte Frau, die gar zu gern gewußt hätte, weshalb die Frau so stolz einhertriumphierte, wollte nur so ganz schüchtern ein klein wenig auf den Busch klopfen, aber alsbald schlug die Stimmung um. Der Ärger stieg der vollblütigen Witfrau glührot ins Gesicht.

„Ihr seid, weiß Gott, so neugierig wie'n Barbier,“ schrie sie. „Bei Euch wär's gut aufgehoben, was man Euch ins Ohr blasen soll; das wär' so gut wie ausgetutet, man könnt' ebenfogut den Nachtwächter bestellen und lassen's ausklingeln. Ein Elend ist es: man hat im Hause kein Fleckchen, wo man für sich allein ist, überall wird man auspijaniert, ob man etwa das Maul schief oder gerade zieht —“

Hier nun mußte die Lotte, das unbedachtame Ding, vor Lachen laut herausprusten, und wenn es den Hals gelöstet hätte; belam denn auch einen tüchtigen Puff, der das leichte vierzehnjährige Mädel samt ihrem Lebtuchmann hinausfliegen machte. Was jedoch ihrer Fröhlichkeit keinen Abbruch tat.

Am folgenden Tage wisperte ihr die Nachbarin durch den Zaun zu, was es gestern auf dem Pfingstmarkt gegeben hatte: da war doch Bauer Schmidlein, der reiche Witmann aus Wellersdorf, den würde nämlich die Frau heiraten. Nun ja, sie war mit ihren 45 noch eine hübsche, handliche Person, glatt wie das jüngste Mädchen. In der kleinen Herrentube im „Roten Fuchsen“ hatte der Bauer bei ihr am Tisch gefessen. Die Frau hatte in einsweg gelacht mit ihrem Mundvoll weißer Zähne, und die seidene Chantageantbluse hatte in der Sonne geschillert wie ein Regenbogen. Soviele man hätte erhörchen können, hatte sie ihm ihren ganzen Lebenslauf erzählt, vom Lutschnbeutel an bis zur Witwenschaft, und es wäre auch ein Wörtchen eingeflossen, daß sie nicht gewillt sei, in diesem betrüblichen Stande zu verbleiben. Darauf hatten sich die beiden vorgerechnet, was sie an Adern und Viehstand besäßen, wobei die Frau das größere Mundwort gehabt habe, der Bauer aber die größeren Zahlen. Und alles müsse trefflich geklappt haben, denn er habe schließlich für die Frau die Zeche bezahlt. Und schon am nächsten Sonntage würde er kommen, ihre Ferkel besehen. Nun, was das heißen will, weiß man. Eilig hatte er's, das muß man sagen, wurde wohl auch nachgerade Zeit. So ein Duzend Jährchen mehr mochte er wohl haben als die Lina Felgentreff, aber was machte das aus! Für jedes Jahr, das er mehr hatte als sie, könnte er gut 3000 Mark in bar auf den Tisch legen, schlecht gerechnet.

So erzählte die Nachbarin, und Großmutter Felgentreff könnte es sich überlegen, ob sie es bei so bewandten Umständen in Zukunft besser oder schlechter haben würde. Doch dachte sie, daß es viel schlimmer schließlich nicht kommen könne, und gab sich zufrieden.

Am Sonntag war es alsbald zu merken, daß sich etwas Wichtiges vorbereitete. Auf die schöne Kaffeedecke in der Puzstube kamen zwei Flaschen süßen Weins, ein Berg Kuchen und soviel Schinken, Wurst und Käse, daß es für zehn starke Männer gelangt hätte. Denn die Bäuerin wußte, was sich gehörte. Auch für ihre hübsche Person tat sie ihr Bestes und brachte eine gehörige Anzahl von Ketten

und Spangen an — Platz genug war ja da —, denen man es gleich ansah, daß sie nicht von Tombal waren.

Bauer Schmidlein spazierte unterdessen bedächtig durch die Felder, von denen er wußte, daß sie der Witib gehörten. Er ließ sich Zeit, nicht hier und da oder brummte auch wohl: „Na ja, es fehlt die Hand des Herrn.“

Am Wiesenweg, der neben dem Hausgarten herlief, blieb er stehen, legte die Arme breit auf die niedrige Tür und blinzelte schlau unter den buschigen Brauen hervor.

Auf der runden Bank unter dem Apfelbaum saß ein blühbauberes altes Frauchen mit ein paar ängstlichen blauen Kinderaugen und einem rotbäckigen kleinen Gesicht, das ausah wie ein Borsdorfer Apfel so gegen das Frühjahr hin. Neben ihr besand sich ein mageres Veröndchen, dem die Arme dürr und lang aus der Rattunjade hervorsahen. Aus ihrem braunen Gesicht hielten lustige dunkle Augen Anschau, als seien sie neugierig, um welche Ecke das Glück biegen würde.

Die Kleine schwatzte und lachte unaufhörlich, zog aber dabei emsig den Faden durch ein grobes Leinen.

„Mähen, Mähen,“ jammerte die alte Frau, „ich weiß man gar nicht, wegen was du immer so'n lustigen Stieglitz bist. Kriegst doch mehr Prügel als Wurst zum Brot. Und wie wird's dann werden, jottedoch — wie wird's dann werden, wenn die erst den großen dicken Bauern aus Wellersdorf hat?“

„Man keine Bange, Großmutter. Tothauen darf er mit nich, das leidet kein Mensch nich. Aber wenn das auch so einer is wie die, daß Ihr immer Euren Auszug nicht richtig kriegt, — wißt Ihr was, Großmutter? Dann stibih' ich Euch was.“

„Aber nee doch, was biste für'n Mähen! Halbtot ängstigen muß man sich wegen deiner,“ tief die Alte halb bewundernd.

„Wenn ich verheiratet bin, Großmutter,“ sagte das Kind, „dann kommt Ihr bei mich. Ich freu' mich all lange dabrauf.“

„Du bist jawoll unklug, Mähen. Wenn du verheiratet bist, bin ich all längst bei unsem Hergott.“

„Nee, Großmutter, ich verheirate mich zeitig.“

Dann sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „Ich weiß man bloß, was ich wollte. Ich wollte, das wär' so einer, der haute Tante Linen.“

„Lotte, Lotte, jollst dich was schämen! Niemand soll seinem Nächsten etwas Schlechtes wünschen.“

„Ist doch nichts Schlechtes. Wenn unser Kanter uns haute, dann sagte er immer: Es ist zu eurem Heile, Kinder!“

Jetzt mußte der Bauer am Stafelenzaun laut hinauslachen.

„Hohoho! Mich dünkt, bei dir hat er's zu milde gemacht, euer Kanter.“

Die Kleine war nicht im mindesten erschrocken.

„Jawohl,“ sagte sie. „Unser Kanter, der mochte mir. Aber was Tante is, die macht's wieder gut. Sie haut klozig. Aber ich mach' mit man da nichts aus.“

Die alte Frau war ganz verstört vor Schred.

„Was is das man für'n Kreuz mit das Mähen,“ jammerte sie. „Hört doch man bloß nich hin.“

Der Bauer lachte: „Kud' mal an! Macht sich nichts draus. Mir scheint, mußt ein hübschen an die Kandare. Ans Heiraten denkt das auch schon, — kud an! Um ein Jahrener zwölf wirft wohl noch zu jung dazu sein.“

„Besser zu jung als zu alt,“ war ihre Meinung.

„Weißt wohl schon einen, der zu alt ist?“

„Das sag' ich nicht, sonst verschrickt sich Großmutter.“

„Hohoho!“ lachte er wieder mit seiner gehaltenen Bassstimme. Langsam kam er herein und vorüber, den schmalen Steig entlang zwischen Rittersporn und Brautimpaar.

Die Hände mit dem dicken Stock darin hielt er auf dem Rücken



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg.

**Generalleutnant Otto v. Lauenstein †. Zeichnung von Prof. Arnold Busch.**

Lauenstein stammte aus Lüneburg, hatte an der China-Expedition und am Mandchurischen Feldzug teilgenommen, war Militärbevollmächtigter in Petersburg gewesen und stand vor Ausbruch des Krieges als Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf. Er erlag, 60 Jahre alt, den Strapazen des Krieges.



Aus dem Internierungslager auf der Insel Man: Internierte Deutsche jüdischen Glaubens vor ihrem Gottesdienst.

(Phot. M. Moengay.)

Großmutter's Blicke hingen wie gebannt an diesem dicken Knüppel. Sie fing plötzlich an zu weinen.

„Wenn ich das erleben müßte, daß so ein großer, starker Mann dich haßt, mit solch einem dicken Knüppel, da sterb' ich gleich drauflos, das sag' ich dir.“

„Vor dem man keine Bange, Großmutter. Der haut mir nich.“ — In der Tür stand schon die Witib empfangsbereit, die Hände auf die breiten Hüften gestemmt.

Der Bauer sagte, er komme wegen der Ferkel und wolle sie allsgleich besichtigen, um das Wichtigste vorweg zu nehmen, was die Frau in der Ordnung fand.

Die Ferkel waren appetitlich wie Marzipanschweinchen und gefielen dem Manne ausnehmend, was er indessen nicht sagte. Er erhandelte lebenden Fußes die ganze Familie, und zwar um keinen Pfennig zu teuer, wengleich Frau Lina Felgentreff eine berühmte Größe in bezug auf Schweinehandel war, von der erbitterte Händler behaupteten, sie würde ihr Viehzeug lieber dem Teufel verschreiben, als einen Nebenmenschen etwas daran verdienen lassen. Man ging nicht ohne Beistand zu ihr, wenn es einen Handel galt.

„Er hat sie zu billig bekommen, die Ferkel,“ dachte sie. „Aber sie bleiben ja in der Familie. Sind sie fett, so habe ich sie längst wieder in der Hand.“

Drinnen sah dann der Bauer stattlich, mitten auf dem Sofa, sprach wenig und ah wenig, so sehr die Frau auch nötigte und sich entschuldigte, daß nur so wenig und schlechte Sachen auf dem Tische ständen.

„Au nec,“ sagte er bedächtig. „Ihr versteht Eure Sache mit pöbeln und räuchern, das merkt man. Aber was Eure Felder sind, — nu, ich will sie nicht verachten, schöner Weizenboden mang. Aber ein tüchtiger Wirt müßte her, der dem Gesinde mal erst den Verstand klärt.“ Sie lachte überlaut.

„Na, das möchte mancher, das könnt Ihr glauben. Junge und Alte laufen sich die Haden ab. Aber es eilt mir nicht. Ich mach' mir aus dem ganzen Hof hier nicht viel, tät' ihn ebenso gern verlaufen und zöge woanders hin. Meine Tochter ist gottlob verheiratet und abgefunden.“

„Er nu ja verlaufen,“ sagte er bedenklich. „Das macht sich manchmal nicht so leicht. Auch habt Ihr da wohl 'ne alte Auszüglerin, das paßt auch nicht einem jeden auf den Hof.“

„Ach die! Nec, die wäre keinem groß im Wege. Nec, das hab' ich die bald abgewöhnt. Und denn — wie lange wird sie denn noch leben? Aus 'ne langlebige Familie is die nich.“

„Aber, wie man so hört, sie soll 'nen großen Auszug kriegen.“  
„Kriegen? Hahaha! Nec, die tät sich jawoll zu Tode essen, wenn die alles kriegte, was auf dem Papiere steht. Aber man könnt' das leicht auch schriftlich machen, daß sie nur die Hälfte will. Die tät' das unterschreiben, das läte die.“

„So so. Nuja denn. Aber was ist das mit dem Mädcl, das hier mitaufgefüttert wird?“

„Meinem Mann seine Schwestertochter? Die kann ich jeden Tag auf die Straße setzen, wenn's mir paßt. Da sind keine Abmachungen. Ein vormäuliges Ding ist sie ohnehin, schwarzärztgen muß man sich für seine Guttaten. Doch arbeiten kann sie wie ein Knecht, das muß ich sagen. Man tät' vielleicht so übel nicht, sie zu behalten.“

Doch der Bauer machte ein vernissenes Gesicht. Immer stiller und steifer wurde er.

Endlich — er hatte schon Abschied genommen — sagte er: „Werdet wohl gemerkt haben, mir spult da was im Kopf herum, was Euch angeht. Aber ich bin ein bedachtfamer Mann. Ist's Euch recht, so sprechen wir ein andres Mal darüber.“

„Mir pressiert's gar nicht,“ sagte sie und warf den Kopf in den Nacken.

Und eines Tages kam er wahr und wahrhaftig auf den Hof gefahren, und zwar im Kutschwägelchen. Er trug den besten Feiertagsanzug und lenkte die schmutz angeschirrten Rappen wie ein Herrscher.

Da es leider an einem Sonnabend war, hatte sich die Witib Felgentreff weder gekämmt noch gewaschen, aus Zeitersparnis, und hatte einen Ruffled an der Nase, was ihr indessen verborgen war.

Zum Entschlüpfen fand sie so wenig Zeit mehr wie die Großmutter, die nur ein wenig aus die Hausdecke gelugt hatte und nun vom Bauern Schmüdtlein hervor- und in die Stube komplimentiert wurde, trotz allem Sträuben.

Die Lotte aber stand ungerufen frank und frei in der Stubentür und dachte: Ob sie mir woll schmießt? Sie tut schon so geelbunt aus die Dogen blinkern wie der Kater aus 'm Ofenloch.

Man hörte einstweilen nur die großen Brummer gegen die Fenster bauen. Dann sagte der Bauer: „Na, beisammen wären wir nun alle, die es womöglich angeht, wegen was ich heute komme.“

Bedächtig rieb er sich das Kinn.

„Man kann meine Rede gleich in zwei Teile bringen, wie der Pfister die Predigt. Also erster Teil: Ich bin nämlich inwillens, mich zu verändern.“ (Hier breitete sich über die gespannten Züge der Witib ein seliger Frieden.) „So wie das jetzt bei mir zugeht, gefällt mir's weder draußen noch drinnen. Die Arbeit macht mir ja allweile

noch Spaß, oja. Aber man wüßte doch nachgerade gern, wer's einem mal abnimmt. Kinder hab' ich leider Gottes keine. Verwandte freilich eine ganze Herde, weiß der Kudud, wo sie alle herkommen. Alle Augenblick kommt einer und sagt, er wär' mein Vetter; ausrechnen läßt sich's nicht mit Leichtigkeit. Und die Frauensleute erst, die da mang sind, die wollen mich bestens hegen und pflegen und zählen ihre Tugenden auf, daß die zehn Finger nicht langen. Dabei flühen denn die Augen im Kopfe umher wie die Spigbuben und nehmen schon immer mein Inventar auf."

"Na, denen wollt' ich Beine machen," fuhr die Witib auf.

"Ich hatt' nun gedacht: nimmst du wieder 'ne Frau. Bin auch genug umhergellappert danach; nichts schien recht paßlich. Sie waren denn wohl auch meist nicht anders wie die Frauensleute, wo ich von sagte. Ich dacht' denn: wozu auch auf deine alten Tage noch das Risiko und den Umstand! Für jeden ist sowas nicht, für mich schon gar nicht. Nimmst du lieber ein Kind an, will's nicht guttun, denn so ist das eher wieder los zu werden wie 'ne Frau. Und nu kommt der zweite Teil der Rede, nämlich, ich dent' — die Lotte, die täte passen, so dent' ich."

Jetzt lachte Tante Line gellend auf.

"Na, da gratuliere ich! Gott sei gedankt, daß ich den Rader loswerde."

"So hab' ich Euch neulich verstanden, ich hab' deswegen neulich alles schon mit dem Vormund abgemacht. Sie kann gleich mitkommen."

Das Kind hüpfte von einem Bein aufs andere und tief nur immer: "Ich freu' mir dot, ich freu' mir dot!"

Aber aus der Ecke, wo Großmutter auf der äußersten Ecke eines Schemels saß, kam ein halblautes Aufschluchzen. Und es stellte sich heraus, daß helle Tränenbäche über die verrunzelten Apfelsbäcken rollten.

"Aec, Großmutter, so war's nicht gemeint," sagte Bauer Schmidt lein — und seine raube Stimme klang zart und liebevoll. "Ihr seid mir ja die Hauptperson beim ganzen Handel. So eine alte liebe Mutter, die ein bißchen aufs Gesinde paßt, und die mir's ein bißchen heimelig und mollig macht, die hat mir all lange gefehlt, seit die meine tot ist. Braucht nur ja zu sagen, und der Ehrenplatz in meinem Hause ist Euer."

Die alte Frau konnte es kaum fassen.

"So ein Glück! So ein Glück!" murmelte sie.

Aber Frau Lina Felgentreff schrie erboßt: "Recht sie nur gleich mit, daß man nur einmal seine Ruhe kriegt. Zwei Sad Weizen gebe ich noch drauf vor Freude."

Der Bauer war ein praktischer Mann. Er zog ein Blatt Papier hervor und sagte: "Zwei Sad Weizen sind nicht zu verachten. Wollen das gleich mal schriftlich machen."

So hatte es die Frau zwar nicht gemeint, aber — erboßt wie sie war — unterschrieb sie allsgleich. Was ihr hinterher ein lebenslänglicher Ärger war.

"So", sagte der Bauer. "Und Großmutter's Sachen lasse ich holen sowie den Auszug vierteljährlich pünktlich."

Die Lotte kam eilig mit einem großen Bündel Kleider angeschleppt, als Großmutter schon hübsch bequem auf dem Wägelchen verstaubt war.

Frau Lina Felgentreff war zwar nicht sichtbar, doch sandte sie als Abschiedsgruß dem Wägelchen die größte Suppenterrine nach, die in ihrem Besitze war und nun mit einem großen Bauz am Hofstor zerschellte.

Leider war es dem Schlingel, dem Kleintnecht, nicht verborgen geblieben. Er sah schmunzelnd zum Kubital hinaus und sagte: "Recht so, Frau. Volterabend ist manchmal plästerlicher als Hochzeit."



Aus der Sommeschlacht: Einbringen gefangener Franzosen aus den letzten Kämpfen im Hof des Kastells von Ham (Somme-Departement).  
Phot. H. Croq.

## Ein Krüppel. Von Martin Scheer.

**D**amals, in der glückseligen Friedenszeit, wo die Brandung auf dem Salzfand noch keine schwarzen Teufel an den Strand warf und bei der Glockentonne noch keine Torpedoboote auf der Wacht lagen, da konnte Mathies Jensen jeden Tag mit seiner „Hilligenlei“ nach draußen fahren. Nun stand ihm aber überall etwas im Wege. Wollte er durch das Lister Tief nach See zu gehen, dann kam ihm schon beim Offseuer ein dicker Sperrdampfer entgegen. „Holl stopp, Mathies Jensen! Hier driöst mit dien Kutter op Minen! Wenn du keen Lustreis maken wullt, goh man gau wedder über Stür!“

Und hatte er, weiter nach Süden zu, die donnernde Junglochbrandung eben hinter sich und wollte da mit einem kühnen Obersttaggehen in die Nordsee hineinfeuern, dann lag da wieder so ein Sperrdampfer und fing an zu katen und zu heulen, daß sein Kutter es mit der Angst kriegte und ganz von selbst wieder an den Wind ging.

Und noch weiter südlich, zwischen den Halligen und Sänden, da war es ganz verrückt. Da schwammen Sperrdampfer und Lotsendampfer, Kriegsfeuerschiffe und Minensucher geschwaderweise umher. Da mochte Mathies sich schon gar nicht mehr sehen lassen.

Zu guterleht hatte er es dann noch durch das Römer Ley versucht. Beinabe wäte es da gut gegangen, und er hatte den Haffsand schon hinter sich. Da aber war ein Flieger von oben gekommen und hatte sich vor seiner „Hilligenlei“ auf das Ley niedergelassen, ein ganz klein wenig mit seiner Pistole gespielt und einfach befohlen: „Kehrt March!“

Aus war es mit der goldenen Zeit, wo er harte Taler in der Tasche hatte wie die reichen Badegäste Goldstücke, und wo er jeden Abend bei Mutter Paulsen sitzen konnte bei Grog und Kaffeepunsch. Aus war es mit dem Badegästefahren und Schellfischangeln und Zungen- und Steinbuttffischen. Aus seit langer, langer Zeit!

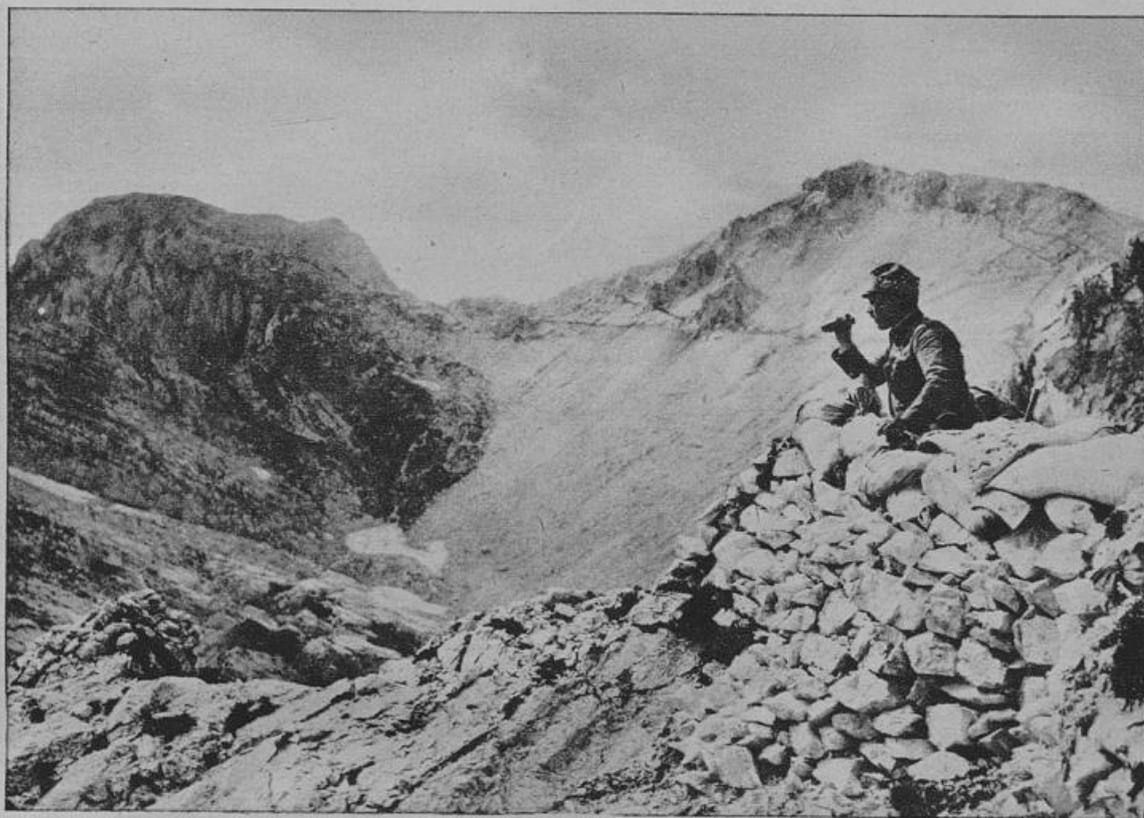
Und an all dieses hatte der da an der andern Kante der Nordsee Schuld, der da mit seinem dicken Geldbeutel und seiner riesengroßen

Schnauze und seinem Plumpudding und seinem Whisky. Und der da auf seinen Kreide- und Schieferfelsen hatte auch Schuld, daß sein Jwen jetzt nicht mehr bei ihm sein konnte und wieder dienen mußte dräben in Europa, wie das Festland bei ihnen auf der Insel hieß. Auf Seiner Majestät Marineluftschiff „L 1000“ war er an Bord gewesen. Dräben über den Kreideseelen und Schieferbrücken, wo der da zu Hause war, hatte er sich das Eisene geholt und seinen linken Arm dafür dagelassen. Der lag da irgendwo zwischen Pulverschuppen und Granatenfabriken oder gar in der Themse selbst. Jwen wußte es selbst nicht, denn er war die ganze Rückfahrt über benusselt gewesen und erst in Deutschland wieder zu sich gekommen. Nun aber war er soweit wieder auf dem Damm, daß er entlassen werden konnte mit 'nem künstlichen Arm. Heute sollte er mit dem Postboot rüber kommen.

Mathies konnte die Zeit nicht abwarten, bis er kam. Er stand den ganzen Morgen schon voller Ungeduld am Strand und gukte über das Wattenmeer, ob er den Rauch des Postdampfers noch nicht sehen konnte. Aber es war immer noch zu früh, es war immer noch nicht Wasser genug. Endlich zog er doch seine großen Seestiefel an und ging nach der Brücke herunter. „Ja will em man von Bord holen,“ sagte er zu seiner Frau und ging mit der „Hilligenlei“ Anker auf.

Ein schöner, sonniger Frühjahrmorgen mit Ostwind und klarer Luft. Die Luft trug hoch auf. Das Wärtterhäuschen auf der Vogelsteje und die Kirche von Havneby und die hohen, roten Kanten von Morsumkliff schienen auf dem Wasser zu schwimmen. Ringsum friedliche Morgenstille.

Langsam und mit dem Toppfegel im Knopf trieb der Kutter über das Ley. Der Postdampfer kam just aus dem Schleusenpriel heraus. Auch er schien nicht auf dem Wasser, sondern in der Luft zu schwimmen. Zu einem langen Streifen legte sich der schwarze



Dom italienischen Kriegsschauplatz: Wacht im hochgebirge am oberen Isonzo.

Kilophot. G. m. P. 5.

## Vom Kriegsschauplatz in Mazedonien.



Aushebung von Pferden durch die Bulgaren in Mazedonien.

Phot. Ernst Seiner.



Eigenartiger Hufbeschlag der Zugoche im bulgarischen Train.

Phot. Ernst Seiner.

Der Ochse wird an ein abgenommenes Wagenrad festgebunden, so daß er sich nicht bewegen kann. Die Tiere sind diese Art des Hufbeschlags gewöhnt und legen sich von selbst nieder.

Rauch gegen den grünblauen Morgenheben und blieb in sonderlichen Krinken über der Kimm stehen. Bei der großen Leytonne, die zwischen Botterland und der siedenden Odde wie ein rotes Riesenschiff im Wasser dümpelte, warf Mathies den Anker über Bord und legte sich aufs Lauern. Der Dampfer mußte ja bald hier sein. —

Drüber über dem Festland kam eine kleine gelbweiße Wolke aus dem Himmel der Kimm und stieg höher und höher der Morgen-sonne entgegen. Ein Zeppelin hatte was auf der Nordsee zu tun oder gar in England. Mathies nahm den Kicker aus dem Kompaßhäuschen. Er wollte die Nummer wissen. „L 1000“ konnte er lesen. Da war sein Zwen an Bord gewesen.

Gewesen! Ja! Jetzt konnten sie ihn da nicht mehr brauchen. Jetzt schickten sie ihn einfach wieder nach Hause.

Sein Zwen, sein lebenslustiger, überfroher, wetterharter Zwen, der Fahrsmann mit Leib und Seele, ein Krüppel! Und nir mehr wert an „Bord en Schipp“. Was sollte er beginnen, wenn er nicht mehr fahren konnte? Wie hart mußte ihm das antommen! Wie konnte der Junge sich da wohl in finden! Was sollte aus dem Jungen werden, was konnte ein halber Mensch noch leisten? —

Ein Seehund kam dicht bei dem Kutter mit der griesgrämigen Schnauze aus dem Wasser und guckte Mathies tüchtig in die Augen, als wollte er sagen: „Sie man still, Mathies Jensen! Töö man, bit' mit em snack hest, un denn vertell mi mol, ob he wiellich mit sien Arm of all sien Lebensmot verloren hett!“

Und rums — war er weg; Mathies verstand diese Augensprache der Seehunde nicht.

Der Postdampfer war indes über den Sand weg und steuerte schon in das Ley. Mathies konnte durch den Kicker die Menschen

auf Deck spazieren sehen, und oben auf dem Kadlasten stand ein Mariner und winkte mit dem roten Taschentuch. Das da war sein Zwen. Gau kletterte er ins Boot und ruderte auf den Dampfer zu. Der stoppte. Zwen jumpete über die Reeling und sprang ins Boot. Mit einem Arm, stüntenlahm wie eine angeschossene Möwe. Wat 'n Unglück, wat 'n Last! Einen Krüppel brachte er seiner Mutter nach Hause! Aber die Pfeife schmeckte ihm noch. Er paffte noch wie früher, wenn er nach schöner Fahrt auf dem Ankerpill sah und dann bei schöner, stüttiger Brise vom Weststrand aus wieder nach der Hul zurück fuhr. Und so gesund und munter wie damals sah er auch noch aus. — „Goden Dag, Vadder!“

„Goden Dag, mien arme Jung!“

„Nu ween man nich, Vadder! En Arm sind noch nich beide!“ —

Zwen war mit einem Satz auf dem Kutter und stellte sich ans Ruder.

„So, Vadder, nu hied man den Anker und hol de Schoten an! Nu bin id Kaptein! Ant Rohr stoht un kommandieren kann id of mit en Arm!“ Mit der Ebblide segelten Mathies und Zwen nach Hause zu. Der Zeppelin war jetzt auch schon über dem Botterland und fuhr ganz niedrig. „Gau, gau, Vadder, nu sett de Sünndagsflagg un dipp dreemol! Dat is mien Zeppelin, den möt wi grüßen!“

Mathies setzte die Sonntagsflagge und dippte dreimal, und auf dem surrenden und saufenden Zeppelin da oben ging auch die Kriegsflagge am Heck dreimal auf und nieder. Das war der Gruß der Kameraden, die wieder ausfahren zu neuen Taten an Englands Küste.

„Hilligenlei“ ging hinter der niedrigen Hul zu Anker und Mathies puhlte seinen Jungen an Land.

Er wollte gern der zweite Mann an Bord sein. Sein Zwen war ja noch der alte, frische, frohe, ungebrauchte Friesenjunge.

Kurze Herrenkette

Herren-Durchziehkette

Damen-Kette

„Gold zur Wehr — Eisen zur Ehr 1916.“ — Eiserne Ersatz-Uhrketten für goldene Ketten.  
Die Goldsammelstellen der Reichsbank übergeben jedem, der eine goldene Uhrkette gegen Vergütung im vollen Goldwert abliefert, eine der oben abgebildeten eisernen Gedenkketten für einen Preis von 2.50 Mark.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 44.

Düsseldorf, 28. Oktober

1916.



Deutscher Marineflieger. — Zeichnung von Fritz Gärtner-Mallinckrodt.

# Komm an mein Herz ...

Allerseelen-Stizze von J. Frz. Schilling v. Kanstatt.

**D**u willst ausreiten, Lore?"  
„Allerdings, Tante Birgid. Hast du etwas dagegen?" Die Sprecherin drückte den niedrigen Reithut mit dem langen weißen Schleier fester auf das schimmernde Blondhaar.

„Der Reitnecht begleitet dich doch, nicht wahr, mein Kind? Ich finde es nicht ganz passend, wenn du allein so weite Ritte unternimmst.“

„Ich reite auf meinem Grund und Boden, Tante Birgid, vergiß das nicht. Der Reitnecht bleibt hier. Du mußt dich nun schon daran gewöhnen, Tante Birgid, daß ich mich nach meinen Wünschen und nicht nach den deinen richte. Ich bin kein Kind mehr.“ Lore nahm Sattel und Handschuh zur Hand und öffnete die Glastür zur Terrasse. „Ah, Hurras!" rief sie erfreut.

Der Goldfuchs, der auf dem Rasenplatz auf und ab geführt wurde, wicherte hell beim Ruf der Herrin.

„Auf Wiedersehen, Tante Birgid! In einer Stunde bin ich zurück.“

„Auf Wiedersehen, Lore!"

Die alte Dame trat in die Terrassentür.

Sie sah zu, wie Lore den Fuß in die Hand des Reitnechts setzte, wie sie leicht und gewandt den Sattel gewann, wie sie zärtlich dem Goldfuchs den glänzenden Hals klopfte, ehe sie mit kurzem Neigen des blonden Kopfes von dannen ritt.

Das Lächeln war jetzt wie fortgewischt von dem zerknitterten, alten Frauengesicht, ein lauernder Ausdruck trat in die großen dunklen Augen, ein Nachdenken — die schmalen, wellen Finger bogen sich einwärts wie Krallen.

„Wo mag sie hingeritten sein? Wenn ich das nur wüßte! Dann könnte ich Detlef anrufen. Es wird Zeit, daß er endlich mit ihr ins Klare kommt, sie entwickelt neuerdings eine Selbständigkeit, eine Auszeichnung mir gegenüber, die einen Grund haben muß," sagte sie halblaut und tastete nach der elektrischen Klingel.

„Ich möchte den Friedrich sprechen.“

„Gehr wohl, Frau Baronin.“ Nach wenigen Minuten trat nach distretem Anklopfen der Reitnecht über die Schwelle des blauen Salons. „Frau Baronin haben befohlen?"

„Wohin hat die gnädige Frau den Ritt unternommen, Friedrich?"

Das glatt rasierte Gesicht des jungen Menschen blieb unbeweglich, nur ein scharfer Beobachter hätte ein Aufblitzen in seinen Augen bemerkt. „Ich weiß es nicht, Frau Baronin. Vermutlich an den 'Faulen Dolgen' oder zum Forsthaus! Hurras liebt weichen Boden, er ist verwöhnt.“

„Es ist gut, Friedrich.“

Sie hatte erfahren, was sie wünschte. Sobald sich die Tür hinter dem Burschen geschlossen hatte, trat sie an den Schreibtisch und nahm den Hörer vom Telephon in die Hand. „Ich wünsche mit Blaufelden verbunden zu werden!" Ihre Hand, die die Hörmuschel hielt, zitterte.

„Ach, Detlef, du selbst! Ich wollte dir nur mitteilen, Lore ist ausgeritten. Nach dem 'Faulen Dolgen' oder dem Forsthaus!" Nähe den Augenblick, mein Junge! Es wird Zeit! Glück auf, mein Detlef!" Sie legte den Hörer nieder und nahm vor dem Schreibtisch Platz.

Auf der breiten Platte stand das Bild ihres verstorbenen Mannes und daneben das ihres Sohnes, ihres Detlef, ihres einzigen Kindes.

Wie sie ihn liebte! Die Sterne vom Himmel hätte sie für ihn herabgeholt, ihm jedes Opfer gebracht, ihm jeden Wunsch erfüllt.

Sie hatte ihm Vollmacht gegeben über das alte Erbgut Blaufelden, das dereinst ihr Gatte mit Mühe und Fleiß zum schönsten, ertragreichsten Besitz der ganzen Gegend gefördert hatte.

Heute war es mit Hypotheken belastet, heute gehörte ihr kein Fußbreit Boden mehr. Detlef hatte nicht die Arbeitskraft und Arbeitslust seines Vaters geerbt, nur der leichte Sinn und der Lebensgenuß, der der Mutter im Blut steckte, war auf ihn übergegangen. Und nie hatte sie ein Wort des Tadelns für ihn gehabt.

Blaufelden wurde ja wieder entlastet, wenn er Lore von Halden seine Base, heiratete, deren große Besitzung Karwaiten drei Rittergüter wie Blaufelden aufwog.

Nie war der alten Baronin auch nur der Gedanke gekommen, daß die kleine, sanfte Lore, an der sie seit Jahren Mutterstelle vertretete, die kaum zu ahnen schien, welch fürstlichen Reichtum sie mit ihrer Hand verschenkte, ihren Abgott, ihren Detlef, abweisen konnte. Und doch war das Unfassliche geschehen.

Vor zwei Jahren, als das Kriegshorn durch Deutschlands Gänge gelte, als alle Wehrfähigen unter die Fahnen traten, da hatte sie Lore verlobt. Und sie hatte die Löwin nicht abbringen können von ihrer Wahl, hatte dulden müssen, daß Lore von Halden die Frau von Inspektor Karsten wurde, dem ersten und tüchtigsten Beamten von Karwaiten. Niemals war ihr der Gedanke gekommen, daß die stille Lore ihr Herz verschenken könne ohne ihre Einwilligung.

Hatte sie doch jeden Verkehr von dem reichen Mädchen fern gehalten, um ihrem Detlef zum leichten Sieg zu verhelfen.

Und alle ihre stolzen Träume waren zerflattert wie Spreu im Wind, als Lore neben dem stattlichen Verlobten am Altar stand, um kriegsgetraut zu werden. Detlef war durch seinen Herzfehler nicht kriegstauglich, er blieb im Land. Er hoffte, was seine Mutter wünschte, daß Hans Karsten nicht wiederköhre.

Nicht, daß er Lore liebte, daß ihr Bild jemals in seinem Herzen gewohnt hätte, dazu war sie ihm viel zu sanft, zu still und zu blond, eine Art Frau, die ihn gleichgültig ließ. Aber der Märchenglanz ihres Reichtums, ihre völlige Unabhängigkeit, das macht sie ihm zum begehrenswertesten Weib der Erde.

Und was der Haß so heiß ersehnte — geschah.

Hans Karstens Feldkarten und Briefe blieben nach einer der großen Schlachten im Ofen plötzlich.

Die junge Frau Lore ließ den Kopf nicht hängen, sie wartete. Einmal mußte doch Nachricht kommen, ein Zeichen, daß er lebte.

Die Wochen vergingen, die Monate.

Die Baronin von Halden und ihr Sohn schrieben mit unermüdlichem Eifer an das Regiment, an die Austunftsstellen; keine bestimmte Nachricht kam.

Endlich erschien der Name von Hans Karsten auf der Liste der Vermißten, der Verschollenen. Detlef von Halden reiste nach Berlin, er war unermüdlich tätig auf der Suche nach einer Spur des Vermißten, und er fand sie auch endlich. Auf die vielen Aufrufe meldete sich ein Unteroffizier, der verwundet in einem Lazarett in Königsberg lag. Er sagte aus, daß Leutnant Karsten neben ihm in einem der furchtbaren Kämpfe an den Masurischen Seen gefallen wäre. Die alte Baronin fuhr selbst nach der Stadt und besorgte für Lore die Trauerkleider, den zierlichen Hut mit der Trauersebbe und den Witwenschleier; sie war nie zärtlicher um Lore bemüht gewesen.

Aber die junge Frau legte die Trauer nicht an.

Sie stieß die schwarzen Stoffe und Schleier mit finstern Anmut von sich.

„Er lebt! Mein Herz sagt es mir! Bringt mir Beweise, daß er tot ist — ich glaube es nicht.“ Dabei blieb sie.

Daß sie heimlich die Nachforschungen fortsetzte, ahnte ihre Tante nicht.

Daß ihre öfteren Ritte immer das eine Ziel hatten, die nächste Kreisstadt, das wußte nur Friedrich, der Reitnecht.

Aber er war verschwiegen und der Herrin, die gütig zu ihm war, treu ergeben. — Lore von Halden ritt durch den herbstillen Wald.

Das rostgoldene Laub häufte sich auf dem Weg, den sie langsam entlang ritt, es hing noch da und dort an Busch und Baum, durchschimmert, durchglüht vom Strahl der scheidenden Sonne. Oft war sie mit Hans Karsten diesen Weg geritten in Sommerhitze, in Sommerwonne, da noch Frieden war im Land und das Glück seine Zaubersäden spann von ihm zu ihr. — Und dann war der Krieg gekommen — der Abschied hatte das Siegel von seinen Lippen gelöst

hatte ihn das Wort sprechen lassen, das sie erhofft und ersehnt — seit Monden — seit Jahren — das Wort, das sie ihm zu eigen gegeben hatte für die Seligkeit von drei kurzen Tagen.

Sie wußte, daß sie immer warten würde auf ihn, ihr Leben lang, wenn es sein müßte, daß nie ein anderer an die Stelle treten würde, die Hans Karsten gehört hatte.

Sie hatte ihren Vermögensverwalter, Justizrat Berger, beauftragt, Nachforschungen nach ihrem Gatten in die Wege zu leiten.

Die Summe von 150 000 Mark hatte sie dafür ausgekehrt, und Justizrat Berger hatte verschiedenen Detektivbüros seine Aufträge gegeben. Allüberall forschte man, suchte man, gab Bilder von Hans Karsten von Hand zu Hand, Aufrufe in Zeitungen erschienen, fett gedruckt, die 150 000 Mark dem boten, der Kunde wußte von Leutnant Hans Karsten, zuletzt im Reservebataillon 84.

Festgestellt war, daß jener Unteroffizier sich im Namen geirrt hatte, der im Lazarett zu Königsberg verwundet lag und Dettel von Halden seine Angaben gemacht hatte.

Der neben ihm fiel, hatte Hellmut Kersten geheißt. Er wurde den Jertum gewahrt, als man ihm Hans Karstens Bild zeigte. Dies war für Lore ein Hoffnungs-schimmer, ein kleiner Stern in dem Dunkel, das ihres Gatten Schicksal umgab.

Schneller trug Harras jetzt die Herrin über den Sandweg, der neben der Promenade lief.

Die Stadt war nahe und mit ihr der Stall beim Kronenwirt, wo frischer Trunt und goldgelber Hafer ihn erwartete. Ganz von selbst nahm der Goldsucher den altgewohnten Weg.

„Du Schelm!“ sagte Lore lächelnd und klopfte den Hals des Verwöhnten, ehe sie den Weg zu Justizrat Berger einschlug.

Sie ging die kurze Strecke zu Fuß, und mancher teilnehmende Blick folgte ihr.

Länger als sonst ließ Justizrat Berger heute auf sich warten.

Sie sah wie immer in dem kleinen Salon mit den altmodischen Möbeln, die der alte Junggeselle von seinen Eltern übernommen hatte.

Sie sah an dem einen der offenen Fenster und sah auf die schmale Straße hinab. Ein Grünkranteller war dort, ein Kommen und Gehen. Man kaufte Kränze und Blumenstöcke und weiße Kerzen, es zog wie ein Frösteln durch das Herz der Wartenden.

Allerseelentag! — Der Tag der Toten! — So nahe war er? — Blutrot ging die Sonne nieder, wie Gold schimmerten ihre lehten Strahlen über den Dächern und Siebeln der kleinen Stadt. Jrgendwo klang Musik, eine weiche, flagende Melodie — ein Lied. Und jetzt hörte sie auch die Worte dieses Liedes, eine junge, helle Stimme sang:

„Es blüht und sumelt

Heut auf jedem Grabe —

Ein Tag im Jahre ist den Toten frei.

Komm an mein Herz!

Daß ich dich wieder habe —

Wie einst im Mai.“

Ihre Hand umklammerte das Fensterkreuz, sie lauschte mit allen Sinnen, mit all der Sehnsucht, die ihr im Herzen brannte.

Das Lied war verhallt, still lag die enge Straße. Sie schloß die Augen.

„Darf ich bitten, gnädige Frau? Verzeihen Sie, daß ich warten ließ!“ — Lore wendete sich um. Wie frisch des alten Justizrats Stimme klang, wie fest heute sein Händedruck war! — Ihr Herz begann zu klopfen.

„Sie haben eine Nachricht für mich! Spannen Sie mich nicht auf die Folter, Herr Geheimrat!“

„Ja, ich habe Nachricht, gnädige Frau — gute Nachricht. Er lebt!“ Sie wollte sprechen und konnte nicht einen einzigen Laut

sagen, sie war wie gelähmt — wie tot! Ihr Gesicht wurde schneebleich.

Aus dem Haus gegenüber klang jetzt noch einmal das Lied, die helle Mädchenstimme:

„Komm an mein Herz!

Daß ich dich wieder habe . . .“

Die junge Frau Lore, die immer so ruhig, so tapfer gewesen war — sie weinte sattsungslos — zu jäh, zu plötzlich war das Glück gekommen: „Er lebt!“

„Ja,“ sagte der alte Herr leise, „er lebt. Er hat verwundet in einem Gefangenenlager in England gelegen — lange, lange, und weil er nicht mehr waffenfähig ist, tauschen sie ihn aus, und weil wir gut zahlen. Er ist gestern abend in Hamburg angekommen! Da liegt die Depeche. Wollen

wir ihm morgen früh entgegenfahren, Frau Lore?“

„Wie soll ich Ihnen danken, Ihnen alle Ihre Mühe vergelten?“ sagte sie zwischen Lachen und Weinen. „Das können wir ja nie genug, Hans und ich.“

„O ich werde schon meine Schuld einholen, ich will Hausgast werden auf Karwaiten und Großonkel und im Herbst den besten Bod zum Abschluß kriegen. Ich melde mich schon heute mit einer Bitte, Frau Lore. Ihren Harras mag der Friedrich abholen, ich fahre Sie in meinem Auto zurück. — Voraussichtlich ist Ihr Vetter Dettel heute abend auch auf Karwaiten. Sönnen Sie mir die Freude, Ihrer Tante und ihrem Sohn die Nachricht zu bringen, daß Ihr Gatte lebt! Der Anblick ihrer enttäuschten Gesichter wird mich für manche schlaflose Nacht entschädigen, die ich der Arbeit widmete. Sind Sie einverstanden, gnädige Frau?“

„Mit allem, Herr Geheimrat. Voll und ganz,“ sagte Lore lächelnd und zog den weißen Gazeschleier über das schöne, errötete Gesicht.

## Allerseelen.

Von J. Curt Stephan.

Die lehten Rosen verglühten im Garten,  
Schwer liegt der Nebel auf dämmerndem Feld,  
Und ob wir auch kämpften und siegten und hartten,  
Noch meidet der Friede die hadernde Welt.

Und sie nur, die Toten, haben gefunden,  
Was uns, den Lebenden, rauh noch versagt;  
Noch toben die Schlachten, noch bluten die Wunden,  
Noch zögert die Stunde, die Frührot umtagt.

Und heut, im Gedächtnis siegender Toten,  
Die kämpfend und sterbend ihr Opfer gebracht,  
Erwarten wir gläubig den himmlischen Voten,  
Der Lichtfluten trägt in quälende Nacht.

Wir schmücken die Gräber, die nah uns und ferne,  
Und ehren die Tapfern, die für uns sich geweiht. —  
In ewigen Höhen kreisen die Sterne,  
Und die Hoffnung durchleuchtet die Schatten der Zeit.

# Begegnung. Novelle von Richard Rieß.

Die Trambahn verließ der Stadtstraßen steinerne Spalier und zog, ein blaues Feldtier, durch die Wiesen des Vorgeländes. Keine Haltestelle sorgte sich hier um die ärmlichen Häuser, die wie schmutzige Gassenkinder dem Heertroß der Großstadttriefen anklüßig voraneilten. Als das Wagenpaar endlich anhielt, war auch das Endziel der Straße erreicht.

Hinter einem Stück Landstraße, keine zweihundert Schritt weit, ruhte breit in der Gegend ein Wäldchen, von niederer Steinmauer umfriedet. Davor am Wege eine roh aufgeführte Scheuer, mit einem Gärtchen von Grabmälern ringsum: Modischen Gedentafeln, Kreuzen, Engeln symbolischer Bedeutung und granitenen Palmzweigen.

Die dem Wäldchen langsam zustrebte, die schwarztrauernde Frau, blieb hier für ein paar Augenblicke stehen. Dann wandte sie sich zu der Pforte, die das Wäldchen erschloß und fand sich im Friedhof. Zwischen grünen Tannen lagen hier die Gräber, fast ein jedes gesondert, zu seltener Andacht. Die Tafeln und Kränze einfach, ohne den figurenreichen Prunk der „heiligen Felder“ Italiens.

Die Trauernde ging schneller, in schlankem Ausschreiten, fast jugendlich. Und wenn nicht graue Haarwellen der schwarzen Kapotte entquollen wären, hätte ein Fremder der Dame kaum dreißig Jahre gegeben. Und sie war doch schon eines toten Kriegers schicksalgetroffene Mutter. Das Grab des Oberleutnants lag ganz hinten, inmitten einer Laube aus Tannenzweigen. Frau Maria erblickte es schon von weither. Doch wie sie schnelleren Schrittes den kleinen Raum betrat, ward sie jäh befangen durch den Anblick einer dunklen Gestalt, die sich vom Boden aufrichtete und ihr entgegenkam, schlank, zierlich fast, von der Art der Wiener Nippes. Des Mädchens verlegener Blick verkrampfte sich in dem kleinen Veilchensträußchen, das es zwischen den schwarzen Handschuhfingern hielt. Als die Fremde schließlich aufsaß, den Ausgang zu gewinnen, trafen ihre Augen das Antlitz der Mutter, die mit leiser Stimme fragte: „Sie waren bei meinem Sohne?“

Das Mädchen nickte und sagte mit halber Stimme: „Jawohl, gnädige Frau!“ Doch wie sie dabei den Kopf hob, wurde Vermutung in Frau Maria zu Gewißheit, und sie sagte, noch immer am Eingang der kleinen Laube: „Brigitte?“

„Verzeihung, gnädige Frau,“ erwiderte die andere leise. Und: „Es ist mir schmerzlich, Sie hier — durch meine Anwesenheit getränkt zu haben — ich will gehen, gnädige Frau —“

„Das also ist Brigitte, die vielumlämpfte Brigitte Berendt. — Ja, ich erkenne Sie nun wieder. — Nur blonder hätte ich Sie mir gedacht — nach Eugens Bild. Es lag etwas Lichtes auf Ihrer Stirn —“

Brigitte sagte, da sie nun ihre Ruhe wiedersand: „Sie haben mein Bild so genau betrachtet, gnädige Frau?“

„Und nun möchte ich Ihnen gern einmal voll ins Gesicht sehen, ohne Schleier.“ Das währte lange. Und wie sie einander maßen, nicht mehr in Stoll, sondern die Brücke suchend von Herzen zu Herzen, schien der Tag, so müde er war, jüngerer Licht zu spenden, und die Sonne, die als riesige rote Kugel zwischen den Tannen stand, warf Gold in den Raum, das die verblichenen Kranzschleifen überstrahlte und den kleinen Veilchen in des Mädchens Hand einen leuchtlichen Schimmer gab. Schließlich senkte Brigitte den Kopf: „Ich will nun aber wirklich —“

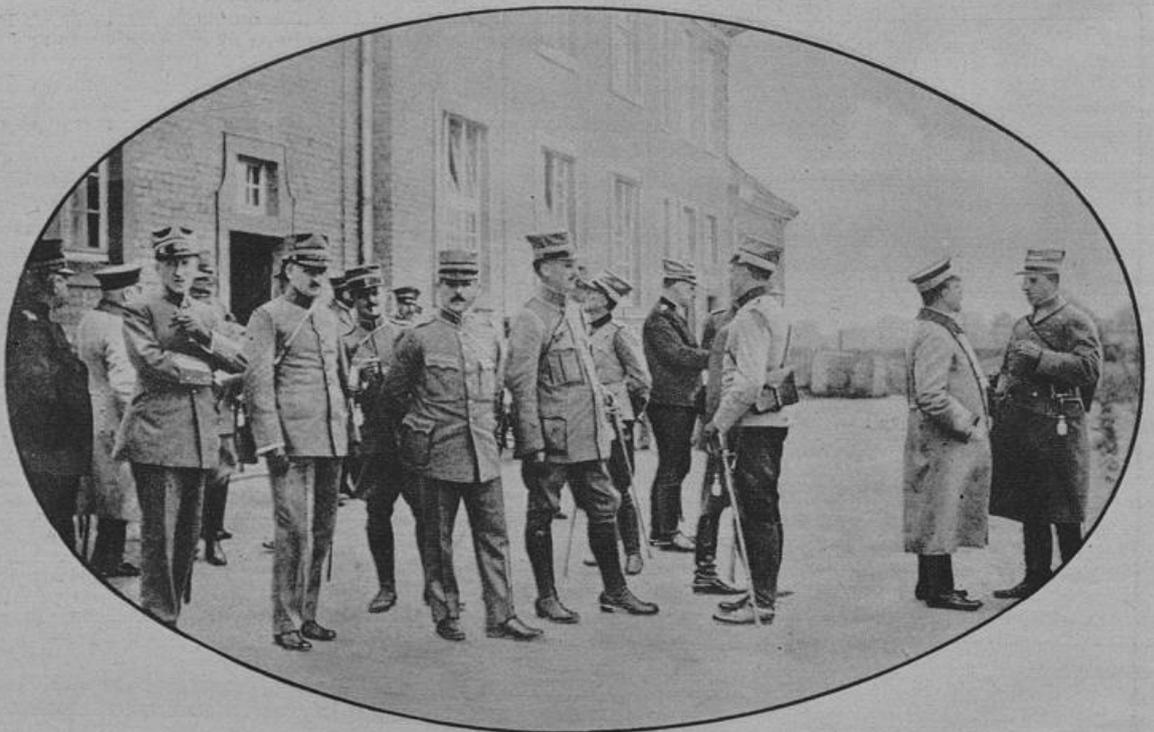
„Bleiben Sie bei mir, mein — liebes — Kind. Ich darf Sie von dieser Stelle nicht vertreiben. Sie haben ihn ja lieb gehabt.“ Und, leise lächelnd: „Glauben Sie, er würde seine Brigitte fortgeschickt haben — der Mutter wegen?“

Wertwürdig tief und überzeugt klang ihre Antwort:

„Das — glaube — ich nicht! Nein, gnädige Frau — Sie sind gütig, daß Sie mir gestatten, noch ein wenig hier zu verweilen.“

„Die Bank hat ja Platz für uns beide —“

Frau Maria trat näher und setzte sich. Ein Täfelchen zu Füßen des Hügels nannte den Namen: Eugen, Freiherr von Langen.



Besuch Schweizerischer Sanitätsoffiziere in Deutschland: Die Schweizer besichtigen das Gefangenenlager in Heidelberg.

Phot. Leipz. Pressebüro.

Nach getroffener Vereinbarung besuchen gegenwärtig Schweizerische Sanitätsoffiziere sowohl die Gefangenenlager in Deutschland als auch in Frankreich und England, um bestimmte Kriegsgefangene zur Internierung in der Schweiz oder zum Austausch nach der Heimat vorzuschlagen. In Deutschland sind 20 Sanitätsoffiziere der Schweizerischen Armee eingetroffen.

# Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Blick auf die Stadt Pinsk an den Rokitno-Sümpfen: Das Kloster.

Phot. Max Wipperling.

Seit mehr als Jahresfrist befindet sich die Stadt in deutschem Besitz. Das Klima von Pinsk ist wegen seiner Lage an den Sümpfen ein ungesundes. Der Fluß Pina erreicht hier eine Breite von 200 bis 300 Meter und wird durch eine von den Deutschen erst erbaute Brücke überspannt.



Eine Feldschmiede in einem russischen Dorfe

Phot. Max Wipperling.

Wie schnell das alles gekommen war! Wie mitleidlos dieser Tod! Der frostige Abschied vom Vater. Keine Worte der Liebe, nur dies: „Dein Urgroßvater ist bei Waterloo gefallen, Bernhardt von Langen starb vor Straßburg; vor allem Leben die Pflicht, mein Sohn. Leb wohl!“ Frau Maria hatte nicht weinen dürfen in dieser Stunde. Der strenge Blick ihres Gatten befaß ihrem Gefühl. Als sie dann allein waren, sagte der Baron: „Maria, ich werde ihm alles verzeihen, wenn er sich jetzt bewährt. Er hatte seine Pflicht vergessen. Ich mußte ihm zeigen, daß ihr Name auf unserem Schilde steht.“ Daran dachte Frau Maria jetzt. Sie hatte ihren Sohn nicht mehr wiedergesehen seit jener Abschiedsstunde. Und da sie wieder und wieder des traurigen, wehen Blickes dachte, des letzten, den Eugen ihr gegeben, da brach sie mit ihrer Haltung zusammen, und ihres Schmerzes Blut floß dahin in Schluchzen, in Tränen — unbekümmert um die — um die Fremde, die dem dort unten näher gestanden als sie selber. Da sie schließ-

aller Schwüre. Da habe ich fast gebangt über dem Gedanken an die Schwere meiner Verantwortung, und ich war bereit zum Verzicht. Als aber der Baron mir jenen — jenen Brief — durch seinen Sekretär schreiben ließ, von einem „Kaufpreise“ sprach und meiner Ehre wehetat, da wußte ich, daß Eugen zu mir inniger gehörte als zu denen, die ihn mir entreißen wollten. Und ich wußte, daß ich ihn nun nimmer hergeben würde. Ich habe Ihren Herrn Gemahl ja verstehen können. Derlei Menschen denken anders als unsereins. Und — bevor er mit jenen Brief schrieb, hält' ich ihn sogar verehren können — trotz seiner Feindschaft. Er konnte ja nicht wissen, was eine Frau empfindet.“

Brigitte schien größer zu werden, während sie sprach. Und wie sie in Leidenschaftlichkeit ein wenig aus ihrer Zurückhaltung heraustrat, glühten ihre Augen in freierem Blicke.

Die Baronin war ergriffen: „Den — Vater konnten Sie verstehen, Fräulein Brigitte, aber — die Mutter nicht?“



Soldatengraue beim Mittagsmahl im Hof eines alten Kastells im Somme-Departement.

Phot. A. Groß.

lich wieder Sicherheit gefunden, wandte sie sich dem Mädchen zu und sagte mit Wärme: „Wir haben Ihnen viel zuleide getan, Fräulein Brigitte. Es tut mir weh, wenn ich heute daran denke —“

„Nein, gnädige Frau,“ erwiderte die. „Sie taten mir nur Gutes. Wir hatten uns lieb, Eugen und ich. Das konnten Sie nicht hindern und nicht ändern. Aber, daß wir uns so tief erkannten im Zueinandergehören, das habe ich Ihnen zu verdanken. Und das danke ich Ihnen. Wohl, es war mir großer Schmerz, daß Eugen meinerwegen seine Eltern verlor. Und auch daß sie ihn verloren, tat mir weh. Aber nur das. Glauben Sie, der Brief, den Baron Langen mir schrieb, hätte mich verlehrt? Er zeigte mir nur, daß ich glücklich sein durfte — um Eugens willen. Ich will es Ihnen sagen, gnädige Frau: Anfangs, als ich mir selber vorwarf, daß um meinerwillen der Friede eines Hauses gestört sei, daß Eugen Menschen verlor, an denen er hing, o gnädige Frau, sehr tief und innig hing, da kamen mir oft Zweifel, und mehr als einmal habe ich Eugen gesagt: Ich gebe dich frei trotz

Nun errötete Brigitte: „Ich hab' Sie nicht tranken wollen, Frau Baronin. — Ich hätte nur gedacht, eine Mutter sei inniger vertraut mit — mit der Menschlichkeit ihrer Kinder —“

„Was wissen wir von unseren Söhnen, Kind! Wenn sie größer, werden, entgleiten sie uns und werden uns fremd. Vielleicht deshalb, weil wir selber gar nicht glauben können, daß unsere Kinder Menschen wurden, die, losgelöst von uns, ihrem eigenen Befehle folgen. Sie haben meinen Sohn in seinem Innersten besser getannt als ich —“

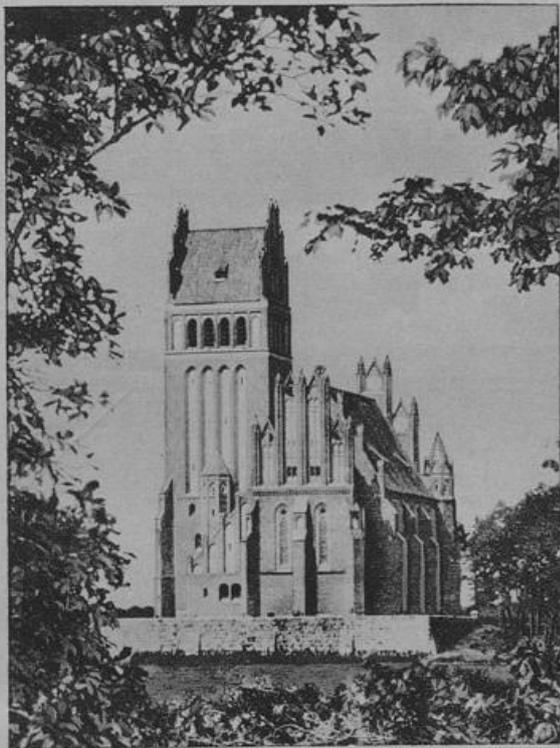
„Gnädige Frau — es ist ja alles vorbei, alles verwunden —“

„Nein, lassen Sie mich zu Ihnen davon sprechen. Sie haben ja hier ein Recht dazu — hier — am Grabe. —“

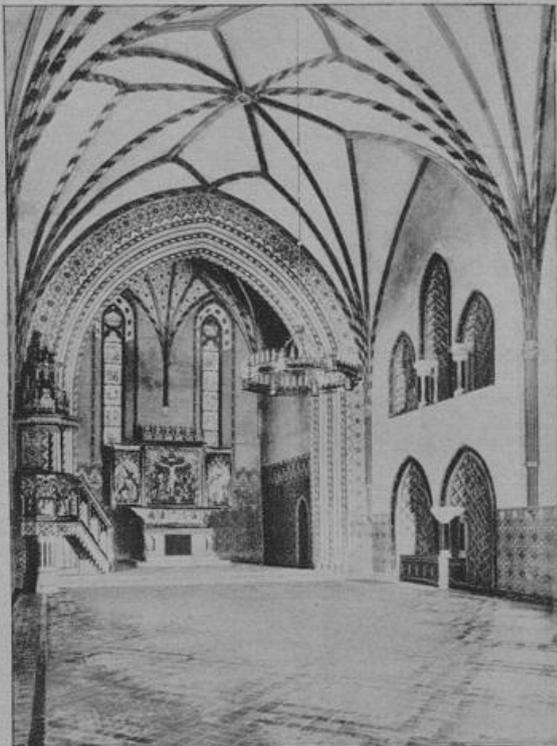
— Sehen Sie, Eugen hat immer seinen eigenen Weg gesucht. — Unsere Söhne sind Soldaten gewesen seit Jahrhunderten. — Eugen zog den Rock aus. — Er sprach zu uns davon: Ihn ziehe es mit aller Kraft in andere Bahnen — zur Wissenschaft hin. Ich sah, es ging um sein Glück, und da drängte ich meinen Mann: Laß ihn gewähren.

Fortsetzung siehe Seite 352.

# Die Kaiserkirche in Cadiner.

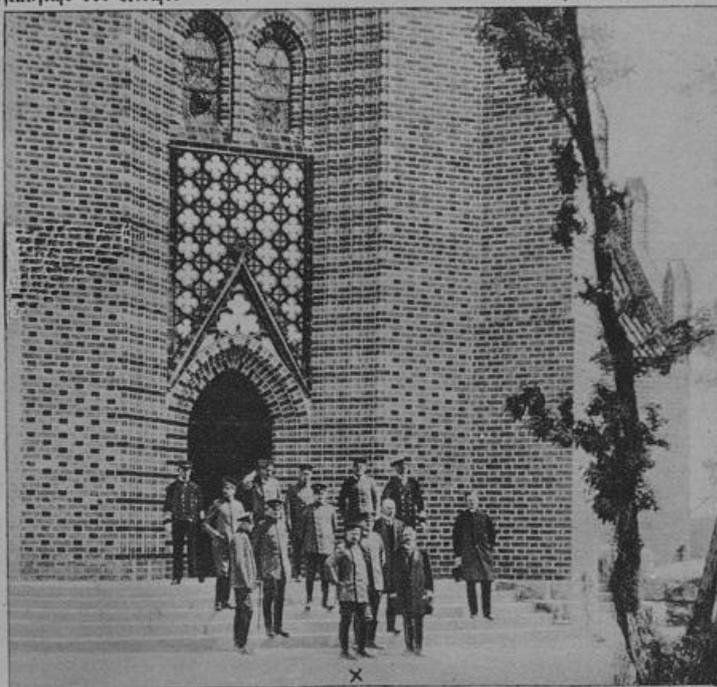


Nordostansicht der Kirche.



Blick auf den Altarraum der Kirche.

Ein größeres Bauwert aus einheimischem Baustoff ist in der Kaiserkirche in Cadiner, dem bekannten kaiserlichen Landgut in Westpreußen, entstanden. Nach den Plänen des Potsdamer Architekten Geh. Baurats Nikton wurde die Kirche im Jahre 1913 begonnen und im Kriege zu Ende geführt. Cadiner liegt am Frischen Haff, wo das Ziegler- und Töpfergewerbe einen sehr alten Ruf hat. Schon in der Ordenszeit blühten hier diese Gewerbe, die sich an das Vorhandensein reicher Lehm- und Töpferlager in der Nähe des Städtchens Tolkemit knüpfen. Durch den Kaiser ist die alte Glasurtechnik wieder belebt worden; besonders werden diese Majolikawaren auch in neueren Formen hergestellt. Die Cadiner



Besichtigung der Cadiner Kirche durch den Kaiser.  
Rechts neben dem Kaiser (X) der Erbauer, Geheimer Bau Rat Nikton.  
Phot. Ver. W. Meier, Göt.

Majolikafabrik wurde 1902 errichtet. Die Einrichtung der Kirche zeigt in reichem Maße die Verwendung von Glasursteinen in prächtigen Formen. Die Umgebung des Landgutes gehört mit zu den schönsten Landschaften Westpreußens; am Nordabhang der Elbinger Höhe gehen zahlreiche wildzeriffene Waldschluchten zum Tal des Elbingflusses und des Frischen Haffs. In Cadiner sind auf Veranlassung des Kaisers neuerdings auch Kriegerheimstätten geplant. Die neue Kaiserkirche gibt den Bewohnern der musterhaft verwalteten Gutsbesitzerenschaft einen neuen Mittelpunkt. Mit Cadiner knüpft sich ein enges Band Westpreußens mit dem Hohenzollernhause, dessen Königtum auf altpreussischem Boden erstand.

Fortsetzung von Seite 350.

Der Baron sagte: „Familien, die Soldaten waren und Schreiber werden, gehen vor die Hunde!“ — Sie müssen ihn begreifen, und Sie werden fühlen, was er preisgab mit seiner Erlaubnis: Die Tradition, Fräulein Brigitte, und das war sehr, sehr viel für ihn, für uns. Es war seit den Tagen, da Eugen den Abschied nahm und auf die Universität ging, etwas Fremdes in unser Familienleben getreten. Der Vater — beargwöhnte den Sohn. „Paß auf, Maria,“ sprach er oft zu mir, „der letzte Baron Langen entfernt sich immer weiter vom alten Wege — von u n s, Maria!“ Er mißtraute Eugen, mißtraute seinen Ideen! — Und als dann das — andere kam, — da gab es für den Vater kein Schwanken mehr. Er zerschchnitt das Tisch Tuch — ich konnte ihn nicht daran hindern. — O er litt selber so arg darunter. — Sie sollten ihn kennen, den — starken Mann. — Er konnte seinen Sohn nicht begreifen. Und ich? Ich glaubte an Eugens junge Kraft, für die ich — nur beten durfte. Ich gehörte zu meinem Manne, Fräulein Brigitte. Daß mir diese Pflicht hart war, das dürfen Sie einer Mutter glauben.“ —

„Eugen hat Sie sehr, sehr lieb gehabt, gnädige Frau —“

„Ich durfte nicht anders handeln, Brigitte. Als Eugen aus unserem Hause ging, gehen mußte, war unser Glück in zwei Teile

gespalten. Und mein Platz war mir bestimmt. — O diese Dinge sind ja so — so — unfähig leidvoll. — Man ist gegeneinander hart und verschlossen, solange man das Leben fühlt. Erst, wenn eines ging, spürt das andere, wieviel des Leidens hätt' ungeschehen bleiben können.“

Sie schwiegen, während der Abend kam. Grau lag das Grab. Brigitte sah starr. Sie hörte das Weinen der Mutter. Sie sah neben der Frau, die sie gehaßt hatte, bis heute, zur Stunde des Mitleides.

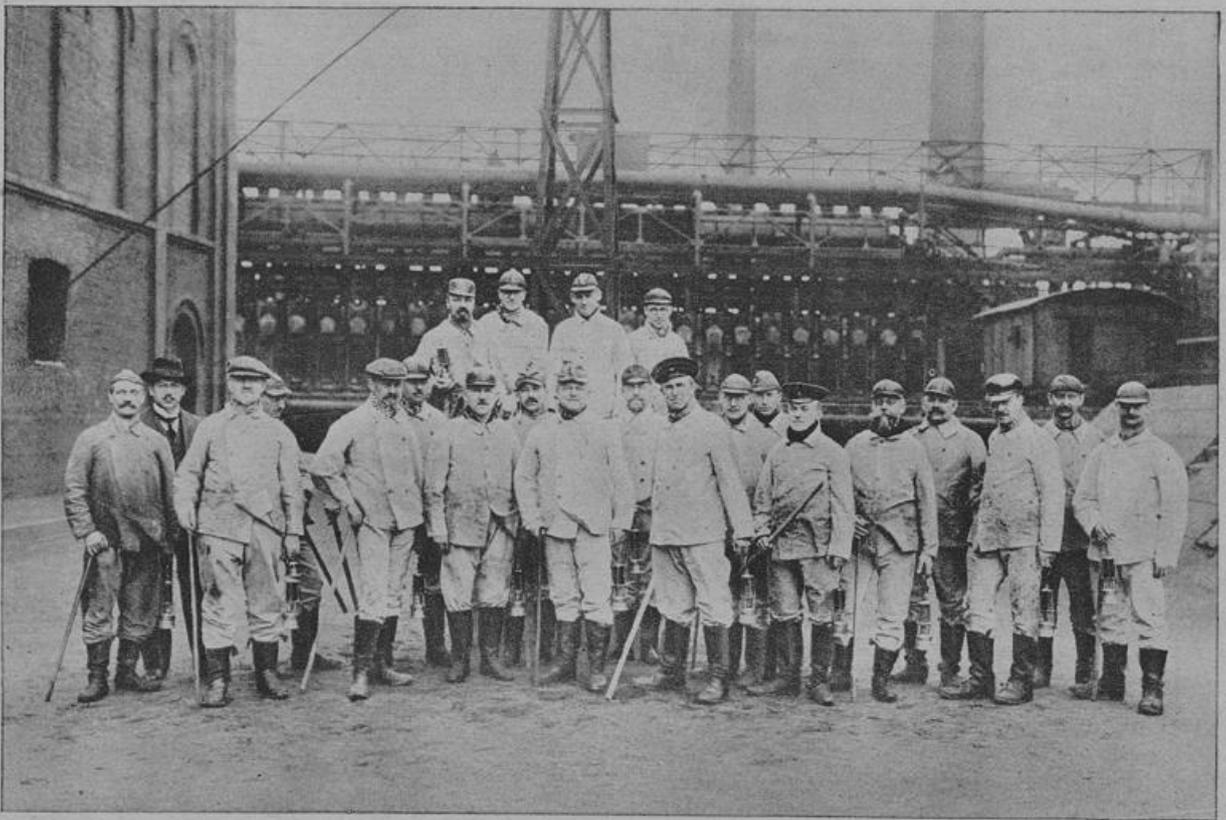
„Verzeihen Sie mir, Brigitte?“ fragte Frau Maria leise. „Sie müssen — mir — ver — zeihen. — Es ist Eugens Vermächtnis. Nehmt Euch ihrer an, wenn ich falle!“ schrieb er in einem Brief, den man uns gestern brachte. „Wenn Ihr sie nun noch zu Euch zieht, sei alles Leid vergessen!“ —

Brigitte erhob sich und stand bald am Ausgang.

„Ich danke Ihnen, Frau Baronin. Aber auch mein Weg liegt mir vorgezeichnet. Ich danke Ihnen für Ihre Güte, aber ich muß abseits von Ihnen bleiben. Ich hab' ihn zu lieb gehabt, den da unten in der Erde, als daß ich ihn beerben möchte. Und nun muß ich gehen.“

Sie küßte die Hand, die Frau Maria ihr wortlos reichte.

Am Wege, wo die Trambahn rastete, trafen sie sich noch einmal. Dann trennte sich ihre Straße, rechts und links.



#### Besuch neutraler Berichterstatter in Hamborn a. Rh.

Von links nach rechts: Obere Reihe: Bergwerksdirektor Klee mann, Hamborn a. Rh.; Raymond E. Swing, Chicago (Verein. Staaten von Nordamerika); Philipp M. Powers, Verein. Staaten von Nordamerika; Carl W. Acker mann, Verein. Staaten von Nordamerika. Untere Reihe: Betriebsführer J. Kessel her, Hamborn a. Rh.; Bergingenieur Dr. Lange, Hamborn a. Rh.; Gustav Blomquist, Stockholm (Schweden); Adolat Dr. Werner, Genf (Schweiz); Dr. Lindbaeck, Kopenhagen (Dänemark); Dr. Schwarzenbach (Schweiz); Generaldirektor Jacob, Hamborn a. Rh.; Chefredakteur Humme (Holland); Major Kämmerling, Berlin; Schäffer, Düsseldorf; Oberleutnant Wittlingen (Schweiz); Direktor Schumacher, Berlin; Woldemar Galtier, Kopenhagen (Dänemark); Dr. phil. Fredric Paasche, Christiania (Norwegen); Prof. Verryn Stuart, Groningen (Holland); Regierungs-Gewerberat Fürst, Stockholm (Schweden); Chefredakteur Niehner, Düsseldorf; Betriebsführer E. Guldner, Hamborn a. Rh.; Photograph Eng, Berlin.

Kürzlich statteten die Pressevertreter des neutralen Auslandes, die sich auf Einladung des Kriegsministeriums zurzeit auf einer Besichtigungstour durch den rheinisch-westfälischen Industriebezirk befinden, auch der Schachtanlage III/VII der Gewerkschaft Deutscher Kaiser in Hamborn a. Rh. einen Besuch ab, bei welcher Gelegenheit sie sich an einer Grubenfahrt beteiligten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. O. J. Damm. — Verlag und Druck: W. Girardet, Essen.

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 45.

Düsseldorf, 4. November

1916.



## Bayerische Prinzessinnen im Dienste des Roten Kreuzes.

1. Prinzessin Hildegard, Tochter des Königs Ludwig III. von Bayern und seiner Gemahlin Marie Theresé. 2. Prinzessin Marie de Witt, Tochter des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern und seiner Gemahlin Maria de la Paz, Infantin von Spanien.

# Der Tunnel.

Von Karl Lerbs.

General Graf Wendendorff, Führer der 1. Infanteriedivision und Leiter der deutschen Operationen gegen die russische Festung B., hatte sich eben auf dem etwas wadeligen Sofa im Hinterzimmer des großen Bauernhauses, das ihm als Stabsquartier diente, zu einem kurzen Nachmittagschläfchen ausgestreckt, als eine Ordnonanz eintrat.

„Herr Oberst von Baden lassen Eure Erzellenz bitten, sich melden zu dürfen.“ Der General rappelte hastig seine kurze Gestalt in die Höhe, knurrte etwas, schloß den Kragen seiner Litwka.

„Ich lasse bitten.“ Der Österreicher trat sporenstirrend über die Schwelle und blieb in dienstlicher Haltung stehen. Der General musterte ihn mit einem raschen, scharfen Blick und nickte unwillkürlich befriedigt. Das war der Mann, den er brauchte. Eine hagere, durchtrainierte Gestalt, ein schmales, hartes Gesicht, kalte, steingraue Augen. Eine artilleristische Berühmtheit, dieser Oberst von den Motorhaubitzern. Orden zur Eisernen Krone, goldene Medaille.

„Famos, lieber Oberst. Kommen wie gerufen. Habe schon nach Ihnen gefragt.“ — „Eure Erzellenz wollen die Verspätung gütigst verzeihen. Die Wege —“ — „Weiß schon. Sind schlimm. Bitte ganz zwanglos. Zigarre gefällig?“ Der Oberst nahm auf eine einladende Handbewegung in dem abgenutzten Lehnstuhl Platz und setzte seine Zigarre in Brand. — „Ich bin untröstlich, Eure Erzellenz in der gewiß sehr nötigen Ruhe gestört zu haben.“ — Der General winkte ab. „Macht nichts. Kenn's nich anders. Die Sache muß ja auch ins Lot. Wo sind Ihre Brummer?“ — „Sie müssen in etwa einer Stunde eintreffen. Ich verließ sie bei O., um mit dem Auto voranzufahren und die Befehle Eurer Erzellenz entgegenzunehmen.“ — „Schön. Dann kann ich also über Sie verfügen?“ —

„Wann und wo es Eurer Erzellenz beliebt.“ — „Ausgezeichnet. [Dann will ich Ihnen mal die Lage auseinandersetzen. Ordnonanz, ich lasse Herrn Oberleutnant Henningt bitten. Und dann die Karte.“

Der junge Offizier trat ein und wurde vorgestellt, während die Ordnonanz einen Festungsplan auf dem Tisch ausbreitete.

„Na, lieber Henningt, was Neues?“

„Nichts von Bedeutung, Erzellenz. Unsere Stellungen vor Höhe 708 liegen wieder unter dem Feuer leichter Artillerie. Die Geschütze bei Gehöft 6 sind aufgefahren und warten auf Befehle. Sonst alles ruhig.“

„Schön. Und sind Flieger dagewesen?“

„Einer. Er brachte sich vor unserem Abwehrfeuer in Sicherheit. Die russischen Batterien auf Fort 7 und 11 schweigen seit Mittag.“

„Na ja. Sie planen was. Aber erst kommen wir. Also, lieber Oberst, sehen Sie mal her.“

Der springende Punkt in dem ganzen Salat ist Höhe 708. Die Russen haben sie leider wiedergewonnen und oben wieder Feldartillerie aufgebaut. Ich hätte den Kram schon zusammenschleppen können, wenigstens seitdem wir Gehöft 6 — hier ist's — haben. Aber ich habe meine besonderen Absichten bei der Sache.

Diese sogenannte Höhe ist 'n Maulwurfshäufen. Namentlich der Südhang glatt wie 'n Tanzboden, wenn man von den Hindernissen absteht. Na, Pionierarbeit! Aber das Plateau ist von Fort 7, das die Russen stark bestückt haben, zu bestreichen. Wenn ich da oben schwere Artillerie aufbauen kann, ist das Fort geliefert. Au stehen seit gestern unsere Geschütze bei Gehöft 6. Von da aus kann ich nich allein die Höhe zusammenballern, sondern auch die Artillerie in Fort 7 so'n bißchen beschäftigen. Allerdings darf's nich zu lange dauern, denn wenn sie unsere Stellung erst raushaben, wird's übel. Ich will nun heute abend die Höhe nach kurzem Vorbereitungsfuer stürmen. Ich habe zwei Kompagnien Pioniere in Reserve, die gleich nach dem Sturm den Fußboden auf dem Südhang fegen und für Transporte gangbar machen sollen.

Nun muß ich Zeit gewinnen, hinter dem Südhang — da! — Geschütze einzubauen, bevor mir die Rußlis wieder zu mobil werden. Sie werden nun also gleich nach dem Sturm Ihre Mörser hier aufbauen — nich alle, so zwei bis drei — und auf Fort 7 funten, zusammen mit unsern Geschützen bei Gehöft 6. Mittlerweile können wir bauen. Ist das klar?“ — „Vollkommen, Erzellenz.“ — „Ist gut. Aber nun kommt das dicke Ende. Die Russen werden natürlich miserable Anstrengungen machen, uns den Maulwurfshäufen wieder wegzunehmen, denn wenn wir Fort 7 nebst Zwischengelände haben, sieht's faul für sie aus. Denn dann kann ich aus der ganzen Geschichte Hackfleisch machen. Sie sehen das wohl. Na, also. Sehen Sie hier die selbige Bahnlinie nach B.? Und hier den langen Tunnel? Der Feind hat ihn bisher als Massenquartier benutzt und aus dem Nordende fabelhaft viel Sturmtruppen herausgeführt, wenn's zum Klappen kam. Und ich kann das Nordende erst unter

Feuer nehmen, wenn ich die Höhe habe. Das hat uns das letzte Mal, als wir noch mit Artillerie

knapp waren, die Höhe gekostet, als wir sie eben hatten.“

Der General zog ein paarmal heftig an seiner Zigarre.

„Nun passen Sie mal Achtung, jetzt wird's festlich. Wenn Sie hier“ — er bezeichnete mit dem Bleistift einen Punkt auf der Höhe — „den Rest Ihrer Mörser hinstellen, können Sie das Nordende des Tunnels unter schweres Feuer nehmen. Dann ist es mit den russischen Gegenangriffen Essig. Nun sehen Sie sich mal hier dieses Wäldchen an. Ganz bequem zum Tunnel gelegen. Die Russen mußten heraus, wegen unserer Artillerie. Aber sie ließen uns auch nich herein. Mit diesem Wäldchen hat's eine ganz besondere Bewandtnis.“

Er schmunzelte.

„Da sind so'n paar Teufelsterle von unsern Pionieren auf die Idee gekommen, von da aus Minenstollen gegen den Tunnel vorzutreiben. Ich wollte erst nichts davon wissen, schließlich habe ich mich bekehren lassen. Erst ist's ein paarmal fehlgeschlagen, weil die Ontels was merkten. Aber vor einer Woche haben die Pionierdeibel den Haken eingeschlagen, un nun in dem weichen Boden losgehohlet, was das Leder halten wollte. Nahe beim Tunnel wurde die Sache schwer, wegen Seifeinsadern, aber wir haben's geschafft. Un nun stehen die



Weinerte zu Radesheim: Das Einsammeln der Trauben.

Phot. Conrad Hünic.

russischen Ersatruppen, woll an zwei Divisionen, auf Dynamit.“ Er lachte dröhnend.

„Ich hätte das ganze Gefindel schon aufstanzeln lassen können, aber das hat erst Zweck, wenn wir den Nordausgang zudecken können. Merken Sie was? Sie sollen also verhindern, daß die Leutchen ausweichen. Morgen früh um sechs soll alles so weit sein. Wenn die erste Sprengladung hochgeht, fangen Sie an zu schießen.“

Der Österreicher nickte ernst.

„Ich bin vollkommen im Bilde, Erzellenz. Wenn ich mir aber noch eine Bemerkung erlauben dürfte —“

„Bitte.“

„Erzellenz sagten vorhin, daß die Russen die Höhe von Fort 7 aus unter Feuer halten können. Glauben Erzellenz nicht, daß das die planvolle Durchführung meiner Aufgabe stören könnte?“

„Aee. Hab' ich alles bedacht. Während der Nacht is nichts zu wollen. Wenn's hell wird, wird der Feind jedenfalls Vorbereitungsfeuer versuchen, um den Angriff seiner Tunnelerserren einzuleiten. Aber erstens stehen Ihre Geschütze so, daß



Weinernte zu Rudesheim: Eine fröhliche Winzerin.

Phot. Hänich.

er sie schwer zudecken kann. Zweitens können Sie ihn Ihrerseits unter Feuer nehmen. Drittens werden ihm meine bei Geböft 6 aufgestellten Steilfeuergeschütze so zu schaffen machen, daß er sich vorläufig denen zuwenden muß. Viertens werd' ich im kritischen Augenblick allerlei Fliegerbomben auf das Fort werfen lassen. Es kommt alles darauf an, daß die Sache rasch und sicher klappt.“

„Erzellenz können sich auf mich und meine Leute verlassen.“

Der General nickte und erhob sich. „Treffen Sie nun also, bitte, Ihre Vorbereitungen. Oberleutnant Henningt wird Sie den Herren vom Stab vorstellen, die Ihnen mit jeder weiteren Auskunft dienen können. Sollte noch irgendwas sein, lassen Sie sich bei mir melden. Was von der Geschichte abhängt, wissen Sie. Machen Sie's gut.“

Sein bei aller Fülle ausdrucksvolles, grobgeschnittenes Gesicht trug den Ausdruck harter, unbeugbarer Entschlossenheit. Er verabschiedete die beiden Offiziere, stieß seine Zigarre in den Aschenbecher, überlegte einen Augenblick, ergriff einen Zirkel und beugte sich über die Karte.



Weinernte zu Rudesheim:

Die gesammelten Trauben werden in Kiepen geschüttet, um nach den Abfuhrwagen geschafft zu werden.

Phot. Hänich.



Aus den Kämpfen an der Somme: Truppenlager mit Offiziersquartier hinter der deutschen Front.

Phot. W. Senned.

Fenster klirrten leise unter den Schlägen der russischen Geschütze auf der Schicksalshöhe 708. Vom Hofe her klang das Knattern von Automobilmotoren.

\* \* \*

Oberst von Baden saß in einem Feldstuhl und rauchte eine Zigarette.

Der graublaue Dampf wölkte in die kalte Frühluft. Am Horizont glomm ein erstes schwaches Rot. Die Höhe trug noch die Spuren des Kampfes, Pioniere wimmelten durcheinander. Zuerst waren einige Schüsse aus schwerer russischer Artillerie auf der Höhe eingeschlagen.

Da traten die bei Geschütze 6 aufgestellten deutschen Mörser in Tätigkeit. Nun hatte sich ein Artillerieduell entsponnen. Noch waren die Gegner nicht aufeinander eingeschossen, und ihre Schüsse tasteten das Gelände ab.

Das war es eben, was der General wollte.

Oberst von Baden blinnte zur Rechten. Da unten hinter der Bodenspalte stand das Haus, in dem der kleine Mann mit den energischen Zügen und den scharfen Augen das Schicksal des Kampfes in Händen hielt.

Dort wurde das Wort gesprochen, das den elektrischen Funken in die Sprengladung unter dem Tunnel jagte, das die Erde erzittern ließ, ihre Grundfesten aufwühlte, einen Berg zum Einsturz brachte, Tausende verschüttete und zerstückelte. Und dieses Wort würde auch den Geschützen die stählernen Mäuler öffnen. Den Geschützen, die hinter dem schützenden Wall aus Steinen und Stämmen standen und lauerten, stumme Angeheuer, geduckt, gierig.

Der Oberst lächelte. Ein stummes, ernstes Lächeln, in dem die Erkenntnis der grausamen Größe dieses Geschehens bebte. Er nahm eine frische Zigarette und bot dem neben ihm stehenden Oberstleutnant die Bäckse.

Ein Hauptmann wartete am Fernsprecher. Jemandwo klangen kurze, peitschende Flintenschüsse. Ambulanzen trugen letzte Verwundete aus dem Nachtfest zurüd.

Freund und Feind.

Der Oberst blickte auf die Uhr. Dreiviertel sechs. Der Artilleriekampf nahm zu.

Der Offizier im Feldstuhl rückte das Fernrohr zurecht.

„Batterie 1 fertig zum Feuer auf Fort 7.“

Der Befehl wurde weitergegeben.

„Batterie ist fertig.“

Ein kurzes Kommando. Eine leichte Granate fuhr heulend durch die Luft.

„Feuer liegt kurz.“ Eine zweite Granate suchte den Weg. Jetzt mußte es stimmen. Dumpfstrachend scholl der erste Mörser schuß. Ein fauchendes Heulen wie von tausend tollen Hunden. In bestimmten Abständen folgten sich die Schüsse. Die Russen antworteten nicht. Noch nicht.

Dieses Flankenfeuer kam zu überraschend. Die deutschen Mörser bei Geschütze 6 verdoppelten ihre Tätigkeit.

Zwei Minuten vor sechs.

Der Oberst warf die Zigarette weg. Sein ehernes Gesicht war undurchdringlich.

Der Hauptmann am Fernsprecher fingerte etwas nervös an seinem Kragen.

Kommandos. Die stählernen Riesen hinter der Bedung bekamen Leben, drehten sich, erstarrten wieder, lauerten. Die erste leichte Granate jaulte davon. Die zweite. Und der erste schwere Schuß warf kurz vor dem Tunnelingang eine Sandfontäne mit einer Haube aus schwarzem Qualm auf, durch das Fernrohr deutlich sichtbar, wie eine phantastische Riesenpinie.

Da kam es. Ein leises Zittern im Boden, ein dumpfes, unterirdisches Rollen. Sonst nichts. Aber fürchterlich in seiner elementaren,

erbarmungslosen Gesetzmäßigkeit. Und doch Menschenwerk, das Werk weniger Hände, die Wicklung eines dünnen Drahtes, eines winzigen Funken. —

Der Oberst sah durch das Fernrohr.

„Feuer liegt richtig. Salvenfeuer.“

„Schnellfeuer aus allen Rohren.“

Da brach die Hölle los. Da spieen die stählernen Ungeheuer in wahnsinniger Wut ihre heulenden Todesboten, da wurde der Tunnelausgang ein einziger Krater, der aus seinem bestenden Schlund Steine, Qualm, glühende Splitter in tollem Tanze in den fahlen Himmel spie.

Und wieder fühlte der Oberst den Boden unter sich schwanken. Er wußte nicht mehr, waren es seine Geschütze, war es die Explosion einer neuen Mine unter dem Berge.

Oberst von Baden lehnte sich zurück.

Und er sah im Geiste mit schmerzhafter Deutlichkeit alles, was da unten vor sich ging:

Während die Mannschaften im Tunnel beim rötlichen Schein elektrischer Lampen sich zum Angriff fertigmachen, bricht das Geräch herein. Der Boden bäumt sich auf, polterndes Rollen, ein schmetternder Krach.

Erstickende Gase füllen den Raum. Das Licht erlischt. Wimmern, Stöhnen, Fluchen, Heulen, Brüllen. Schiebende, stoßende, blutende, sich tretende Menschen in irrsinniger Angst. Eine keuchende Woge, wahnsinnig vor Furcht, wälzt sich dem Ausgang zu. Gerät in das Feuer der Mörser, in die flammenspeiende Hölle des Kraters. Stodt, flutet zurück in die entsetzliche Finsternis.

Und wieder öffnet sich der Boden, gähnt der brüllende Abgrund, verschlingt die Erde viele, viele. Ersticken die Gase der Explosion die Abgeschnittenen.

Wieder flüchtet der Rest dem Ausgang zu, wälzt sich mit eisernem Schreien, mit vertieften, angstgestellten Gesichtern in en Krater.

Ein dünnes Häuflein flutet zurück.

Menschen — Menschen —

Da tut zum dritten Male die Erde ihren Schoß auf.

Stelle Flammen, schmetterndes Krachen.

Und Stille des Todes da drinnen.

Draußen hämmern die Geschosse mit donnernden Schlägen den Deckel auf das gewaltige Grab.

Und da oben auf der Höhe saß in einem Feldstuhl ein schlanker Offizier, der mit einem kurzen Wort ungeahnte Kräfte der Vernichtung entfesselte.

„Das Divisionskommando befiehlt: Feuer auf Tunnelausgang einstellen. Bereithalten zum Wirkungsfeuer auf Fort 7. Feuerpause. Alle Geschütze haben gut geschossen.“

Der Oberst fährt auf, blickt um sich, tastet nach der Zigarettenbüchse. Streicht mit der Hand über das Gesicht, als wollte er etwas fortwischen.

Steht auf und geht mit langen Schritten auf und ab.

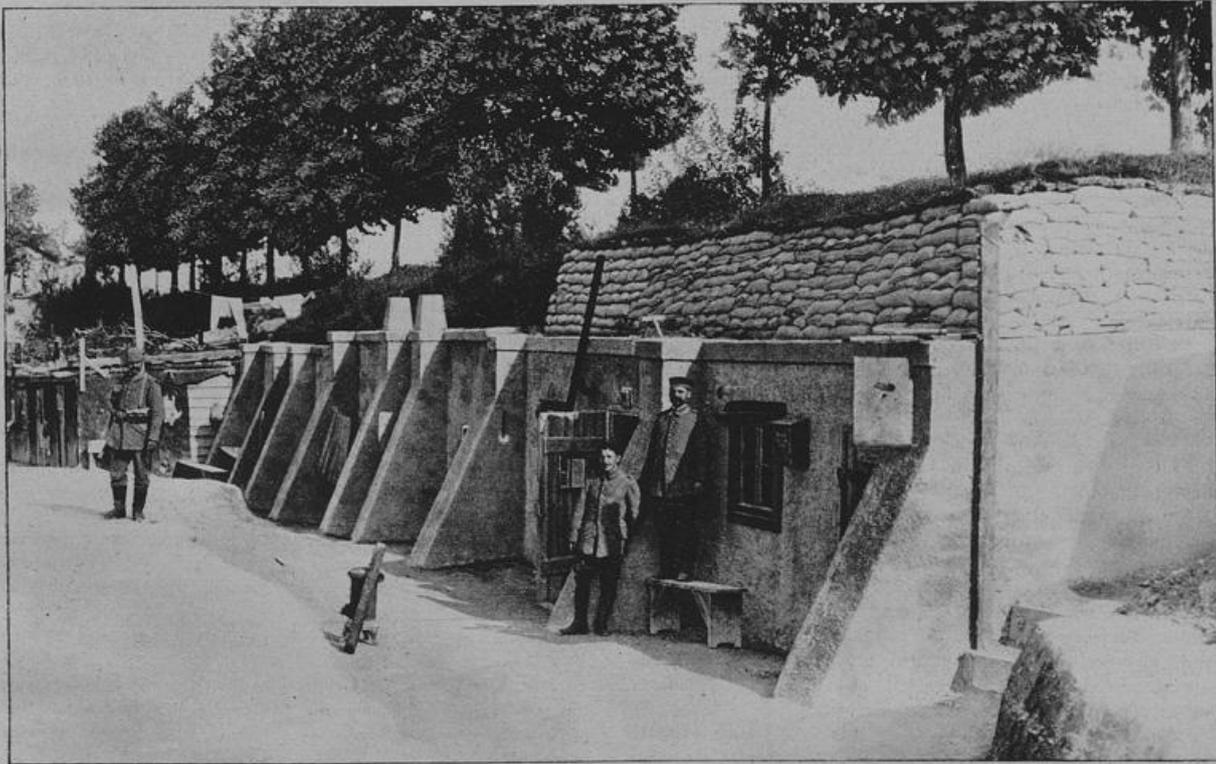
Seine Züge sind hart und undurchdringlich. Aber in seinen Augen ist ein weicher Glanz.

Er denkt an eine Stadt, weit, weit, wo der blaue Fluß das Spiel seiner schimmernden Wogen wälzt. Da ist heiteres Lachen, goldener Frohsinn, selige Heiterkeit und doch so viel Ernst, so viel Opfermut und Größe.

Österreich, Heimat — für dich — —

\* \* \*

— — Vor der Festung B. befinden sich unsere Truppen in fort-schreitendem Angriff. Das Feuer des Forts 7 wurde durch Wirkungsfeuer zum Schweigen gebracht. Höhe 708 wurde von unseren Truppen nach wirksamer Artillerievorbereitung im Sturm genommen, ein feindlicher Gegenangriff wurde durch unsere Artillerie und durch Minenprengungen unter außergewöhnlich schweren Feindverlusten in Keime erstikt.“



Aus den Kämpfen an der Somme:  
Wohnlich hergerichteter Mannschaftsunterstand aus Beton am Rande eines zerstörten Dorfes.

Phot. Reich. Spelling.



Österreichisch-ungarischer Vorposten im Hochgebirge.

Phot. Leipz. Pressebüro.



Österreichisch-ungarische Sunkenstation im Ortler-Gebiet.

Phot. Leipz. Pressebüro.

# Der verlorene Posten.

Skizze von Robert Seymann.

Es war Tag geworden, ohne daß man über das Schicksal des vorgeschobenen Beobachters etwas erfahren hatte.

Wastl, der Tiroler Standschütze, war in der Nacht aus den österreichischen Stellungen nach den feindlichen Linien hinübergekrochen. Da stand ein einsames, verfallenes Gehöft, eine ehemalige Unterkunftshütte, dem Wastl vom Frieden her wohlbekannt. Das hatte ihm sein Hauptmann als Zielpunkt angegeben.

Von dort war er nicht wiedergekommen. —

Die Sonne ging auf über den Schneebergen. Ein sattes Rot strömte vom Osten her über den Himmel. Die Zinnen der Berge, die wie bleiche Sagenburgen über den dunklen Gletschern standen, schmückten sich mit vergänglichem, darum aber um so wunderlicheren Rosen. Die sproßten oben aus dem Dunkel, glitten die Berggipfel hinab und streuten sich über die Sättel und Einschnitte, und wo sie hinfielen, da kam die Sonne wie eine Märchengestalt hinterher und tauchte die Welt in Licht und Glanz. Der Tiroler war in der Nacht

in das einsame Gehöft geschlichen,

daß die Granaten von Freund

und Feind zerzaust hatten,

daß nur mehr Mauern wie

vom Blitz zersplitterte

Baumstämme in die Luft

ragten. Dort hatte er

eine Patrouille von drei

Mann überrascht und

ein Telephongespräch

belauscht, hatte wert-

volle Nachrichten ges-

ammelt und wollte

wieder zurückziehen,

als die Patrouille ihn

stellte. Der Wastl war mit

der Geschmeidigkeit eines Al-

penjägers hinter einen Baum-

stumpf gegelitten und hatte die

drei Mann erschossen, ehe sie an

ihn herangekommen waren, aber die feind-

liche Artillerie ließ ihn nicht mehr zurück.

Im Keller versteckt, wartete er das Ende des

Geschosregens ab, mit dem die

italienische Artillerie das Gehöft

überschüttete. Die Granatsplitter

regneten nur so auf das Gemäuer

nieder, aber da die Feinde den Beobachtungsposten nicht zerstören

wollten, so schlugen die Granaten immer einige Duzend Meter rings-

um ein. Sperrfeuer. Nicht durchzukommen.

Der Wastl blieb also in dem Keller, in den er sich geflüchtet hatte.

Und kaum war er da, so begann er mit einer sonderbaren Arbeit. Er

nahmte sein Seitengewehr in die Ritze des Gemäuers ein und sprengte

es eine aus.

Der Wastl wußte recht gut, daß der Bauer, der den Hof hier oben

in Hochgebirge im Sommer verwaltete, einen eigenen Kislager hatte

für Butter, Käse und Milch. Denn wenn die große Sommerhitze kam,

dann gerann die Milch, und die Butter wurde schnell schlecht. Da es

aber auch kein Eis hier oben gab, so hatte der Bauer nach gebräuch-

licher Tirolerart einen eigenen Keller in das Felswerk gelegt. Ein

breiter Gang lief ein Stück in den Berg hinein; dort verwahrte der

Bauer seine Erzeugnisse.

Als nun die Italiener kamen, da mauerte der Bauer den Gang

zu, und mit ihm vermauerte er auch eine Unmenge aufgespeicherter

Käse und Butter. Wie der Wastl in dem Keller war, da kam ihm

auch schon der Gedanke an dieses vortreffliche Versteck, und so begann

mit dem Messer die eingemauerten Steine auszuheben.

Das war bald geschehen. Da lag der Gang vor ihm, der am andern Ende ein wenig Licht erhielt. Als der Wastl dem Licht nachging, fand er einen Ausgang — ganz schmal und klein, gerade daß ein Mensch durchschlüpfen konnte. Diese Öffnung lag zwischen Laßbengestrüpp, so daß niemand bis jetzt hingefunden hatte.

Der Wastl blieb nicht müßig. Mit Bärentästen fügte er von innen wieder einen Stein auf den andern, bis der Zugang von neuem verschlossen war, und dann legte er sich in dem Versteck auf den Rücken und gab sich mitten in dem Heulen und Winseln der Granaten dem Schlafe hin. Der Wastl war jung — und einen besseren Unterstand, dachte er, gab es überhaupt nicht.

Als er aufwachte, hörte er Gepolter und Geschrei. Da merkte er, daß die Feinde da waren. Er kauerte sich zusammen und rührte sich nicht. Mäuschenstill blieb er. — Eine starke italienische Patrouille

hatte sich dem Hause ober besser der Ruine genähert

und die Aufforderung vorausgeschickt, der

Tiroler solle sich ergeben. Als keine

Antwort kam, feuerten sie eine Salve

ab und drangen ein. Aber sie

finden nur die Toten. Die

Italiener suchten nun die

nächste Umgebung ab, denn

ihre Artillerie hatte na-

türlich das Feuer ein-

gestellt.

Als sie die Leiche des

Osterreicher nicht fan-

den, zweifelten sie

nicht mehr, daß er

noch in dem Gemäuer

steckte. Mit aufgespan-

ntem Seitengewehr stiegen

sie in den Keller hinab.

Nichts! Sie durchstöberten

jeden Winkel. Nichts! „Da-

vongeslohen kann er nicht sein,“

sagten sich die Verjagleri. „Wir

müssen ihn finden, sonst spuckt uns der

Kapitän auf den Kopf.“ — Also suchten sie

weiter. Darüber verging Zeit. Und der Wastl in

seinem Keller schluckte Butter, aß

Käse und lachte sich ins Häufchen.

Aber er hatte nicht damit gerech-

net, daß auch unter den Italienern

Kinder von den Bergen waren. Und richtig kam einer auf die ver-

hängnisvolle Idee, nachzuspüren, ob der Osterreicher nicht im Felsen-

keller steckte.

Er suchte, fand den Felsenkeller verammelt, und rief sogleich

seine Kameraden herbei. Die begannen die schweren Steine aus-

zuheben —

Und da entstand ein Loch.

Der Wastl hatte den Hergang mit wachsamem Auge verfolgt.

Er zählte seine Patronen nach und legte sich auf den Bauch.

So, dachte er, jetzt gilt's, sagte noch schnell ein Stoßgebet her an

seinen Schutzpatron, grüßte im Geiste die Leni im Tal und das ganze

Landl, den Ortler und den Brenner, das schöne „Zunschbrud“ und

das heilige Land Tirol — dann schrie er: „Achtung! Noch ein Stein, und

es gibt Tote!“

Die Italiener lachten, denn das dünkte ihnen ein guter Witz.

Aber im nächsten Augenblick trachte die nie fehlende Büchse des Stand-

schützen — der Wastl gab Salvenfeuer — und mit Verlusten von

drei Mann zogen sich die Verjagleri schleunigst vom Eingang des

Felsenkellers zurück.

Der Wastl zählte wieder seine Patronen und wartete.



Dom österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz in den Hochalpen:  
Österreichisches Maschinengewehr in Feuerstellung in 3500 m Höhe.

Phot. Franz Otto Koch.

Wunder von den Bergen waren. Und richtig kam einer auf die verhängnisvolle Idee, nachzuspüren, ob der Osterreicher nicht im Felsenkeller steckte.

Er suchte, fand den Felsenkeller verammelt, und rief sogleich seine Kameraden herbei. Die begannen die schweren Steine auszuheben —

Und da entstand ein Loch.

Der Wastl hatte den Hergang mit wachsamem Auge verfolgt. Er zählte seine Patronen nach und legte sich auf den Bauch.

So, dachte er, jetzt gilt's, sagte noch schnell ein Stoßgebet her an seinen Schutzpatron, grüßte im Geiste die Leni im Tal und das ganze Landl, den Ortler und den Brenner, das schöne „Zunschbrud“ und das heilige Land Tirol — dann schrie er: „Achtung! Noch ein Stein, und es gibt Tote!“

Die Italiener lachten, denn das dünkte ihnen ein guter Witz. Aber im nächsten Augenblick trachte die nie fehlende Büchse des Standschützen — der Wastl gab Salvenfeuer — und mit Verlusten von drei Mann zogen sich die Verjagleri schleunigst vom Eingang des Felsenkellers zurück.

Der Wastl zählte wieder seine Patronen und wartete.

Da sahen sie von oben etwas herunter. Das war ein kleiner Sack, oder ein Patet. Der Knack mochte wissen. —

Dann kam eine Schnur. Und dann flammte oben ein Streichholz auf.

Da wußte der Wasil, daß seine letzte Stunde geschlagen hatte. Die Bergaglieri sprengten die Hütte samt ihm und seinem Versteck in die Luft.

Er legte das Gewehr weg und betete zum Herrgott. Seine Pflicht hatte der Wasil bis zum letzten Augenblick getan. Die oben riesen noch etwas herunter — dann, im nächsten Augenblick gab es einen furchterlichen Krach — ein mörderisches Geschrei — wieder einen Krach — Knack — bum!

Und dann prasselte es über des Wasils Versteck — es wackelte und rüttelte an den Steinen über ihm — es polterte und rollte und schmetterte — dann war der Ausgang nach dem Keller verschüttet, und es wurde still —

„Sakra,“ sagte der Wasil. „Die haben wohl sich selbst in die Luft g'sprengt?“ Er wartete und wartete. — Stunden. —

Dort, wo der zweite Ausgang in die Latzchen war, wurde es finster. Der Sturm heulte, ein wüstes Schneetreiben setzte ein.

Da packte der Wasil Käse und Butter zusammen, so viel er schleppen konnte, machte ein Bündel davon, kroch bei den Latzchen hinaus und rollte das Bündel vor sich her. —

Auf dem Bauche kriechend, glitt er lautlos über den Schnee. —

Der Sturm heulte und bröhnte. Und der Himmel ließ Milliarden Floden niedergleiten. Die tanzten um den einsamen Soldaten herum, der da über den Eisgang dahinglitt, hüllten ihn ein und spannen einen Mantel, der ihn verdeckte, ließen eine dichte, undurchdringliche Mauer zwischen ihm und den Feinden erstehen.

Und so kam der Wasil rutschend und gleitend, kriechend bis zu einer Stelle, wo ein Bajonett in sein vorgehobenes Bündel stieß und eine rauhe Stimme sagte: „Halt! Wer da?“

„Gut Freund! Verlorener Posten!“

Stahlgraue Augen sahen durch den Schneeschleier auf den Tiroler. Breite, arbeitsgewohnte Hände zogen ihn in einen Graben.

Telephonmeldung: „Verlorener Posten, Kompanie 3, Bataillon so und so im Kampfgraben.“

Der Tiroler Leutnant hatte schon im Unterstand geschlafen. Aber diesmal suchte er nicht einmal, wie er geweckt wurde, ging selbst nach dem Kampfgraben, holte den Wasil ab, ließ sich seine Geschichte erzählen und schenkte ihm die eigene Pfeife und ein Packerl Tabak dazu. —

Der Wasil war ein richtiger Held geworden, obwohl er sich gar nichts daraus machte. Ein Rabi im Tal hatte die geweihten Kerzen schon gestiftet. Und hernach hat sich herausgestellt, daß die Batterie 5 es gewesen war, die den Wasil vom Tode gerettet hatte. Denn „Justement“ in dem entscheidenden Augenblick hatte sie eine Granate zwischen die Italiener geworfen.



**Brunnenschmuck auf dem Barbarossaplatz in Düsseldorf (Oberkassel),**  
nach dem preisgekrönten Entwurfe des Bildhauers Peter Stammen ausgeführt und errichtet von dem Verkehrs- und Verschönerungs-  
Verein für den linksrheinischen Bezirk der Stadt Düsseldorf.

Die Ausführung begann Mai 1915; Pfingsten 1916 wurde der Brunnen der Öffentlichkeit übergeben. Es fehlt noch der künstlerische Bildwerkschmuck, vier große Puttengruppen, welche auf den Vierungen zwischen den Brunnenschalen Aufstellung finden. Der Künstler steht in Felde. Die Modelle der Gruppen in 1/3 der natürlichen Größe sind fertiggestellt. Ebenfalls fehlt noch der gärtnerische Hintergrund der Brunnenanlage.

Phot. Jul. Sohn.

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 46.

Düsseldorf, 11. November

1916.



Kampfflieger Hauptmann Boelcke †.

Letzte Aufnahme der Neuen Photographischen Gesellschaft.

# Das Spinnlied.

Von Ernst Leonhardt.

Man erhob sich von der Tafel. Die glänzenden seidenen Kleider der Damen rauschten, die Fächer klappten auf und zu, kostbare Steine blühten im Strahl der überhellen Lichter. Stimmengewirr ringsum, und manch ein viel sagender Blick aus großen Augen traf den jungen Künstler, der in verbindlicher Haltung bei der Dame des Hauses stand und mit ihr über das letzte musikalische Ereignis sprach.

„Bitte, meine Herrschaften,“ drängte der Hausherr, „wir wollen in die Salons gehen. Die Herren können dort eine Zigarre rauchen. Vorausgesetzt natürlich, daß die Damen nichts dawider haben,“ fügte er hinzu, verneigte sich vor einem jungen Mädchen und blickte fragend zu ihm auf.

„O nein, wir haben nichts dagegen einzuwenden, im Gegenteil,“ erwiderte es, „wir rauchen sogar mit.“

„Ah, desto besser,“ rief der Hausherr und gab dem Diener Befehl, für die Damen Zigaretten bereitzustellen.

Lachend und plaudernd ging die Gesellschaft in kleinen Gruppen in die andern Räume hinüber. Nur flüchtig betrachteten die Damen und Herren die kostbare Einrichtung, die guten Bilder und teuren Figuren. Sie waren das alle so gewohnt, sich in einer mit erlesenem Geschmack gewählten Umgebung zu bewegen.

Nur der junge Musiker beschaute aufmerksam hier und da ein Bild, eine Vase. Man merkte es seinen feinen Zügen an, daß er nicht gewohnt war, gleich den andern ohne Gedanken, ohne Sinnen durchs Leben zu gehen, gleich einem bunten Falter in einem überreichen Blumenlande in gaukelndem Spiel von einer Blüte zur andern zu flattern.

Bald wurde er natürlich stürmisch aufgefordert zu spielen. Darum war er doch da.

Ich bemerkte, wie ein bitteres, höhnisches Lächeln auf seine Lippen trat, als die kunstbegeisterten Damen ihn umringten und ihn baten, ihnen den musikalischen Genuß doch nicht vorzuenthalten. O, er wußte schon, wie das war, in einer Gesellschaft spielen. Die Herren saßen und unterhielten sich flüsternd über Geschäfte und Politik, die Damen über die letzte Mode. Und wenn er geendet hatte, klatschte alles Beifall und überschüttete ihn mit begeisterten Lobreden über sein wundervolles Spiel.

Wie er das haßte!

Er trat auf den Flügel zu, den ihm ein Diener geöffnet hatte. Im Vorbeigehen traf mich ein Blick aus seinen großen dunklen Augen. Ich lächelte ihm leicht, verständnisinnig zu. Da huschte ein Lächeln auch über seine Züge. Er begann zu spielen.

Still setzte ich mich abseits von der Gesellschaft auf einen Sessel und lauschte.

Er spielte ein Spinnlied, das er selbst komponiert hatte. Wie schön es klang. Wie die Töne perkten. Erst gab's ein kleines Vorpiel. Die Floden tanzten, die weiße Last lag auf allen Bäumen, und eine tiefe, einfache Melodie zeigte den Frieden der schlafenden Natur. Dann ward der Reigen wilder. Sturm heulte dazwischen. Ein Schneegestöber. Plötzlich hörte es auf. Ein schühendes Dach bot Ruhe und Sicherheit. Leise und langsam begann sich das Spinnrad zu drehen. Immer gleichmäßiger ward das Schnurren, immer beängstigender, und dann ward da plötzlich eine alte Frau und erzählte alte Geschichten, ganz einfache, rührende Geschichten. Dazwischen aber huschte schon etwas anderes. Deutlicher schälte es sich heraus. Eine Liebesmelodie. Leise verklang sie, ganz heimlich, nur das Rad spann noch eine Weile. Dann ward es still. Tropf, tropf, fiel der Schnee im Lauwind von der Hütte. Drauf ward der Wind stärker und stärker. Dann rauschte ein Orkan daher in gebrochenen Passagen, und dazwischen erklang die

Liebesmelodie. Aber schüchtern, ja klagend erstarb sie zuletzt, und nur der Sturm heulte und heulte. —

Der junge Künstler hatte geendet. Alles klatschte Beifall und sprach durcheinander. Man plauderte über die Kunst, die doch das Höchste sei. Der Künstler sprach hier und da etliche verbindliche Worte mit den Damen, vernahm, daß sein Spiel göttlich sei, daß es die Seele zum Höchsten reize, und dann verschwand er geschickt und heimlich, ohne daß es jemand aus der Gesellschaft zu bemerken schien, in einem kleinen stillen Nebenzimmer.

Gedankenvoll, eine Wolke des Mißmuts auf der Stirne, saß er da, als ich eintret. Schweigend setzte ich mich zu ihm und wartete eine Weile. Dann sagte ich: „Sie müssen mir das erzählen.“ Er blickte ein wenig erstaunt auf: „Was denn?“ — „Nun,“ erwiderte ich und lächelte leicht, „das wissen Sie doch.“ „Ja,“ sagte er, „die Geschichte zu dem Spinnlied.“ Und er begann:

„Es war im Dezember vorigen Jahres. Mich packte plötzlich, ich weiß nicht wie, eine Mut auf das insame Leben hier in der Stadt. Raus, nur raus, dachte ich, raffte meine paar Sachen zusammen und fuhr zum Harz. Ah, wie das wohlthat. Wie die Frische und Freiheit da draußen das Herz mit sich reißt! Den ganzen Tag streifte ich durch den verschneiten Wald und holte mir frisches Leben, neues Schaffen. Eines Tages beschloß ich, eine längere Schlittenfahrt zu machen. Natürlich allein. Ich mietete einen kleinen Schlitten und ein stotteres Pferd und fuhr los. Das war eine Fahrt! Langsam, dampfend zog der Gaul das leichte Gefährt die Straßen hinauf. Rechts und links standen die Tannen wie wunderbare Gestalten. Der Wind hatte ihre Schneebezüge verweht. Hier strebte ein langer Bart zur Erde, dort war ein Vorhang, durch den die matte Winterersonne seltsame bunte Krügel und Streifen auf die Schneedecke malte. Von der Höhe herab hatte ich einen wunderbaren Blick auf die verschneiten Berge, auf die Talgründe mit den rauchenden Schornsteinen der winzigen Häuslein. Kein Mensch war weit und breit; nur ein paar Raben flogen trächtig durch die Luft, und ein Reh trat vorsichtig aus dem Walddunkel. Ich fuhr weiter. Der Schnee sprühte unter den Rufen hervor; immer einsamer ward es. Wild hatte der Sturm hier oben gehaust. Große Tannen hatte er geknickt, andere entwurzelt, daß ich von fern meinte, Zwerge oder andere Waldwesen trieben hier ihr Spiel, so wild und phantastisch war das losgelöste Geäst des Wurzelwerks. Die Sonne vertrocknete sich hinter den Wolken. Die ersten Floden wirbelten zur Erde hinab.

Mein Pferd wurde unruhig; ich aber saßte fest zu, und weiter ging's. Dann ward der Reigen der Wolken immer dichter und dichter, der Wind machte sich heulend auf, und es gab einen Schneesturm, wie ich noch keinen erlebt hatte. Das Pferd scheute und blieb stehen. Ich trieb es mit Zuruf und Peitschenthall an; aber es wollte nicht weiter. Ich zog ihm eins über. Ich sprang es mit einem Satz an. Der Schlitten blieb im Geäst einer umgestürzten Tanne hängen; der Riemen zerriß. Ich sprang vom Schlitten. Ruhig stand das Pferd und klemmte den Schwanz zwischen die Beine, sich vor dem Wind zu schützen. Wohl versuchte ich den Schaden zu heilen, aber es gelang mir nicht. Ratlos stand ich da mit dem zerbrochenen Gefährt und wußte nicht ein noch aus. Dazu fing es schon an zu dunkeln, und der Schneesturm wollte kein Ende nehmen. Da trat ein Mann aus dem Wald und sprach mich an. Er trug eine Büchse über der Schulter, sah aber nicht aus wie ein Förster. Freudig nahm ich sein Anerbieten an, mich nach seiner Hütte zu führen. Dort wäre auch wohl ein Platz für mein Pferd. Morgen könne ich dann den Schaden gutmachen und weiterfahren. Ich saßte das Pferd beim Zügel und folgte ihm. Bald kamen wir zu einer Hütte, die unter hohen Tannen verschneit dalag. Der Fremde wies

mich hinein und verschwand wieder im Walde. Ich klopfte an. Eine uralte Frau machte mir auf, und als ich ihr erklärt hatte, wer mich schickte, murmelte sie nur etwas Unverständliches und wies in den Wald hinein. Dann ging sie wieder in die Hütte, ließ die Tür aber offen.

Ich ging zu der Stelle, die sie mir gewiesen hatte, und fand dort einen aus Lannen hergestellten wasserdichten Schuppen, der meinem Pferde Unterkunft gewähren konnte. Ich band es dort fest, gab ihm etwas Brot und trat dann in die Hütte. Es war ein niedriger Raum. In der Mitte stand ein großer Tisch mit blank geschuener Platte. Um ihn herum waren ein paar derbe Stühle gestellt. An der Wand hingen Geweihe und einige verruhte, alte Bilder. An der einen Schmalseite stand der Herd mit offener Flamme, über der ein großer Kessel hing. Neben an führte eine steile Stiege hinauf, und in der andern Ecke sah die Alte hinter einem Spinnrad. Ich versuchte, mit ihr ein paar Worte zu reden, gab es aber bald auf und setzte mich an den Tisch.

Die Alte rief nun: „Käti, Käti.“ Eine helle Mädchenstimme antwortete: „Ja, Großmutter, ich komme.“ Es huschten leichte Schritte über die Dede, ein paar zierliche Füße wurden auf der obersten Stufe sichtbar, ein Rodsaum folgte, und dann kam ein junges Mädchen die knarrende Stiege herab. Schwere blonde Flechten umrahmten das Gesicht mit den blauen träumerischen Augen. Fein und weiß war ihre Haut, und die rote Bluse ließ ihren Hals frei. Der Rod wippte und tänzelte um die zierliche Gestalt, daß ich nur immer hinschaun

mochte. „Käti,“ sagte die Alte, „mach dem Herrn ein Süppchen, er wird hungrig sein.“ — „Ja, Großmutter,“ erwiderte das junge Mädchen, warf mir einen schnellen Blick zu und machte sich am Feuer zu schaffen. Hell fladerte es auf. Im Kessel fing das Wasser an zu siedeln. Das schöne, junge Mädchen eilte hin und her und holte allerhand Dinge herbei. Einen großen Löffel, hölzerne Behälter mit Salz und anderes. Ein feiner Duft zog bald durch den Raum, und die alte Frau begann zu spinnen. Langsam erst drehte sich das Rad, dann schneller und schneller. Es surrte und summite. Ich sah nur immer auf, den Herd und in die Flamme. Wie geschmeidig sich das junge Mädchen vor ihnen bewegte.

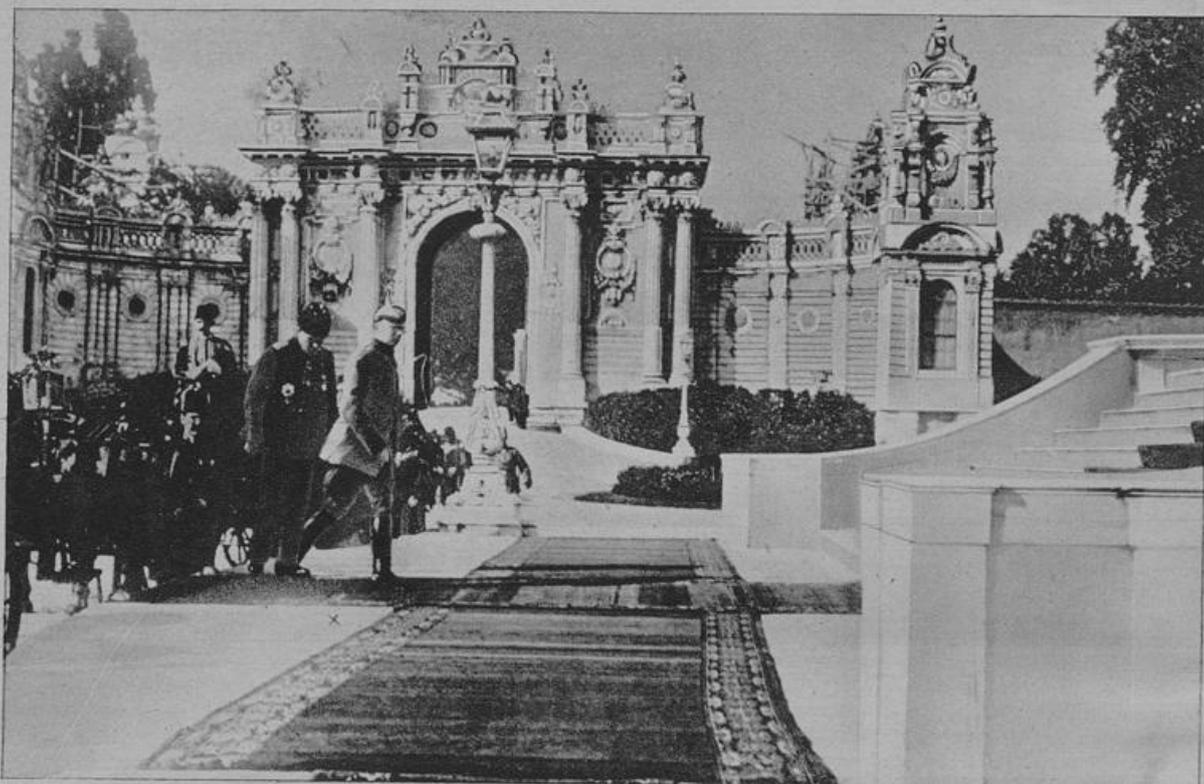
Der rote Schein des hellbrennenden Feuers hob ihre Gestalt scharf ab. Dann und wann wandte sie ganz heimlich das Köpfchen zu mir hin und sah mich an mit den großen Augen, in denen das Feuer sich widerspiegelte. Dann aber setzte sie sich still auf eine kleine Bank neben den Ofen und paßte auf ihre Suppe auf. Das Spinnrad schnurrte und schnurrte, und die Alte begann mit einformiger Stimme alte Geschichten zu erzählen. Sie wußte wohl gar nicht mehr, daß ich da war. Sie sprach nur so vor sich hin, ganz seltsam, ganz fremdartig. Allmählich hörte sie auf und spann nur noch. Da war die Suppe fertig. Das Mädchen schüttete sie in eine Schale und brachte sie mir mit einem Holzlöffel.

„Wohl bekomm's!“ sprach sie freundlich und setzte sie vor mich hin. „Ach, Käti,“ bat ich, „sehe dich doch zu mir,“ und wußte selbst nicht, daß ich sie Käti nannte. Es war alles so eigenartig hier



Aus dem Gefangenenerlager Gumbinnen: Die Kriegsgefangenen beim Morgentafel in ihrem Schlafraum.

Phot. Hofphot. Kählwindt.



Prinz Waldemar von Preußen in Konstantinopel:  
Der Prinz (X) begibt sich in das Palais des Sultans, um diesem den Ehrensäbel des Deutschen Kaisers zu überreichen.

Phot. H. Groß.

oben in der einsamen Hütte. Das Mädchen setzte sich an den Tisch und schaute mir still zu, wie ich die Suppe verzehrte. Dann sprach sie langsam: „Ich wollte, ich könnte auch einmal so recht dabei sein. Hier oben ist es so einsam und immer daselbe.“ Die alte Frau in der Ecke war eingeschlafen; das Rad stand still. Nur das Wasser brodelte noch leise im Kessel. Und da kam's, ich weiß nicht wie. Ich küßte sie auf den roten Mund.

Und sie drückte mich fest an ihr pochendes Herz und klagte mir all ihr Leid, all ihr Sehnen. Nur hinaus aus dem Wald, hinaus zu den Menschen. Sie war ja noch so jung. Und schön war sie doch auch.

Wenigstens zeigte ihr der klare Waldbach immer ein hübsches Bild, wenn sie sich darin betrachtete. Und hier war's so still. Nur die alte Großmutter war da und ihr Bruder. Der streifte den ganzen Tag mit der Büchse im Wald umher und stellte dem Wild nach. Eines Tages würde ihn der Förster ja doch erwischen.

O, die Sehnsucht und Unruhe in ihrem Herzen! Wenn sie doch nur in die Stadt könnte. Dort, wo alles so schön ist, wo alles Leben ist, alles, alles.

Ich sah still und reglos lauschend und ließ sie sprechen. Wie klang ihre Stimme so fein, so silberhell. Längst war das Feuer erloschen.

Es wurde allmählich kalt in der kleinen Hütte. Sie stand auf, holte ein großes Tuch und schlang es um uns. Ganz dicht setzte sie sich neben mich, daß wir uns gegenseitig wärmten. Dann schlief sie ein. Ihr Köpfchen neigte sich auf meine Schulter, sie lächelte, und ruhig und gleichmäßig atmend träumte sie von der Stadt, von dem Leben.

Am nächsten Morgen brachte ich meinen Schlitten in Ordnung und fuhr fort. Lange noch schaute mir Käti nach, und ich winkte ihr zu und rief: Auf Wiedersehen! Denn ich hatte ihr versprochen, wiederzukommen, wenn der Frühling käme. Hätte ich es doch nicht getan! —

Es war im März. Tauwind zog über die Berge dahin. Es tropfte der Schnee von allen Zweigen. Bächlein rieselten überall zum Waldbach hin, der brausend über die Felsen schoß. Noch lag hier oben im wilden Wald Schnee genug, daß ich mit dem leichten Schlitten vorwärts kam.

Mich trieb die Sehnsucht, daß ich das Pferd anspornte. Der Wind stürmte in abgerissenem Sausen. Knarrend bewegten sich die Tannen und neigten die Wipfel, des Winters Last abzuschütteln. Ich kam an die Hütte. Zögernd klopfte ich an. Was wollte ich hier eigentlich?

Langsam ward die Tür geöffnet. Die alte Frau stand vor mir hastig trat ich ein. Wieder loberte das Feuer auf dem Herd, wieder sumimte das Wasser im Kessel; aber ein kalter Hauch drang von der offenen Tür in die Hütte. Die Alte stand noch immer dort und schüttelte den Kopf.

Dann trat sie näher und sprach tonlos und seltsam: „Käti ist nicht mehr hier, fremder Herr. Sie ist davongelaufen. Sie waren erst ein paar Tage fort. Vor einer Woche war der Gendarm hier. Man hat Käti aus dem Flusse gezogen, ganz nahe bei der Stadt. Ja, die Stadt, die Stadt.“

Dann öffnete die Alte noch ein paarmal ihren zahnlosen Mund, als ob sie noch etwas sagen wollte, schwieg aber, sicherte, setzte sich hinter das Spinnrad und spann. Still ging ich hinaus. Tränen standen in meinen Augen, und ich seufzte tief, tief auf. Arme, arme Käti.“

Er schwieg, und wieder umflorte sich sein Blick. Schweigend drückte ich ihm bewegt die Hand. Da trat der Hausherr in das Zimmer und rief:

„Ah, da sind Sie ja, mein junger Freund. Man hat Sie schon lange vermisst. Alle Welt verlangt nach Ihnen. Wollen Sie nicht noch ein Stücklein spielen? Alle sind begeistert von Ihrem Spiel. Kommen Sie doch!“ Der junge Musiker stand langsam auf und schritt hinaus. Ich sah ihm wehmütig nach.

# Begegnung im Fahrstuhl.

Von Max Pels.

**D**irektor Teller mann öffnete die Fahrstuhltüre. Sofort flog ein sanftes, rosenfarbenes Licht durch die kleine Kabine und legte sich mit einladender Wärme auf die weiche, olivendraune Bank, die sich dem Eintretenden freundlich anbot. Als Direktor Teller mann eben im Begriffe war, die Türe hinter sich zu schließen, bemerkte er einen etwas hilflosen, in seinen Regenmantel eingeschlagenen Mann, dem ein verbeulter Schlapphut das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit überschattete.

Es war etwas sehr Müdes, sehr Abgeheftes über dieser Gestalt, das den Direktor irgendwie teilnehmend ergriff, und darum machte er gegen den Fremden eine einladende Gebärde. Der Verhüllte lästete zum Dank ein ganz klein wenig den unförmigen Hut und trat in den Fahrstuhl.

Es war wie ein Hufschen dieser Eintritt. Dann knakte die Türe mit einem kurzen, metallisch harten Knall, der wie ein Pistolenschuß ohne Echo klang, ins Schloß, und Direktor Teller mann drückte auf den elfenbeinweißen Knopf, über dem klar und von dem rosenroten Licht scharf beleuchtet eine römische Drei stand. Der Aufzug setzte sich mit einem schwachen Seufzen, das wie das Rasseln leise angerührter Ketten klang, in Bewegung und schwebte dann fast geräuschlos einem aufgetriebenen Ballon gleich in die Höhe. Der Fremde stand abgewendet an der Fahrstuhltüre; reglos, leblos; seine Arme, von den Flügeln des Regenmantels überspannt, spreizten sich vor die Türe, als wollte er sie noch fester verschließen, und die Kriempen des Schlapphutes stiegen wie spitze Ohren über die dunfle Gestalt. Wie

eine Riesenfledermaus sah nun der fremde Mensch aus. Direktor Teller mann fühlte ein Unbehagen. Er fragte: „Ich fahre zum dritten Stockwerk, steigen Sie vielleicht früher aus?“ Mürrisch schüttelte der stille Gast den Kopf, und der Direktor ärgerte sich schon über seine Gefälligkeit, diesem fremden Menschen die Mühe des Treppensteigens abgenommen zu haben, als in die Fledermaus ganz plötzlich Bewegung kam.

Der Fremde stand noch immer mit abgewendetem Gesicht, seine Hand aber fuhr plötzlich nach dem roten Knopf, über dem gleichfalls klar und rosenrot bestrahlt ein deutlich hingemaltes „Halt“ stand.

Eine Sekunde noch atmete der Fahrstuhl im Aufwärtsgleiten, dann hielt er inne, schwieg, hing wie gebändigt zwischen Himmel und Erde.

„Nanu,“ brauste Direktor Teller mann auf, „was treiben Sie denn?“ — „Ich möchte Ihnen eine alte Rechnung präsentieren,“ sagte der Fremde mit schnarrender Stimme.

„Sie sind ein sonderbarer Herr. Dazu halten Sie den Fahrstuhl an? Präsentieren Sie Ihre Rechnung gefälligst in meinem Bureau.“ Und der Direktor schob den Mann von dem Brett mit den Knöpfen weg, stellte wieder die dritte Etage ein und freute sich, als der Aufzug mit leise rassendem Achzen und sanftem Gleiten dem Druck gehorchte. Im dritten Stock hielt der Fahrstuhl gewissenhaft an. Teller mann schob den Fremden wieder ärgerlich zur Seite, klappte die Glastüren auseinander und drückte, doch ein wenig erleichtert aufatmend, auf die Klinke der Treppentüre.



Generalmajor v. Gröner, bisher Chef des k. u. k. Eisenbahnwesens, wurde zum Leiter des neuen kriegsmaterialamtes ernannt.



Oberstleutnant Deutelmoser, bisher Chef des kriegspressesamtes, trat ins auswärtige Amt ein und wurde hier Nachfolger des Geh. Rats Hammann.



Dr. Ernst von Koerber, der neue österreichische Ministerpräsident und Nachfolger des ermordeten Grafen Stürgkh. Er war bisher österreichisch-ungarischer Finanzminister.



Bohrtürme im rumänischen Petroleumgebiet.

Phot. Kripj. Pressebüro.

Das Merkzeichen einer Gegend, wo Erdöl gewonnen wird, sind die zahlreichen Bohrtürme, in denen durch Maschinen die Bohrer in das Bohrloch eingebracht und bewegt werden, während nach Auffinden der Olanellen hier durch Pumpen die wertvolle Flüssigkeit gehoben wird, um dann durch das weitverzweigte Röhrennetz in die Reinigungsanlagen und in die Behälter zu gelangen. Rumänien hat zuletzt zwei Millionen Tonnen Rohöl jährlich erzeugt; im Jahre 1900 war es erst  $\frac{1}{4}$  Million Tonnen.

Teufel noch mal, da spielte sich etwas. Alles Rütteln half nichts. Die Türe ging nicht auf.

„Das kommt von Ihrer törichten Spielerei! Wer hat Sie auch geheißt, auf den roten Knopf zu drücken! Der Fahrstuhl funktioniert ohnedies so schlecht. Nun kann es passieren, daß wir eine Stunde festhängen.“

„Gott gebe es,“ schnarrte der Fremde.

„Na, Sie sind wohl —?“ Direktor Tellermann stellte die vierte Etage ein. Noch gehorchte der Fahrstuhl, aber die Klinken gab auch hier nicht nach. Volternd und schimpfend fuhr er zum zweiten Stockwerk zurück. Da, plötzlich — wie ein in der Luft stehengebliebener Pfeil — setzte der gleitende Fahrstuhl aus; alles ungeduldige und sanfte Drücken auf die Knöpfe half nichts. Ein paarmal raschelte es noch ganz schwach in dem Mechanismus — aber er war tot.

„Da hat man die Bescherung, wir sind gefangen!“

Der Fremde lachte erfreut in sich hinein; eben wollte Direktor Tellermann die Fledermaus, die jetzt aufgeregt mit den Flügeln des Regenmantels schlug, packen und empört aus ihrer dummen Schadenfreude rütteln, da blitzte und zwinkerte das rosensarbene Licht wie in einem letzten Seufzen, dann erlosch es, und eine tiefe, schwere, körperlose Finsternis stand rings um die beiden Männer.

„Das auch noch — Sie — Sie mit Ihren alten Rechnungen —“ Tellermann tastete sich zu den Knöpfen, vor diesen aber stand wie festgenagelt der Fremde.

„Drücken Sie auf den Alarmpknopf!“ befahl der Direktor.

„Noch nicht, Verehrtester, noch lange nicht!“

Der Gefangene rüttelte an der Türe; seine Hände schrien.

„Sie fürchten sich wohl ein wenig?“ höhnte in das Dunkel hinein der Fremde. „Haben Sie sich nicht! Wir sind alte Bekannte, gute Freunde. Freilich geht ein paar Jährchen auseinander.“

Diese Stimme. — In das aufgeregte Gehirn des Direktors Tellermann fiel eine plötzliche Erinnerung, schwer und flogig wie ein Stück Blei. Der andere steckte sich eine Zigarette an. Ein Himmelslicht in der tiefen Finsternis schien dem Gefangenen das Ausleuchten des Streichholzes. In diesem Schein aber sah er zum erstenmal auch deutlich das Gesicht des anderen und erkannte es. Dieses plötzliche Erkennen war, als hätte ihm jemand das Herz abgebunden. Alles Blut fiel kraftlos durch die Adern zurück zu dem verschlossenen Herzen.

„Ich hätte Ihnen gerne auch eine Zigarette angeboten, die Zeit vergeht angenehmer, wenn man raucht, aber ich muß hausälterisch sein; vielleicht sitzen wir noch ein paar Stunden hier fest. Ich bitte Sie, bis die Feuerwehre kommt! — Jedenfalls können wir jetzt bequem abrechnen. Angestört — ungehindert. Schlurf ist mein Name — Philipp Schlurf.“

Direktor Tellermann streckte abwehrend die Hände nach der Richtung, aus der die Stimme kam. Dabei erreichte er die Fahrstuhltüre. Hilflos rüttelte er an dem versiegten Schloß. Der andere aber, immer mehr durch die Dunkelheit und Einsamkeit ermuntert, ließ sich in seiner Rede nicht irre machen: „Ach, was rütteln Sie so sehr, es hat ja keinen Sinn. Sie sind nun einmal durch einen sehr freundlichen Zufall mein Gefangener; wir sind eben quitt. Jahrelang war ich Ihr Gefangener. Nur daß mein Gefängnis größer und weiter war als Ihre Zelle es jetzt ist. Für mich, bester Direktor, war die ganze Welt ein Kerker; wohin immer ich mich wandte, stieß ich auf eiserne Stäbe, die Sie ausgerichtet hatten. Sonst war alles gleich; nicht einmal heller war es in meinem Gefängnis. Denn Sie hatten mir alles Licht, alle Jugend, alles Glück, alle Liebe daraus fortgenommen.“

„Sie machen noch immer die großen Worte, Herr Schlurf.“

„Herr — Schlurf! Ich lache! Ich war nie ein Herr, konnte es nie werden, denn Sie hatten mein Menschenpatent, das mich zum Herrn machen mußte, selber eingestekt. Sie sind mein Schuldner, Direktor Tellermann, und wir werden abrechnen.“

„Schlurf, lassen Sie das Vergangene ruhen, machen Sie keinen Gewaltstreich, schonen Sie — schonen Sie meine Frau!“

„Ihre Frau! Sie sind totpfand! Als ob Sie mir nicht auch Ihre Frau schuldeten! Wer hat die arme, kleine Maria, die mit der ganzen Inbrunst ihrer Jugend an mir hing, so lange betört, wer hat mir so lange alle erdenklichen Verbrechen und die schwärzeste Gesinnung angedichtet, bis auch sie, die treueste und vertraueste Seele nichts mehr von mir wissen wollte und in Ihnen den Strahlenden, Unwiderstehlichen sah? Wer? Sie doch, nur Sie! Sie sind mein Schuldner. Sie schulden mir Ihre Frau, Ihr Familienglück — alles!“

„Schlurf, das sind alte Geschichten, wir werden einen Ausweg finden. Wenn es Ihnen schlecht geht, will ich Ihnen gerne helfen. Sie lachen? Sie glauben mir nicht, Schlurf? Bitte, ich habe eben einen größeren Betrag von der Bank abgehoben. Hier, nehmen Sie meine Brieftasche. Jetzt tun Sie mir aber den Gefallen und drücken Sie auf den Alarmpknopf. So, hier ist die Brieftasche. In dieser verdammten Dunkelheit findet man sich ja nicht einmal in seinen eigenen Taschen zurecht.“

„Ihre Taschen sind meine Taschen, Direktor Tellermann. Alles, was Sie sind, was Sie haben, was Sie können, schulden Sie mir.“

„Gut, wir rechnen ab, ich will Sie bezahlen, Schlurf.“

„Bezahlen! Den Preis bestimme ich. Einer von uns beiden ist zu viel. Nun möchte ich mich einmal in Ihr angenehmes Leben sehen. Lassen Sie mich einmal unser Konto ausgleichen. Sie sind bei mir belastet — dabei stelle ich Ihnen Mißbrauch der Freundschaft nicht einmal als Sonderposten ein — erstens mit Maria. Dann entsinnen



Saloniki: Blick von der alten Stadtmauer auf den Hafen.

Zeichnung von Prof. M. Zeno Diemer.

Sie sich vielleicht, daß ich Ihnen einmal in blödsinnigem Leichtsinne mein kleines väterliches Erbeil anvertraut hatte. Das haben Sie unterschlagen. O, als Sie zu Geld und Ansehen gekommen sind, waren Sie natürlich so klug, mir das Kapital mit Zinsen zurückzuschicken. Aber daß Sie zu Geld und Macht kamen, verdanken Sie diesem Kapital. Nun fordere ich Zinseszinsen. Rechnen wir weiter: Sie entsinnen sich wohl auch meiner Erfindung. Ich hatte sie Ihnen in freundschaftlichem Vertrauen erzählt. Sie haben sie gestohlen; und daß heute Ihre Fabrik eine der führenden ist, danken Sie meiner Erfindung. Sie waren wieder so klug, mir für meine Idee einen Preis zu bezahlen, der Ihnen, nachdem Sie Erfolg hatten, angemessen schien. Aber, Tellermann, ich fordere Zinseszinsen! Ich habe nie aufgehört, Zinseszinsen zu fordern. Wo immer aber ich Sie stellte, sind Sie mir entglitten. Sie hatten Angst. Sie bekten mir die Polizei und Detektives an den Hals. Sie haben mich geflohen, weil Sie ein Feigling sind. Inzwischen verdarb meine Jugend; mein Leben, meine Kraft ist zerbrochen. Heute, nach Jahren, wollte ich mit Ihnen abrechnen. Der Zufall fügte es, daß ich aus meinem Gefängnis, aus einer Welt, in der ich nicht weiter konnte, in Ihr Gefängnis kam. Es ist unendlich komisch, daß sich dieser Augenblick, den ich ein Leben lang herbeisehnte, in einer solchen Lage abspielen muß. Zwischen Himmel und Erde schwebend rechnen wir ab. Nun ist es aber an der Zeit, daß ich Ihnen den Preis nenne. Ich verlange zum Ausgleich Ihres Kontos: Ihr Leben!"

Der Direktor Tellermann fiel mit dem Kopf an die Fahrstuhlklappe. Er rang mit seinem Richter, aber der stand fest verankert vor dem rettenden Knopf.

„Schreien Sie nicht! Es nützt Sie gar nichts. Sie sind in meiner Gewalt. Wenn ich nicht fürchten müßte, daß Sie mir den Revolver entwenden, würde ich ja ein Streichholz antreiben und Ihnen den hübschen, blauen Lauf zeigen. Nein, wie man so feige sein kann! Ein Kaufmann soll solch ein Aufhebens machen, weil er sein Konto ausgleichen muß!"

Tellermann kletterte im ungewissen Dunkel auf die Bank. Er trommelte mit dem schmerzenden Kopf, mit den Fäusten, mit den zitternden Füßen an das unbarmherzige Holz. Seine Stimme wurde

dürr und heiser, und in einem trockenen Flüstern bat er um sein Leben. Dann wieder stürzte er sich auf Philipp Schlürf und rang mit ihm was seine letzten Kräfte bergaben.

„Seien Sie vorsichtig, der Schuß kann früher losgehen als ich wollte!"

Da — ein Knaden irgendwo im elektrischen Kontakt. Jemand will mit dem Aufzug fahren. Ein Mensch, ein nichtsahnender Mensch kommt zu Hilfe! Er wird die Störung beim Hauswart melden. Tellermann will rufen, seine Stimme ist verdunstet, und vor ihm steht einer und flüstert: „Wenn du schreist, schieße ich!"

Immer grauenvoller, dick und erstickend wird die Finsternis. Menschen gehen scharrnd über die Treppe. Ein fröhlicher Hund poltert die Stufen hinunter. Im dritten Stock wird eine Frauenstimme laut.

Dann geht ein zarter, leichter Fuß vorbei, umrankt von dem Trippeln eiliger Kinderbeine.

„Maria mit den beiden Jungen," weint Tellermann auf.

Und wie diese Tritte verhallt sind, geschleicht etwas Wunderbares. Eine ferne Klingel prasselt mit silbernen Tönen wie ein guter Regen in die Einsamkeit. Direktor Tellermann fällt aufseufzend zurück.

„Ich habe auf den Knopf der Marmklingel gedrückt. In einer halben Stunde kann uns die Feuerwehr befreien haben. Maria ging vorbei, — Ihr Konto ist geordnet, Tellermann. Wir sind quitt. Maria ging vorbei." —

Leben und Treiben erfüllten die Treppe. Ein Klopfen und Fragen. Eine Hast. Dann hörte man das Anfahren der Feuerwehr. Hörte,

wie schwere Männertritte in den Keller fielen.

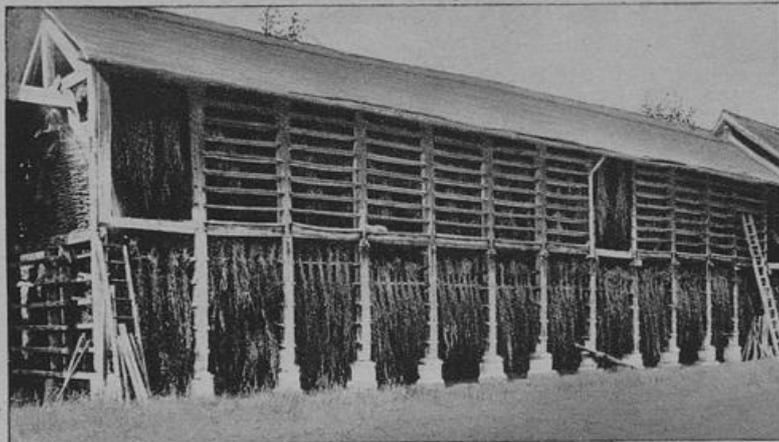
„Maria ging vorbei —," flüsterte Philipp Schlürf, und er drängte dem Direktor Tellermann eine Zigarette in den Mund. „Maria war es — wir sind für immer quitt. Ihr Konto ist — gelöscht. Ich gehe wieder in mein Gefängnis zurück. Grüßen Sie Maria!"

Tief unten rumorte es an Seilen und Ketten, und nach einem schweren, wie aus dem Schlaf auffahrenden Atemzug, fing der Fahrstuhl an, leicht abwärts zu gleiten.

Dem ersten Feuerwehrmann fiel ein halb ohnmächtiger Mensch in die Arme, während eine eilige Gestalt in dunklem Mantel zum Hause hinaus huschte.



Das Entblättern und Bündeln der Brennesseln hinter der Westfront.



Trocknen der zu Bündeln zusammengeschnürten Brennesseln hinter der Westfront.

### Die Verwertung der Brennessel im Kriege.

Aus den Blättern wird ein Krautfutter und aus den Stengeln eine Gespinnstfaser gewonnen.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 47.

Düsseldorf, 18. November

1916.



U-Boot-Helden: Die Besatzung des U-Bootes 35; in der Mitte Kapitänleutnant Arnould de la Perlière.



# Das Ehrengeschenk.

Von Max Preis.



**S**chluß. Der alte Lehrer klappte das Buch zu und stand auf. „Meine lieben Kinder,“ sagte er; und dann mußte er sich räuspern. Sophie List, die „Beste“, gab der Klasse einen Wink, und alle erhoben sich.

„Meine lieben Kinder,“ sagte der Herr Lehrer Hein nochmals, „hebt müssen wir also Abschied voneinander nehmen; dies war unsere letzte Stunde. Liebe Kinder, wenn ich auch viel getrummt und gezantelt habe, so war es immer gut gemeint. Wenn ich jetzt von euch gehe, möchte ich nur dieses sagen.“

Herr Lehrer Hein wollte hier eine Ermahnung zu Fleiß und Gehorsam einsprechen lassen; aber als er seinen Liebling, die kleine Friedl Bauer in der zweiten Bank, so tapfer lächeln sah, indes ihre großen Augen voll Tränen standen, schloß er ganz unvermittelt und mit unsicherer Stimme: „Ich hab' euch sehr lieb gehabt, und es fällt mir furchtbar schwer, von euch zu gehen. Also lebt wohl!“

In der zweiten Bank war ein Flüstern und Luscheln, und dann kam Friedl Bauer, geschoben von der kräftigen Hand der Altmann und von den Blicken der Klasse, langsam zum Katheder. Sie hielt den Kopf gesenkt und begann ganz leise:

„Herr Lehrer —“  
„Mit schwerem Herzen —“ flüsterte die kleine Lewit in der ersten Reihe; sie hatte immer einen Sittenzweier wegen des vielen Einsagens.

„Mit — schwerem — Herzen —“ sagte Friedl Bauer nach; und dann lehnte sie sich plötzlich an die große Tafel und begann fassungslos zu schluchzen.

Einen Augenblick blieb es feierlich still in der Klasse; dann drängte alles zum Katheder, rief und schluchzte durcheinander, haschte nach der Hand des Lehrers und versperrte ihm den Ausgang.

Der Lehrer umfaßte mit einem langen Blick das Klassenzimmer, alle die liebgewordenen Kleinigkeiten, von der großen Tafel bis zu dem kleinen, überflüssigen Streusandfaß, und dann schlug er rasch die

Türe hinter sich zu und blieb einen Augenblick draußen im dämmerigen Schulgang stehen. Drinnen in der Klasse war es plötzlich ganz still. Die dicke Klompeg, der Sündenbock, stand mit trotzig vorgeschobener Unterlippe beim Fenster und kratzte mit ihrem Taschmesser daran herum, wie sie es während der ganzen Abschiedsszene getan hatte. Dann räusperte sich die List energisch und gab damit das Zeichen zur allmählichen Fassung. Nur die kleine Friedl Bauer war untröstlich; ein Rudel Mädchen stand um sie herum, strich ihr ungeschickt übers Haar, zupfte an ihrer Schürze und versuchte mit sanfter Gewalt ihren Kopf vom Tisch in die Höhe zu bringen. Sophie List stieg plötzlich auf die Bank, — noch niemand hatte Sophie List, die „Beste“, auf eine Bank steigen sehen — und rief:

„Aufgepaßt! Wir haben 42 Mark 70 Pfennig beisammen. Es muß noch heute etwas gekauft werden. Was sollen wir kaufen?“

„Ja! So viel?“  
„Was?“ „Ein Schreibzeug!“ „Ein Rauchzeug!“ „Nein!“  
„Einen Globus!“

Erregte Verhandlungen begannen. Mit den unmöglichsten Dingen glaubte die II A, daß sie dem Herrn Lehrer Hein eine große Freude machen würde.

Schließlich einigte man sich auf ein Rauchzeug.

„Es sollen drei gewählt werden, die es kaufen gehen,“ schlug die List vor; sie machte dabei schon ein bescheidenes Gesicht, um sich ein wenig dagegen zu sträuben, daß man gerade sie mit diesem ehrenvollen Auftrage auszeichnen werde. Aber niemand zeichnete sie aus.

„Die Bauer,“ riefen alle.

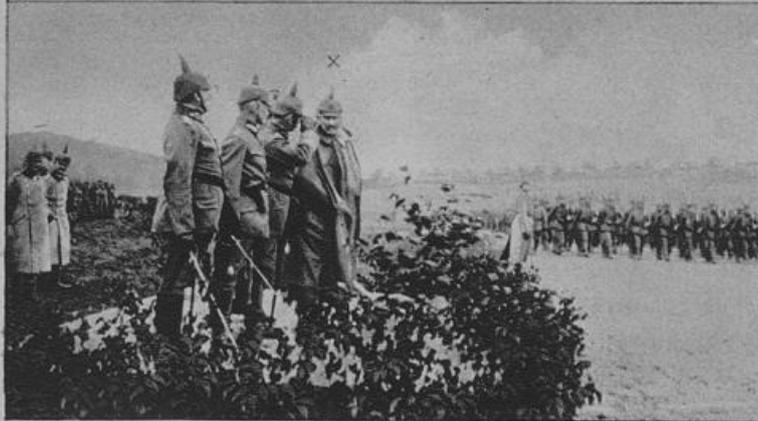
„Wer ist dagegen?“ fragte die List.

Niemand war dagegen.

„Wen als zweite?“

„Die Peters!“ verkündigte die kleine Lewit.

„Nein, nein.“



Der Kaiser (X) an der Westfront:  
Vorbeimarsch der Argonnenkämpfer vor dem Kaiser.

Phot. W. Girke.



Der Kronprinz (X) im Gespräch mit Verdunkämpfern.

Phot. W. Girke.

„Ja.“

„Warum?“

„Die Peters hat zwei Mark gegeben, und die andern haben höchstens eine Mark gegeben.“

Johanna Peters wurde als zweite gewählt und rückte damit plötzlich aus dem Dunkel, in dem eine stille Durchschnittschülerin ihr Dasein verbirgt, ins hellste Licht.

Als dritte Kandidatin tauchte Luise Wendel auf. Sie war strohblond und stohdumm und hatte zwei Fünfer. Ihre Wahl wurde von den „Schlechten“ mit der Begründung durchgesetzt, daß sie, die „Schlechten“, den Lehrer ebensogern gehabt hätten wie die „Guten“ — wobei die dicke Klompeg nachdrücklich mit dem Kopse nickte — und daß es sich gehöre, daß auch sie bei dem wichtigen Einkauf vertreten seien, und überhaupt —

Beladen mit der Schokoladenschachtel, in der die 42 Mark und 70 Pfennig klapperten, und mit den Ratschlägen und Segenswünschen der ganzen Klasse zogen die drei aus.

Sie gingen stundenlang von einem Geschäft zum andern, gebeugt von der schweren Verantwortung ihrer Aufgabe. Sie entdeckten schließlich ein Rauchtischchen, dessen Schalen einerseits aus Kupfer waren und anderseits Seerosen vorstellten und so geschmackvolle Solidität mit sinniger Poesie verbanden. Für dieses nun entschied sich die Delegation und beschloß gleichzeitig, für die übrig gebliebenen zwölf Mark einen Fliederbaum zu kaufen.

Am nächsten Morgen zog eine seltsame Karawane in die Schule. Vorne ging die dicke Köchin von Peters und schleppte das Seerosen-rauchtischchen. Hinterher ächzte die lange Peters und die kleine Bauer in ungleichem Schritt und Tritt; in ihren Armen schwankte ein wundervoller Fliederbaum.

Erhißt trabte Luise Wendel den beiden nach, beladen mit dem Einkaufsorb der Köchin, den drei Schulpäden, und unter den

Arm geklemmt die Schokoladenschachtel mit den restlichen 70 Pfennig tragend. Die Klasse war mit den Einkäufen zufrieden, nur die List machte ein molantes Gesicht. Man beschloß, das Rauchzeug mit der Köchin in die Wohnung des Herrn Lehrer Hein zu schicken und den Fliederbaum beim Schuldiener zu deponieren und nach der Schule von einer Deputation in jene Schule tragen zu lassen, an der Herr Hein jetzt Lehrer war.

Einstweilen stand der Fliederstock am Katheder wie ein kleines, leuchtendes Stückchen Frühling, und die II. A drängte sich bewundernd herum.

Und plötzlich, ganz unvermutet schrillte die Glocke, und die „Neue“, die im Vorhinein verhaßte neue Lehrerin trat ein. Sie war noch ganz jung und blieb einen Augenblick verschüchtert bei der Tür stehen. Dann sah sie den Fliederbaum und lächelte verlegen. Ein ängstliches Flüstern machte sich in der Klasse breit.

Was tun?

Um Gottes willen?

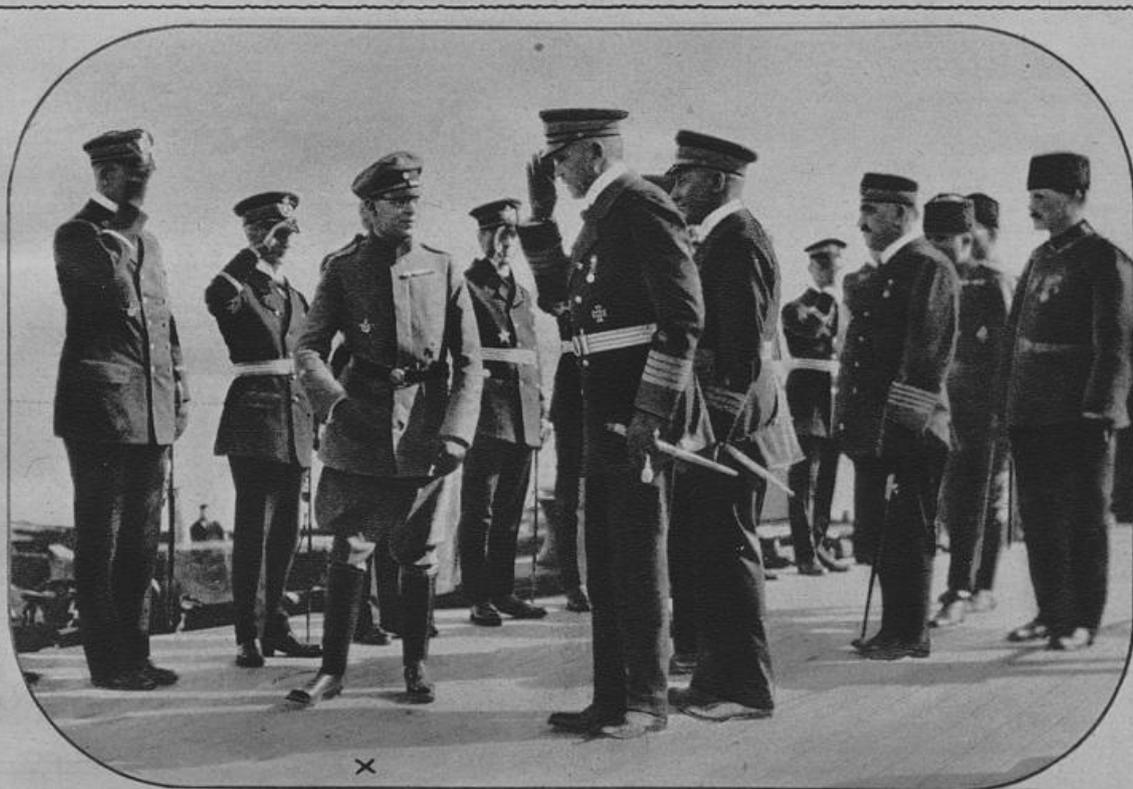
Die „Neue“ glaubte sicher, der Flieder sei zu ihrer Begrüßung hergerichtet. Plötzlich stürzte die dicke Klompeg vor, packte den Blumenstock und rannte damit hinaus. Ein ganz kleines, trauriges Lächeln lief über das Gesicht der jungen Lehrerin. Ihre Stimme zitterte ein wenig, wie sie jetzt sagte:

„Ihr müßt mir nur ein bißchen freundlich entgegenkommen, dann werden wir uns sicher gut vertragen.“

Und dann begann die Stunde.

In der Pause war nur eine Stimme: Die „Neue“ ist süß, entzückend; tausendmal lieber als der brummige alte Hein. Und die kleine Friedl Bauer, die gestern so geweint hatte, sagte nachdenklich zur dicken Klompeg:

„Eigentlich wär's besser gewesen, wir hätten der „Neuen“ den Flieder gelassen —“



Prinz Waldemar von Preußen (X) in Konstantinopel, wo er dem Sultan den Ehrensäbel des Deutschen Kaisers überreichte.  
Der Prinz im Gespräch mit dem Kommandanten des „Sultan Jawus Selim“, früher S. M. S. „Goeben“.

Phot. Presse-Photo-Vertrieb.

# Das unrühmliche Ende des Dichters Nasenmair.

Von L. vom Vogelsberg.

Das irdische Dasein des Herrn Telemach Nasenmair war im Grunde nichts weiter als ein einziger Widerspruch. Sein Vater war Schuster, und er hieß Telemach, er hatte rote Baden und war Diurnist, und er war nochmals Diurnist und dichtete. Er war also des höllischen Feuers schuldig.

Aberhaupt erschien Telemach Nasenmair für seinen Stand viel zu adrett. Das rührte aber nicht etwa von einer stark ausgeprägten Eitelkeit, sondern daher, weil sich Telemach in seinen Gedankengängen in der Zeit seines Großvaters und schließlich sogar in derjenigen seines Urgroßvaters bewegte. Diese Tätigkeit mußte schließlich auch in seiner

ihn zu verschleiern, zumal seine blühende Gesichtsfarbe zu augenscheinlich ein bisheriges Leben in Schlemmerei und Uppigkeit verriet.

In diesem neuen Amte zeigte sich Nasenmairs eigentlicher Dichterberuf. Hatte er bei dem Finanzminister die Beschaffung einer Klosettbürste zu beantragen, so wurde sozusagen eine „Ode an die Einsamkeit“ daraus. Wurde der seit vierzig Jahren übliche jährliche Gnadenereis von fünf Reichsmark für die verwitwete Bonifazia Sentkastl beantragt, so schilderte Nasenmair das Elend dieses Parasiten mit einer Glut, die den Jammer des Lissabonner Erdbebens als eine Posse erscheinen ließ. Erschien er aber zum Vortrag bei seinem Herrn Chef, so wurde



Wiederherstellung des Königreichs Polen: Nach der kaiserlichen Proklamation in Warschau vor dem alten Königschloß. Abzug der polnischen Körperschaften mit ihren Fahnen.

Phot. N. Sennedé.

äußern Erscheinung ihren besondern Ausdruck finden. Daher das adrette Aussehen, das preziose Wesen des Herrn Telemach Nasenmair.

Wer ihn alltäglich pünktlichst in seine Schreibstube wandeln sah, der mochte ihn anfänglich für ein Überbleibsel aus der tränenreichen Wertherzeit halten. Dem widersprach nun freilich wieder das sirenenhaft lebenswürdige Lächeln, das unvergänglich auf dem rosigen Apfels Gesicht Nasenmairs lag. Dazu liebte er freudige Farben für seine Gewandung, hellgelbe Beizekleider und stahlblauen Rock mit langen Schößen. Sein Hut trug eine ansehnliche Schnalle, da aber Jabots zuviel Aufsehen erregt hätten, begnügte er sich mit einer Weste mit sehr weitem Ausschnitt und ferner damit, daß er die Röllchen bis auf das vordere Daumenglied hängen ließ.

Trotzdem fiel Herr Nasenmair seinen Mitbürgern niemals auf. Aus dem einfachen Grund, weil Diurnisten niemals auffallen, höchstens dienstlich. Und im Dienst fiel Nasenmair eines Tages auf. Man wurde auf ihn aufmerksam und stellte ihn an ein etwas wichtigeres Pult, natürlich ohne die Mittel zu einer etwas üppigeren Lebensweise an

jener jedesmal zu einem Liebesgeständnis von fast ätherischer Zartheit. Bei den Seelen des Alltags, wie er seine Kollegen im stillen nannte, erregten diese Darbietungen Nasenmairs zunächst aufrichtige Heiterkeit. Zuletzt aber gewöhnte sich die herzlose Horde an diese Bekenntnisse einer schönen Seele und nannte ihn nur noch den verrückten Nasenmair. Daraufhin schränkte Telemach seine dichterischen Erzeugnisse in dienstlicher Beziehung etwas ein; er gab ihnen außerdem eine herbe Note und gedrängte Form, er sprach gewissermaßen in Symbolen. Die nächste Folge dieser Wandlung war eine tüchtige Nase aus dem Ministerium und die übernächste der Titel „Mair mit den zwei Nasen.“

War nun nach dieser Seite hin dem dichtenden Diurnisten ein geringer Erfolg beschieden, so suchte er gewissermaßen äußerlich dagegen zu protestieren. Seine Gewandung wurde noch wertherischer, seine Miene lächelnder, seine Bewegungen verbindlicher. Er wandelte einsame Wege und warf sich der Lyrik völlig in die Arme, deren Sprößlinge in seinem einsamen Kämmerlein unter Schmerzen das Licht der Welt erblickten und mit dünnem Tee getauft wurden. Telemach

Nasenmair schien der Welt völlig verloren gehen zu wollen. Da trat die Liebe in sein mageres Dasein.

Nicht mit utplöthlicher Gewalt, sondern wie ein Dieb in der Nacht. Sie wog nahe an zweihundert Pfund, trug im Hause Filzschuhe, war über die Vierzig hinaus und hatte ein freundlich rundes, fattes Gesicht.

Diese ansprechende Verwandlung Kupidos hieß Amanda Hutschentreuter und war die Zimmerwirtin Nasenmairs. Früher war sie Köchin gewesen und hatte in lulinarischer Beziehung so liebevoll für ihren alten Gebieter geforgt, daß dieser sie heiraten zu müssen glaubte. Als er aber seine Dummheit einjah, segnete er sofort das Zeitliche und

hinterließ der trauernden Witwe ein schönes, großes Haus und ein ansehnliches Vermögen. Durch diesen sozialen Schub war aber Frau Amanda utplöthlich in die Klasse der Gebildeten eingetrückt. Die nächste notwendige Folge war, daß sie ihre Bildung außer aus dem neunzigheftigen Roman „Die Blutzäsin“ auch aus der Dichtkunst zu schöpfen suchte, ein Umstand, der dem gerade auf der Wohnungssuche befindlichen Diurnisten sehr zu Hilfe kam. Frau Amanda ließ ihm — um doch auch etwas für die Poesie zu tun, wie sie süßlächelnd bemerkte — eine Mansarde ab und nahm nur die Hälfte des üblichen Preises mehr. Dafür sorgte sie aber auch, daß Telemachs Morgentassce nicht mit echtem Mokka verfälscht war. Der präzise Herr Nasenmair ahnte lange nichts von den Fußangeln, die ihm da gelegt wurden.

Er dachte nicht daran, Frau Amanda auf ihre Qualitäten als Gattin zu prüfen, vielmehr hatte er sich vom Schicksal eine Prinzessin erbeten, goldhaarig, licht und mit etwas väterlichem Schas, damit er dem Diurnistenberuf entjagen könnte.

Er ahnte nichts von den Zeichen der Zeit, merkte nicht, daß sein Morgentassce jetzt wirklich nach Kaffee schmeckte, und daß ihn Frau Amanda schon mehrmals nachdrücklich darauf hingewiesen hatte, sie brauche nun — Gott sei Dank — nicht mehr auf Geld bei der Wahl eines Gatten zu sehen; aber wenn sie wieder wähle, dann wolle sie einen gebildeten Mann, aber einen wirklich gebildeten, möglichst einen Dichter. Nasenmair blieb harmlos. In seinen Oden an die Unbekannte legte er jetzt die von seiner Prinzessin zu erwartenden Charaktereigenschaften dar und setzte die Mitgift fest. Dabei wurde er immer zierlicher und schmiegsamer. Er hätte, wie er ging und stand, in die

Vergangenheit vor hundert Jahren zurückkehren können, ohne als Anachronismus hinausgewiesen zu werden. Denn er hatte sich auch ganz die Ausdrucksweise jener gefühlloosen Zeit angewöhnt.

Es ist noch gar nicht lange her, da begegnete mir Herr Telemach Nasenmair. Ich hätte ihn verleugnet, wenn nicht gewisse Züge für die Echtheit seiner Person gesprochen hätten. Seine Sprache zeigte noch Reste des Empires. Denn im übrigen war er sehr banal gelleidet, hatte einen Bauch, Hängebacken und schwimmende Auglein.

„Sie sind nicht mehr Diurnist, Herr Nasenmair?“ fragte ich.

Er schüttelte trüb den Kopf. „Nein, ich bin verheiratet und heiße jetzt Hutschentreuter.“

„Wie?“

„Ach so, die Frau kriegt ja den Namen des Mannes! Wollen Sie ein Glas Bier mit mir trinken? Ich hab zwar kein Geld bei mir.“

Wie hatte er sich verändert! Der zierliche, lebenswürdige, präzise Herr Nasenmair war ein ganz gewöhnlicher, trister Philister geworden.

„Telemach heiß‘ ich auch nicht mehr,“ grunzte er, während er auf meine Kosten eine Doppelportion Gefelchtes hinunterwürgte. „Jakob hat sie mich gekauft, das war solider.“

Ich machte eine tiefbekümmerte Miene. „Und Ihre Muse, Herr Nasenmair?“

„Hutschentreuter! Nein, ja so — die Muse — ach, sie hat alles verbrannt. Munder, Flausen hat sie's geheißt. Dafür nudelt sie mich jetzt, stopft mich wie eine Gans. Sie sitzt auf dem Geldsack und gibt mir keinen Pfennig. Muß jeden Abend zu Hause sitzen und ihr „Die weiße Jungfrau“ oder „Die Liebe siegt“ vorlesen. Wenn ich eins von meinen Gedichten einschmuggeln will, dann muß ich ohne Essen ins Bett. Und das kann ich nicht mehr, sie hat mich zu sehr

daran gewöhnt.“ Er sah mich an, als erwarte er von mir das Heil.

„Hu, Herr Nasenmair, ich begreife aber nicht, wie Sie da —“

Mit einer müden Bewegung winkte er ab. „Es ist zu spät. Mit den verfluchten Spägle hat sie mich getödet. Da hab ich mir den Magen überladen, und aus Dantbarkeit hat sie mich noch obendrein geheiratet. Und ich heiß‘ jetzt Hutschentreuter.“

Mit der Rechten wischte er sich die tiefenden Mundwinkel ab und wuß nach seinem Hut. Dann machte er eine schäbige Verbeugung und ging. „Es wird Essenszeit, und ich hab' Appetit,“ brummelte er vor sich hin. Dann war er verschwunden.



Nach der Verkündigung der Wiederherstellung des Königreichs Polen:  
Deutsche Soldaten und Bewohner der Stadt auf dem Marktplatz in Lublin.

Phot. Verl. Illust. Ges.

## Beisetzung Boelckes in Dessau.



Die Eltern und Geschwister Boelckes begeben sich in die Johanniskirche, um dort von der Leiche des Helden Abschied zu nehmen.

Zu einer imposanten Feier gestaltete sich die Beisetzung des Fliegerhelden Boelcke in seiner Vaterstadt Dessau. Die sterblichen Überreste wurden unter Glockenklang vor dem Altar der Johanniskirche aufgebahrt, zu Füßen der Kranz des Kaisers. Nach der kirchlichen Feier erfolgte die Überführung nach dem Johannisfriedhofe. Dem von einem schwarz-weiß-roten Bahrtuch umhüllten Sarge folgten die Angehörigen, als Vertreter des Kaisers Graf Schafberg, viele hohe Offiziere und mehrere tausend Bürger. Der Beisetzung auf dem Ehrenfriedhof wohnte auch der Herzog von Anhalt bei, während gegen 20 Doppeldecker ihre Kreise in der Luft zogen, um ihrem toten, unbeflegten Kameraden und Führer die letzte Ehre zu erweisen.



Aufbahrung der Leiche Boelckes in der Johanniskirche.

Am Fußende, oberhalb des Ordensstiftens, der Kranz Seiner Majestät des Kaisers. Soldaten der Feldsieger-Abteilung halten die Ehrenwache.

Phot. H. Grof.

# Die Glöcknersfrau.

Von Elisabeth Kuylenstierna-Wenster. Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Rhea Sternberg.

Matts Stal war zur Zeit König Karls Soldat gewesen. Jung und verwegen, hatte er an dem Krieg gegen Rußland teilgenommen. Schwer verwundet war er zu seiner Frau und den alten Eltern auf die Insel zurückgekehrt. Als Vater Sven starb, wurde er an dessen Stelle Glöckner in einem Jahre, da dieses Amt eine gar anstrengende Tätigkeit bedeutete, denn König Karls Seele mußte zur Ruhe geläutet werden, und tagtäglich mußte Matts die große Glocke in Bewegung setzen droben in dem kleinen Turm, der von den schweren Rhythmen des Erzes erzitterte.

Und später wurde Matts wieder ein Kriegersmann. Er wäre vielleicht daheim geblieben auf Björnö, seiner und seiner Vordäter Insel seit undenklichen Zeiten. Doch seine beiden prächtigen jungen Söhne, die er dessen Stelle Schweden und dem König Gustav Adolf schenken wollte, kamen an einem stürmischen Frühlingstage auf hoher See draußen ums Leben. Das Boot und die Aegle trieben an Land, die Knaben aber sah man niemals wieder.

Und bald darauf wurde die Hütte noch leerer. Karin sah nun allein darin. Sie hatte Matts' Glöckneramt übernommen, da die Männer auf der Insel zu anderen Arbeiten gebraucht wurden. Niemand außer Karin begriff, warum Matts willig den Waffentrock angezogen und begehrt hatte, mit nach Deutschland zu ziehen, als das Heer ausrückte, und niemand erhielt auch eine Erklärung hierfür. Karin und Matts waren keine schwahhaften Leute; aber miteinander plauderten sie still und vertraulich und erleichterten sich gern die vollen Herzen durch Offenheit und Ehrlichkeit.

Und Karin wußte wohl, daß es nichts Größeres gibt, als Gott, dem König und dem Vaterland zu dienen. Matts konnte eben nicht anders. Für die Glocke stand sie ein. Und andere Pflichten hatte sie ja leider nicht mehr. An sich selbst dachte sie keine Sekunde. Gewiß war Matts ihr das Allerteuerste, und viel Angst würde sie um ihn ausstehen müssen. Aber das Herz wäre ihr auch nicht leichter, wenn sie zu Hause bliebe und am Herdfeuer sähe — dann wäre ihr tapferer Matts ja innerlich gleichsam tot. Briefe würde sie natürlich nicht bekommen. Matts konnte ja nicht einmal seinen Namen triegeln. Auch auf andere Weise würde sie wohl kaum Kunde empfangen. Aber sie wollte jeden Abend zu dem „Baum“ gehen und laut denken, beten, oder weinen, je nachdem ihr gerade zumute war.

Zu dem „Baum“ waren auch Matts und sie gegangen an dem letzten Abend, da er zu Hause gewesen war. Es war ein warmer, fruchtbringender Maiabend gewesen im Jahre des Heils 1630. Vor fünfundsiebzig Jahren hatten sie hier an diesem Baum einander die Treue geschworen und zwei goldene Ringe eingegraben, die einzige Kostbarkeit, die sie besaßen. Die Zeiten waren unsicher gewesen. Matts sollte hinaus in den Krieg. Sie glaubten ihren Schatz nicht besser schützen zu können, als dadurch, daß sie ihn in dem väterlichen Boden neben einer kleinen, zarten Birke vergruben. Als sie dann später, in ruhigeren Tagen, die Ringe wieder herausnehmen wollten, konnten sie sie nicht finden; aber die Birke wuchs von Jahr zu Jahr, und sie lernten den Baum lieben, als wäre er ein lebendes Wesen.

Als sie an jenem Maiabend an ihrer Birke standen, sangen die Vögel hoch oben in den spriehenden, glänzenden Zweigen.

„Nun, so lange dieser Baum hier steht, kannst du meiner sicher sein,“ sagte Matts, zur Zeit ein fünfundsiebzigjähriger, breitschultriger, kräftiger Mann. Seine Frau dagegen ging bereits gebückt, und ihr Haar leuchtete weiß unter der Frauenhaube. Sie war ein paar Jahre jünger als der Mann, aber ihre tiefen, dunkeln Augen deuteten darauf hin, daß ihre Seele glühte, und dann pflegt der Körper rasch zu verfallen rings um die Glut.

„Dieses Wortes werde ich gedenken,“ sagte sie, und die Tränen glitten sacht über ihre Wangen. „Ich werde sonst wohl keine Botschaft über dein Geschick bekommen. Die Birke wird mir von dir berichten.“

„Wenn Gott solche Wahrzeichen erlaubt, Karin,“ murmelte Matts

zögernd. „Du mußt dich namentlich an die Glocke halten. Die große Glocke wirst du wohl nicht brauchen — Gott bewahre unser ganzes gnädiges Königshaus vor Kummer und Tod! — Sie ist auch zu schwer. Aber wenn du die anderen schwingst, mußt du beten, Karin — beten! Zulezt für dich und für mich und zuerst für das Land. — Ein einziges Mal nur habe ich diese Reihenfolge vergessen, und da ging es mir schlecht.“ Und der reibliche Matts sentte die Stimme, er schämte sich seiner selbst. „Es war, als ich zur Abendmesse läutete, am Sonnabend, ehe die Jungen ertranken...“

Karin antwortete nicht. Es lohnte nicht, Matts zu widersprechen, wenn es dem jungen König galt. Er hatte den kleinen, damals fünfjährigen Herrn einst über einen reißenden Bach getragen, als König Karl den Prinzen mit nach Björnö gebracht hatte. Und von der Stunde an gab es für Matts nichts Königlicheres und Edleres als das Kind mit dem Goldhaar und den Sternenaugen. Nun war aus dem Bäckchen ein mächtiger Fürst geworden, geliebt von seinem ganzen Volk.

Langsam schlich die Zeit dahin für die Frauen Schwedens, während ihre Männer in Deutschland im Heeresdienst standen. Die Tage glichen Steinen, gegen die sich die müden Füße stütten, die Nächte waren voll unruhiger Sehnsucht. Und doch kam zuweilen die Freude hereinmarschiert auf hohen Reiterstiefeln; wurde eine Sturmhaube voll klingender Dulaten auf den Tisch geworfen, verkündete eine lärmende, starke Kriegertimme, die wie ein Holzfeuer aus Schweigen und Dunkelheit aufstammte, mit sprühenden, funkelnden Worten von Gustav Adolfs Siegen — nichts als Siegen.

Auch nach Björnö kamen ein paar Soldaten zurück, reich an Beute und Abenteuer. Ein Glanz umstrahlte das schwedische Heer wie der hellste Sommer Sonnenschein, berichteten sie, und nie hätten sie einen auf dem Schlachtfeld fallen sehen, ohne daß ein ruhiges Lächeln und ein Gebet ihn zum Himmel empor begleitete hätte.

Für drei Björnöer Bauern, die mutig in den Kampf hinausgezogen waren und nie mehr wiederkehrten, mußte Karin läuten. Welch ein merkwürdiges Gefühl sie hatte, als sie an dem Seil zog. Wehmüt und Freude, Angst und Dank waren darin gemischt, und sie blickte empor zu der großen Glocke, die stumm daneben hing. Ihre gewaltige Stimme hatte nichts zu verkünden, hatte keinen Kummer über das Land hinauszuläuten. Sie gedachte ihres Matts und verriechte gehorsam ihr Gebet für den Landesherrn, aber hinter dem Königsgebet lag demütig, wie auf den Knien, ihr Ruf zu Gott dem Herrn: „Schütze meinen Matts!“

Ihr Baum, die schlankte weiße Birke, hatte schon zweimal ihren Blätterschmuck verloren, seitdem Matts fortgezogen war. Nun stand er nackt und starr im Herbststurm, vom Regen gepeitscht.

Karin hatte auf dem großen Kalender des Pastors gesehen, daß dieses Jahr viele Wahrzeichen hatte, wie fallende Sterne, Sonnenfinsternis und dergleichen mehr, und sie suchte auf ihre Weise das Böse abzumenden, indem sie fleißig an dem Glodenseil zog und den spröden, müden Klang über Wasser und Wiesen erschallen ließ. Zuweilen kam damit auch Trost in ihr Gemüt, zuweilen aber war es ihr, als seufzte die Glocke tief und schwer auf ihrem gebundenen Flug.

Indes verging das Jahr bis zum November. Im Sommer hatte sie einen Stuß von Matts bekommen. Er wäre frisch und gesund und wünsche ihr dasselbe. Viel würden sie zu besprechen haben, wenn er wiederkehrte. Und er würde nicht mit ganz leeren Händen kommen. —

Es ist der 5. November 1632. Karin steht auf dem Abhang vor der Hütte. Noch nie hat sie das Meer so hoch gehen sehen. Es tocht und siedet in finsterner Wut, und nun jagt plötzlich ein Windstoß wie ein scheuendes Pferd an der Hütte vorbei, reißt Karin fast um und droht, sie in die Wogen hinabzustürzen. Sie muß in das Haus gehen und die Tür schließen, aber Ruhe findet sie auch drinnen nicht. Die Hände über der aufgeschlagenen Bibel gefaltet, sitzt sie am Tisch, starrt in die nächtliche Finsternis hinaus, und ihr ist, als nahe etwas Entsetzliche

heran. Ein Mächtiger reitet über das Meer, der Gewaltigste von allen, der Tod. Was will er? — Für wen bringt er eine Botschaft? Ihre klammen Hände erstarren auf den vergilbten Blättern des heiligen Buches, doch ihr Herz klopfte in heißer Angst, als wolle es selbst den Sturm übertönen. Kein Schlummer kommt in Karins Augen; sie schließt sie nicht einmal. Durch das rasende Unwetter erschauen sie blutige Bilder. — Sie ist einfältig und abergläubisch, die Glöcknersfrau, und sie glaubt an Ahnungen und Wahrzeichen.

Deshalb eilt sie früh am nächsten Morgen den Waldweg hinunter zum Birkenhain. Ein paar Nachbarn sind mit ihr. Man schart sich gern zusammen an diesem Tage, da das Grauen der Nacht noch wie ein Ubel im Blut kreist, denn einen so entsetzlichen Sturm hat seit Menschen-gedenken niemand erlebt. Die Dächer sind von den Häusern gerissen, und stehende Leitern umgefallen und zerbrochen wie Glas.

Mit bleichen Gesichtern folgen sie Karin; auch der Kaplan ist mit ihnen. Er will seine Herde versammeln, um Gottes Barmherzigkeit anzurufen. Durch den Birkenhain schlängelt sich der Weg zur Kirche. Der Priester pocht an die verschlossenen Hüttentüren. „Kommt mit!“ ruft er. „Wir haben sicher heute alle für etwas zu beten. Eine Nacht wie die letzte rüttelt das Gewissen auf.“

Mutter Karin eilt voran. Sie will hinauf in den Glodenturm und sie zusammenläuten, auf daß alle Inselbewohner den Ruf hören. Sie geht auf klappernden Holzschuhen. Als sie aber an die Birke kommt, bleibt sie stehen. Denn siehe, der Baum liegt da wie ein junger Riese, im Kampf gefallen, leuchtend weiß, als wäre er mit einer silbernen Rüstung gegürtet. Die frischen, starken Wurzeln strecken in trotziger Drohung ihre Zweige in die Luft. Karin wirft sich zu Boden und bricht in ein trodenes, tränenloses Weinen aus.

„Ach Herr Gott, Herr Gott, so ist es also aus mit Matts!“ Ihre Hände tasten an den Wurzeln entlang, als lieblose sie geliebte, leblose Glieder. Plötzlich zuckt sie zusammen. Ein Erdklumpen hat sich gelöst und — verstreut in ein Reich von starken Wurzelsafern findet sie die Ringe. Sie sind schwarz geworden in der Erde. Sie reibt und reibt daran, während ein heftiges Schluchzen ihren sehnigen, mageren Körper schüttelt. Alles andere hat sie vergessen über diese Entdeckung. Sie kann es nicht anders verstehen, als daß es ein Abschiedsgruß ist

von ihrem Matts. Was soll sie nun mit den goldenen Ringen? Und doch — sie küßt sie wieder und wieder, als die Erinnerungen wie ein leises, liches Flüstern an ihr vorüberziehen.

Aber nun legt der Priester seine dünne Hand auf ihre Schulter: „Ihr wolltet uns zusammenläuten, Mutter Karin,“ sagt er mild, „sofern Ihr die Kraft dazu habt.“ Sie erhebt sich. Noch nie hat Karin ihre Pflicht versäumt. Und heute — heute wird sie gewiß läuten.

Eine Weile später hat sie die dunkle, schwante Treppe zum Glodenturm erstiegen. Atemlos steht sie oben und kämpft mit einer dumpfen Verzweiflung, einer schwach noch flackernden Hoffnung. Sie ergreift das Seil mit zitternden und dennoch starken Händen. Nicht das gewohnte, abgenutzte Seil hat sie gefaßt. Es erscheint ihr zu spröde, zu dürftig. Mahnend wie des Lebens tiefster Ernst schallt der Glodenturm hinunter über die Insel. Es ist ein rausendes, brausendes Gebet. Es ist der schwerste Schlag eines Herzens, es ist eine Seele in Not — eine Seele in Glauben. Die große Glode ist es, die über Strand und Felder donnert. Die große Glode! Der Kaplan kommt heraus auf den Kirchplatz. Er nimmt den Hut ab und lauscht andächtig. Rings um ihn versammelt sich das Volk in stummer Frage.

Der Priester streicht sich das dünne Haar von der Stirn. Sein Blick ist tief von seltsamen Gedanken. Wie vermag sie, die schwache Frau, das schwere Erz in Schwung zu bringen? Mild blickt er mit seinem schönen, müden Lächeln auf die Schar ringsum.

„Ich weiß nicht mehr als Ihr. Aber ich vermute, daß Mutter Karins Furcht und Glaube der Botschaft der großen Glode bedurfte, um den Herrn zu erreichen.“ Die vielen Laufenden senken die Köpfe; halb nur verstehen sie die Worte des Priesters, doch sie werden mitgerissen von der feierlichen Stimmung, und sie vernehmen den dunkeln Fall des Klöpfels wie Schläge an die Himmelspforte.

Ob es Matts ist, der dort anpocht? Der alte brave Matts?

Monate später erst wußten die Björnöder, wer es war, der an jenem Tage, dem 6. November, über die Lebensgrenze geritten war. Ihr großer, herrlicher König war es gewesen. Matts dagegen lehrte wieder, ein armer Invalide, dessen größter Kummer es war, daß er nicht für die Seele des Königs läuten konnte, denn sein rechtes Arm und Fuß waren fort.



#### 50 jähriges Garnison-Jubiläum der 39er in Düsseldorf.

Dem Niederrheinischen Füsilier-Regiment Nr. 39 wurde durch A. N. O. vom 11. Oktober 1866 die Stadt Düsseldorf als Friedensgarnison angewiesen, und vor 50 Jahren, am 8. November 1866, rückte das Regiment in die festlich gestimmte Stadt ein, nachdem es etwa zwei Monate als Besatzungstruppe in Frankfurt a. M. gelegen hatte. Frühere Garnisonsorte des Regiments, das unterm 26. Januar 1818 gegründet wurde, waren Mainz und Koblenz. In vorstehendem Bilde sehen wir die alte Kaserne der 39er, die sich einst auf dem Exercierplatz an der Königsallee erhob, an der Stelle, wo heute der Stahlhof und andere Prachtbauten stehen.

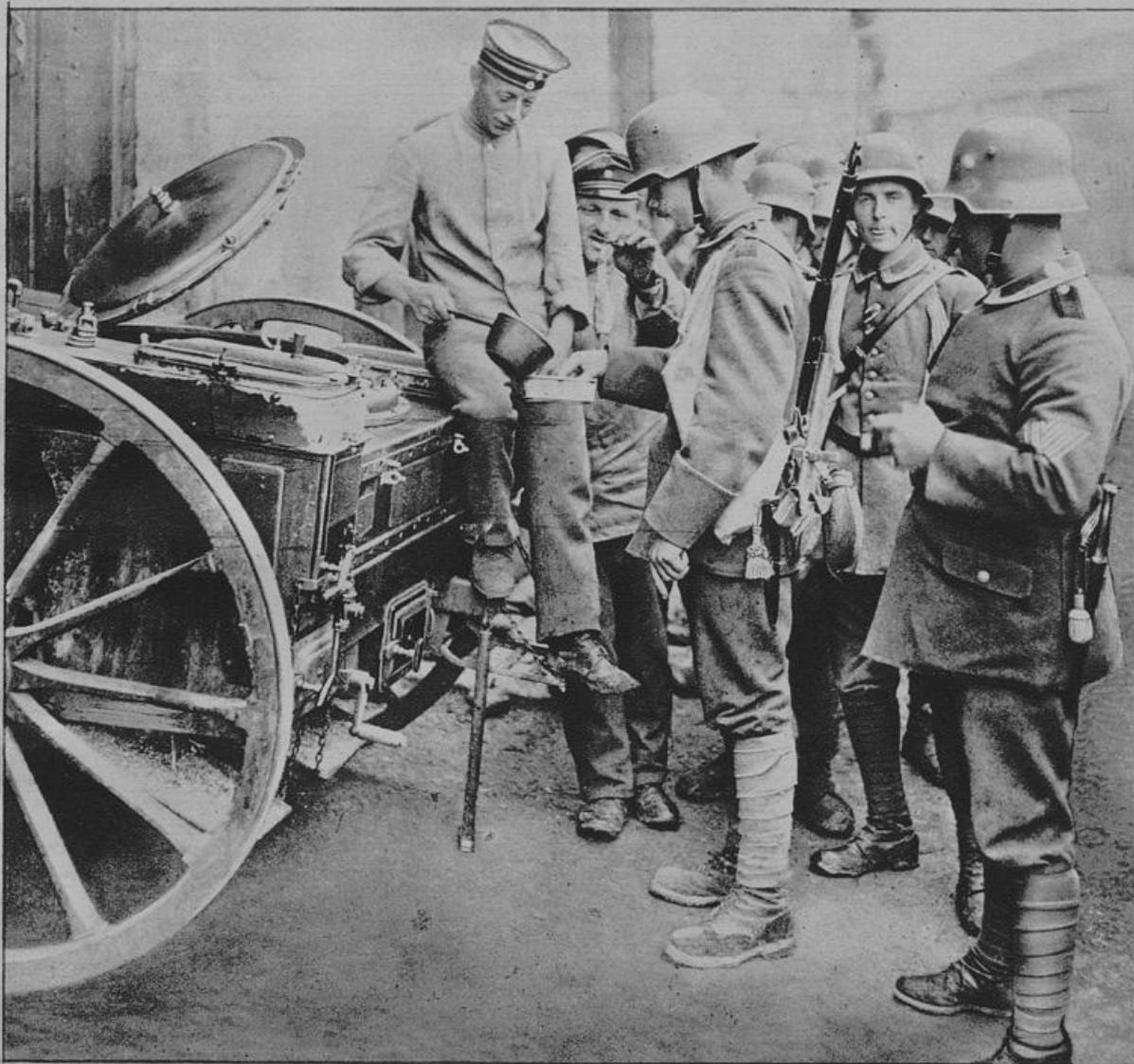
# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 48.

Düsseldorf, 25. November

1916.



Eisenausgabe der Feldküche an Sturmtruppen hinter der Front.

Phot. H. Groß.

# Eisen. / Von Fritz Müller.

**D**er Minettebroden dachte nach. Wie lange war er nun schon auf der Welt? Ei, das war schon eine hübsche Weile. Weit liefen seine Gedanken zurück, unheimlich weit. Die Dinge, die die toten heißen, haben ein langes Gedächtnis. Viel länger als das der Menschen.

Wie eine kurze Gerte schwankt das menschliche Gedächtnis zwischen Grab und Wiege. Eine kleine Strecke Weges, ein Taften zwischen dunklen Gängen. Eben ward's ein bißchen heller — da ist es schon zu Ende.

Nicht so bei Dingen. Nicht so bei dem Minettebroden auf dem lothringischen Erzfeld. Der bestrich mit seinem eisernen Gedächtnis die verfuntenen Jahrtausende, wie wir die Stunden. Er hatte Zeit da droben. Aberhaupt, was war dem Zeit? Ein Blinzeln seiner schweren Auglider — und schon hatte drunten in dem Tale ein Menschenleben seinen kurzen Zirkel fast vollendet. Ein zweites Blinzeln — und schon sank sein Kind ins Grab.

Der Minette Denken tropfte in die Vergangenheit. Und jedesmal, wenn ein Jahrtausend abgerollt war, gab es einen Klang, wie wenn geschmolzene Eisentropfen in das Wasser zischen.

„Wie ist mir denn?“ sagte er, „Ich lag doch damals an die tausend Meter höher. Wie rasch doch diese Berge schmelzen. Wie lange wird es dauern, und die Erde ist ein Tisch, ein flacher Tisch.“

Weiter lief sein Denken ins Vergangene. Meere ebten auf und nieder. „Ja, ja,“ sagte der Eisenstein langsam, und zwischen jedem seiner Worte ward ein junger Menschenscheitel bleich vom Alter, „ja, ja, nun fällt mir's ein, einst wiegte ich mich fein gelöst im Ozean. So fein war ich, daß mich die Fische gar nicht sehen konnten. Ich aber schaute ihre blinkenden Silberschuppen. Und als ich müde war vom Wiegen und vom Schauen, setzte ich mich nieder und — so ward aus mir der Eisenstein.“

Und dann dachte er darüber nach, wie er in das Meer hineingekommen war. Aber da versagte plötzlich sein Gedächtnis. Er wußte es nicht mehr.

„Hm,“ sagte er nachdenklich, es scheint, ich werde alt.“

Und da begab es sich, daß zwischen diesen Worten ein neuer Lebensstrom ins Tal zu seinen Füßen schoß. Eisenhütten wuchsen aus der Erde, Hochöfen stiegen in die Luft.

Mit Wagen fuhren sie der Eisenberge Flanten an. Spitzhaden senkten sich in das Gestein, und Stollen trieb man in den Seiten der Berge.

Wenn der Berg die Zeit empfände wie wir Menschen, aufgeschrien hätte er vor Schmerz. Aber Berg fassen im Empfinden mindestens ein Jahr zusammen. Und weil in einem Jahr nicht nur Haden klirren, sondern auch die Matten grünen und die Vögel singen, kommt selbst für aufgedachte Berge ein erträgliches Gesamtgefühl heraus.

Brausend kam die neue Zeit auch über unsern Eisenstein. Dröhnend stieg die Menschenarbeit an den Halben aufwärts. Dampf wallte darüber hin und ein Gewetzel war den ganzen Tag, daß der Minettebroden manchmal zitterte vom Prall der Hämmer und der Haden.

Und eines Tages traf ihn auch die Hade. In einem Bogen sprang er durch die Luft in einen Wagen hin zu seinesgleichen. Dampf schleppte ihn ein Stück durchs Land. Kleine Wagen zogen ihn und seine Brüder schief hinauf zur Mündung eines hohen Ofens. Reihum stürzte er mit Kots in einen Schlund. Da lagen sie in Schichten, Kots und Erz, und Erz und Kots, silbergrau und schwarz und schwer. Glühend streicherte hitzer Wind darüber hin. Kalt polsterte dabei herunter. Da schmolz des Eisensteins Herz. Er vertränte in die Tiefe. Dabei entriß ihm seine Kohle den Luftgejellen Sauerstoff, der sich am Berg mit ihm verbrüdet hatte und gab sich selbst dafür in die Ehe.

Funteind schoß die Eisenschlange aus dem Stöckloch, rann durch Sand zum Mischer und zum Stahlwerk in die Riesenbirne. Wieder fauchten heiße Winde durch das Eisenmeer, heulend stieg ein Eisenlied hinauf zum Himmel, und die kurze Kohlenstange wurde bis auf einen kleinen Rest zerfressen.

Jetzt war er Stahl geworden. Man goß ihn zu Zyklopenblöcken. Walzen knirschten über seinen weißen Funkenleib, einmal, zweimal, dreimal.

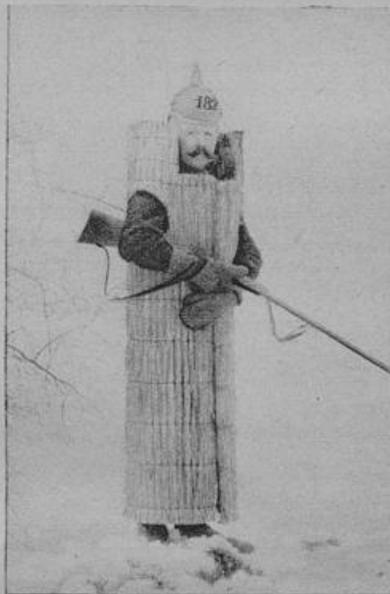
„Ist das das Ende?“ dachte der Gefelle.

Und siehe, ein blante Schiene war aus ihm geworden. Ein Stempel brennte ihm an der Lende und verharst. Die Schiene zieht ins Land hinaus. Um die halbe Erde rollt sie, durch Hitze und durch Kälte



Vom Winterfeldzug in den Waldkarpathen. Vorbringen von Proviant in die erste Linie.

Stöckloch, rann durch Sand zum Mischer und zum Stahlwerk in die Riesenbirne. Wieder fauchten heiße Winde durch das Eisenmeer



Ein eigenartiger Militärmantel — aus Stroh — zum Schutz gegen die Kälte. Wachtposten in dem Strohmantel.



Der Strohmantel als Schlafsaal.

Sibirien — halt, sie ist am Ziele. Da liegt sie nun, ein Stücklein von der Erde größtem Eisengürtel.

Tausend Züge donnern über sie. Auf ein paar Meter Länge rollen frohe Menschen, rollen stille Menschen auf der Schiene, rollen Güter ohne Zahl. Soldaten kommen. Kriege knattern über ihren Eisenleib. Keine Ruh' ist mehr und keine Rast.

Wind und Wetter segte über diese Schiene. Eisig kroch's heran vom Norden. Es tat der Rost sein schiefesblättrig Maul auf. Aber still und ruhig lag die Schiene da, in einer Linie mit den Schwestern. Nur einmal bog sie sich ein wenig auf in Sehnsucht nach der fernem Heimat — trach, splitterte ein Zug in Scherben.

Wieder rollte die verbogene Schiene über Land. Wieder glühten Feuer auf um sie. Aus der Schiene ward ein Träger. Aufrecht stand er da in einem hohen Hause. Riesenlasten trug er spielend. An seiner Flanke gingen viele Menschen aus und ein.

für diese Sprache. Es sei denn, daß wir wieder Kinder würden. Beim Klang von Glocken sind wir alle wieder Kinder. Darum hatte unser Eisenbroden nie soviel Freunde wie zu seiner Glodenzeit.

Auch diese ging vorüber. Es kam der Feind ins Dorf. Der goh die Glode um zu Kugeln. Ei, wie pfiff da unser Eisen übers Schlachtfeld. Und wie hat es gut getroffen. Eine neue Wohnung tat sich auf für unser Eisen. Warm ward es umriestelt von dem Blut der Menschen. Und da war es, daß zum ersten Male unser Eisen staunte: Freundnachbarlich klang ihm aus dem Menschenblut ein Gruß entgegen. Im Blut des Menschen zirkulierte brüderliches Eisen.

Nur eine Weile noch, dann sank der Mensch ins Gras und ward begraben. Und wieder eine kleine Weile — sieh, da griffen Pflanzern arme in die Erde und hoben unser Eisen wieder auf ins grüne Blatt ans Licht der Sonne. ?

„Du sonderbare Welt, du, ohne Rast und Ruhe,“ sagte das Eisen.



Zur Wiederaufrichtung des Königreichs Polen.

Phot. R. Sennede.

Abordnung von Offizieren der Polnischen Legion im Hof des alten polnischen Königsschlusses in Warschau.

„Für die Ewigkeit hält solch ein Eisenträger,“ sagten sie.

Nur ein paar Atemzüge lang war diese Ewigkeit für unsern Eisenträger. Eines Nachts wachte er auf. Wieder fühlte er sich von der alten Glut umflammt. Aber nicht im Puddelofen war es. Das Haus, mit dem er sich verbunden hatte, brannte. Brannte lichterloh. Es war wunderschön. Der Eisenträger hörte Feuerhörner tuten, Wagen rasseln, sah Helme blihen. Doch daß die Menschen jammerten und schrien, das verstand er nicht. Er glühte auf vor Lust — und krachend stürzte eine Mauer ein.

Man goh ihn um. Mit andern Metallen schmolz man ihn zusammen. Da wurde er zur Glode. Die schwang und hatte eine Sprache. Eine Sprache, die sogar verständlich war für jene Menschen, die vor den Dingen sonst behaupten, daß sie keine Sprache hätten. Ach, alle Dinge haben immer eine Sprache. Nur wir selber haben kein Gehör

Aber es war doch wieder froh, dem Sang der Vögel zuzuhören.

Auch die Pflanzen starben. Wieder sank das Eisen in die Erde. Zu einem langen Schläfe wollte es sich vorbereiten. Da kamen die Wasser und schwemmen es auf einem langen Weg ins weite Weltmeer. Leise schaukelten es die Wellen in lang entbehrten Schlaf.

Und als es ein Jahrtausend oder so geschlafen hatte, erwachte es und sah sich um und sagte:

„Wie ist mir denn? Bin ich nicht früher schon einmal im Meer gewesen?“

Und plötzlich spürte es, wie es sich in feinen Schüppchen auf dem Meeresboden niederließ.

„O,“ sagte es, „o jezt weiß ich's, der Ring hat sich geschlossen, der Eisenting des Schicksals fängt von neuem an zu rollen — wohlan, wohlauf!“



**Feldgottesdienst unter einer Linde in Chevigny südl. Laons (Frankreich).**

In der Mitte Erz. von Zwehl, der Kommandeur der im Departement Aisne stehenden Besatzungstruppen.

Phot. Franz Otto Koch.

# Die Geige. / Skizze von Hermann Töpfer.

Beim alten Schullehrer hing eine Geige in der Stube, eine alte, dunkelbraune Geige. Sie hing gewiß schon lange dort an der Wand, ohne daß sie eine Hand berührt, ein Bogen sie gestrichen hätte; denn sie war mit einer grauen Samtschicht Staub bedeckt, und um ihre einzige Saite, die sie noch besaß, hatte eine arbeitssame Spinne ein hübsches, gleichmäßiges Muster von Fäden gewirkt.

Das war aber nur möglich gewesen, weil der Schullehrer ein Witwer war und ihm keine Haushälterin zur Hand ging, denn er war eigen und sonderlich, und es gab noch mehr Ecken und Winkel, die die stillen, emsigen Künstlerinnen in Silberfäden des Vergessens eingesponnen hatten, und über manches Spind und über manchen Schrank war der Schleier von feinem Staub gebreitet.

Wie in einen Dornröschenschlaf war die ganze Stube des Alten versunken, seitdem er allein für sich hauste. Selbst die alte Uhr war stehen geblieben und schwieg. So war eine atemlose Stille im Zimmer. Nur daß manchmal leise eines der alten Möbel knakte, wie es wurmstichiger Hausstat zu tun pflegt. Und nicht selten kam es vor, daß auch von der alten Geige her ein leiser Seufzer herniederkam, wenn ein Luftzug über die eine letzte Saite strich. Dann kam es wohl vor, daß der Alte verträumt aufblickte und den Kopf schüttele. Doch — wenn ihm dann wohl auch Erinnerungen auftauchten — er ließ das Instrument oben am rostigen Nagel hängen, der Seufzer der Vergessenen blieb ungehört. —

Da geschah es eines Tages, daß ein Knabe von seiner kranken Mutter zum Lehrer geschickt wurde mit dem Ansuchen, er möchte der Schule fernbleiben, denn sie habe keine Hilfe in ihrer Not.

Ein blonder Knabe war es mit großen, klugen Augen, in denen viel Unerwartetes lag, und die bereiteter zu sprechen wußten als die wenig gewandten Lippen.

Wie der zu dem Alten in die Stube trat, ging ein Lufthauch von der Türe zur Wand und rührte an der Saite der alten Geige, und aus dem hölzernen Bufen klang es fein und dünn wie aus einer zerbrochenen Menschenbrust. Noch ehe der Knabe einen Ton gesprochen hatte, blieb er erschreckt stehen, sein Blick fiel auf die Seufzerin, und er hauchte in freudigem Erstaunen: „Eine Geige!“

Lange blieb sein Auge an dem Instrument haften, und nur mit Mühe fanden sich seine Gedanken zur Ausrichtung des Auftrages, den ihm seine lebende Mutter gegeben, wieder zusammen.

Der Alte hatte lächelnd die Zwiesprache verstanden, die die Augen des Jungen mit dem lodenden Wesen gepflogen hatten, und da er den Kleinen leiden mochte, sagte er: „Magst du sie dir einmal in der Nähe ansehen, die Geige?“

Der Blonde wurde rot, teils aus Scham, teils vor Begierde, das Instrument berühren zu dürfen. Und ohne daß sein Mund zu sprechen wagte, baten seine Blicke um diese Günst.

Da erhob sich der alte Lehrer, ging zur Wand hin und griff mit seinen weissen Fingern nach Geige und Bogen. Das Silbernetz der Spinne zerriß leicht, und der Staub zerstreute sich.

Der Alte fuhr mit seinem Armel säubernd über das Holz der Geige und kloppte dann — wie ein Arzt die Brust des Kranken — Rücken und Vorderteil, wobei er das Ohr lauschend neigte. Hohl klang es aus dem Kasten wider, und die einzig treu gebliebene Saite schmarrte plärrend. Schweigend blickte der Knabe auf das Instrument.

„Hat lange da oben gehangen,“ sagte der Alte, „muß neue Saiten haben, dann klingt sie besser.“

Er nahm den Bogen, klemmte die Geige unter das Kinn und strich einige Male über sie hin.

Der Knabe trat schon zurück. Der Alte setzte ab und lächelte kopfschüttelnd, „dann klingt sie besser“, wiederholte er.

„Hat einmal bessere Tage gesehen,“ fuhr er fort, indem er sie zärtlich ansah, „und Erfolge gefeiert, — ist nicht echt — aber lieb ist sie mir. Hab sie vom Vater — war so groß wie du, Bub, so groß. Sollte Künstler werden — ach Gott ja, Künstler! Schau, und nun hängt sie verstaubt an der Wand, und ich sitz hier, — da, mit nur einer Saite — einer Saite. Alle andern sind gerissen mit der Zeit — eine nach der andern. So eine Geige ist wie ein Mensch, wer nicht Vorrat an neuen Saiten hat, der sieht eines Tages so da wie sie — unbrauchbar, verstaubt, mißtönend. Aber eine Saite hat sie doch noch behalten.

Und sie klingt noch — ping — hehe, wenn es auch nur eine Saite ist — — —“

„Was meinst du, wollen wir ihr neue Saiten geben? Neue Saiten für junge Finger, und wenn diese jungen Finger sie meistern werden, wie einst diese alten, dann soll sie bei ihnen bleiben — nicht mehr an dieser Wand dort — hm?“

Er streckte den mageren Arm, der die Geige hielt, dem Jungen entgegen. Der tastete zögernd, mit leuchtendem Aufblick nach dem Instrument. Der Alte sah das Leuchten in den Augen des Kleinen, und er nickte: „Da nimm sie nur, und mach mir Freude und ihr Ehre!“

Ohne an ein Dankeswort zu denken, ergriff der Blonde die Geige und trug sie strahlenden Auges hinaus.

Lächelnd sah ihm der Alte nach. Lächelnd und seufzend. Und er saß lange in seinem Stuhle am Ofen und gab den Gedanken freie Bahn.

Andern Tags saß der Blonde in der Klasse mit einer stummen Ergebenheit, ja Andacht. Nie war er so still gewesen, und mit Nahrung und Wohlgefallen blickte ihn oft der alte Lehrer an, legte ihm wohl auch mal die Hand auf den buschigen Kopf.

Als es Mittag läutete und die Bänke sich leerten, machte er „Psst“ und winkte den Jungen zu sich.

„Na, du, die Geige — hm? Komm heute nach dem Essen zu mir. Will's versuchen, dich die ersten Griffe zu lehren.“

Der schüchterne Knabe senkte den Kopf noch tiefer, als er ihn bisher trug. Und es war, als ob er die brennende Röte, die seine Wangen überflutete, verdecken möchte. Nach einer Weile flammelte er: „Wir haben — haben — kein Geld, Herr Lehrer!“

Der Alte lachte behaglich und sah des Jungen Hand: „Wie? Was? Geld? Ich fordere kein Geld, mein Kind, mir ist es Lohn genug, wenn du Lust mitbringst und Fortschritte machst. Sollst doch ein Künstler werden,“ setzte er eifrig hinzu.

Aber der Knabe schüttelte wieder den Kopf und schluckte auf. „Mutter —“, sagte er leise, „Mutter — brauchte Arznei — und wir hatten kein Geld — und —“, ein plötzliches Schluchzen ersetzte sein Sprechen.

Dem Alten war es in diesem Augenblick, als vernähme er den Ton einer springenden Saite in seinem Ohr — oder war er in seiner Brust erklungen?

„Kind,“ sagte er, und presste dem Knaben innig die Hand, „da's war gut und recht! — Und — geht es der Mutter besser?“

„Ja!“ hauchte der Knabe und hob den tränenumflorten Blick zum ersten Male voll zu seinem alten Lehrer auf.

„Grüß sie von mir, deine liebe Mutter,“ sagte der Alte und verließ den Kleinen.

Dann ging er die Straße entlang und bog in die kleine, dunkle Gasse ein, wo er den Laden des Althändlers wußte. — Vor dem kleinen Schaufenster, das mit einer Fülle von Plunder angefüllt war, blieb er stehen.

Ja, da stand sie, seine alte Geige! Neben einem Paar Lackstiefeln, Taschenuhren und dem Trichter eines Grammophons thronte sie. An ihrem Halse hing ein Zettel mit blaustiftbuchstaben: Extra billiges Angebot! Echtes Stradivarius! Nur 38 Mk. Aus dem Besitze eines großen Künstlers!

Nicht lange stand der Alte vor dem Fenster. Seine rotumränderten Augen brannten, er mußte sich wegwenden. Waren es die vielen Ausrufungszeichen, die ihn schmerzten, oder dachte er an den stillen, tapferen Knaben? Er wußte es nicht. Nur eins sah und wußte er: Die letzte Saite seiner Geige war nun auch gesprungen.

Wahrscheinlich, der Althändler hatte es nicht einmal für nötig gehalten, sie neu zu beziehen. Er stellte sie zum Kauf aus, lieblos wie jedes andere Stück, wie die Stiefel, die Taschenuhren, den Grammophontrichter. Als wenn sie sich nicht selbst verkauft hätte, um ein Menschenleben zu retten, die alte, schadhafte, stummgewordene braune Geige. Als wenn sie nicht zwei Hoffnungen auf dem Altar der Liebe geopfert hätte! Nun aber war sie jedem feil, der zu feilschen wußte. Dem erstbesten Käufer gehörte sie, und er durfte mit ihr machen, was ihm beliebte.

# Ein Erlebnis. / Von Felix Freiherr von Stenglin.

**S** glauben Sie nur ja nicht, daß Höflichkeit allemal die Herzen gewinnt! — erwiderte mir der Major, als ich auf einem Spaziergange die angeborene Gabe der Höflichkeit, die selbst bei widrigen Gelegenheiten standhalte, gepriesen hatte. — Und er fuhr fort:

„Höflichkeit ist ungemein angenehm zu gewissen Zeiten, ja sogar bezaubend, aber sie verfehlt häufig ihren Zweck. Unter gewissen Umständen bekundet sie sogar die Schwäche des gegnerischen Standpunktes und bewirkt das Gegenteil von dem, was sie soll. Vor allem ist sie, obwohl ich ihre Kulturbedeutung nicht verkenne und mich ihrer nach Möglichkeit selber befleißige, doch mehr oder weniger charakterlos, während die Grobheit immer aufrichtig ist. Ich bin daher dafür, daß man sich nicht für jeden Fall auf die Höflichkeit festlegen, sondern sie wie eine feine Waffe nur mit Auswahl gebrauchen sollte. Sie ist in Nebekämpfen des Lebens das Florett, und die Grobheit ist das zweihändige Mannes Schwert. Doch das alles hat der Dichter viel schöner gesagt, als er das klassische Wort prägte von den goldenen Rücksichtslosigkeiten, die zuzeiten erfrischend wie Gewitter wirken.“

Mein alter Freund Rupprecht, mit dem ich in Kadettenzeiten gemeinsam mensa studi und harte Kloppe unter dem Speisetisch festgenagelt hatte — was entschieden nicht gebilligt werden soll, trotzdem es unhöflich ist, unhöflich nämlich gegen den nächsten, der einige Tage später arglos unter den Tisch saß —, dieser mein alter Freund hatte sich im Laufe der Jahre ungemein verfeinert. Er war bei einem Gardekavallerie-Regiment gewesen, hatte bei den großen Rennen Pferde laufen lassen, war Kammerherr geworden, hatte eine unermeßlich reiche Gräfin geheiratet und sich ein Schloß gebaut, und nun traf ich ihn nach langer Zeit wieder, als ich meine Klitsche in Ostpreußen, das Kravonien, übernahm, wo ich eine Reihe von Jahren meines Landlebens schlecht und recht unter Hoffnungen und Enttäuschungen verbracht habe. Nicht weit davon war Rupprechts väterliche Scholle. Er lebte da wie ein großer Herr, hatte einen Administrator, züchtete Bollblut und fuhr viere lang durch die erstaunten nachbarlichen Gefilde. In dieser Verfassung begegnete er mir einmal, als ich in meinem grauen Abergroß mit der Filzmütze und den hohen Wasserstiefeln, den Knotenstod in der Hand, zu meinem Roggen ging, der die Gewogenheit hatte, bei der barbarischen Hitze auszufallen, ehe ich ihn hereinbringen konnte. Es ist dem Menschen tief eingegeben, daß er sich mit unwiderstehlichem Zwange sein Unglück vor die Nase hält, um es recht inbrünstig zu genießen. Das war in diesem Augenblick mein Fall, ich ging zum 7-ten Male in diesen Tagen nach dem Roggen Schlag, um mich von der faulen Sachlage zu überzeugen — während ich doch die Leute nicht herankriegen konnte, da sie das Heu bergen mußten, das vorher durch Regen fast schwarz geworden war — und um Betrachtungen darüber anzustellen, wie lange die Bemühungen, für andere Leute Binsen aus dem Boden herauszuwirtschaften, wohl noch mit einigem Erfolge fortgeführt werden könnten; einen Zweck hatte es weiter nicht. Da sehe ich eine Staubwolke vor mir aufsteigen und suche im Innern schon über das vornehme Gefährt, das mich im nächsten Augenblick zwingen wird, die halbe Landstraße auf meinem Rod mit fortzutragen, ohne einen Funken sittlicher Notwendigkeit. Da ist er schon heran, der lutscherische vornehme Herr, zügelt seine eleganten Braunen, legt die Peitsche zum Gruß an den Hut und ruft:

„Ist es wahr? Sind Sie es, W.? Welche Freude, sozusagen auf Ihrem Boden —“

„Nicht ganz,“ werf ich ein, „die Landstraße ist leider gemeinschaftliches Eigentum des Kreises und sämtlicher Hammelherden der Umgegend.“ Er lacht, wie man sagt, „sein“, der alte Freund meiner Jugend, und läßt mich außerordentlich liebenswürdig ein, ihn bald einmal zu besuchen.

„Alter Freund,“ sage ich und ignoriere das Sie, das verkehrt hätte sein können, wenn es nicht einfach der logische Ausfluß der Feinheit gewesen wäre, jedenfalls aber auf eine Klust hinwies — „alter Freund, das wollen wir auf sich beruhen lassen. Es ist mir ja sehr angenehm, dich nach so langer Zeit einmal wiederzusehen, aber du nimmst es mir hoffentlich nicht übel, wenn ich mich in meiner Verborgenheit am wohlsten fühle und mein Verlangen nach Tees und

Selbstliners im Innern verschleße, denn ich gedenke diese Dinge unter keinen Umständen zu erwidern, weil mir eben mal wieder der Roggen ausfällt, und auch aus tieferen Gründen, und käme ich, so wäre doch das die Folge, denn wer A gesagt hat, muß — wenn er nicht beleidigen will — auch B sagen. Sollte ich dich sonst mal wieder auf der Landstraße oder beim Wirt, zum schwarzen Adler in D. treffen, so wird es mir stets eine besondere Genugtuung sein.“

Er wollte mir mit großer Zungenfertigkeit und liebenswürdigen Versicherungen beikommen, aber ich blieb standhaft, und nachdem wir uns noch über die schlechte Ernte unterhalten und die üblichen Erklärungen über das Ergehen der Familienmitglieder ausgetauscht hatten, zogen wir unserer Wege; er, um weiter Staub aufzuwirbeln, ich, um an meinem Roggen Schlag die Fortschritte des Unheils festzustellen.

In der nächsten Zeit trafen wir uns noch öfter bei dieser oder jener Gelegenheit, und er unterließ nie, mich immer dringender und höflicher einzuladen. Er hatte, so behaupteten wenigstens andere, etwas Vesteckendes an sich, und seine Höflichkeit war im Umkreis von 10 Meilen und sogar in Berlin bei Hofe notorisch. Ich sah zwar aus seinen wiederholten Aufforderungen, daß ihm wirklich etwas an meinem Besuche lag, und ich ahnte auch, daß unter der Fülle noch etwas vom reinen Menschentum übrig geblieben sei, aber seinen Versicherungen, daß er ganz der alte, einfache Rupprecht aus der Neuen Friedrichstraße 13 geblieben sei — das war ja, wie Sie wissen, der Marstempel, den der Soldatenkönig 1717 für die kommenden Geschlechter seiner Armee errichtete —, diesen mit großer Festigkeit und freundschaftlichem Lächeln abgegebenen Versicherungen traute ich nicht recht. Man weiß, wie es bei Aufforderungen zum Spiel zu gehen pflegte. Der Tugendhafte wird mit der Versicherung geködert, daß es ja nur um Dreier gehe, und wenn er rausgeht, hat er ein Rittergut verloren, das ihm vielleicht gar nicht gehört. Mein Haus und mein Ader, das war zeitlebens meine Welt, und ich bin zwar zuzeiten ein großer Freund von anregender Unterhaltung mit gebildeten Menschen, und ein Glas Wein, wenn es — merke wohl! — gut ist, hat mich noch nie zu Boden geschmettert, habe auch selbst gern Gäste bei mir gehabt, und sehe im Frad, wie meine liebe Frau wenigstens behauptet, bei gewissen Anlässen nicht übel aus; aber was man den Strom der Geselligkeit nennt, in dem sich die Menschen wie Korke umhertreiben lassen, ohne zu wissen, was es für einen Zweck hat, das war mir stets ein Greuel und ein Argernis.

Längere Zeit hatten wir uns nicht gesehen, ich war standhaft gewesen und nicht gekommen. Da trafen wir uns auf dem Schweinemarkt in D. in Ausübung unseres Berufes. Mitten in dem Gequie und Geseilsche steht plötzlich mein Freund, der Kammerherr v. Rupprecht, vor mir. „Du hier?“ sage ich erstaunt. „Dich konnt‘ ich mir unter Schweinen gar nicht mehr vorstellen.“

Wir reichten uns die Hand und ergehen uns darauf einige Minuten hindurch in höchst anregenden Betrachtungen über die Schweinepreise und das schlechte Wetter. Endlich fängt er wieder an, mich zu einem Besuch in seinem Schlosse aufzufordern.

„Du bist sehr gütig, mein Lieber,“ sage ich, „aber du kennst ja meine Gründe, weshalb ich die freundliche Einladung ablehnen muß.“

Da geht etwas Seltsames vor, ja. Er hebt die Rechte, läßt sie mit empfindlicher Festigkeit auf meine Schulter fallen, sieht mich mit rollenden Augen an und brüllt mit Donnerstimme, so daß der ganze Schweinemarkt erschallt: „Hund, du kommst!“

Ich war durch diese Wendung so verblüfft, daß ich ihm erst einige Sekunden lautlos in die Augen sah und dann unter gespannter Aufmerksamkeit aller Umstehenden — mit Ausnahme der Schweine, die weiter quiekten — zu ihm sagte: „Ja, lieber Freund, damit ist die Angelegenheit in ein ganz neues Fahrwasser gekommen. Ich will gestehen, daß ich an dir gezweifelt habe, aber jetzt sehe ich, daß du noch der alte bist, und so werde ich nicht verfehlen, auch mit meiner lieben Frau demnächst meinen Besuch zu machen.“ Nun, damit dürfte ich Ihnen doch bewiesen haben, daß die Höflichkeit nicht allemal am Plage ist, weil sie irreführt und an Farblosigkeit leidet, während ein treues Wort zur rechten Zeit immer seine Stätte findet.“



ALEX. KIRCHER  
1916

Verfenkung feindlicher Munitionsschiffe im nördlichen Eismeer durch deutsche Tauchboote.

Urzeichnung von Alex Kircher.

## Nach der Erstürmung von Predeal.



Der Sieger vom Roten-Turm-Paß: Generalleutnant Krafft v. Delmensingen, Erz., der Führer des tapferen bayrischen Korps, vor der Telephonstelle eines Gefechtsstandes bei Predeal.

Der bayrische Generalleutnant Krafft von Delmensingen machte mit seinem Korps den berühmten Umgehungs-marsch durch das Gebirge und vollendete Falkenhayns Sieg bei Hermannstadt durch die Bezwingung des Roten-Turm-Passes, indem er durch sein Ausweichen im Rücken der rumänischen Armee deren Niederlage zu einer katastrophalen machte. Folgen dieser Ereignisse waren die Rückeroberung Kronstädts und die Erstürmung von Predeal mit dem gleichnamigen Paß. Die Rumänen hatten sich hier, 1000 m ü. d. M., sehr stark befestigt; aber ihre Stellungen wurden durch die Artillerie der Verbündeten gebrochen, und der Sturm der Deutschen und der Honveds brachte den Paß und den Badeort Predeal in unsere Hand.



Die Paßstraße von Predeal nach ihrer Erstürmung durch die deutschen Truppen.

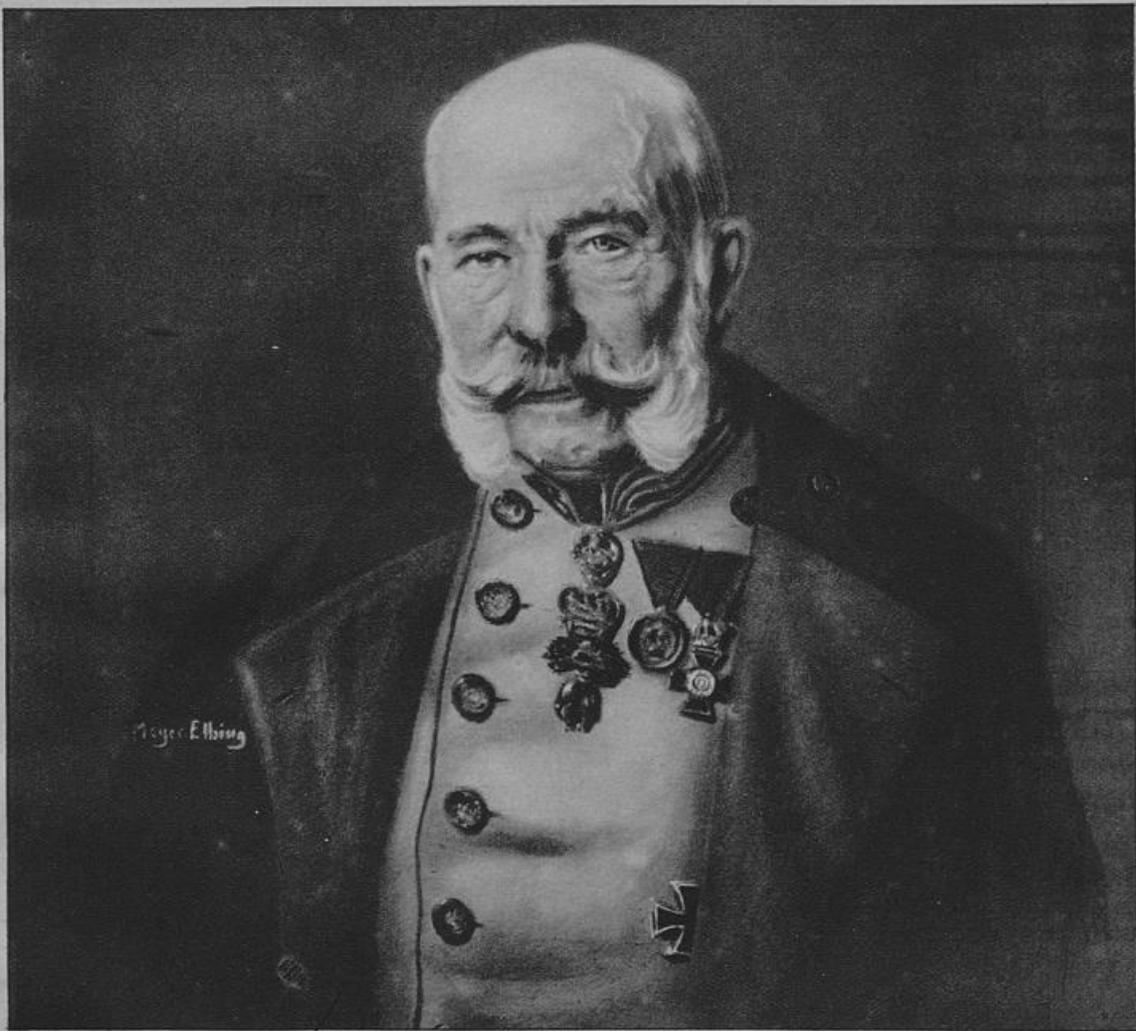
# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 49.

Düsseldorf, 2. Dezember

1916.



Kaiser Franz Joseph I. von Österreich, apostolischer König von Ungarn †.

Nach dem Originalgemälde von Oscar Meyer-Elbing.

# Weichselheimweh.

Polnische Studie von Marie Louise von Bancels.

Grabina\* Alexandra Lewandowska litt wieder einmal an der Schwermut. Die Schwermut ist eine slawische Volkskrankheit, bei Russen und Polen gleich zu finden; beim träftigen Bauern, der sein Feld pflügt, beim schwerreichen Mann, der oft mit dem Geld um sich wirft, beim heimlosen Landstreicher. Die einen betäuben die Schwermut mit Wutti und die andern mit Champagner. Wieder andere, die ganz Hochstehenden, Durchgeistigten, erkranken an allerlei seltsamen Hirngespinnsten: tollen Erzentritzitäten, wunderlichen Philanthropien, oder dem Gegenteil, einer unterwühlenden, nichts achtenden Maulwurfsarbeit trauriger Gedanken. Sicher war der erste russische Nihilist ein unheilbar Schwermütiger.

Soviel von dieser Volkskrankheit.

Grabina Alexandra wußte nur, daß ihr heute nichts recht war, nichts gefiel. Gestern noch war es anders gewesen. Sie tanzte, lachte, sah entzückend aus in ihrer mattblauen Toilette, überfüllt mit flimmernden Taupelren; wie rasend hatte man ihr den Hof gemacht; aber heute quälte sie alles, war ihr alles gleichgültig, auch der Morgengruß ihres eleganten Gemahls, der sie auf Händen trug. Nichtachtend legte sie die vielen Zeitschriften, Bücher und Broschüren beiseite, die täglich vom In- und Auslande bezogen wurden. Wissenschaftliche, schöngeistige. Stand sie doch im Ruf einer kleinen Gelehrten, hatte ihre Erziehung in Paris und London genossen. Zwei schmeichelhafte Briefe glühender Verehrer gingen ungelesen über den Kohlen des Samowars in Rauch auf, und den kleinen Jas, der fröhlich krähe auf dem Arm seiner Ketten- und bändergeschmückten Wärterin erschien, schidte sie einfach weg. War sie heute hübsch? Kaum. Der silbergezierte Handspiegel sprach eher vom Gegenteil: ein schmales, allzu blaßes, unregelmäßiges Gesicht, ein Teint wie der Opal der Meermuschel. Große, verschleierte graue Augen, unter denen jetzt bläuliche Ringe standen. Sie war reizvoll, wenn sie tanzte, lachte, wenn kleine Sprühtüpfelchen um den ein wenig zu großen, intensiv roten Mund zuckten; dann lag ihr alles zu Füßen, willenlos, dann verbreitete sie einen beinahe hypnotischen Sympathietreis um sich her.

Ein Diener meldete: ob die aus Paris angekommene hochverzollte Kiste ausgepackt werden solle? Eine kostbare Kunstsache. Nein, es hätte Zeit, sie möge stehen bleiben; jetzt wollte sie ihren Morgen-spaziergang machen, allein sein.

Nichts war ihr lieber als der Weg an der Weichsel, das Hineinsehen in diesen seltsamen Fluß, der mit schillerndem grünblauen Wasser hier flache Ufer durchfließt und bei Ploß zur malerischen Höhe ansteigt. Ja, sie hatte schönere Flüsse gesehen in Italien, Deutschland, Frankreich, Norwegen. Sie kannte auch die Weichsellüden seit Kindheit: scheinbar feichte, harmlose Sandstellen, in denen der Badende lautlos versinkt. Die grauen, gespenstigen Nebeldünste, die abends aufsteigen und das gefährliche Weichselfieber erzeugen; endlich den schrecklichen Weichselzopf. Aber doch hätte sie die Weichsel darum nicht hergegeben. Hier ausruben und in den Strom schauen, diesem stets Fliehenden, Unberechenbaren, immer Neuen zusehen, vielleicht daß es die dunkle Schwermut mit sich forttrüge. Es war ihr dann, als stände sie vor einem Nichts und ginge ins Nichts — und alles war wie tot in ihr, überzogen von einem Gespinnst blutloser Trauer und Langeweile, wertlos jedes Ding der Welt, nutzlos jeder Atemzug. Wenn etwas Neues käme, etwas Nichtdagewesenes, Unerwartetes, das den dampfhaften Drud löste. Und doch besaß sie alles Glück der Erde: sie war jung, sehr reich, ihr Wesen umfing, wenn sie gut gelaunt war, wie ein holder Zauber, sie besaß seltene Geistesgaben und nannte den zärtlichsten Gatten, ein reizendes Kind ihr eigen. —

Unten auf der Weichsel schwamm ein Floß; jetzt kam es näher, sie konnte es deutlich erkennen, es hatte angelegt, führte den millionen-

wertvollen Waldbestand ihrer Herrschaft hinaus in die Welt. Wie hübsch das aussah: saubere, glatte, herrlich schlanke Stämme aneinander gefügt, kunstvoll gebunden, und darauf ein Hüttchen, ein ganz winziges Puppenhäuschen, in dem die ganze Familie des Flößers tagaus tagein lebte, schlief und lachte. Kleine Kinder, die sorglos spielend auf dem geländerlosen Floß herumtrippelten. Auf einem rohen Balken aber saß ein junges Mädchen, halb noch ein Kind, mit großen, erstaunten, wunderpollen braunen Märchenaugen. Das rote Kopftuch war im Eifer herabgeglitten und ließ einen Kranz schwerer blonder Flechten sehen. Es sädelte Beeren auf, rote Beeren zum Halschmud, denn Korallen konnte ihr der Vater nicht kaufen. Er war ja so arm. Ach Korallen, an denen das Herz der polnischen Bäuerin hängt! Grabina Alexandra sah es und lächelte. Ein erstes Lächeln heute; dachte sie doch an ihre eigenen herrlichen, haselnußgroßen Perlen. Ein rascher Gedanke blitzte durch ihr exzentrisches Köpfcchen: das Unerwartete, hier war es — einmal Tee spielen, in das armselige Leben dieses Mädchens wie eine Zauberin treten. Das Mädchen der Kleinen hing in grauen Lumpen, reizende, schmale Füßchen zeigten sich unter dem Saum, grazios schmiegte sich das zarte Körperchen im Weichselwind wie ein Blumenstengel, ein Gesichtchen, rosig wie samtnier Pfirsich; wenn sie lachte, glänzten die fest gefügten, schneeweißen Zähne. Sie besaß naiv und unwissend alle gerühmten Schönheiten der Polinnen.

„Wie heißt du?“

„Kasia.“

„Und hast du Lust, einmal oben im Schloß zu dienen? Ja? Schwere Arbeit auf dem Floß taugt nicht für dich. Aber bei mir sollst du es gut haben.“

Die Kleine wurde glutrot, bückte sich nach bäuerlicher Sitte tief und drückte ihre Lippen auf die rieselnde Seidenschleppe —

Kasia war sehr anstellig. Kasia lernte alles in wenigen Wochen mit dem angeborenen Geschick der Slawin: Ein hübsches Wäsche-nähen, Staubwischen, sehr hübsch Frisieren, sogar etwas Lesen und Schreiben, und sie schnappte Brocken auf, wenn von der Herrschaft Französisch gesprochen wurde. Sie trug jetzt echte Korallen, Gold-läferschuhe und ein entzückendes Kleidchen, rosa mit weißen Tupfen. Wie ein lichter Sommerfalter schwebte das weiße Häubchen auf ihren Haaren. Kein Wunder, wenn sich der bei Tisch aufwartende Diener, ein ausgefuchst schöner, stattlicher Mann mit pechschwarzem Bart und Augen, in sie verliebte.

Aber sie schürzte die Lippen und lief fort. Selten sprach sie mit den Mädchen. Sie blieb scheu und flüchtig wie ein Waldbreh, nur bei ihrer Herrin schien sie gern zu weilen: wenn sie am Morgen das rosige Matinee, zart wie ein Hauch, herauslegte und dann das Gartenkleid, zum Diner die feine dunkle Toilette, am Nachmittage, wenn Besuch kam, die elegantere helle, endlich am Abend den wundervollen, schillernden Ballstaat, der aus Paris kam. Grabina Alexandras schwermütige, graue Augen aber hellten sich auf, wenn das Mädchen ihr langes, kastanienfarbenes Haar mit dem Elfenbein-lamm glättete, wenn ein Etwas wie warmer, weicher Frühlingsblütenhauch von diesem unberührten, reizenden Geschöpfchen ausging. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, Kasiass Glück zu machen, Vorsehung zu spielen. Es war im Hause bekannt: Piotr, der schöne Diener, war in Kasia verliebt. Gut, er sollte sie haben, aber ein Bauerngütchen dazu, Schweinchen und Kühe und eine gute Aussteuer. Ei, das sollte eine Freude geben, strahlen würden die beiden. Sie schilderte in lockenden Farben. Helles Glück wollte sie einmal sehen, um sich verbreiten. Aber Kasia sentte ihr Köpfcchen. „So liebt du den Piotr nicht?“

„Nein, allergnädigste Grabina.“

\* Gräfin.

„So liebst du vielleicht jemand anders im Hause?“

„Ach nein!“

„Oder einen Burschen im Dorf?“

Wieder ein verlegenes Kopfschneigen.

„Dann ist's am Ende ein Flöher?“

„O nein.“

Grabina Alexandra schwieg verwundert. Die polnischen Mädchen heiraten allzu gern, je jünger, je lieber, und dazu auf ein Gütchen, war höchste Seligkeit. Plötzlich fiel die Kleine auf die Knie und umklammerte mit schmalen Kinderhänden ihre Füße. „Allergnädigste Grabina, nächst der Madonna lieb ich Sie und dann — dann“ — mit einem tiefen Atemholen — „noch die Weichsel.“

„Welch' ein Kind, nein, eine kleine Heilige,“ sagte Grabina Alexandra. Hatte sie sich da leidhaft ein Märchenwesen ins Haus geholt? Ein Phantastiegeschöpfchen, wie es in Träumen schwärmerisch-bizarren polnischer Dichter lebt!

„So hast du keinen Wunsch?“ Und als die Antwort ausblieb, ließ sie ein kostbares Medaillon, das ihr Bild enthielt und ursprünglich für ein Vielliebchengeschenk bestimmt war, in die Hände des Mädchens gleiten. „Meine kleine, süße, unschuldige Weichselblüte.“

Nun wußte Grabina Alexandra, von wem die seltsamen Sträußchen kamen, die wie von unsichtbaren Geisterhänden seit Wochen bei Tisch unter ihre Serviette gelegt wurden, oder abends auf das Kopflissen, oder auf den Stuhl, wo sie zu sitzen pflegte. Kleine Bauernsträußchen: Feldblumen, Butterblumen, rote Nelken.

Am Abend aber trug Grabina Alexandra einen schlichten Feldblumenstrauß zu ihrer kostbaren Toilette. Alle nannten es eine Laune, die ihr entzückend stand.

Oben in ihrem Kämmerchen lag Kasja schlaflos. Das Medaillon ruhte an ihrem kindlichen Herzen, neben den geweihten Amuletten

der Heiligen. Aber wenn sie die Augen schloß, hörte sie in ihren Ohren das Wogen und Rauschen und unaufhörliche Wellen des Wassers. Ah, sie schwamm, sie schwamm wieder auf dem Floß wie einst, auf dem Floß, wo sie geboren, wo sie sicher auch einmal sterben mußte. Und sie lag lang hingestreckt in der Sonne oben auf dem Floß, Vater und Bruder ruderten, und blinzelte in den blauen Himmel, in die weißen schwebenden Wölkchen und wurde gewiegt wie von einer ganz weichen, sanften, wunderbaren Schaukel. Dann schreckte sie auf mit wildem Schluchzen und mußte das Fäustchen auf den Mund pressen, damit die anderen Mädchen nicht aufwachten von ihrem heißen, leidenschaftlichen Weinen. Ach, wenn ihre Herrin nicht gewesen wäre, ihre schöne, engelsgute Herrin, die sie liebte wie etwas Überirdisches, deren seidene Gewänder sie mit den Lippen berührte. Zwei starke Gefühle, fast zu stark für ein schwaches Kinderseelchen, ständig im Widerspruch miteinander. Welche Neigung würde Siegerin bleiben?

Eines Tages war Kasja verschwunden. Als Grabina Alexandra beim Aufstehen nach ihr klingelte, erschien die alte Kammerfrau bestürzt, außer sich:

„Die Undankbare, sie ist fort, fort — fort, o dies Flöherbettelpfad!“

Das ganze Haus war in Aufruhr, suchte. Auf dem Lattenholztisch oben im Kämmerchen stand mit Kreide geschrieben, groß und schief, in ganz unorthographisch-polnischen Worten, die man erraten mußte: „Mich ruft die Weichsel.“ Zum letztenmal lag auf dem Frühstückstisch ein rätselvoller, herrlicher Strauß großblühender Weichselvergißmeinnicht. Nichts hatte Kasja mitgenommen, wie ihre kleinen Geldersparnisse und das Medaillon. In ihren alten Lumpen war sie ungesehen davongelaufen.

Im dämmernden Morgengrauen stieß ein Floß vom Ufer ab zur weiten, beschwerlichen Fahrt nach dem fernen Deutschland.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Pioniere beim Bau von Stellungen im Argonner Wald. *Phot. Cröpy, Presse-Dienst.*

# Als ich nicht im „Roten Hahn“ war.

Ein Münchener Erlebnis. Von Joh. Gehrts.

**S**aupbahnhof München. Herrgottsfrühe. Der Lindauer Schnellzug steht schon unter Dampf. Mit meiner ehrlich erworbenen Fahrkarte will ich durch die Sperre.

„Sie, erlaub'n S', Herr“, sagt jemand neben mir und tupft an die Hausnechtsmütze „Roter Hahn“.

Aha, denke ich mir, er hält mich für einen Angekommenen und will mir den „Roten Hahn“ empfehlen.

„Sie, erlaub'n S', Herr!“ wiederholt er dringlicher.

„Nichts erlaube ich“, sage ich, „ich habe hohe Zeit.“

„I aa, Herr — entschuldigen S': 's Stiefelpußen!“

„Entschuldigen? Das Stiefelpußen entschuldigen?“ sage ich launig werdend.

„Wie macht man das?“

„'s Stiefelpußen ham S' halt vergessen, Herr.“

„Bedaure, ich puße keine Stiefel, kann also auch das Stiefelpußen nicht vergessen.“

„Ja, aber's Zahl'n dafür, Herr!“

„Ich habe nichts für Stiefelpußen zu bezahlen.“

„Erlaub'n S', da werden S' Ihnen irr'n — 's mindeschte is a Zwanz'gerl, Herr — entschuldigen S'.“

„Sie scheinen mich für jemand anders zu halten. Ich habe bei mir zu Hause übernachtet, im „Roten Hahn“ bin ich überhaupt nicht gewesen.“

Er schwankte einen Augenblick. Aber gleich siegte das Mißtrauen wieder:

„Entschuldigen S', Herr, aber das sag'n s' alle, wo 's Stiefelpußen schuldig bleib'n.“

„Zum Henker“, sage ich, „Sie haben aber doch meine Stiefel nicht gepußt!“

Wieder schwankte er. Dann tat er den kritischen Blick des Fachmanns auf meine Stiefel.

„Sie können mir nix vormachen, Herr — ich kenn's doch noch.“

„Was kennen Sie?“

„Ehner Stiefel, Herr.“

Ich war empört. Ich gab ihm keine Antwort mehr. Er hobenen Hauptes ging ich durch die Sperre.

So, da war ja noch ein schöner Fensterplatz in einem Abteil. Ich richtete mich häuslich ein. Ich begann die Stiefelgeschichte innerlich zu überwinden. Ich machte das Fenster auf, legte mich behaglich auf die Brüstung.

„Sie, erlaub'n S', Herr!“

Wahrhaftig, der Unerbittliche vom „Roten Hahn“ stand auf dem Bahnsteig und drehte erinnernd seine Rotehahnmütze. Ich sah durch den zudringlichen „Roten Hahn“, wie man durch Glas sieht. Aber der „Rote Hahn“ wich nicht.

„Entschuldigen S' Herr, 's Stiefelpußen!“

„Zum Donner, lassen Sie mich in Ruhe! Ich bin nicht der, für den Sie mich halten.“

„Erlaub'n S', Herr, aber des kennen mir schon.“

Aus den Fenstern nebenan sahen Leute. Sie begannen sich für meinen Stiefelfall zu interessieren. Eine Dame lächelte. Ein Handlungsreisender lachte voll Verständnis. Die Sache wurde böse, soviel war sicher.

„Sie, erlaub'n S', wenn S' mich nicht bezahl'n für's Stiefelpußen, nacha weiß ich schon, was ich tu.“

„Tun Sie meinewegen, was Sie wollen, Sie — roter Hahn.“

„Entschuldigen S', aber ich sag' Ihnen nur soviel, Sie werd'n 's berein, wenn S' net des Zwanz'gerl für's Stiefelpußen —“

„Na, zahlen Sie's eben in Gottes Namen“, sagte der Geschäftsreisende vom Nebenfenster her, gütlich zuredend, „man kommt nun mal um die Trinkgeldgeschichte nicht herum.“

„Aber erlauben Sie, wenn ich doch gar nicht derjenige bin, für den mich der Mann da —“

„Nein, wie ich das finde“, sagte am andern Fenster ein junges Mädchen zu der lächelnden Dame.

„Erlaub'n S', Herr“, wiederholte der „Rote Hahn“ draußen eintönig und unerträglich.

„Das kann man ja nicht länger mit ansehen“, sagte der Reisende und zog seine Geldbörse, „wenn Sie den Mann für seine Arbeit nicht bezahlen, so werde ich —“

Die Aussicht, mit diesen Leuten bis nach Lindau unter dem Verdacht der Trinkgelddrückerei reisen zu müssen, übermannte mich.

„Verflucht nochmal!“ rief ich, zwanzig Pfennig aus der Westentasche fingernd. „Es ist ja Unsinn — aber da haben Sie in Gottes Namen Ihre zwanzig Pfennig.“

Es war die höchste Zeit, der Zug hatte schon angezogen. Da flog plötzlich noch ein Handtäschchen durch das Fenster auf meinen Sitz. Die gleichmütige Stimme des „Roten Hahn“ scholl hinterher:

„So, Herr, nacha will ich Ihnen also auch Ihre Handtasch'n wiedergeb'n, die wo S' im „Roten Hahn“ lieg'n lass'n ham.“

Der ganze Wagen lachte. Schadenfroh gingen die Blicke zwischen mir und der Handtasche hin und her. Einer Handtasche, die ich nie gesehen hatte. Ich war aufgeregt. Ich wendete mich erklärend an die Fahrtgenossen:

„Ich versichere Ihnen, meine Herrschaften, diese Handtasche ist mir völlig fremd.“

Das Abteil lächelte. Ich steigerte meine Beteuerung:

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich habe mit dieser Handtasche nie etwas zu tun gehabt.“

Das Abteil lächelte unentwegt. Aus der andern Ecke schnaupte gemächlich ein Dicker:

„So so?“ sagte er ungläubig, „Sie kennen also die Handtasch'n gar net. Warum ham S' denn nacha das Zwanz'gerl an den Hausnecht zahl't, ha?“

Triumphierend blickte er im Kreis herum. Etwa so: „Seht ihr, so fängt man die Hotelgauner, die wo sich vom Trinkgeld drücken möchten.“

„Zum Donner auch“, schrie ich, „sie gehört mir wirklich nicht — sie kann mir gestohlen werden und —“

Ah, da stand der Zugführer in der Tür. Das war mein Retter. Ich atmete auf.

„Herr Zugführer“, sagte ich mit Würde, „da hat jemand aus Versehen eine fremde Handtasche durch das Fenster geworfen. Nehmen Sie sie bitte an sich und übergeben Sie sie dem Fundamt.“ So, das war doch wohl ein offener Beweis meiner Unschuld. Ich atmete auf.

Der Zugführer ging mit der Tasche ab. Meine Ehre war gerettet. Ich konnte dem Abteil wieder frei ins Auge sehen.

Die Reise bis Lindau verlief einsilbig. Dort mußten wir auf verschiedene Anschlüsse warten.

Es wurde mir langweilig. Ich ging vor den andern aus dem Wartesaal. Im Hinaustreten hörte ich den Dicken zu dem Geschäftsreisenden über den Tisch flüstern:

„Wissen S', wo der jetzt hingeh't?“

Aufs Fundamt geht er und holt sich seine Handtasch'n wieder, der Trinkgeldhinder.“

## Bilder aus dem Kgl. Preußischen Zentral-Nachweise-Büro.



Gefangenen-Kartothek: Franzosen, Engländer, Russen. Rechts Graf Schwerin. Phot. Alice Mahdorff.

Als bald nach Beginn des gegenwärtigen Weltkrieges setzte das Wirken des Zentral-Nachweise-Büros des Kriegsministeriums in Berlin ein und nahm mit der Entwicklung der Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen immer größere Ausdehnung und Bedeutung an. Im engsten Zusammenarbeiten mit den einzelnen Regimentern an der Front und in der Heimat, mit den verschiedenen Organisationsstellen des Roten Kreuzes im In- und Auslande und all den sonstigen verwandten Einrichtungen ist hier ein Mittelpunkt geschaffen, in dem alle Nachrichten über vermisste, verwundete und gefallene Kriegsteilnehmer zusammenlaufen. Die Einrichtung des Büros geschah unter Zugrundelegung des modernen Kartensystems. Zu Tausenden schon sind Anfragen nach vermissten deutschen Heeresangehörigen beantwortet, ebenso die Nachlasssachen, Briefschaften, Uhren, Bilder usw. von Gefallenen an die Hinterbliebenen übermittelt worden usw. Dasselbe gilt auch betreffs des Eigentums gefallener Feinde, wie Belgier, Franzosen, Russen, Engländer usw.



Kartothek im Zentral-Nachweise-Büro neben der Aula. Phot. Alice Mahdorff.

# Ein heißer Kampf.

Von Kurt Dichter.

Fast weißglühend hing der Sonnenball an einem wolkenlosen Himmel und warf seine senkrechten Strahlen auf das fast strauch- und waldblose Hügelgelände um Krasnik. Es waren dieselben Stellen, wo vor fast einem Jahr die Österreicher die Russen schwer geschlagen hatten. Damals hatten die Österreicher den besonderen Verhältnissen Rechnung tragen müssen, und sie konnten ihren Sieg nicht ausnützen. Aber jetzt hatten Deutsche und r. u. l. Truppen brüderlich Hand in Hand in raschem Siegeslauf die Moskowiter aus Galizien hinausgeworfen. Schon waren die verbündeten Truppen viele Kilometer in Rußland rein. Und jetzt lagen da, wo früher nur der Österreicher gewesen war, auch Deutsche.

Ein wichtiger Angriff der Deutschen hatte dem Feinde monatelang vorher gemachte Befestigungen entziffen. Die Angriffstruppen hatten sich nicht halten lassen, sondern waren weit über des Segners Stellungen vorgestoßen und hatten einen tiefen Keil hineingetrieben.

Kaum war die Dämmerung hereingebrochen, da lösten die Reserven die vorne laufenden Kameraden ab.

Die ganze Nacht, ohne Ruh und Raft suchten jetzt die frischen Kräfte sich einzugraben. Doch steinhart war der nur von einer Grasnarbe bedeckte Kaltboden, und als der Morgen graute, hatten sie kaum ein Loch für jeden Mann. Mit angezogenen Gliedern, kaum geschützt, lagen sie nun ohne jeglichen Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen.

Das riesige russische Heer lag in den eisernen Klammern. Von Norden drückte Hindenburg, von Süden Mackensen. Groß war die Gefahr für den Russen, daß seinen Heeren der Rückzug abgeschnitten würde. In dieser höchsten Not warf er seine besten Truppen, die Garde, nach Krasnik. Dort wurden sie in den Tod geschickt, und furchtbare Ernte hielt Gevatter Tod.

Vor der Stellung der deutschen Truppen bei Krasnik lag ein kleiner Friedhof. Unter dem Schutze dieser Totenstätten versuchten die Alexander-Grenadiere sich den Erblöchern unserer Helden zu nähern.

Alles lag in tiefster Ruhe, kein Schuß fiel — und kein Gesang der Vogel erschallte, die ganze Natur schien ausgestorben.

Scharf lugte der Posten durch die flimmernde Luft nach dem Feinde aus. Müde wollten ihm die Augen zufallen, doch willenkraftig raffte er sich empor. Doch — halt, was ist dort?

Das Zeißglas fliegt ans Auge. Ja — da, der Feind — er greift an!

Alarm — sie kommen — an die Gewehre! Weg waren Müdigkeit und Durst. Die Muskeln spannten sich, und die weit aufgerissenen Augen lugten nach einem Ziel aus.

„Nicht schießen!“ Scharf tönte das Kommando durch die glastende Luft.

Und da — achtmal hintereinander brüllt es auf, wum — wum — wum — und dann ist es schon da — sst-wum — sst-wum. Da gibt es keine Rettung. Kurz über den Köpfen krepieren die Schrapnells. Eisen umklammert jede Faust den Gewehrschaft. Durch das niedrige Korn kommt es jetzt heran, ohne Schreien — still. Großartig gingen sie an, in der Sonne blühten die aufgepflanzten Bajonett. Kurz dahinter — ha — was ist das — eine zweite, nein, schon eine dritte Linie. Noch immer fiel kein Schuß.

„Seitengewehr pflanzt auf!“

Ein hartes Klirren, Metall auf Metall, und schon war der Befehl ausgeführt.

Jetzt war die erste Linie des Feindes auf 250 Meter ran, und da — „Feuer!“ — ein Blitzen und Krachen. Und dann Schuß auf Schuß wurde durch den bald heißen Lauf gejagt. Raus, was raus kann. Aber doch — jeder Schuß ist gezielt — Auge auf, Finger lang, Kopf hoch, absehen — so hatten sie es auf dem Kasernenhof gelernt. Aber das, was war das, ein berstendes, grollendes, leuchtendes, bellendes Krachen. Deutsche Artillerie. Jetzt haut's — Schuß auf Schuß hinein in den Feind — Infanterie-, Maschinengewehr- und Artilleriefeuer vereinigten sich zu einer jubelnden Hymne, zu einer Symphonie des Todes.

Und der Feind slutete zurück. Lachende Augen sahen sich aus pulbergeschwärzten Gesichtern an.



Am Eingang des roten-Turm-Passes: Vor der Gedenktafel des deutschen Alpenkorps.

Phot. H. Semede.

Und doch, dumpf grollend, rollend, wie wenn tausende Eisenbahnwagen über eine unendliche Brücke fahren, setzte sich rechts das Gefecht weiter fort.

Die Zeit verging, immer noch tobte dort die Schlacht. Sämtliche Maschinengewehre wurden aus der deutschen Linie entfernt und nach rechts gebracht.

Gegen Nachmittag hörte die Heftigkeit des Feuers auf dem rechten Flügel etwas auf. Auch hatte der Schall seine Richtung verändert. War er früher von rechts gekommen, so kam er jetzt fast aus dem Rücken. Doch darum keine Sorgen, wenn man sie hier ließ, dann bestand auch keine Gefahr.

„An die Gewehre!“  
Wie ein schriller Hilferuf schreit es durch die Reihen.

Und ja — sie kamen wieder — genau so glänzend \*im Ansturm, wie beim ersten Mal. Wieder brüllte die russische Artillerie auf und behämmerte die deutsche Linie. Und wieder donnerte zornentbrannt die deutsche Antwort. Deutsches Blei riß verheerende Lücken in des Feindes Linie.

Doch auch jetzt, armer Muschik, nützt deine Aufopferung nichts. Du mußt zurück. Aber die zurückgehenden Schützen wurden durch Reserven wieder aufgenommen und mußten wieder vor. Viermal versuchte so der Feind sein Glück. Doch keinen Fußbreit Boden überließen ihm die sonst so heiteren Rheinländer und die harten Westfalen.

Dann sammelte der Feind seine letzten Kräfte zum letzten Stoß.

Ja — jetzt war die Not groß. Viele Leute hatten gar keine und nur wenige noch einige Patronen. Diese letzten wurden verteilt.

Da der Graben zu halber Höhe an dem Abhang des Hügels lag und noch keine Verbindung nach hinten hergestellt war, konnte keine neue Munition auf dem dedungslosen Gelände herangeschafft werden.

Jeder Mann wußte das, doch sah man kein zaghaftes Gesicht. Nein — jeder bereitete sich vor zu seinem letzten Gang. Siegen oder sterben.

Blötzlich kommt der Hauptmann. Hart und scharf tönt seine Stimme. Aber sie ist rein und klar und zuckt nicht vor Erregung.

„Leute — dem Feinde ist es gelungen, rechts von uns durchzubrechen. Er steht hinter unserm Rücken. Unsere letzten Reserven greifen ihn an und werden ihn wieder hinauswerfen. Aber der Augenblick ist ernst, vor uns bereitet sich der Feind zu einem letzten

verzweifelten Stoß. Kameraden, gelingt der, ich sage es euch offen — dann sind wir verloren. Aber wir halten durch.“

Kein lauter Ausruf kündigte ein Einverständnis an. Nein — aber hart wurde jedes Gesicht. Nur einmal dachte ein jeder an sein Zuhause, dann aber nur noch an seine Pflicht.

Der Feind kam. In sieben — nein, acht Reihen hintereinander. Schon riß die Artillerie ganze Reihen nieder. Doch stetig und unaufhaltsam, wie eine Meereswelle, rollten die Menschenwogen an. War eine Lücke, dann füllte sie sich sofort wieder auf. Unmöglich schien es, diesen Angriff aufzuhalten.

Immer näher kam der Feind. Schon konnte man das Weiß im Auge des Gegners sehen, da endlich schlug die erlösende Stunde für den Infanteristen.

Langsam, Schuß für Schuß trachten die Gewehre. Jeden einzelnen Schuß konnte man hören, und jeder sah.

Immer näher, immer näher kam der Feind.

Da — das Aufbrüllen eines wilden Tieres. Mut, Angst und im Wahnsinn verzerrte Gesichter dicht vorm deutschen Graben.

Doch — Schuß um Schuß — Ruhe eiserne Ruhe liegt auf den Gesichtern der dem Tode Geweihten. Noch kommt er nicht ran — aber wie lange — neue Schwarmlinien tauchen auf, um die vorderen zu verstärken. Der letzte Augenblick war gekommen.

Wohl kaum wird eine Kugel noch unabgeschossen im Graben sein.

Aber dort — aber da, sieh nur, sieh, wer kommt da herangebraust in rasender Fahrt?

Den sanften Abhang hinter der deutschen Linie herunter in sausendem Galopp kommen jetzt die Munitionswagen.

Klatschend fielen die Peitschen auf Kopf und Hals der Pferde; die Sporen tief in die Weichen gehauen, so kamen sie an, ihr letztes hergebend, als wüßten sie, was es gilt.

Zwei, drei Wagen kommen bis zum Rande des Grabens, von den übrigen war die Bepannung zusammengeschossen.

Hinaus aus den Löchern ging's, ran an den Wagen, und da flogen auch schon bündelweise die Patronengürtel zu den wartenden Kameraden. Von Hand zu Hand flogen die Patronen, und „gerettet!“ jauchzten alle.

Jetzt mochte er kommen — nie, niemals kam er durch.



Abstieg vom Hochgebirge: Payerhütte und Ortlerspitze.

Phot. Franz Otto Koch.



Zum 60. Geburtstag des Reichskanzlers Erz. Dr. Theobald v. Bethmann-Hollweg.  
Der Reichskanzler im Gespräch mit dem Unterstaatssekretär Arnold Wahnschaffe. · Phot. A. Groß.

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 50

Düsseldorf, 9. Dezember

1916.



NUN DANKET ALLE GOTT

Zeichnung von Fritz Gartner, Malsiedrodt-München.

# Glatteis.

Von Max Pels.

**G**rau und trüb schlich der Tag durch die Straßen. Wenn man um die Straßenecken bog, legte sich einem die kaltfeuchte Luft wie eine nasse, unfähig widerwärtige Hand um Wangen und Nacken, so daß man sich unmutig schüttelte. Die Tritte waren unsicher und glitten auf den Steinen zögernd hin. Die feuchte Kälte hatte ein feines Netz über die Erde gestrickt, ein kaum sichtbares, heimtückisches Netz aus hauchdünnen, gefrorenen Fäden, in dem sich die Füße der Menschen verfingen und hilflos zappelten. Keuchende Pferde mühten sich, die straffen Musteln mit verzweifelter Anstrengung anspannend, vor den Wagen, die nicht vom Fleck kommen wollten; die Kutscher schimpften und fluchten und trieben, selbst auf unsicheren Füßen stehend, die Tiere mit den geschwungenen Peitschenstielen an. Die Fußgänger führten, so oft eine Gestalt schwer und plump auf dem Glatteis hinschlug, erregte Debatten über den Wert und die Unvollkommenheit des Lufttreuens, die ganze Stadt schien verdrossen und mürrisch und ängstlich zugleich zu sein, und wer nicht hinausmühte, blieb hübsch dabei beim warmen Ofen, wo die Schritte schön sicher über den Bretterboden oder über die weichen Teppiche führten.

Als der frühe Abend die grüngrauen Lichter in den Straßenlaternen ansteckte, kam in die graue, nebelverhangene Eintönigkeit dieses Tages etwas Farbe. Eine fremdartige, seltsame, mit dumpfen Reflexen spielende Farbigeit, die in das hauchdünne Eisnetz auf den Straßensteinen schillernde Fäden webte. Die Nebelschleier widelten sich einem zudringlich um die Augen, wodurch die Verwirrung in den Straßen immer ärger wurde. Alle Geräusche verhallten, so daß sich das ängstliche Hasten der Menschen mit einer unheimlichen Lautlosigkeit abspielte.

Vitus Losert stand am Rande der Fahrbahn und schaute in das matte Lichterspiel auf den Steinen hinunter. Ganz verträumt stand er da und merkte es nicht, wenn ihn die Leute unfreundlich pufften. Erst als ein Wagen knapp an ihm vorüberfuhr, so daß ihn die Hufe der Pferde beinahe streiften, sprang er zurück, strauchelte und konnte sich nur mühsam auf den Füßen halten. „Das kommt davon, wenn man am Glatteis stehen bleibt und spintisiert,“ brummte neben ihm eine Stimme. Da ging Vitus Losert ein wenig beschämt und ein wenig erschrocken weiter. Diese trüben Gedanken, in denen wunderbare Hoffnungen wie rote Lichter aufleuchteten, schwärmten nun so dicht um ihn wie der graue Nebel, aus dem die Blendlaternen der Automobile und Wagen glösten. Vitus Losert war verzweifelt. Da radert man sich sein junges Leben herunter — und Not, nichts als Not. Er war gewiß fleißig, o ja, das war er; und er hatte Pläne und Hoffnungen und so viel wunderbare Ideen. Vitus Losert war, wenn man's im Grunde nahm, ein Künstler. Freilich, man durfte das nicht so ohne weiteres behaupten. Tapetenzeichnen ist schließlich ein Gewerbe wie jedes andere, und das Ersinnen neuer Muster vielleicht nur eine Geschicklichkeit, die Fleiß und große Übung reifen. Aber Vitus Losert hatte den festen Glauben, daß die Tapetenmuster, die er entwarf, kleine Kunstwerke waren. Allerdings, er arbeitete nur für kleine Meister. Es waren immer wieder dieselben faden Rosen, dieselben derben Ornamente, die er entwarf, immer dieselbe billige Herrlichkeit, weil sie der Geschmack der großen Menge begehrte. Aber er brachte doch immer in diese gefälligen Rosen, in diese aufdringlichen Ornamente irgendeine feine, persönliche Note, die vielleicht nur ihm sichtbar wurde. Und er hatte dieses heiße Verlangen, Besseres, Schöneres zu leisten, sich an der Wohnungskultur geschmackvoller Menschen zu bilden, neue Muster zu erfinden, sein Ziel war es, für Architekten zu arbeiten, sich von dem Dienste des Durchschnittsgeschmades zu befreien. Aber immer wieder mußte er zurück ins alte, eintönige Geis, zurück zu seinen faden Blumenmustern, denn die liebe Not stand vor der Tür und zwang ihn, zu verdienen. Die liebe Not war jetzt stärker denn je. Er wagte sich kaum nach Hause, denn wieder war ein Tag vergangen, an dem er keinen einzigen Auftrag erhalten, keinen Pfennig

verdient hatte. Im Straßennebel irrte er planlos umher, fühlte sich wie verborgen vor den Verfolgungen der Not und träumte seine künstlerischen Entwürfe. Unsicher glitten seine Schritte über den Boden, klebten fest, rissen sich wieder los, sowie seine Gedanken, die sich an den Phantastereien wunderbarer Entwürfe festhielten und immer wieder strauchelten. Vitus Losert blinnte auf die Straßensteine. Das hauchdünne Netz, das da gespannt war, mit den Reflexen der Laternen geprenkelt, schien ihm wie eine Anregung zu einem neuen Muster. Wie schön ein Zimmer mit diesem Eis-Ton werden müßte — und eine schöne, vornehme Dame müßte drinnen wohnen — eine schöne Dame.

Die Leute schrien auf. Geschäftige Lungerer rannten herzu. Alles umstand Vitus Losert, den ein elegantes Gespann umgerannt hatte. Zitternd hielten nun die Pferde inne. Vitus Losert schwand die Sinne. Schmerzen zerrten in seinen Gliedern, und eine schwere Müdigkeit umfing ihn. Aus dem Coupé stieg eine vornehme, wunderschöne Dame. Kurz entschlossen nahm sie den Verunglückten in ihren Wagen. Sie fragte nach seiner Wohnung, er nannte halb im Traum eine entlegene Gasse. Der Kutscher ließ die Pferde laufen.

Die Luft im Wagen war von einem leichten, feinen Parfüm durchzogen; Vitus Losert kam langsam zur Besinnung, er öffnete die Augen und schaute die schlante Frau an, die sich besorgt zu ihm beugte.

„Fühlen Sie sich jetzt wohler?“

„O — danke —“ sagte Vitus Losert befangen. Wie fein und schön die Dame war! Ihre Hände in den dünnen Lederhandschuhen, ihr Gesicht, das unter einem großen Pelzhut hervorlächelte, selbst ihr Handtäschchen war so schmal und fein!

„Haben Sie Schmerzen?“

„O — nein —!“ sagte Vitus Losert und lächelte. Sie tastete vorsichtig an seinem Gelenk herum, das mehr und mehr anschwell.

„Sie Armer, o Sie Armer!“ rief sie erschrocken und streichelte ganz leise über die schmerzende Stelle.

Vitus Losert schwieg. Er spürte, daß er jetzt etwas ganz besonders Feines und Höfliches sagen müsse, sich bedanken, um Verzeihung bitten — aber es fiel ihm nicht ein, was er reden sollte.

„Ich — ich danke — Ihnen — recht schön,“ sagte er also verlegen.

„Sie danken mir — Sie? Aber sind Sie ein merkwürdiger Mensch! — Mein Wagen überfährt Sie, und Sie danken mir noch dafür?“

Nun sah sie ihn von der Seite an, es kam nur das spärliche Licht der Straßenlaternen in den Wagen, aber Vitus Losert versuchte, mit dem angeschwellenen Arm den ausgefransten Rand seines Rodes zu verdeden.

„Sie sehen schlecht aus — Sie tun mir so leid! — Wie heißen Sie?“

Sanz plötzlich tauten in Vitus Loserts Herzen alle die Leiden und Enttäuschungen seines Lebens auf; und er erzählte der fremden, vornehmen, schönen Frau alles, alles, was ihm wehtat.

Sie streichelte immer wieder den verletzten Arm und sagte oftmals hintereinander: „Sie tun mir so leid, so leid.“

Aber Vitus Losert wollte nicht bedauert werden; war es etwa das Richtige für einen ganzen Mann und Künstler, neben einer schönen Frau im schaukelnden Wagen zu sitzen und zu flemmen wie ein Kind? Oho! Er wollte doch zeigen, daß er auch jemand war!

Und so begann Vitus Losert von seinen Tapetenmustern zu erzählen.

„Wissen Sie, gnädige Frau, wie Ihr Zimmer sein müßte? Also: ein mattgelber Grund und darauf hängende, blaßlila Fliederdolden, so schwerer Flieder, ja; das wäre das Schlafzimmer. Das Boudoir aber — das müßte blau sein, ein sattes Grünblau; und eine Bordüre in Wellenlinien müßte es unbedingt kriegen.“

„Wie reizend, Herr Losert! Und warum muß das gerade so sein?“

„Weil — weil Sie so schönes rotblondes Haar haben!“ sagte Vitus Losert und atmete tief auf.

Das Licht, das die Straßen in den Wagen warfen, wurde immer düfter und blasser.

„So,“ sagte die schöne Frau, als der Wagen hielt; und sie selbst half Vitus Losert beim Aussteigen. Er schrie leise auf; der verletzte Fuß schmerzte.

„Ich werde Sie bis in Ihre Wohnung bringen,“ sagte sie freundlich und stützte ihn leicht. Vitus Losert schämte sich, weil das Haus und die Treppe so elend und armselig waren. „Kopf hoch,“ dachte er, „aus mir wird schon noch was!“

Nun standen sie vor der Tür zu seiner Wohnung; seine Schwester öffnete und brach in eine Flut von Worten und Fragen aus. Vitus Losert küßte der schönen, fremden Frau ungeschickt die Hand.

„Bitte, kommen Sie nicht ins Zimmer, bitte nicht!“ sagte er. Sie sollte nicht sehen, wie elend es da ausah.

„Also auf baldige Besserung!“

Nun sah Vitus Losert neben dem kalten Ofen und lächelte. Draußen complimentierte seine Schwester sie zum Wagen! Sie!

Nun war das Glück gekommen. Nun konnte er an etwas Schönes denken;



Ein weiblicher serbischer Sergeant.

Nach einer Abbildung einer ausländischen Zeitschrift.

konnte denken, wie lieb sie zu ihm gewesen war, so, als wäre gar kein Unterschied zwischen der Fürstin und einem verhungerten Zeichner. Und es war auch kein Unterschied. Er wollte arbeiten, lernen, zeichnen, wunderschöne Dinge schaffen. Er würde ein reicher Mann werden und zu ihr sagen — ja, was würde er sagen?

Seine Schwester unterbrach seine glücklichen Gedanken.

„So 'n Glück — na, so 'n Glück, was der Mensch hat,“ sagte sie und stemmte die Arme in die Seiten.

„Nicht wahr, ja!“ sagte Vitus Losert.

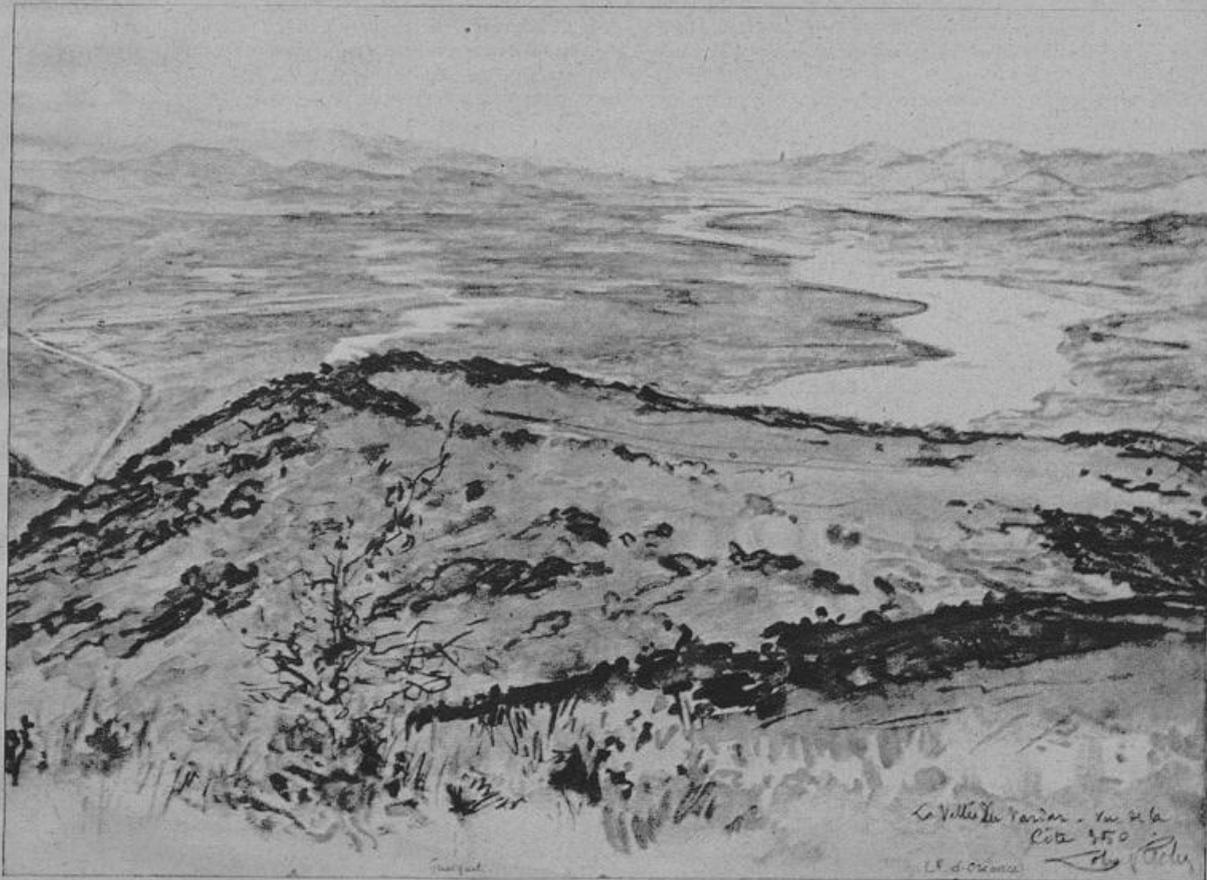
„Was, ja? Du weißt ja noch gar nichts! Zwanzig Mark hat sie mir geschenkt, denk dir nur; zwanzig Mark!“

Da drückte sich Vitus Losert ganz in die dunkelste Ecke beim Ofen, und Tränen kamen in seine Augen. So ein armer Hund also war er, daß sie, sie ihm Almosen schenken durfte!

„Was hast du denn?“ fragte die Schwester. „tut's weh?“

„Fürchtbar weh tut das.“

„Na, ja,“ sagte sie überzeugt, „so 'n Narr soll eben bei Glatteis nich ausgehn.“



Die Wardar-Landschaft, von einem strategisch wichtigen Punkte aus gesehen.

Nach einer Abbildung einer ausländischen Zeitschrift.

# Der Unberührte.

Von Friß Beder.

**I**m Mai neunzehnhundertvierzehn also war es, daß der Herr Rentier Bullinger zu seinem denkwürdigen Jahreschlaf ansetzte.

Um ein Viertel vor elf Uhr war er wie seit Jahren von seinem Stammtisch aufgestanden. Ein wenig schwerfälliger als sonst hatte er der Kathi seine angestammten dreiundeinhalb Liter Löwenbräu bezahlt. Wie gewöhnlich hatte er noch unter der Tür nach dem verbleibenden Mitternachtshäuflein des Stammtisches den dicken Kopf gedreht:

„Adjä beinand!“

„Adjä, Herr Bullinger, schlafen S' gut!“ hatte der Stammtisch erwidert. Und während der Herr Rentier Bullinger draußen auf die grüne Linie sieben wartete, hatte drinnen einer noch hinzugesetzt:

„Ja ja, der Herr Bullinger!“ Und dann nach drei sorgenvollen Pfeifenzügen:

„Dös is halt einer!“

Und dann wieder nach drei Zügen, etwas matter:

„Dös is halt ein Mann von Grundfähen, jawohl, von Grundfähen!“ Und endlich nach einer längeren und noch nachdenklicheren Pause:

„Seit elf Jahren trinkt er jeden Abend seine dreieinhalb Liter, nicht mehr, nicht weniger, und seit elf Jahren geht er jeden Abend Punkt dreiviertel elfe heim, nicht früher und nicht später — ja ja, der Herr Bullinger, dös is halt ein Mann.“

Inzwischen stand der Herr Bullinger mit dem linken Fuß auf dem Randstein und mit dem rechten auf der Straße und brummte:

„Sakra, wenn jetzt die Sieb'ner no lang net kimmt, nacha krieg' i 'n Knieschnadler, oder i schlaf' ein.“ Aber die Sieben kam noch immer nicht. Jetzt versuchte es der Herr Bullinger mit einem Fußtausch und stellte den rechten Fuß auf den Randstein, während er den linken auf die Straße verpflanzte. Als auch dadurch die Linie sieben sich nicht beschleunigen ließ, brummte er stärker:

„Sakra, jetzt möcht' i wiß'n, wofür man seine Steuern zahlt, wenn net amal die Malefizsieb'ner kommt, wie sich's g'hört — himmelfeit'n, kommst jetzt, oder i schlaf' ein!“

Die milde Mainacht glänzte mit unendlicher Geduld von den Sternen herab, und von der Linie sieben war nicht eine Spur zu sehn.

„Sakra, des is ja doch eine fürchterliche Schlamperei in der städtischen Straßenbahndirektion,“ schimpfte der Herr Bullinger und verwechselte während seine beiden Stammtischfüße, „wenn jetzt die Sieb'ner net bald kimmt, schlaf' ich bei meiner Seel.“ Ein Sternmeteor schnupperte durch die deutsche Nacht, aber die Linie sieben kam noch immer nicht.

„Sakra,“ schnaufte der Herr Bullinger, „die Pünktlichkeit in Deutschland geht immer mehr zum Dösel — ieberhaupt, mit Deutschland scheint's bergab zu rutschen — aber i hab's schon lang kommen sehn.“

Er meinte nicht die Linie sieben damit, denn die kam noch immer nicht.

Herr Bullinger schwabbelte vor Zorn. Er wechselte den Randstein- und den Straßenfuß immer schneller, fast wie eine Tänzerin, er schwigte, Berge von Ermüdungstoffen häuften sich in seinem schweren Körper, die Ganglienzellen in der vierten Gehirnwindung trommelten einen Geschwindmarsch, eine Ader hinter dem Ermüdungszentrum schwoll dick und drohend an.

„Kreizdeifihimmisaxendi, jeh zähl' i no bis zwanzig, und wenn i' nacha no net kimmt, die Sieb'ner, nacha tann i' mir am Büdel rauffteig'n, die Trambahnverwaltung und der Magistrat und die keenigliche Regierung und ieberhaupt's ganze Deutsche Reich — i hab's ja alleweil g'lagt, daß 's auf'n Hund kommt bei dera Schlamperei — eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben — halt, jetzt kimmt 's, die Sieb'ner — naa, net wahr is's, bloß a Veluhzipehd war's mit ana grünen Latern' — acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn, vierzehn — aber jetzt faust i' endlich um die Bergturven, die Sieb'ner — naa, wieder net is's wahr, a Stern is 's, d' Venus oder wie's hoagt — wie kommt denn die ieberhaupt's zu dem grünen Licht, daß ma's mit der Latern' von der Linie sieb'n verwechseln muß? — A Schlamperei is's halt, i sag's ja — jesses, wo bin i vorhin stehn 'blieb'n? — fufzehn, siebzehn, achtzehn, neunzehn, zwa — zwa — zwa — Bombenelement, kimmt jetzt oder kimmt net, Sieb'nerluader, miserablig's überanand!“

Sie kam noch immer nicht, die Sieben.

Herr Bullinger war genötigt, höher zu bieten. Er beschloß, bis fünfzig zu zählen und so der Straßenbahnverwaltung und dem Deutschen Reich noch eine Gnadenfrist zu geben in der Schlamperei. Kam sie dann noch nicht, war er unwiderstlich entschlossen, aus der Haut zu fahren. Das war bei seinem Umfang keine Kleinigkeit und konnte ohne schwere Reibung nicht vorstatten gehen.

Als er mit dem Zählen bei dreiundzwanzig angelangt war, hatte er einen unterirdischen Zusammenhang zwischen der schlampigen Linie sieben und dem sich verschlechternden Bier aufgedeckt. Bei siebenunddreißig war es ihm klar, daß die Anzuverlässigkeit der Linie sieben ebenso der Ausfluß einer nachlassenden deutschen Heeresverfassung und einer verrotteten Marine war.

Bei neunundvierzig rasselte die Linie sieben um die Ecke. Aber es hatte keinen Zweck mehr. Die Linie sieben nicht und die deutsche Heeresmacht nicht und das Löwenbräubier nicht, denn bei sechsundvierzig war die Ader hinter dem Bullingerschen Ermüdungszentrum auf die Größe eines Kinderballons angeschwollen; bei siebenundvierzig platzte das seidenpapierdünne Häutchen des Kinderballons und bei achtundvierzig gab es eine rote Überflutung.

Die Bullingerschen Knie schnadelten, Herr Bullinger fiel auf das Straßenbahngleise; der Führer der Linie sieben mußte scharf bremsen.

„Jesses,“ sagte der Wagenführer, dem so was nicht zum erstenmal unterließ, „jessas, da liegt ja gleich a Doppelter — und schlafen und schnarfen tut er, daß alles kracht!“

Eine Viertelstunde später schnarchte er im Sanitätswagen, wieder eine Viertelstunde später in seinem Bette.

„Deden S' 'hn nur gut zu,“ sagte zur Haushälterin der, der ihn brachte, „bis morgen früh wird er ihn schon ausg'schlafen hab'n.“

„Wen ihn?“ sagte die Haushälterin, für ihren schlafenden Herrn an der erwachten Ehre berührt.

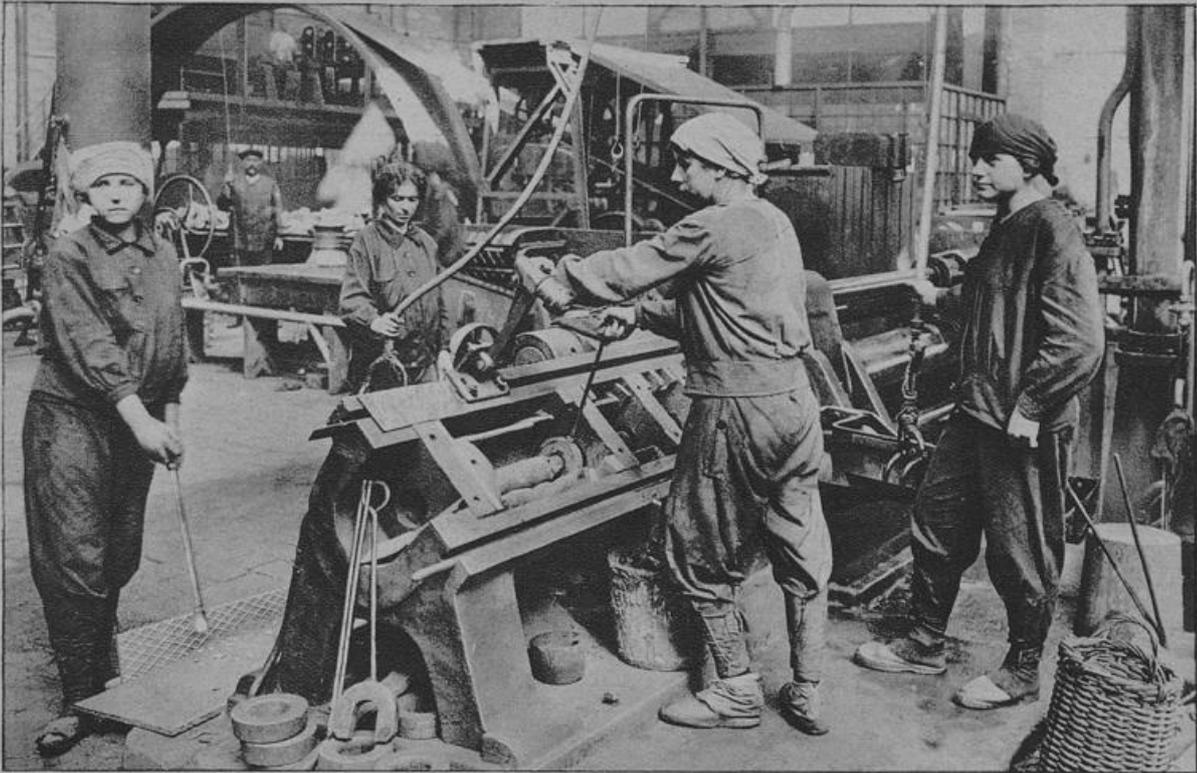
„Na, sie werden ihn' schon kennen.“

„Bitte, ich habe noch nie einen — einen Rausch gehabt.“

„Aber der Herr Bullinger.“

„Der erst recht nicht, das ist überhaupt ein Mann von Grundfähen.“

„Also, dann sagen S' ihm halt einen schönen Gruß morgen früh, wenn er sie ausg'schlafen hat.“



Aus einer staatlichen Geschloßfabrik: Arbeiterinnen an der 125-Tonnen-Ziehpresse.

Phot. Gebr. Hardel.



Aus einer staatlichen Geschloßfabrik: Füllen von Granaten mit Sprengstoff.

Phot. Gebr. Hardel.

„Wen, sie?“

„Na, die Grundsätze eben.“

Es wurde später Morgen. Die Haushälterin pochte sachte:

„Herr Bullinger, sind Sie jetzt bei sich?“ Der Herr Bullinger schnarchte. Es wurde später Nachmittag. Die Haushälterin pochte stärker:

„Herr Bullinger, sind Sie jetzt bei Ihnen?“ Der Herr Bullinger schnarchte. Es wurde wieder Morgen. Die Haushälterin pumperte:

„Herr Bullinger, sind Sie jetzt bei — bei —?“ Ihr angelehntes Ohr hörte kein Schnarchen mehr. Erschreckt lief sie hinein. Herr Bullinger schlief friedsam. Kaum daß eine Flaumfeder, die sie irgendwo herausrumpfte und vor Herrn Bullingers Nase hielt, ein wenig hin und her bewegt wurde. Also ließ sie's bis zum Mittag gut sein. Da kam sie mit dem stärksten Erweckungsmittel ihrer zwanzigjährigen Tätigkeit herein:

„Herr Bullinger, Ihre Leibspeiß: Dampfnudeln!“ Aha, jetzt würde er so dumm auffahren und sich die Augen reiben! Aber er rieb sich weder dumm noch geschick die Augen, sondern schlief. Nun holte sie doch den Doktor. Und dieser nach einer halben Stunde einen zweiten. Und die zusammen nach einer Stunde einen dritten. Und dann stand in der übernächsten Nummer der „Medizinischen Rundschau“:

„Ein höchst sonderbarer Fall von Schlafsucht wurde bei dem Rentier B. beobachtet, der ohne erkennbare Ursachen seit zwei Wochen ununterbrochen schläft, ohne daß sich sein gesundes Aussehen irgendwie verändert hätte. Maßgebende Autoritäten sprechen sich dahin aus, daß —“

Das war im Juni. Dann wurde der österreichische Thronfolger ermordet, und der Herr Bullinger schlief immer noch. Das friedesame Antlitz der Erde begann sich rasch und rascher zu verzerrern, das des Herrn Bullinger nicht. Er schlief immer noch. Österreich erklärte an Serbien den Krieg, der Herr Bullinger schlief. Deutschland richtete an Rußland sein Ultimatum, der Herr Bullinger schlief. Unsere Heere rückten durch Belgien in Frankreich ein, der Herr Bullinger schlief. Antwerpen fiel, Ostpreußen ward befreit, der Herr Bullinger schlief. Hindenburg schlug seine grimmigen Schläge, über Warschau wehten deutsche Fahnen, der Herr Bullinger schlief. Serbien wurde aufgerollt, in den Dardanellen schichteten sich die Gräber, der Herr Bullinger schlief. Das Gorgonenhaupt Verdun ließ seine schwarzen Loden westwärts züngeln, die Feinde holten im dritten Kriegsjahr zu letzten Stößen aus, der Herr Bullinger schlief.

Seit Monaten hatten sie ihn und sein Bett unter eine Glasglocke des Panoptitums übergeführt, Abteilung: Abnorme Lebewesen. Seit Wochen durfte er von Sachverständigen und Laien besichtigt werden. Sie umwanderten die Glasglocke, zogen die Augenbrauen hoch oder drückten die Nasen platt und bewunderten das aufgehängte Flaumfederchen, das vor Herrn Bullingers Angesicht leise Pendelbewegungen vollführte.

Aber nach und nach erlaltete die Neugierde. In einem Weltkrieg hat man schließlich etwas anderes zu tun, als eines Menschen dauerhaften Schlaf zu bestaunen. Nur noch vereinzelt tropften die Neugierigen in das Panoptikum, Abteilung: Abnorme Lebewesen. Es gab Nachmittage, wo kein Mensch kam und der Aufseher sich heimlich in die Bierstube nebenan verfügen konnte.



Seltene Jagdbeute, erlegt hinter der Front auf dem östlichen Kriegsschauplatz: Zwei Geier mit einer Flügelspannweite von 2,70 m und 2,80 m.

An einem solchen späten Nachmittag erwachte der Herr Bullinger. Er streckte sich und gähnte wie vor zwei Jahren. Er wollte nach seinem Morgenkaffee läuten und stieß mit dem Fingerringel an die Glaswand. Er ärgerte sich, daß ihm seine Haushälterin jetzt gar eine Glasglocke um sein Bett gestellt hatte. Er stand auf, griff in die Luftlöcher der Glocke und legte sie um.

„Sakra, jetzt möcht' i doch wiss'n, wann endlich amal die Sieb'ner kimmt!“ sagte er aus einer nicht völlig ausgepufften Erinnerung heraus. Er schaute sich nach Kleidern um. Es waren keine da.

„Sakra, des is doch eine fürchterliche Schlamperci!“ behauptete er über zwei Jahre weg. Dann ging er in einen Nebenaal. Dort war ein vollständig ausgestaffierter Raubmörder ausgestellt. Den zog er aus und sich an. Dann schaute er auf die Panoptitumsuhr.

„Sakra,“ sagte er, „schon dreiviertel acht, da muß ich an meinen Stammtisch.“

Mit mäßiger Eile ging er über die Treppen. Knapp vor der Straße schaute der Panoptitumstassierer aus seinem Schiebefenster: „Ei,“ dachte er, „der schaut beinahe so aus wie unser Raubmörder droben.“

Und laut setzte er hinzu: „Guten Abend, mein Herr, bald wieder die Ehr!“

„Wissen Sie, wo meine Kathi ist?“

„Ihre Kathi? Was geht mich Ihre Kathi an, mein Herr?“

„Hm, Sie geht sie an, und mir geht sie ab, ist das nicht g'spähig — adjä!“

„Adieu sagt man jetzt nicht mehr.“

„Was denn?“

„Behüt' Sie Gott.“

„Oder: Steig mir am Büdel 'nauf! — Adjä!“

Der Kassierer sah ihm lange nach.

„Der spinnt,“ brummte er, „ich lass' mich hängen, wenn der nicht einmal in unser Panoptikum kommt, Abteilung: Abnorme Menschen.“

Herr Bullinger ging schnurstraks an seinen Stammtisch. Es war noch niemand da. Ein neuer Wirt war da.

„Um diese Zeit waren sonst schon alle hier versammelt,“ sagte er, „wogegen geht —“

„Kein Wunder, wo sie alle fort sind.“

„Fort? In den Ferien?“

„Haha, Ferien — eisern sind sie, diese Ferien.“

„Aber daß sie alle —?“

„Ja, bis auf den alten Herrn Sekretär.“

„Und mich, den Rentier Bullinger, bitte.“

„Haha, guter Witz, wo der Herr Bullinger seit zwei Jahren schläft.“

„Was tut er?“

„Schlafen im Panoptikum unter einer Glasglocke — aber da kommt ja sein Freund, der Sekretär, der erzählt es Ihnen gern, wenn Sie sich für den Herrn Bullinger interessieren — adj — behüt' Sie Gott.“

Der alte Sekretär hatte abgelegt, puhte sich umständlich die Brille, trat an den Stammtisch und prallte zurück:

„Um Gottes willen, du — bist d' endlich aufg'wacht?“

„Aufg'wacht?“

„Ja, ich mein', ham s' dich auslass'n im Panoptikum?“

„Jetzt macht der auch so fade Witz' — stoß' lieber an — mir



Besitzungen wohlhabender Bukarester an der Küste des Schwarzen Meeres.

Phot. S. Gerlach.

kommt's vor, als hätt' ich mir einen jahrelangen Durst aufg'spart — proßt! — Dumm g'nug, daß mir allein sind heut — wann kommen denn die andern wieder?“

„Einige gar nicht, weil sie gefall'n sind, und die andern, wenn es aus ist.“

„Wenn wer aus is?“

„Nun, der Krieg natürlich — ja so, du hast ja zwei Jahr' lang g'schlaf'n — also seh' dich näher her, damit ich's dir verzähl.“

Und er erzählte ihm vom August neunzehnhundertvierzehn, erzählte ihm von Hindenburg, von Madensen, erzählte ihm das Heldenepos seines Volkes, seine Not und seine Siege.

„Sakra, sakra,“ sagte der Herr Bullinger und hielt seinen Maßtrug zum Auffüllen nach rückwärts, ohne sich umzuschauen, „und bei dem allem bin i net dabei g'wes'n, sakra, sakra! — Was is denn mit der Bedienung? — Moanen Sie, Freilein, i halt' mein' Maßtrug no lang da hinter meiner!“

Und dann sahen sie noch eine Weile beisammen, bis auf einmal der Herr Bullinger den Erzähler unterbrach:



Aus Konstanz kurz nach der Eroberung: In Brand geschossene Petroleumtanks. Der größte Teil der Anlagen blieb unverfehrt.

Phot. S. Gerlach.

„Sakra, dreiviertel elfe — zahl'n! — Hoam muß i.“

Sie gingen zusammen. Zusammen standen sie an der Trambahnhaltestelle. Die milde Sommernacht glänzte mit unendlicher Geduld von den Sternen herab, aber von der Linie sieben war nicht eine Spur zu sehen.

„Sakra,“ sagte der Herr Bullinger und wechselte seinen Randsteinfuß mit seinem Straßensfuß, „jezt möcht' i do wiss'n, wofür ma in Deutschland seine Steuern zahlt, wenn der Malefizlieb'ner wieder amal net kimmt.“

„Aber, lieber Freund, was liegt in diesen Zeiten dran, wenn amal die Strassenbahn nicht —“

„Ah was, a Schlamperei is's — hint und vorn stimmt nix mehr bei uns — und ieberhaupts, i hab's scho vor zwei Jahr' g'sagt.“

„Was hast g'sagt?“

„Daß aus solchene Schlampereien amal a Unglück kommt.“

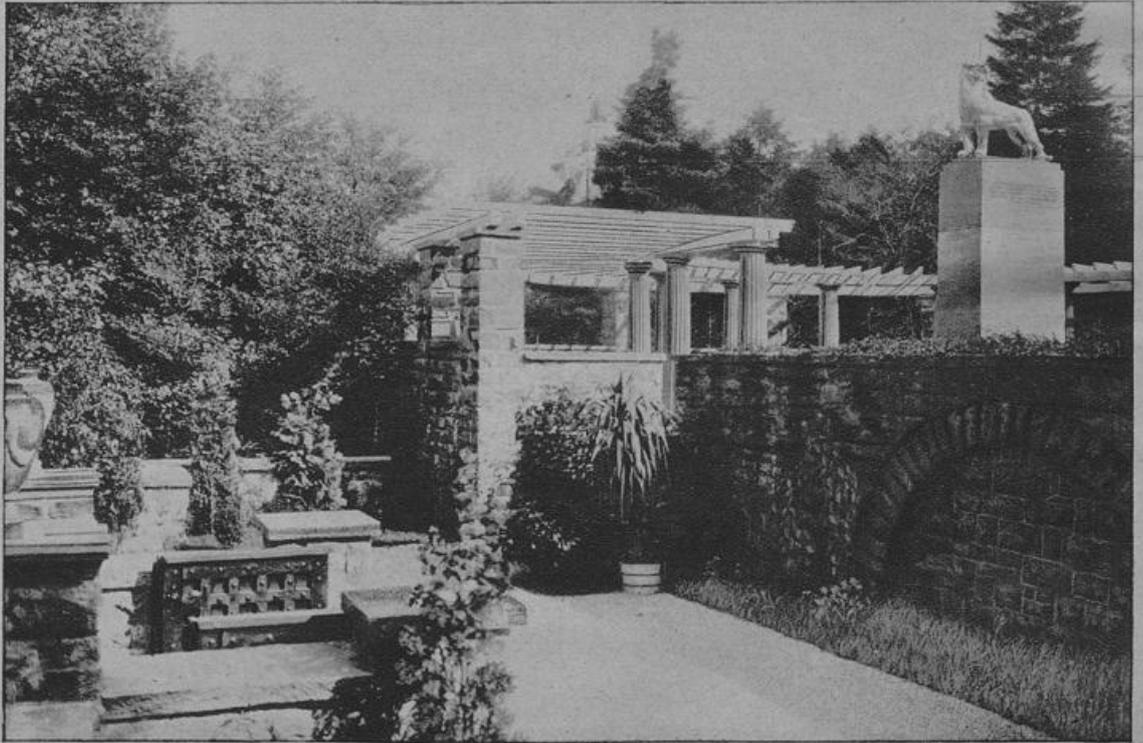
„Was für ein Unglück?“

„No, der Krieg zum Beispiel — sakra, jezt is er no alleweil net da, der Malefizlieb'ner, der miserablige —“



**Besuch der Ausstellung für soziale Fürsorge in Brüssel, durch die Damen vom Roten Kreuz in Düsseldorf.**

Untere Reihe (sitzend) von links nach rechts: Frau Pastor Beyer, Frau Oberbürgermeister Dr. Oehler, Stabsarzt Dr. Dorhu, Frau Helten, Frau Medizinalrat Dr. Schrakamp, Frau Geheimer Regierungsrat Vorster.  
 Mittlere Reihe: Frau Hauptmann Kuderling, Fräulein Prüg, Fräulein Salzman, Frau Generaldirektor Thielen, Frau Franz Windscheid, Assessor Dr. Haas, Frau Stabsarzt Dr. Vebbing, Fräulein Hartdegen, Fräulein v. Petersdorff.  
 Obere Reihe: Frau Adolf Jagenberg-Oehler, Fräul. K. Grün, Frau Generaloberarzt Dr. Bangeroth, Fräul. Minna Blanderz, Fräul. Außm' Werth.



**Der Barmer Ehrenfriedhof nach seiner künstlerischen Vollendung.**

Der Ehrenfriedhof dürfte seiner eigenartigen, monumentalen wie landschaftlichen Stimmung wegen zu den eindrucksvollsten Anlagen dieser Art zählen. Sein Schöpfer ist der Barmer Stadtbaurat Beigeordneter Köhler. Mitarbeiter sind die Architekten Fischer und Bauinspektor Dr. Kipp, beide aus Barmen. Das den Friedhof beherrschende Denkmal wird von einem Löwen, dem Sinnbilde Barmens, gekrönt, einem Werke des Bildhauers Paul Wynand, eines gebürtigen Wuppertalers.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 51

Düsseldorf, 16. Dezember

1916.



Armeeoberkommandant Feldmarschall Erzherzog Friedrich (1) und Generaloberst Erzherzog Joseph (2),  
der neue Kommandant der österreichischen Front gegen Rumänien, beobachten den Verlauf eines Anarfs.

Kilophot. G. m. b. H.

# Die Uhr.

Von Friß Beder.

Die Johanniskirche war die unbedeutendste Kirche der Stadt. Und an ihrer Turmuhr war erst recht nichts Wunderbares. Es sei denn, daß in ihr schmiedeeisernes Räderwerk ein Eisentropfen von den Nägeln an Christi Kreuz eingeronnen sein soll. Aber so hieß es erst nachher. Nachher nämlich, als die Uhr berühmt geworden war.

Sie ist berühmt geworden durch ihr Stehenbleiben. Das ist allein schon etwas Sonderbares. Durchs Stehenbleiben wird man sonst nur bestenfalls berüchtigt.

Aber die Johannisuhr blieb stehen, als der Weltkrieg anfang. Genau zur Stunde, zur Minute, zur Sekunde, als der erste Schuß in den Vogesen Europas Luft gepeitscht hat, ächzte die Johannisuhr im Triebwerk wie ein Kind im bösen Traum, tat ihr Minutenzeiger den letzten zitternden Ruck auf vier Uhr dreiundzwanzig und ging nicht mehr und ging nicht mehr.

In der Brandung, die damals durch das Land ging, und die auch über der Johanniskirche zusammenschlug, wurde das nicht gleich bemerkt. Daran lag der Turmuhr nichts. Sie hatte Zeit. Sie konnte warten, bis die Menschen zu ihr kamen. Inzwischen hielt sie das Geschehnis fest, eisern fest.

Drei Tage lang starrte der gefrorne Kriegsbeginn von der Johannisturmuhre unbemerkt in das Gewühl der Straßen. Niemand fragte sie um ihre Zeit. Die Zeit war ja aus allen Fugen. Sie wurde umgegossen. Klirrend rann sie ein in neue Formen. Erst nach Tagen ward sie fest, zog sich zusammen, brauchte keine Form mehr — abfiel die Form, man fragte wieder:

„Wie viel Uhr?“

Auch die Johanniskirche fragte man.

„Vier Uhr dreiundzwanzig,“ sagte die Johanniskirche.

Nach einer Stunde fragte man sie wieder.

„Vier Uhr dreiundzwanzig,“ wiederholte sie unbewegt.

Dann wandte sich von da ab alle Augenblicke ein Kopf nach ihr:

„Wie viel Uhr?“ — „Wie viel Uhr?“ — „Wie viel Uhr?“

„Vier Uhr dreiundzwanzig,“ sagte das Zifferblatt.

„Ist ja Unsinn,“ sagten die Leute, „die Uhr steht.“

„Das darf nicht sein,“ sagten andere, „wir müssen im Krieg auch in den Uhren Ordnung haben. Faulle und stolzende Uhren können wir uns nicht leisten. Wir müssen wissen, wie wir an der Zeit sind.“

„Und unsere Feinde,“ sagte jemand, „sollen erst recht wissen, was die Glocke geschlagen hat.“

Sie beschwerten sich beim Pfarramt. Aber der Pfarrer war im Feld. Sie wandten sich an die Stadt. Die Stadt schickte einen Uhrmacher in den Turm. Der kroch im Gebälk umher, stieß sich den Kopf an, zwickte sich die Schenkel ein im Zahngetriebe, kam mit einem roten Kopf heraus und sagte, das Triebwerk sei ihm zu verworren. Man müsse den Erbauer selber holen.

Aber der Erbauer war schon längst tot. Man schrieb die Arbeit aus. Ein Uhrmacher nach dem andern schloß hinauf, schüttelte Stangen, Zeiger und Gelenke und am Ende seinen eigenen Kopf:

„Es ist sonderbar. Dieser Uhr fehlt nichts. Alles ist in bester Ordnung. Nur, sie geht nicht mehr. Wir wissen nicht, warum. Wir wissen wirklich nicht, warum.“

Kam eine Frau in Schwarz vorbei. Das war die Mutter des Soldaten, den die erste Weltkriegskugel am Vogesenkamm niederstreckte. Die Mutter kam vom Kriegsamt her. Dort hatte man ihr eingehändigt, was beim toten Sohn gefunden wurde. Einen Bleistift, ein Säckchen Geld an einer Halschnur und eine Uhr.

„Es ist seine Konfirmationsuhr,“ sagte die Frau zum Hauptmann.

„Und seine Sterbeuhr,“ sagte der. „Sehen Sie, die Kugel hat sie gestreift. Sie geht nicht mehr. Sie zeigt die Todesstunde Ihres Sohnes.“

Diese Frau sah die kopfschüttelnden Uhrmacher aus der Johanniskirche treten und hörte sie sprechen:

„Wir können nichts machen. Die Uhr wird immer vier Uhr dreiundzwanzig zeigen.“ Da erschraf die Frau in Schwarz.

„Woher wißt Ihr, daß um vier Uhr dreiundzwanzig meinen Sohn die Kugel traf?“ sagte sie. Und sie zeigten einander ihre Uhr.

So ward es offenbar, daß der Weltkrieg die Johannisuhr abgestellt hatte: „Du bleibst hier stehen, bis ich fertig bin!“

Denn es sprach sich weit herum: „Die Johannisturmuhre wird nicht eher wieder gehen, als bis der Weltkrieg ausgewütet hat.“

„Dummes Zeug,“ sagte der Bürgermeister. „Das könnte uns gerade fehlen, daß in dieser ernstesten Zeit auch noch der Aberglauben umgeht. Aus Nürnberg soll ein Uhrengesichter kommen. Der wird der Widerspenstigen schon Beine machen.“

Der Gelehrte kam, träuflerte Öl und Weisheit in das Triebwerk, schrieb eine Abhandlung und eine Rechnung und ging. Nicht so die Uhr.

Der wurde dann ein Ingenieur verschrieben. Der hielt einen Vortrag, in dem er eine Stunde lang die Ansicht aussprach, daß man es bei dieser Uhr mit einer inkommensurablen Größe zu tun habe, die sich in die Zeit nicht finden könne. Und man könne nichts machen.

Aber der Bürgermeister gab noch nicht nach. Er ließ einen berühmten Erfinder für alles kommen. Der erfand ein Zifferblatt, das sich mit den Stundenzahlen drehen sollte, weil dies die Zeiger nicht tun wollten. Aber als dies merkwürdige Zifferblatt eingesetzt wurde, drehte es sich nur bis vier Uhr dreiundzwanzig, machte einen Knack und blieb stehen.

„Die Uhr hat das Zifferblatt bezwungen,“ sagten die Leute. „Die Uhr ist stärker.“

Da gab der Bürgermeister nach. Er ließ die Uhr in Ruhe. Eine Verordnung kam heraus: Wer sich nach der Johannisuhr richte, tue dies auf eigene Rechnung.

Aber es ergab sich, daß die Uhr auch stärker war als die Verordnung. Zu keiner Turmuhr in der Stadt ward so viel aufgesehen wie zu dieser. „Geht sie wieder?“ — „O wenn sie morgen ginge!“ „Ach wenn sie wieder ginge, wäre dieser Krieg zu Ende!“

Die erstarrten Zeiger der Uhr wurden länger. Sie zeigten durch die Stadt. Sie teilten sie. Ihnen entlang liefen die Menschen und fingen sich in den Winkeln. Auf die Zeiger setzten sie sich heimlich:

„Wenn sie sich bewegen, spüren wir's zuerst. — Du, spürst du nichts? — Hat es nicht gezittert? — Ei, vielleicht bewegen sie sich lange schon, und wir haben's nicht bemerkt — vielleicht ist es schon fünf Uhr oder sechs Uhr — Feierabend — und der Krieg ist aus!“

Eilig liefen sie zum Johanniskirchlein, Hälse reckend, vor Erwartung zitternd. Vergeblich. Vier Uhr dreiundzwanzig war es, vier Uhr dreiundzwanzig blieb es.

Ein Jahr verging. Die Zeiger rosteten. Rötlich schürfte sich der Krieg von den beiden Händen auf dem Zifferblatte, stimmerte durch die Luft und ließ sich auf die Schultern dorer nieder, die unten vorbeigingen. Am liebsten aber auf die schwarzen Stoffe.

„Mutter, Mutter, du hast ja ein Marienkäferchen auf deinem Trauerschleier mitten im Winter!“ Und dann wunderten sich Kind und Mutter, daß es nur ein Kofschüppchen war.

Und dann war es, daß auch der Bürgermeister von dem Turmuhrglauben überwältigt wurde. Daß er in seinem Amtszimmer von den Kriegsdepeschen auf- und durch das Fenster schaute, unausweichlich auf die Turmuhr der Johanniskirche. Zweimal, dreimal ging sein Frageblick zwischen den Depeschen und den Zeigern hin und her. Ein Frösteln über den geheimen Zusammenhang der Dinge überkam ihn: Blut an den Fronten draußen — Kriegsberichte hier und Zeiger dort. — Wird dieser Krieg denn ewig dauern, wird der Johanniszeiger niemals wieder räden auf der Uhr der Welten? —

Es ergriff ihn ein Gedanke. Wenn man die Johanniszeiger mit Gewalt zum Gehen brächte? Ja, durchstoßen würden sie durch alle

Kriegsberichte. In die Weite schossen ihre Spitzen, zerteilend schoben sich die Uhrenhände zwischen alle Heere: Halt, wir gebieten Frieden! Und dann ging wieder die Johannisuhr der Welt, und ihre Zeiger schoben, sachte laufend, jedes Heer in seine Heimat. —

Sie bauten ein Gerüst vor der Johanniskirche. Der Magistrat ließ es errichten. Einen großen Magneten schafften sie hinauf, dicht neben die Uhr. Morgen würde der elektrische Strom durch die Bildung des Magneten fließen, wenn der Bürgermeister auf einen Knopf drückte. Durch den Raum durch würde die unüberstehliche Kraft an den Zeigern ziehen, ziehen — o, von dieser Uhr aus ging der Friede durch die Welt.

Viel Völl am Sonntagmorgen und ein wenig Sonne, die nachsichtig das Gerüst umspielte. Viele Reden und ein Sinn: wenn der Zeiger rücken wird, der Zeiger —

„— und jetzt,“ schloß der Bürgermeister auf dem Gerüste seine Rede, „werde ich in euerm Auftrag mit diesem Druck den Weltkrieg beenden.“

Kein Rufen, kein Beifall. Aller Augen brannten nur auf einem Punkt, dem elektrischen Knopf aus weißem Bein, auf den ein entschlossener Zeigefinger niederging.

Der Bürgermeister selber schaute nicht auf diesen Knopf. Er schaute nur auf die Johanniszeiger. Jetzt — jetzt —

Kein Zeiger rührte sich.

„Herr!“ schrie der Bürgermeister den Stadttechniker an. „Herr, Ihr Strom treibt nicht — der Magnet ist keine Spur magnetisch!“

Statt einer Antwort zog der Ingenieur seine Stahluhr, daß sie frei an der Kette hing. Nur einen Augenblick. Im nächsten hob sie sich, riß sich ihm aus der Hand und flog mit einem Klatsch an den Magneten neben der Uhr. Da klebte sie wie ein weißes, aufgerissenes Auge.

Die Leute auf dem Platze trieb es an, ein Gleiches zu tun. Ihre Uhren, ihre Schlüssel, die Metallgriffe ihrer Stöcke, alles das flog strahlenförmig von links und rechts nach dem Magneten. Wie ein fellharter Egel sah der schließlich aus. Nur die Zeiger der Johanniskirche blieben unbewegt.

Der Bürgermeister wurde erregt. Wieder und wieder drückte er auf den elektrischen Knopf:

„Im Namen aller Trauernden!“ schrie er die Zeiger an, „im Namen aller Leidenden, im Namen aller Helden, deren Blut schon floß, in des Friedens Namen — ich befehle euch, zu gehen!“

Die Zeiger starrten, als wären es verdorrte Schößlinge eines Baumes, der nie mehr grünen würde, nie mehr.

Da wurde der Bürgermeister wütend. Er stürzte auf die erstorbenen Zeiger zu. Den Minutenzeiger packte er mit beiden Händen. Schütteln wollte er ihn, wie man einen widerstehlichen Knaben schüttelt. Aber da geschah etwas Seltsames. Der Bürgermeister wurde hochgehoben und im Kreis gedreht.

„Die Zeiger drehen ihn! Die Zeiger gehen!“ gellte es aus der Menge.

Aber es war ein Irrtum. Die Zeiger starrten nach wie vor und unbeteiligt auf vier Uhr dreiundzwanzig. Eine unsichtbare Kraft war es, die den Bürgermeister wirbelte. Die das Menschengerüst vor der Johanniskirche fast mit einer behutenden Gewalt umlegte, die nachsichtige Eltern das Kartenhaus von Kindern umlegen, die jetzt schlafen gehen sollen.

Der Bürgermeister lag auf dem Platze. Sein bleichgewordenes Antlitz starrte nach der Uhr da oben. Da war es ihm, als sähe er, wofür er all die Zeit her blind gewesen war: Zwei weiße Arme ragten aus dem ungeheuren Rund des Winterhimmels herunter auf die Uhr des Weltgeschehens. Wie gedrehte Marmorsäulen waren diese Riesarme anzuschauen. Ihre beiden Zeigefinger lagen auf der Uhr und hielten den Minuten-

zeiger und den Stundenzeiger. Und eine ferne Stimme scholl:

„M e i n i s t die Johannisuhr — m e i n i s t ihr T r i e b w e r k — i c h heiße ihre Zeiger stehen — i c h heiße ihre Zeiger wieder gehen.“ —

Und dann war es den blinzelnden Augen des Bürgermeisters, als drückten die Zeiger da droben nicht mehr ganz so fest auf die Johanniszeiger, als hätten sie sich gelodert, ein ganz klein wenig gelodert als blättere der Rost in ihrer Nähe vollends ab, als wollten sie wieder anlaufen, blank und glänzend wie vor dem Kriege —

„— i c h heiße euch, zu warten und zu tragen,“ scholl die Stimme fort, „bis m e i n e Zeit erfüllt sein wird!“



### Oudenaarde.

Gemälde von Carl Hapke. (Erstveröffentlichung.)

# Ouvertüre.

Von Ernst Löwenstein.

Es war nach dem Abendessen. Ich nahm Hut und Stock und ging noch erst ein wenig durch die Straßen, ehe ich zum Konzert in den Kurgarten ging.

Der Abend war wunderschön. Auf den Giebeln der gegenüberliegenden Häuser lag noch der Schein der Sonne; hier und da blühten aber schon ein paar Vogenlampen auf und warfen ein seltsam fahles Licht in den Widerschein des Abendrots.

Ich war an den Garten des Rathhauses gekommen. Die Musik hatte schon begonnen.

Ich ging zur Anschlagssäule, um das Programm anzusehen. Ich las es durch. Da — die dritte Nummer: Ouvertüre . . . von Fritz R.

Fritz R., den kannte ich doch, das war doch sicher der Fritz, den ich damals in Thüringen getroffen hatte, und der mir für ein paar Jahre ein guter Freund geworden war. Dann waren wir auseinandergekommen, wie das so geht. Der mußte es sein; er hatte schon damals komponiert. Aber es war ohne jeden Erfolg gewesen. Sollte ihm das Glück inzwischen doch gelacht haben?

In Gedanken versunken ging ich etwas tiefer in den Park hinein und setzte mich auf eine stille Bank. Vor mir lag der kleine Weiher des Gartens. Gedämpft klang die Musik über das Wasser. Das liebte ich. Jetzt mußten sie gleich die Ouvertüre spielen. Es war ein feines Werk mit zarten Stimmungen; die Töne perkten; Hoffnung sprach aus ihnen und ein Sehnen. Immer stärker ward es, immer größer war das Hoffen, und dann löste es sich auf in der Erfüllung. Jubelnd, befreiend war diese Erfüllung. Mich packte das Werk, zumal ich den Künstler kannte. Das war sein Sehnen; so war er immer, voller Hoffnungen; nur, daß die Erfüllung ein süßer Traum blieb.

Ich blickte um mich. Es war mir, als hätte ich Stimmen vernommen. Ja, dort auf der Bank mir schräg gegenüber sah ein Paar. Die Musik spielte das Intermezzo aus der Cavalleria. Ein bunter Lichtkegel traf den Springbrunnen, der auf einer kleinen Insel inmitten des Wassers sprang. Er leuchtete kümmernd auf. Bunte Lampen, die wie Girlanden rings um den Teich gezogen waren, glühten matt auf.

Wieder flüsterte das Paar. Ich blickte hin. Tauschte mich das Licht? Das war doch Fritz. Schnell sprang ich auf und eilte auf ihn zu. „Fritz, bist du es wirklich?“ Erfreut stand er auf, als er mich erkannte, und begrüßte mich herzlich. Dann stellte er mir die Dame vor: „Meine Frau.“ Ich war erstaunt. „Ja,“ sagte sie, eine allerliebste blonde Gestalt, „wir sind auf der Hochzeitsreise.“ Fritz fügte hinzu: „Ja, es ist die Ouvertüre meines, nein, unseres Lebens, und das verdank ich der Ouvertüre, die soeben gespielt wurde.“

„Also ist's wirklich dein Werk?“

Ich setzte mich zu ihnen auf die Bank. Fritz pfiff leise ein paar Melodien aus seiner Ouvertüre und hielt seine kleine Frau umfaßt. Dann sagte er: „Ja, also, das war wieder in Thüringen. Weißt du, in dem kleinen Ortchen, wo wir uns auch damals trafen und kennenlernten. Ich komponierte siehig. Da geschah es einst, daß mitten in der Nacht ein Feuer ausbrach. Mehrere Höfe und eine ganze Zahl kleinerer Gebäude wurden zerstört. Der Schaden und die Not im Dorfe waren groß. Darum beschloß man, ein Konzert zugunsten der Geschädigten zu veranstalten. Es waren ja viele Kurgäste da, so daß man auf einen guten Ertrag hoffen durfte. Ich wurde aufgefordert, doch ein kleines Musikstück für dies Konzert zu schreiben, eine Ouvertüre oder dergleichen. Um etwas Näheres über die Art des Konzertes zu erfahren, ging ich zum Leiter der Vorstellungen — meinem Schwiegervater.“

Fritz machte eine kleine Pause und blickte seine Frau zärtlich an. Ich rügte mich nicht. Solch eine Ouvertüre soll ein Dritter nicht stören.

Dann erzählte er weiter. „Nun, dort lernte ich also meine Frau kennen, ward verliebt, begeistert, schrieb diese Ouvertüre, sie gefiel sehr, ward auch in anderen Städten gespielt und wurde so recht die Einleitung zu meinem Erfolg. Was ich erhofft und geträumt, ward zur Erfüllung gebracht, und was ich noch erhoffe und träume, wird die Ouvertüre meines Lebens, die zweite, die bessere, mir auch erfüllen.“

Die Musik spielte den Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachts-traum. Die Töne flüsterten mir leise etwas ins Ohr, und ich verstand sie, erhob mich und ging mit leisem Grug davon.



Das Schloß Schönbrunn bei Wien, die Sterbestätte Kaiser Franz Josephs.

Kilophot. G. m. b. H.



Die Brigade der österreichischen Leibgarde im Trauerzuge.



Die Spitze des Leichenzuges beim Denkmal der Kaiserin Maria Theresia.

Phot. M. S. & S.



Vom westlichen Kampfgebiet: Einquartierung in einer Kirche.

Phot. Becl. Illust.-Bef.

# Die drei Neuen.

Von Hermann Horn, München.

**F**ünf — sechs — schneeweiß im Gesicht und zitternd vor Mut und Anstrengung kamen um die Biegung des Schützengrabens. Nicht weit trachten Schüsse, plähten die Handgranaten, und nun standen die Angekommenen vor dem Leutnant und konnten nicht recht reden, und die Mannschaft, so weit sie frei war, drängte sich hinzu und suchte etwas zu hören.

„Was is denn,“ fragte der Hans und kam aus dem Unterstand, wo einer von den Landwehrlenten, die von Anfang an dabei gewesen waren, seine Pfeife rauchend nach dem Auslauf blidte.

„Was wird sein, 'a Stück von unserm Schützengraben ham's g'nomm'n. — Mei Liaber, da gib't was für euch Neue. — Dös heißt was, an Schützengraben z'ruck erobern.“ —

Darüber wandte sich der Hans, ohne eine Wort zu reden, und ging zurück in den Unterstand, wo die zwei andern Neuen mit ihm haupfen.

„Mei Liaber,“ sagte er dort, „dös hab' i did,“ und die andern wuhten, was er meinte.

„Was, — der sell,“ fragte der Schwabe, „mit dene zweihundert Jahr Zuchtthaus?“

„Mei,“ sagte der Dritte, der ein herrschaftlicher Jäger aus dem Hochgebirge war, „zweihundert Jahrln? — Fünfhundert san's g'wis. — Die Russen und Kosaken, die er in Polen drüben derhaut, derstochen und derstossen hat, wann a jeder Totschlag nur fünf Jahrln gab, nacher warn's scho vierhundert Jahrln — und in die Vogesen hat er's ja bloß so mit die Händ z'samdrückt, die Alpenjaga — — die wo zu ihm g'sagt ham — die Deutschen san bon Soldaten — er aber war a bon-bon Soldat — — hör auf — —“

Zwei von ihnen hatten sich bei der Musterung schon getroffen. Der „Schwob“ war mit ihnen als Ersatz angekommen, und sie hatten sich's gelobt, sie wollten zusammenhalten, und wenn einer fielen, sollten's die andern nach Hause schreiben, wie's zugegangen sei.

Und nun waren sie vierzehn Tage hier. Heute sollte der erste schwere Gang kommen nach der Langeweile der ruhigen Zeit.

Es war eine schwere Nacht, die diesem Abend folgte. Dunkel und von wilden Windstößen die Luft durchweht. Zuweilen prasselte der Regen hernieder, und weithin im Gelände sah man die Feuerstrahlen der Gewehrläufe auftauchen.

Aus schwarzen Wolken rang sich blutrot die Sonne, und schon trug die Luft die schweren Kanonenschläge mit sich.

Dicht hinter die vom Feinde genommenen Erdwerke fielen die deutschen Granaten, aus den hinteren Stellungen trochen die Reserven heran, und von rechts und links sollten die Soldaten in den Schützengräben selbst vordringen.

Aber Eile ist not, denn die Franzosen wollten den errungenen Vorteil ausnützen. Ihr

Feuer regnete, wie dumpfer Trommelwirbel im Wind zu hören, über die deutschen Stellungen, suchte die Eisenbänder der deutschen Falle zu lockern und ihre stählerne Federkraft zu brechen.

So mußte ein Teil des Zuges die ihnen zugewiesene Linie halten, ein anderer sollte einen Sandwall stürmen, den die Franzosen so aufgetümt hatten, daß ihre Kugeln eine gerade Strecke vor ihnen bestreichen konnten.

Zu den Freiwilligen im Graben gehörten auch die drei Neuen.

Zwei mußten die stählerne Schutzplatte vorantragen und die andern mit Handgranaten und Gewehren den Feind von dem Sandwall vertreiben.

Der Jäger und der Schwabe hatten sich gleich an den Schild zum Tragen gestellt, und da an die Schießscharte ein Unteroffizier kam, konnte der Hans nur das Gewehr nehmen und Handgranaten umhängen.

Mit seinen großen Holzhauerhänden hielt er den Lauf der Waffe umspannt, und seine hellen, scharfen Augen, die den Blick weit warfen, suchten ein Ziel über dem tropfenden Schaft hinweg.

Aber im Sturm und Regen und dem Zwiellicht des Grabens war auch für sie nichts zu sehen als eine dunkle Wand, aus der Feuerstrahlen aufzuckten, den Knall verschlang das allgemeine Getöse. Da ließen auch sie ihre Kugeln gegen den Wall fliegen, und dann setzte sich der Zug in dem nassen Lehm in Bewegung.

Der „Schwob“ und der „Jaga“ hatten bleiche Gesichter und ein leichtes, höhnisches Lächeln um den Mund, als sie den Schild hochhoben und Schritt für Schritt vorwärts drangen, während man deutlich peng — peng — peng die Kugeln gegen den Stahl klatschen hörte.

Sie waren noch nicht auf Mursweite an den Wall gekommen, da schwankte der Jäger, ein anderer nahm seine Stelle ein, und der Hans sah das Gesicht seines Kameraden schneeweiß vor sich.

„Was is'?" schrie er und blieb stehen. „Hat's di derwischt?“ —



Dem Kriegsjäuplah in den Waldkarpathen: Wachtposten im Schnee.

„Schwarze san drüben,“ sagte der Verwundete mit geschlossenen Augen, dann schwieg er und ließ den Kopf fallen.

„Den Jaga ham's derschossen,“ schrie Hans laut; weil's ihm aber schien, als hörte er jemand lachen, schwieg er und sagte nur leise: „Herrgott — sakrament —,“ duckte sich, wie er so lag und sah über sein Gewehr weg, ob er nichts zu treffen sehe.

In diesem Augenblick flogen Steine, Erde, Menschenleiber im Blitz einer explodierenden Handgranate auf, und als er wieder sehen konnte, lag weit vor ihm der Schuttschild umgestülpt im Graben, und zwei Franzosen kamen rückwärts eifertig den Wall heruntergellektert. Den einen davon nahm er auf's Korn, und es warf ihn rückwärts in den Graben, der Zweite rannte auf den Schuttschild los.

Weil er keine Kugel mehr im Laufe hatte, sprang der Hans auch auf nach dem Stahlschild, den der Schwarze schon gepackt hatte und knurrend wie ein wildes Tier vor seinen Leib hob. Und weil dem hellen Manne nicht entging, daß der Zuave mit der einen Hand an seinem Leibe hinuntertafelte, stieß er ihm die Faust mitten ins Gesicht, und während er die rollenden Augäpfel scharf ansah, schlug er hinterher dem Taumelnden das Gewehr zwischen Schulter und Kopf, daß er zusammenbrach. Dann hob er rasch die Eisenplatte hoch über den Kopf und sprang in raschen Schritten an den Wall.

Hier waren die Säde ein wenig verrutscht, gerade, daß er den Schuttschild mit einer Kante darauf legen konnte, und weil das Gewehr des Erschossenen auf der Erde lag, stieß er's mit dem Bajonett in den Boden, und stüßte die andere Seite der Platte damit, daß er eine Decke über sich hatte.

„So,“ dachte er, „jezt kann's regnen!“ — und war guter Laune, wie er ganz am andern Ende der Strecke die Kameraden hinter der Biegung des Schützengrabens herüber schießen sah. Er hörte auch irgendwie eine Stimme hinter sich. Aber ehe noch etwas unternommen worden war, hatte er sich seine Zigarre, die er die ganze Zeit nicht gelassen hatte, wieder angefedt, hockte sich nieder, nahm

eine Handgranate zwischen zwei Finger und schleuderte sie im Halbkreis um den Schuttschild über den Wall hinüber. Er horchte auf ihr Krachen und landete noch zwei denselben Weg. „Eine für den Jaga, eine für den Schwob'n und die letzte für mi —“

Da sah er, daß die Sonne hell am Himmel stand und stieß einen trotigen Schrei aus.

Und auf einmal kam ihm eine wilde Lust an, er riß den Schild herab auf die Erde, schlug die Hände gegeneinander und an die Fußsohlen und trampelte auf dem dröhnenden Eisen den Bauerntanz des Hochgebirges.

„Daher, Kamerad —,“ schrie er, „daher —“ als die Kameraden nun zu stürmen begannen. „In d' Händ' muß ma's krieg'n. — in d' Händ' —“ und hatte schon mit seinen Riesenträften die Säde umgeworfen, stürzte mit hochgehobenem Kolben als Erster über den Feind her und schrie: „Jezt kimmt der letzte von de Neuen!“

Und da von oben in diesem Augenblicke das Hurra der dort Angreifenden erscholl, setzten sie in einem Lauf den Graben leer.

Als der Hans dann abgelöst wurde, zwei Tage später, schrieb er einen gleichlautenden Brief an die Angehörigen des Jägers und des Schwaben:

„Lieben Freunde!

Indem, daß Ihr Herr Sohn mein Kamerad war und wir hatten uns geschworen, zusammenzuhalt'n, tu ich Ihnen zu wissen, daß derselbe morgens um drei Uhr an meiner Seite gefallen. Ihr könnt Euch denken, was das heißt, ein Schützengrab'n zuderob'n, das weiß man schon. — Aber wir Neuen haben's ihnen gezeigt — und wenn's auch zwei von uns gefallen sind, und ich selber falle, dafür ist das eben der Krieg. — Sie wissen's nun, wie bayerische Jiebschmeden und wir Neue seins nun so gut wie die Alten und Ihr Herr Sohn hat's gezeigt, was ein Soldat ist und hat's ein Kreuz und ein Kranz auf sein Grab und war freiwillig am Schuttschild.

Es grüßt

Hans.“



Gedenkfeier am Totensonntag auf dem Friedhof zu Evers bei Brüssel im Beisein des Gouverneurs von Brüssel und Brabant, Erz. Generalleutnant Hurt, und des Kommandanten von Brüssel, Obersten und Flügeladjutanten Grafen von Soden. Die Gedächtnisrede hielt Garnisonspfarrer Küllkrug.

Phot. Samson & Co.

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 52.

Düsseldorf, 23. Dezember

1916.



Die heilige Nacht.

Gemälde von Walter Firlé

Mit Genehmigung der Photographischen  
Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg.

# Der Landsturm-Nikolaus.

Weihnachtserzählung von Hermann Dreßler.

**D**er Winter breitete in losen, stodigen Kalten sein Schneetuch über die Erde. Er legte dicke, weiche Polster auf Erker und Fensterbänke, setzte allen Zaunpfählen weißes Festtagsmüßchen auf, hing sein zottiges Eisbärfell an die Zeiger der Kathansuhr des belgischen

Städtchens. — Landsturmann Georg Freyer stand in Betrachtungen versunken auf seinem Posten. Das Gewehr quer über dem Patronengurt, den Manteltragen hochgeschlagen, so ging er immer seine zwanzig Schritte auf und ab, an dem schwarzweiß-roten Schilderhäuschen vorbei, ganz wie in junger Soldatenzeit in Dresden vor der Grenadiertafel. Er hatte Kommandowache.

Zum drittenmal ein Kriegswednachten vor der Tür! Die Sehnsucht nach Weib und Kind, nach Familienleben hing wieder an, ihn zu quälen — ganz wie im vorigen Jahre, als er in Ludwigshafen dem Bräuterkommando zugehörte.

Die Strafe herab scholl Kinderlärm. Er achtete nicht darauf. Er sah im Geiste die Wohnung daheim, wohligh durchheißt, sah Ernst und Elfriede, seine Kinder, mit heimlicher Vorfreude an Weihnachtsgeschenken arbeiten und zwischen ihnen sie, Ortrud, sein Weib. Ob sie den Kindern am heiligen Abend einen Baum anzünden würde? Gewiß! Er kannte sie. Ein Lächeln glücklicher Versunkenheit glitt über sein Gesicht.

Der Kinderlärm scholl näher und riß ihn aus seinen Gedanken. Er blickte auf. Wie eine Schar sich balgender Sperlinge plüßerte es durch den stäubenden Schnee die Strafe herab und schwappte, schimpfte und lachte in der Mundart dieses belgischen Landstriches durch einander. Einige Worte klangen ihm verständlich ans Ohr. Schimpfworte! Ein kleines Mädchen schien im Mittelpunkte der aufgeregten Gruppe zu stehen. Es mochte

sieben bis acht Jahre alt sein, war ärmlich gekleidet, zeigte aber in seinen Bewegungen so viel hilflose Anmut, daß Georg Freyer im Herzen sofort Partei für das Kind ergriff. Das zarte Ding schien etwas vor den anderen zu verbergen.

Es hielt die linke Hand krampfhaft zum Häufchen geschlossen unter der Schürze, während es sich mit der rechten seine Quälgeister vom Leibe zu halten versuchte.

Die Rotte der Straßenkinder drang mit Schreien auf das Mädchen ein, und es war voranzusehen, wer in dem ungleichen Kampfe Sieger bleiben würde. Sie hatten ein regelrechtes Umzingelungsmandöver ausgeführt und drängten das Kind jetzt gegen die Mauer des gegenüberliegenden Hauses. Schneeballen hagelten auf die hilflose Kleine ein, und als sie einmal einen Augenblick das Köpfchen hob, sah Georg Freyer im Lichte der Straßenlaterne ein feingeformtes, durch die Angst noch anziehender erscheinendes Gesichtchen.

Gut, daß er gerade abgesehen wurde. Nun konnte er doch seinen Platz verlassen und die Quälgeister vercheuchen. Aber im selben Augenblick drang die Straßenteufel auf die Kleine ein. Ein kurzes, heftiges Balgen entstand an der Hausmauer, begleitet von wütendem Geschrei, und er sah gerade noch, wie eine größere Göre dem Kinde gewaltsam das Häufchen aufbrach, etwas herausnahm und triumphierend in die Höhe hielt.

Mit einem Sprunge stand er unter der Gesellschaft. Die Kinder gewahrten erst jetzt den deutschen Landsturmann und stoben auseinander. Nur die Kleine blieb stehen. An die Hausmauer gedrückt, die blaugestorenen Häufchen vor dem Gesicht, schluchzte sie still in sich hinein. Heißes Mitleid quoll dem Soldaten im Herzen auf. Er war ja auch Familienvater, und das fremde Kind hier erinnerte

## Und Friede auf Erden . . .

Von J. R. Burda.

Und wieder strahlt mit zauberfüßer Macht  
Der Stern des Friedens durch die heilige Nacht

Und weckt im Herzen alle Seligkeit,  
Die Märchenträume fernher Jugendzeit,

So manches liebe, längstverklungne Wort,  
Die Maienblüten, die verwelkt, verdorrt . . .

Und blickt ins gramgefüllte Kämmerlein:  
Denn Friede — Friede soll's auf Erden sein!

Wirf ab dein Herzeleid, wirf ab dein Weh!  
Die Liebe glänzt durch Nacht und Winterschnee.

Die Liebe, die in wilder Kriegesnot  
Doch jauchzend triumphiert ob Schmerz und Tod;

Die heut in unserm teuren Vaterland  
Den leidumflorten Blick zum Himmel bannt.

Die Liebe, die in Hütte und Palast  
Heut Einteil hält zu stiller, seliger Rast.

O öffnet ihr die Herzen, seid bereit,  
Empfangt die Fülle goldner Herrlichkeit!

Und lauscht der Weihnachtsglocken traurem Klang  
Wie einst — durchglüht von heißem Sehnsuchtsdrang!

Die ihr durchs Leben irrt, verwaisst, allein,  
Auch euch umfängt der Christnacht Himmelschein.

Ihr müden Kämpfer, ohne Rast und Ruh,  
Auch euch winkt heut das Christkind lächelnd zu . . .

Hemmt eure Unrast, bannt des Tages Mühn,  
Denn Fried' und Freude soll der Welt erblühn.

Der Christbaum lädt zur hehren Feier ein —  
Und Friede — Friede soll's auf Erden sein! —



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg.

## Liebesgaben.

Gemälde von Karl Plückerbaum.

ihn in Buchs und Bewegungen an sein Herzenstöchlein Esfriede. Er legte dem Kinde die Hand auf den Kopf und redete es freundlich in der Sprache seines Landes an.

„Was haben dir denn die Kinder genommen, hm?“

Die Kleine hob ihr Gesichtchen zu dem fremden, bärtigen Soldaten empor. Sie mochte wohl den Ton der Herzlichkeit und Güte aus den Worten gefühlt haben. „Einen Brief,“ schluchzte sie.

„Einen Brief? Von wem war er denn geschrieben?“

„Von mir.“

„Sieh an, du kannst schon schreiben?“

„Ja,“ sagte die Kleine stolz.

„Wie heißt du denn?“

„Ich heiße Honorine.“

„Wohin wolltest du denn mit dem Brief, Honorine?“

„Zum Briefkasten.“

„An wen hastest du denn geschrieben?“

Sie wollte nicht gleich mit der Antwort heraus, scheute sich offenbar, die Wahrheit zu sagen und sah dem fremden Manne prüfend in die Augen.

Georg Freyer murmelte sie auf.

„Kannst es mir schon sagen, Honorine. Ich sage es gewiß niemand weiter.“

„An den Niklas. Es ist mein Wunschzettel!“

„Ganz recht, das dachte ich mir.“

„Als ich auf die Straße ging, um ihn dort in den deutschen Briefkasten zu stecken, kamen die bösen Kinder und nahmen ihn mir weg. Nun werde ich wohl nichts bekommen, nicht wahr?“

Georg Freyer stand einige Augenblicke in Gedanken versunken.

„Wie lieb und innig solch ein Kindergläubchen ist!“ sagte ihm sein Herz.

„Wo wohnt denn dein Vater?“ fragte er.

„Mein Vater ist bei Nannur gefallen.“

„So wohnst du bei deiner Mutter?“

„Meine Mutter ist schon viele Jahre tot. Ich wohne bei Madame Leprune.“

„Armes Kind,“ murmelte Georg Freyer, „armes, armes Kind!“

Und ein unsägliches Weh überkam ihn, als ob das zarte, unschuldige Wesen da vor ihm sein eigenes Kind, seine Esfriede wäre! Hätte es seinen Lieben nicht auch so gehen können, wenn der Feind härter war?

Er strich dem Kinde liebevoll über das Blondhaar.

„Ich will dir etwas sagen, Honorine. Komm jetzt in mein Quartier. Dort schreibst du deinen Wunschzettel noch einmal, und ich werde ihn dir dann zur Post besorgen.“

Das Kind war glücklich.

Georg Freyer nahm seinen Schützling an der Hand, und sie stapften zusammen durch den Schnee wie Vater und Kind. In seinem Quartier gab er der Kleinen Bleistift, Papier und Briefumschlag und forderte sie auf, nun fest draufloszuschreiben, was sich ihr Herz wünschte.

Er ließ die Kleine eine Zeitlang allein im Zimmer. Als er zurückkehrte, übergab ihm Honorine den gewissenhaft geschlossenen Brief mit der Aufschrift: „An den Niklas.“

„Du mußt ihn aber auch nicht vergessen!“ ermahnte sie.

„Nein, nein. Gehe nur ruhig zu Madame Leprune. Ich werde deinen Wunschzettel dann sofort zum Briefkasten tragen.“

Mit leichtem Herzen sprang Honorine in den Winterabend hinaus.

Georg Freyer aber öffnete den Briefumschlag und las, und aus seinen Augen stahlen sich ein paar Tränen und rollten über das bärtige Gesicht herab, ein paar Tränen edelsten menschlichen Mitleids und verstehender Vaterliebe.

Die Kleine hatte in ungelentker Zügen allerhand Wünsche aufgezählt und am Schlusse ganz besonders herzlich um einen Papa gebeten, „so gut wie der deutsche Soldat aus der Rue Léopold.“

Sein Entschluß stand fest. Er legte Mantel, Helm und Koppel

wieder ab, setzte sich an den Tisch nieder und schrieb an seine Frau und seine Kinder einen langen, innigen Brief, in dem viel die Rede war von dem Weh des Krieges, das in kleinen Erlebnissen an das deutsche Vaterherz geklopft. Und das Schreiben klang aus in eine Anfrage, die als unwiderstehliche Bitte aus der Tiefe eines edlen Menschenherzens heimslog zu Weib und Kind.

Georg Freyer war es dabei wieder leicht ums Herz geworden. Er siegelte den Brief zu, zog den Mantel über und schlenderte durch die anbrechende Winternacht, um den Brief selbst zur Feldpoststation zu tragen.

Jetzt erst war er in richtiger Weihnachtsstimmung. Ein Kind

glücklich zu machen, das gehört für einen Deutschen wohl zum Weihnachtsfest, mehr als all die anderen Sitten und Bräuche. Er war ja reich gesegnet mit irdischen Gütern. In seiner linken Manteltasche knisterte das Blatt von Honorine, seiner Honorine, wenn Mutter „Ja“ sagte. Und das würde sie tun, er kannte sie doch! In der rechten Tasche steckte sein reichgefüllter Geldbeutel. Nicht umsonst sollte ihn das Schicksal so reichlich mit Wohlstand gesegnet haben.

Auf der „Grand' Place“ standen vereinzelte Buden, unter deren trüb flackernden Öllämpchen die Händler ihre wenigen Waren ausgebreitet hatten, die der Krieg mit seinen Bränden und Trümmerhaufen übrig gelassen hatte.

Georg Freyer ging von Stand zu Stand, zog hin und wieder Honorines Wunschzettel aus der Tasche und kaufte und kaufte, bis er bepackt war wie ein echter deutscher Kuprecht.

„So sollten mich meine Lieben daheim sehen!“ murmelte er vergnügt, als er den Heimweg antrat.

Acht Tage später, gerade noch zur rechten Stunde, brachte ihm die Feldpost die Antwort seiner Frau. Auch Ernst und Esfriede hatten mit ihren kleinen Händen ein paar Worte der Freude und Erwartung hinzugefügt. Er hatte sich nicht in ihnen getäuscht und fühlte sich stolz im Bewußtsein seiner Familie.

Nun eilte er zu Madame Leprune, um seiner Honorine den Gabentisch aufzubauen und dann die nötigen Schritte zu ihrer Annahme an Kindes Statt zu tun.

Und als er das Kind am Abend unter dem brennenden Bäumchen an seinem Herzen hielt, da schweiften seine Gedanken fern über die Brandstätten und Gräber des Krieges in eine Zeit, in der das Weihnachtsevangelium Geltung haben wird über die ganze Erde:

„Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!“



Kriegsweihnacht auf einem Donau-Schleppdampfer. Phot. Max Krentsch.

# Weihnachten.

Von Richard Rieß.

**F**ast fünf Monate lang lag man am Feinde. Zuerst im fröhlichen Kampfe, siegreich vorstürmend, dann, seit zwölf Wochen schon, in den Schützengräben; wie Tiere in der Erde lebend, frierend im Schauer der Novembertebel, die über die Felder zogen. Lebend von zufälliger Mahlzeit und schwerem, dunstigem Schlafe in den feuchten, luftlosen Unterständen, sechzehn Mann immer in einem Raume, der außer den paarweis geschichteten Strohlagern nur einem engbrüstigen Tische mit schmalen, kindlichen Bänken Platz bot.

Man trug alles willig. Deckte Schmutz auch den Leib mit schwarzer Kruste, die Seele leuchtete um so reiner, strahlender. Aus dem unheimlichen Bartwuchs, der die Gesichter zur Unkenntlichkeit behaarte, glühten die Augen in heiligem Feuer. Ernst und groß waren diese Monate: Die sie im feindlichen Felde lebten, waren die Schirmer des Vaterlandes, die opferfreudigen Kämpfer für die große Idee.

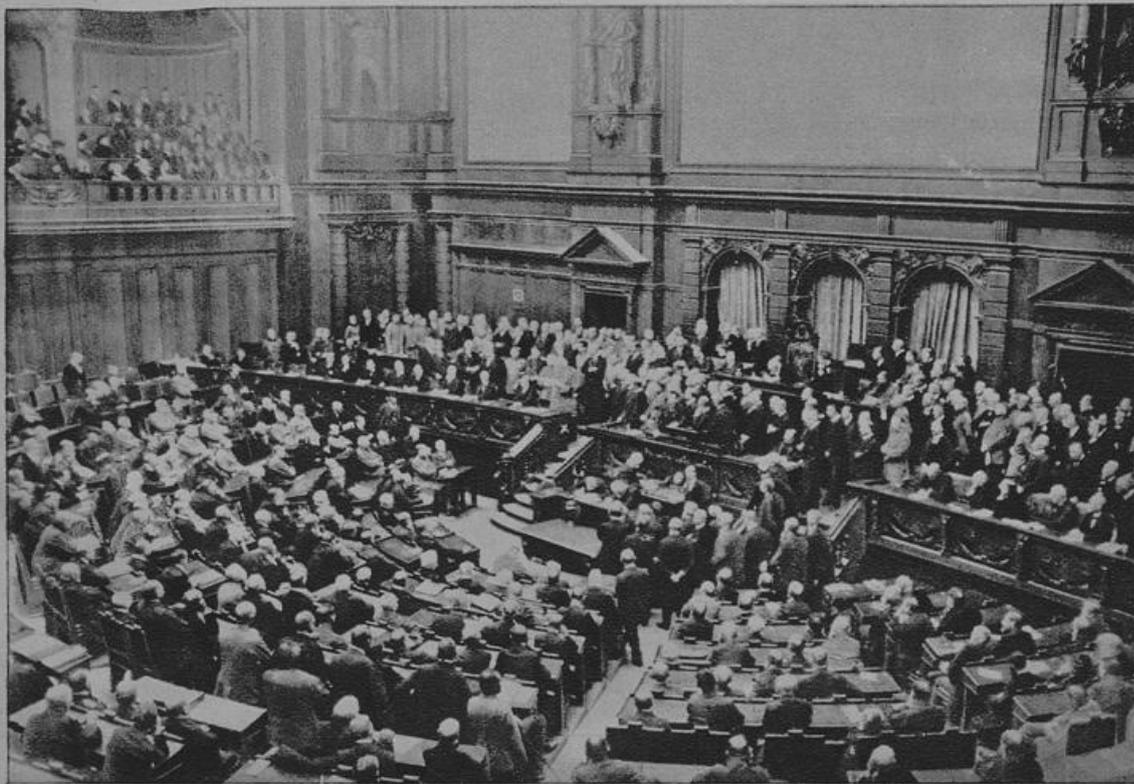
Schwer aber wurde die Pflicht, da nun das Jahr zur Kiste ging, da die Tage heranrahten, die Erinnerungen trugen, schwere Erinnerungen, und Sehnsucht erweckten. Weihnachten nahte. —

Und Weihnachten kam. Frommer Wahn berichtete, daß jedem der treuen Wächter ein Bäumlein gelehrt habe am heiligen Christabend. Frommer Wahn! Die Tapferen hielten die Wacht, in die grauen Mäntel gehüllt, nach dem Feinde hinspähend. Keiner heiligen Kerze Licht durfte hier in den vordersten Gräben dem Feinde willkommenes Zeichen geben.

Schwarze Engländer lagen dieser deutschen Mannschaft gegenüber. Vereinzelte Schüsse fielen. Was wußten die Wilden vom Feste

der Herzen? Unerwiderte Schüsse. — Aber Wache hielt Ausschau. In einem der Mannschaftsräume des vordersten Grabens, den nur kurze Durchgänge von den Schützenständen trennten, brannten an einem mageren Bäumchen aus künstlichem Grün kleine, kurzlebige Wachskerzen. Die Leute, die für ein paar Stunden ausruhen durften, lagen auf ihren Strohmatten und qualmten, schweigend, aus den kurzen Tabakspfeifen, die ihnen ihr hoher Feldherr, Deutschlands Kronprinz, zum Feste gestiftet. Am Tische saß einer, dem noch kein Bart gewachsen. Einer mit hoher Stirn unter schwarzem Wirthaar und grauen Augen von kindlichem Bilde. Der räusperte sich nie, wie die andern öfters taten. Er las in einem schwarzen Buche, und bisweilen bewegten sich seine Lippen. Durch den Tabaksdunst, der die Luft verdichtete, daß sie schier mit dem Messer geschnitten werden konnte, kam plötzlich eine Reihe schwerer Worte: „Wird keiner uns heute ein Lied singen?“ —

Hinten, vom Strohlager her, fing einer an „Stille Nacht, heilige Nacht —“ Aber es klang nicht recht. Keiner fiel ein in die Worte. Da verebbte der Sang wieder. Keine Kehle war frei vor drüdender Sehnsucht. Schweigen summtete in dem niedrigen Erdzimmer. Auf einmal aber kamen vom Tische her feierliche Worte. Wer saß denn dort? Der stille, kleine Schullehrer war's, der zerbrechliche Ruten-schwinger einer Sörliger Volksschule. Er aber sagte mit schöner, tiefer Stimme, die wunderbares Pathos hob: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott. Dasselbige war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts



Die denkwürdige Reichstagsitzung vom 12. Dezember 1916: Der Reichskanzler verliest das Friedensangebot des kaisers.

Phot. A. Sennede.

gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheinete in die Finsternis, und die Finsternisse haben es nicht begriffen —“

Ganz still las der Soldat diese Worte, und als er eine Pause machte, da hörte man, daß irgendwer weinte. Da schob er seinen Kopf zurück, daß sich der fast eine Beule geholt hätte an der irdenen Wand. Und dann kamen Verse über seine Lippen. Raun er, der die hier hörte, konnte sich ihrer entsinnen aus all seinem Leben. Ein Gedicht vom Arbeitsmann, dem nichts zu seinem Glücke fehle als die — Zeit zum Glücke; in Reiterlied dann; und zur Erklärung die Worte: Das hat einer gedichtet, der anno Siebzig mit dabei war. Villencron hieß der Dichter. Und dann ein Preislied für die Fahne. Der dies geschrieben, war als Freiwilliger mit ins Feld gezogen, der Zweiundfünfzigjährige. Schließlich fand der junge Lehrer neue Verse. Die erzählten ganz still von Vergangenheit, von einem Weihnachtsabend in der Heimat; von denen auch, die heute allein unter dem Tannenbaume sitzen müßten, von den Müttern und Frauen und Bräuten.

Dann war es plötzlich Zeit zum Aufbruch für den jungen Poeten. Er mußte auf Wache. Und als er ging, sagte einer seiner Kameraden: „Au ha'mm wir noch unsa Christkindel gehabt.“

Weihnachtsabend. — Tausend Sternblumen waren am Himmel erblüht. Milder hauchte der Wind in dieser Nacht.

Der junge schlesische Lehrer mit der hohen, von schwarzem Haare umschatteten Stirn stand an der Brustwehr seines Postens und spähte durch das Gewehrloch der Panzerung zum Feinde hinüber. Ein dunkles Gewirr unverständlicher Stimmen wurde dem reger Achthabenden gewahrt. Als gerade eine Leuchtugel aufstieg und eine Welle Licht über die eigene Stellung warf, pffsen ein paar Kugeln und klatschten unschädlich gegen die Eisenwehr. Der deutsche Soldat duckte sich, bald aber stand er wieder. Er sann durch die Nacht: Weihnachtsabende der vergangenen Jahre. — Der lehte im Kreise der eigenen Familie, im eigenen Heim. Und heute — „Wache halt' ich für Deutschland.“ kam's ihm in den Sinn. „Halt' Wach' vor meinem eigenen Glüd.“ Ein warmes Gefühl wuchs in ihm hoch. Groß und froh stimmte ihn das Bewußtsein seines erhöhten Daseinszweckes. Der Verse gedachte er auch, mit denen er vorhin seine Kameraden

erbaut, all die einfachen Menschen aus Arbeiterhaus und Dienerswohnung. Und in des Sinnes ganzer Heiligkeit erstand das Bewußtsein: Deutschland in ihm. — Als er abgelöst worden war, verzichtete er darauf, sich alsbald wieder in seinen Unterstand zu vertriehen, und blieb noch ein wenig im Freien. O, dieser reine, stille Himmel! Wie lindhaft glücklich stimmte der Frieden dieser Nacht. Waren das Schüsse, die bisweilen durch die Luft pffsen? Nein, Aste brachen im Walde — „Weißt du, wieviel Sternlein stehen —“ Wie er noch sann, fühlte er das Nahen einer Gestalt, und als er ausblickte, nahm er

Haltung. Es war der Leutnant seines Zuges, ein junger, ganz junger Leutnant, der eben erst die Kadettenjahre überwunden hatte. Neunzehn, kaum älter. Und blond. Er war sehr beliebt bei seinen Leuten. Denn er gab sich den älteren Untergebenen gegenüber bescheiden und freundlich.

„Ich hab Ihnen vorhin so gern zugehört, Waltherr,“ sagte er leise. „Ich will Ihnen die Hand drücken. Was waren das für schöne Verse! Die würd' ich gern gedruckt sehen. — Sie müssen wissen, ich lieb' schöne Gedichte. Manche, die Sie vortragen, kantt' ich: namentlich die kraftvollen Dichtungen von Villencron. Aber die letzten?“

Der Lehrer sagte leise: „Die sind nicht gedruckt — die sind von mir selber.“

„Sie sind ein Dichter? — Kommen Sie, gehen wir ein paar Schritte. — Geben Sie mir, bitte, mal die Hand. — Sie sind gewiß sehr stolz. — O, Sie können froh sein, daß Sie ein Dichter sind.“

Den kleinen Leutnant überwältigte das Gefühl. Er schwieg unbeholfen. Später begann er wieder:

„Man trägt alles leichter, glaub' ich, wenn man darüber reden

kann. Ich lese viel Goethe. — Wissen Sie, der konnte sich jedes Leid einfach von der Seele dichten, und alsdann war er's los.“

Lange gingen sie nebeneinander hin und her. Der Leutnant wollte bisweilen von neuem mit dem Worte anheben, aber die Rede zerbrach ihm ungesprochen. Schließlich blieb er stehen und sah dem andern ins Gesicht. Und dann sagte er im unheimbaren Ausbruch des Gefühls: „Ich hab' ein schlesisches Mädel so wahnsinnig lieb.“

Dann drückte er dem Dichter die Hand und ging schnell von dannen. Wie diese Nacht lau und friedlich war. — Der Einsame hörte jetzt Glockenläuten sogar: Die Weihnachtsglocken vom Kirchdorfe, weit, weit hinter der einsamen Wacht!



**Kapitän Paul König,**

Führer des zum zweiten Male glücklich heimgekehrten Handelsunterseebootes „Deutschland“.

Zeichnung von J. Vejin.

## Zwei Weihnachten.

Von Oskar Busch.

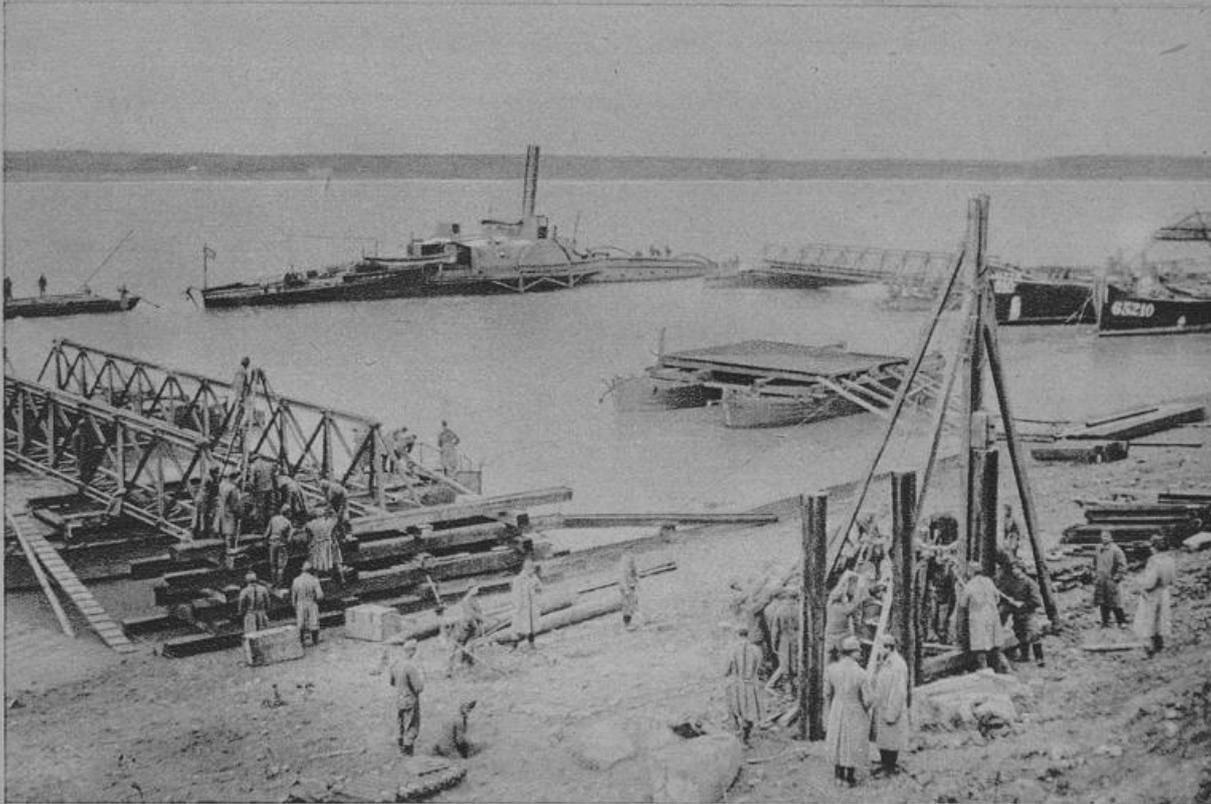
**F**ast alle Lichter waren schon niedergebrannt. Und auch die Gaben des Tisches, die in zufälligem Durcheinander unter dem Christbaume herumlagen, bewiesen, daß sich die Weihnachtsfeier nun schon in jenem vorgerückten Stadium befand, in dem die Wogen der Festesfreude langsamer, besonnener weitergleiten.

Helmut Manns und Alarba Rothenburg standen Hand in Hand im Wohnzimmer der verwitweten Frau Bankdirektor Helene Rothenburg. Das Band verstehensvollen Schweigens lag zwischen ihnen.

Knisternd brannte am Baume das letzte Wachslicht nieder. Tannenduft wob durch das Zimmer. —

Im Salon saß inzwischen der Stadtrat Joachim Manns, der trotz seiner 55 Jahre noch immer einen Hufschelkopf dunkler Locken und ein paar junge, lebensfröhliche Augen hatte, der Hausherrin gegenüber. Eben hatte er von neuem das Glas seiner Partnerin und das eigene mit dem leichtspritzigen Rothenburger Hausmosel gefüllt.

Nun erhob er den Römer: „Auf Ihr Wohl, gnädige Frau!“



Donau-Übergang Madensens bei Svisslov: Bau der Pontonbrücke für den Einmarsch der Truppen in Rumänien.

Phot. III. 3. & 5.

Leicht streichelte Helmut den blonden Scheitel seiner Braut.

„Ich kann es noch gar nicht glauben — Alarba — das Glück —“

„Du Lieber — Guter —“

„Weißt du, Alarba, es ist doch eigentlich seltsam und ungewohnt-fremd, daß wir hier ganz allein beieinanderstehen und uns liebosen — und doch ist alles so selbstverständlich, als wäre es nie anders gewesen, mir ist, als wären wir nie allein gewesen. Es muß doch unsagbar traurig sein, wenn Liebe nicht Liebe findet.“

„Du treuer, bester Mann! Ich glaube, ich könnte nicht mehr leben — ohne dich.“

„Weißt du,“ fuhr Helmut fort, „ich hatte schon ernsthaft gefürchtet, daß deine Mutter dich mir nicht geben würde.“

„Im Gegenteil; wenn du wüßtest, wie sie sich gefreut hat, als ich ihr sagte — das mit uns —, sie war direkt geheimnisvoll in ihrer Freude: „Greif zu, Kind,“ sagte sie, „wie glücklich diese Fügung ist, wirst du niemals ermeßen können.“ Na, ich hab' doch zugegriffen — nicht, Helmut?“

„Ach, du mein süßes Mädel — du mein Glück.“

„Auf das Wohl unserer Kinder!“ antwortete Frau Helene.

Und damit war wieder eine kleine Gesprächspause ausgefüllt. Es ließ sich nicht leugnen: Etwas Ungeprochenes lag zwischen den beiden alten Herrschaften, etwas, das den ganzen Abend über schon auf die Stimmung gedrückt hatte. Solange das junge Brautpaar im Zimmer war, hatte es sich überwinden lassen. Nun aber drängte es mit elementarer Gewalt.

„Helene,“ begann der Stadtrat, „glauben Sie an eine Fügung?“

Verwirrt blickte die rundliche Frau zu Boden.

„Richt? Nun, sieht es denn wie ein Zufall aus, daß sich gerade unsere Kinder gefunden haben? Wir haben doch sicherlich nichts getan, ein derartiges Verhältnis zu begünstigen. Oder — verzeihen Sie — doch?“

„Was glauben Sie von mir, Herr Stadtrat!“

Der krommelte nervös mit den Fingern auf der Mahagonitischplatte. Frau Helene fuhr fort: „Heutzutage hat man es nicht so eilig, seine Kinder zu verheiraten — heutzutage nicht. Glauben Sie mir: Als meine Tochter vorgestern zu mir kam und mir eröffnete, daß sie Helmut liebe, und daß der Sohn Joachim Manns' um ihre Hand

angehalten habe, da stieg in mir zuerst ein Verwundern auf, solch ein wehmütiges Verwundern — ich hatte mich niemals an den Gedanken gewöhnen können, Mutter einer erwachsenen Tochter zu sein — Mikarda war stets — unser Baby geblieben — und nun sollte ich bei meiner kleinen Tochter an — Leidenschaften glauben?"

Etwas allzu sachlich fiel Manns ihr ins Wort: „Sie waren, als Sie heirateten, achtzehn Jahre. —?“

Helene Rothenburg errödete unter dem Lächeln ihres Partners: „Ja — doch auch meine Mutter wollte damals nicht glauben, daß ihr Kind schon Eigenes, Großes fühlen könnte — ich glaube, das gehört so zu den Müttern, dieses Verwundern, wenn sie sehen, daß ihr Kind, ohne daß sie es merkten, aufgehört hat — Kind zu sein.“

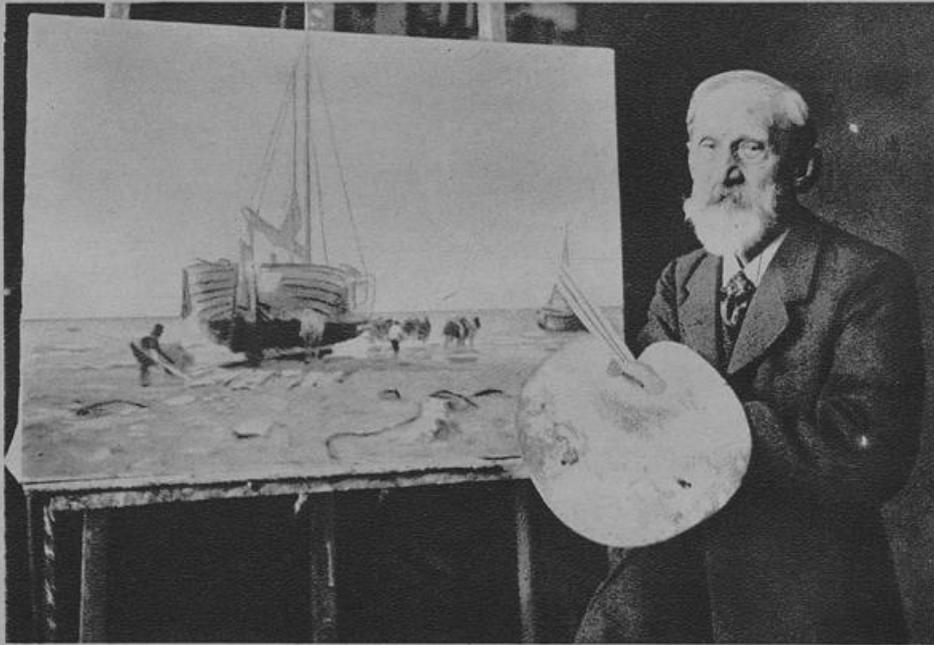
„Frau Helene,“ begann der Stadtrat von neuem, und seine Stimme klang merkwürdig bewegt, „glauben Sie mir, ich hätte es

die Hand der vielumworbenen Lene Reimann bat und erfuhr, daß sich das junge Fräulein eine halbe Stunde vorher mit Herrn Bankier Rothenburg verlobt habe.

„Genug, Joachim. Hör' auf. Du quälst mich.“

Der Stadtrat fuhr unbeirrt fort. Der leis ironische Ton seiner Stimme wich allmählich. Und was Joachim Manns nun sprach, war neu erwachtes Leid. „Und warum hatte Helene Reimann geduldet, daß der junge Mann ihr wochen-, monatelang von Liebe sprach? Warum las sie seine inbrünstigen Verse stets mit dem lächelnden Erröten, in dem sich Erfüllung und Gewährung ankündigten?“

„Kannst du es nicht verstehen, daß es einem jungen Mädchen schmeichelte, von einem Manne unworben zu werden, von dessen erstem Novellenbände alle Zeitungen des Lobes voll waren? Daß sie sich seine Huldigungen gefallen ließ, ohne an tiefere Folgen zu



**Professor Eugen Dücker,**

hervorragender Landschaftsmaler, Professor an der Kgl. Kunstakademie Düsseldorf, † im Alter von 75 Jahren.

nie geahnt, daß wir beide uns einmal hier gegenüberstehen würden — das alles scheint mir wie eine Farce des Schicksals. Ich wußte gar nicht, daß sich Helmut und Mikarda näher kannten; man kann sagen, was man will, es muß eine Vorsehung über uns walten. Denken Sie noch an den letzten Weihnachtsabend, den wir miteinander verlebt haben?“

„Lassen wir die Vergangenheit begraben sein. All das ist so leidvoll, so grausam —“

„Nein, Helene, das muß noch einmal auferstehen, ehe es für immer vergessen ist. Etwas muß zwischen uns gesagt werden. Ein Letztes. Ehe wir unsern Kindern ein Glüd bauen können, müssen wir mit uns Alten fertig werden. Das sind wir den Kindern schuldig.“

Helene Rothenburg zitterte bei den Worten ihres Gegenübers. Manns sprach weiter: „Ist es nicht sonderbar, wie ruhig wir heute über Dinge reden können, die uns — mir zweifellos — einmal das Leben bedeuteten — damals, an jenem Weihnachtsabend vor 32 Jahren — an dem der neugeborene Referendar Joachim Manns um

denken? Und dann — mein Vater stand vor dem Banterott — er beschwor mich, Karl Rothenburg nicht zurückzuweisen. Meine Verheiratung bewahrte meine Familie vor dem Ruin.“

Ganz leise klangen die Worte des Stadtrats: „Erlaube mir eine Frage, Helene: Warst du glücklich mit deinem Manne?“

Frau Helene zitterte, während sie antwortete: „Die erste Zeit wohl — aber später — ich habe dich doch vielleicht tiefer geliebt, als ich mir eingestehen wollte — oft habe ich an dich gedacht. „Unter Tränen faßte sie die Hand des Mannes, der neben ihr saß.

„Du armer — armer — Mann! Man ist oft so grausam, wenn man jung ist. Aber glaube mir, glücklich war auch ich nicht. Und — so sind wir nun beide alt geworden!“

„Ja, Helene. Unser Glüd — das sitzt da drinnen unter dem Tannenbaum und denkt an die Zukunft.“

„So erfüllt sich unser Schicksal doch noch, Joachim. Komm!“

Und Frau Rothenburg reichte dem Vater ihres Schwiegerjohnes die Hand. Dann gingen beide zu ihren Kindern.

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 53.

Düsseldorf, 30. Dezember

1916.



Neujahrsgruß aus der Heimat.

# Kreuzfahrer.

Neujahrserzählung von Rudolf Michael.

**E**in blasser, feiner Dunst vom Rauch der Zigaretten und ein weicher Duft vom Wein lag in der niedrigen Gaststube der „Rose“. Ganz still war es in den Ecken und hinter den Tischen, als wolle die alte Stube auseruhen vom Lachen und Schwätzen des langen Jahres. Geruhfam und froh blickten die Bilder der Vorfahren von den dunkel getäfelten Wänden. Und auf den Gesichtern, die immer unbeweglich in den weißen Halstrausen steckten, lag ein gutmütiges Mitgefühl. Feierlich, andächtig still war es in der Stube.

Draußen über den Markt der kleinen Universitätsstadt ging die Dämmerung und deckte die Häuser und blinden Fenster mit ihrem großen, grauen Mantel. Die bronzene Figur des ältesten Friedrich schwieg wie ein Schatten. Über die nahblanken Dächer der Häuser trug der Wind das Rauschen der kahlen Bäume von der Saale her.

Es war Neujahrsnacht. Den Rest lachenden Lebens, den der Krieg der kleinen Stadt zu frommer Hut gelassen, hatte diese trauliche Nacht ihr nun noch ganz genommen und teils in die Heimat fortgeweht, teils hinter die hellen Fenster versteckt. Auf den Straßen und Gassen, auf den Plätzen, in den Gaststuben war es still, nachdenklich. Nur die Saale unten schwagte wie jede Nacht ihr Schlaflied.

In der einen Ecke der Gaststube der „Rose“ saßen Professor

von Kalm und sein Sohn zusammen. Um den Hals der grünlich-hellen Weinflasche legte sich der Rauch in weichen, bläulichen Ringen. Und aus den halbgeleerten Gläsern zwinkerten und blinkten die goldenen Augen.

Der Vater stützte den graulockigen Kopf in die schmale, offene Hand und sah veronnen in das Glas des Sohnes, als sei das ein tiefer Quell.

Der Sohn in der grauen, staubigen, aber straffen Felduniform eines Leutnants sog an seiner Zigarette und rauchte wie der Schornstein zu der Gedankenfabrik.

„Nein, es ist nicht hübsch von mir, Karl, daß ich dich diesen Abend so zum Grübeln antege und zwingt,“ sagte der Vater langsam, „du bist auf Urlaub gekommen, um dir alle schweren Gedanken vom Herzen zu lachen und zu schwätzen, und nun mache ich dich doppelt nachdenklich.“

Der Sohn lächelte leicht.

„Aber, Vater! In dieser Nacht ist doch kein Haus, kein Stein, geschweige denn ein Herz ohne Gedanken und Erinnern. Glaub mir, es tut gut, so ernst und still zu reden. Draußen wird das meist von der täglichen Arbeit verschluckt.“

Da sah der graue Vater den blonden Sohn dankbar an.



Neujahrsmorgen im Hochgebirge im Ober-Engadin.

Die Uhr schlug zehn. Lang hallten die Schläge wie Glockentöne. „Heut vor einem Jahr, Vater, sah ich in Flandern. Da hatten wir die schweren, blutigen Wochen hinter uns. Aber wir sprangen doch lachend ins neue Jahr hinein. Der kleine Württemberger, der Dreihler, stand auf dem Tisch und hielt eine Rede. Ja, nun redet er schon lange nicht mehr.“

Der Vater nickte mit dem Kopf.

„Ja, und heute übers Jahr?“

Karl von Kalm erschrak ein wenig. Wie ein Schatten im Laub huschte es über sein ernstes Gesicht. Er griff jäh nach der Hand des Vaters.

„Vater, was du mir heute nachmittag kurz angedeutet, das läßt mich schon seit Stunden nicht los. Ich weiß nicht, ich bin recht froh und doch so launisch in meinen Gedanken wie ein Wind, der bald hierhin, bald dorthin springt.“

Der Sohn stürzte mit einem hastigen Zuge den Rest des

und einsam da unten in ihrem Sandgrab. Weiß kaum noch, wie es aussieht.“

Der junge Offizier reichte der wartenden Wirtin wortlos die leere Flasche.

„Karl,“ sprach der Alte heller und lebendiger, „es geht so mancher runter nach dem Orient jetzt. Könntest du's nicht auch? Kannst dort unten auch deine Schuldigkeit tun. Und dein Beruf wäre heilig.“

Karl von Kalm klopfte nervös die Asche von seiner Zigarette.

„Du, ich will ja kein Dichter sein, mein Junge. Aber mir ist's, als wenn dich deine Mutter ruft. Sie liegt draußen vor Kairo, auf dem europäischen Friedhof. Ich sehe den Platz noch genau. Alles wird mir heute wieder so lebendig. Hart an der weißen Kalkmauer: Ein englischer Hauptmann liegt neben ihr. Zwei Palmen habe ich damals pflanzen lassen.“

Die Augen des Professors bekamen einen hellen Glanz, als

## Zum Jahreswechsel.

Heilig, heilig,  
Groß und prächtig,  
Reich an Ehren,  
Reich an Tahren,  
Reich an Mehmut und an Demut,  
Ruhmvoll jeder Tag und Stunde,  
Ging das alle Jahr zu Ende.  
Und wir stehen auf der Schwelle,  
Falten stumm die rauhen Hände  
Eine kurze Weile nur.  
Über Bergen lagt der Morgen:  
Neues Tagwerk, neue Sorgen.  
Rastlos ohne Zaudern, Wanken  
Tretet frisch mir in die Schranken.

Heilig, heilig,  
Stark und mächtig,  
Eins im Willen,  
Woll'n mir zollen  
Mut und Kräfte dem Geschäfte  
Bis zum Schlag der letzten Stunde,  
Bis zum schwersten letzten Kampfe.  
Und wir blicken in die Ferne,  
Wo sich aus dem Pulverdampfe  
Weht des Friedens lieblich Bild.  
Wollen's aus dem Stahl der Klingen  
Schmieden, in die Form es zwingen.  
Wollen es dem neuen Jahr  
Bringen zum Geschenke dar.

Hans Henmann.

Weines hinunter, als wolle er damit zugleich eine aufquellende Sorge verschlucken.

„Was ich dir heute nachmittag andeutete, Karl? Ach ja, da hängt eins mit dem andern zusammen. Lassen wir's!“ wehrte der Professor mit einer lässigen Handbewegung ab.

Der junge Offizier stützte einen Augenblick.

„Hanna hat sich sehr nach mir gesehnt heute, Vater. Sie will aus dir einen guten Großpapa machen.“

Karl von Kalm lachte dem aufhorchenden Vater in die offenen Augen.

Da antwortete der Professor ernst:

„Ich danke dir. Danke, mein Junge. Da hast du mir ein großes Opfer gebracht.“

Und nach einigem Sinnen:

„Weißt du, das Leben ist doch seltsam bunt wie ein Märchen. Ich kann gerade heute nicht meine Gedanken von deiner lieben Mutter lassen. Und mir ist, als müßtest du bald bei ihr sein, bald zu ihr gehen. „Ja, so ist mir, Karl. Die kleine gute Frau liegt nun die langen Jahre schon so fern

sahen sie über die Jahre und Meere hinweg den sonnigen, sandigen Platz, wo seine Frau lag. Gewiß, viele Jahre war's her, als er mit ihr hinuntergereist war als junger Dozent für Kunstgeschichte. Aber was er an Schönheit da unten gesehen und gelernt hatte, das hatte er an Liebe zurücklassen müssen. Nur den Jungen hatte sie ihm gelassen. Mit dem war er in die Heimat zurückgekommen. Seither hatte er ein Bangen vor jenem Land. Es war für ihn das Land der Sehnsucht. Seine schönsten Bücher hatte er über ägyptische Landschaft und Kunst geschrieben. Aber er hatte es seither mit den Augen nicht wieder gesehen. Nun erst, wo ihm die Reise unmöglich war, hatte ihn die Sehnsucht gepackt.“

„Sag, Karl, ist dir das zu abenteuerlich? Mir ist der Gedanke blühschnell gekommen und will mich nun nicht wieder aus den Händen lassen.“

Der junge Offizier schien andere Bilder zu sehen.

Mitten hinein in diese Ruhe warf die alte Uhr elf volle, lange Schläge.

„Mir ist der Gedanke so schön, Karl. Ich tönn' mich dran begeistern. Du gehst für deine Mutter hinunter. Auf ihrem Grab

die Faust unseres Feindes. Du bringst Freiheit. Vielleicht — Nein, das ist grausam!"

Der Alte brach den Satz ab und trank das erste Glas aus der neuen Flasche auf einen Zug.

„Vielleicht werden sich einmal die türkischen Kanonen gegen den Friedhof richten. Ach was, ich phantasiiere! Das kommt vom Wein. Trint, Karl!"

Der junge Offizier warf den Kopf in den Nacken und stieß mit dem Vater an.

„Karl, du,“ lachte der Vater. „Ich glaube, ich paßte schlecht zum Artillerieoffizier. Mir würde es doch nicht leicht, auf etwas schießen zu lassen, für das ich mein Leben lang gearbeitet habe. Die Kunst ist heilig.“

Sie ist gewiß nicht älter geworden. Weißt du denn, was so eine junge Mutter alles fühlt? Die will ihr Kind sehen, will es streicheln können.“

Der Professor packte seinen Sohn an den Schultern. Die beiden Männer sahen sich eine Weile an, während vom Turm der Johannisirche die Töne aus den Glöden wie aus offenen Reichen flossen.

Das neue Jahr zog ein. Hoch und heilig. Wie eine Siegerin im blaßblauen, sternbestickten Mantel. Und alle Herzen läuteten wie Glöden auf den Türmen.

Nach einer Weile traten Professor von Kalm und Karl wieder zurück in das Gastzimmer.

„Du, es wird alles gut, Karl! Hab' Dank, mein Junge!“



Kaiser Karl I. von Oesterreich im deutschen Großen Hauptquartier: die beiden Kaiser (1 und 2) schreiten die Front ab.

Phot. Neue Photographische Gesellschaft, N. G., Berlin-Steglitz.

Der Sohn zuckte die Achseln.

„Bist mit allen Gedanken wohl bei deiner kleinen Frau, was?“

Plötzlich fühlte der Professor wohl, warum er seinem Sohne das Herz so schwer machte. Die Mutter hier, die Mutter dort.

Aber der Alte war zähe in seinen Wünschen.

„Karl, ist es nicht gleich, wo du stehst und deine Schuldigkeit tust? Sprich doch!“

Da sprang dem Sohn der Mund auf wie eine Ader. „Vater, willst du zu Hanna —“

Der Professor legte dem Sohn die Hand hin. Dann stießen die Gläser aneinander.

Die Uhr schlug zwölf. Laut und voll.

Auf der Straße war plötzlich ein Rufen und Lachen.

Professor von Kalm trat mit seinem Sohn in die Tür.

Ein paar Studenten zogen lachend vorbei.

„Karl, sieh mich an! Willst du deiner Mutter diesen Dienst erweisen? Als sie starb, war sie so jung und lieb wie Hanna heute.“

Als Karl von Kalm eine Woche später zu seiner jungen, lieben Frau kam, schenkte sie ihm einen kleinen Knaben mit seidenweichen hellen Haaren. Den küßte er lange und innig. Dann schickte ihn ein Befehl nach dem Süden.

Der Frühling steckte in der Luft und lachte scheu hinter den kahlen Ästen und Gebüsch. Der junge Offizier stand mit offenen Augen am Wagenfenster. Er fühlte sich ganz jung und frisch. Das ganze graue Grubeln war scheinbar mit dem alten Jahre verweht und verschwunden. Mit dem neuen Ziel war ein neuer Geist geworden. „Man wächst doch mit seinen Aufgaben,“ sprach er vor sich hin. „Wir werden nicht müde, du Krämerdettler da drüben. Wir waren noch nie so jung wie heute.“

Dabei lachte er innerlich stolz.

Dann tappte er den schmalen Gang durch den Zug zum Speisewagen.

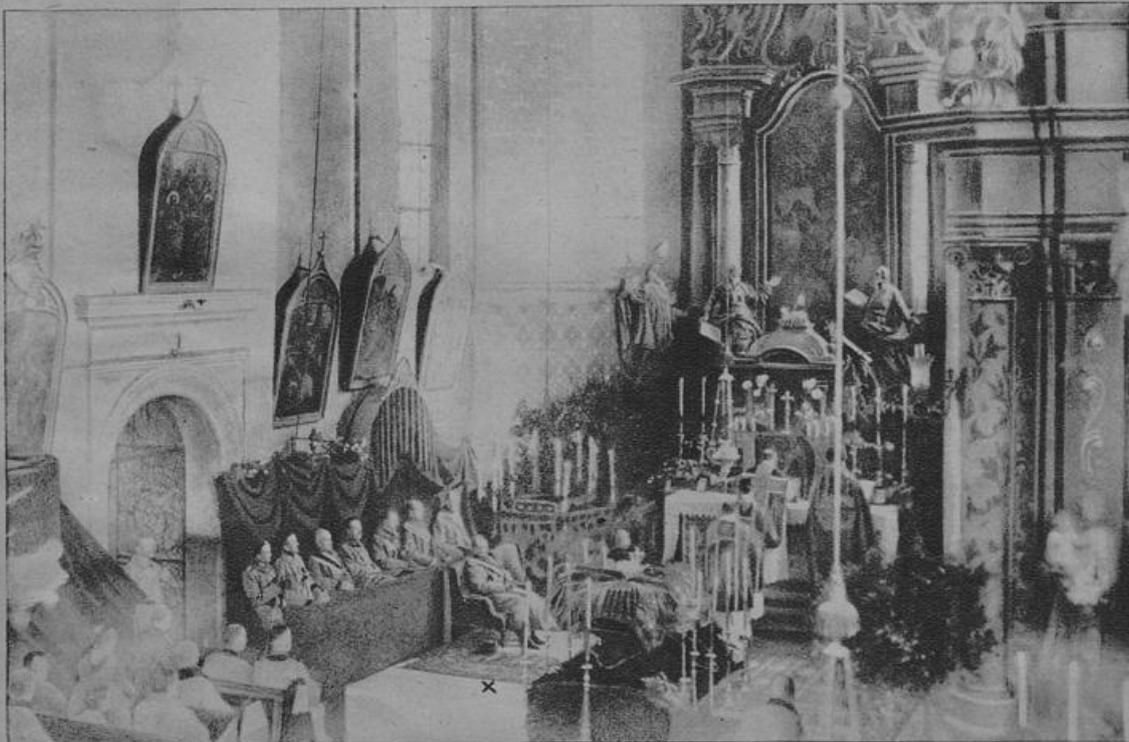
„Liebste, kleine Frau. Wenn dein Ritter erst von diesem Kreuzzug wiederkommt, das soll ein Leben werden!“

# Trauergottesdienst für Kaiser Franz Joseph I. im deutschen großen Hauptquartier.



Hindenburg (1) und Ludendorff (2) begeben sich zum Trauergottesdienst.

Phot. Berl. Kunst-Ver.



Blick in das Gotteshaus während der Trauerfeier. Vorn links Kaiser Wilhelm (X). Phot. Berl. Kunst-Ver.



Frau Dr. Anastassoff, ältere Tochter des bulgarischen Ministerpräsidenten Radoslawoff, Gattin des ersten Sekretärs der bulgarischen Gesandtschaft zu Berlin.  
Phot. Verl. Illust. Ver.

## In letzter Stunde.

Skizze von A. Gade,

Es sah fast aus, als ob es schneite, aber es war doch nur der Raureif, der lautlos von den Waldbäumen stäubte. Märchenhaft, in einem bläulichweißen Perlmutterglanz, schimmerte durch das matte Goldlicht der ringenden Silvesterfonne das weiße Füllgrangeschmeide, das sich um das hängende Haargeriesel der hohen Schleierbirken und jedes kleinste Zweiglein der mächtigen Tannen spann.

In tiefem Schweigen lag die Eisfläche des einsamen Waldsees da, wie eine geschliffene Kristallplatte.

Jutta v. Merrenthien glitt in graziosem Bogenlauf am Ufer des Sees dahin. Der dunkelgrüne weite Samtrod mit der silbrigen Chinillaumrandung schwebte in kleinen rhythmischen Bewegungen auf und nieder.

In tiefen Zügen atmete sie die wundervolle Winterluft ein. Gab es Schöneres? So mütterleenalien in dieser zauberhaften Waldszenerie.

Daß ihr Mann so wenig Verständnis dafür hatte. Er wollte mal wieder in der Stadt und kam wohl erst gegen Abend zurück. Aber er hatte auch sowieso nichts für den Eislauf übrig. Er war mal sehr böß dabei gefallen. Seit der Zeit tat er nicht mehr mit. Er hatte Angst vor dem Eis und war überhaupt weit über seine Jahre hinaus bequem.

Das Secuser buchtete sich in scharfen Kurven. Als Jutta Merrenthien um das Erlengebüsch einer vorgeschobenen Landzunge bog, tauchte in der tiefen Einsamkeit urplötzlich eine gertenschlanke Gestalt vor ihr auf. Hans Dieter v. Bredinghoven. Morgen oder übermorgen mußte er wieder fort. Er war

wohl vom Bühower Ufer herübergekommen. Auch er war ein vorzüglicher Läufer.

So unmittelbar standen sie sich gegenüber, daß der junge Offizier unwillkürlich beide Arme ausstreckte, sie nötigenfalls aufzufangen. Aber Jutta v. Merrenthien behauptete sich gewandt. Ihr feingeschnittenes Kassegesicht war blaß geworden.

„Gnädige Frau, es scheint bei mir Tradition — das alte Jahr pflegte mit erfahrungsgemäß vor Eoreschluß noch eine Überraschung zu bringen. Wenn's immer so lebenswürdig gewesen —“

Sie lächelte matt.

„Ja, Herr v. Bredinghoven, ich finde es auch sehr nett vom alten Jahr, daß es mir noch einen guten Bekannten in den Weg führt, — denn unserer Einladung folgten Sie ja nicht —“

„Ich schrieb Ihnen, gnädige Frau, wie tief ich bedauerte. Aber meine Schwägerin Marlene hatte gleichfalls ein paar Gäste gebeten; man wollte mit dem Urlauber noch mal ein Stündchen beisammen sein. Es war ein unglückliches Zusammentreffen —“

Jutta v. Merrenthien antwortete nicht. Sie wußte, Hans Dieter v. Bredinghoven wäre auch ohnehin nicht gekommen.

Sie liefen eine Strecke nebeneinander, in etwas sprunghafter Unterhaltung. Hans Dieter sann. Morgen um diese Zeit war er schon wieder in weiter Ferne. Er fuhr noch heute abend mit dem Nachtzug. Wie ein Traumbild würde ihm bald wieder dieser märchenhafte heimatische Winterwald erscheinen — und die Begegnung mit dieser Frau. — Gestern hatte er den Wald nochmal gründlich durchpüßelt und einen starken Bod auf die Decke gelegt, ganz nah der Merrenthieners Grenze. Er beschrieb ihr das Gehörn. Wunderbar monströs, mit erbsgroßen Perlen. Das schönste Stück seiner Sammlung.

Und Jutta erzählte darauf von einem Flieger, der kürzlich auf ihrer Weidenkoppel gelandet war. Der hatte im Nebel die Orientierung verloren und hatte sich die Hand verstaucht. —



Sräulein Radoslawoff, jüngere Tochter des bulgarischen Ministerpräsidenten, weil kurzzeit in Berlin.

Sanz plötzlich blieb sie dann stehen. „Ich möchte abschnallen, ich bin nachgerade doch etwas müde geworden.“

Sie stäubte mit ihrem grauen Wildlederhandschuh das feine Reifgeriesel von der Moosdecke der Uferböschung und ließ sich darauf nieder. Bredinghoven löste ihr geschickt die Schlittschuhe und schnallte dann selber ab. Doch er setzte sich nicht, blieb stehen und sah auf sie nieder. Mit goldigen Fingern strich die Sonne lieblosend über das duftige Raubreisgepinnt und streute zarte Silbersterne auf das dunkle Grün des Samtleides, das Jutta Merrenthiens graziose Gestalt so weich und schmiegsam umschloß, und schimmernde Brillanten in die blauschwarzen Haarwellen, die sich unter dem Chinillahütchen bauschten.

Wie diese mädchenhafte Frau mit dem dunklen Blick des Weibes bezaubernd war. Bezaubernder noch als einst. — Und dieser plumpe, derbgutmütige Gesell, der diese Frau besaß. — Wenn einer nur Geld hatte, klogig viel Geld, dann war er derjenige, welcher: Der Sieger. Es war die alte Geschichte. Bodo der Starke trug seinen Namen nicht zu Unrecht. Er war auch tatsächlich der Stärkere gewesen. Damals —

Bredinghoven riß sich zusammen. Er lächelte. „Gnädige Frau, so abwesend?“

Sie antwortete nicht und sah mit dunklen Blicken in das Ringen der matten Silvesterjonne.

„Wo weilen die Gedanken, wenn ich fragen darf? Jedenfalls bei dem Herrn Gemahl.“

„Auch nicht mal bei der neuesten Blusenerrungenschaft,“ gab sie mit einem Lächeln zurück. „Ich dachte vielmehr an — an etwas sehr Abweichendes —“

Er hob wie im Scherz den Finger. „Na, na, gnädige Frau!“ — Da fuhr sie mit einem seltsamen Ernste fort: „Da Sie mich doch mal fragten, Herr v. Bredinghoven, — ich dachte an ein Buch, das ich zu Weihnacht geschenkt bekam. An eine kleine Silvester-Erzählung darin. „In letzter Stunde“ hieß sie —“

„In letzter Stunde —“, sprach er nach.

„An diese Silvester-Erzählung denk' ich all die Tage —“

„War die Geschichte denn so interessant?“

Sie zuckte die Achseln. „Interessant?“

„Bekamen sie sich denn — in letzter Stunde? So mit dem Glockenschlage zwölf, bei Punsch und Pfannkuchen, als es, seligen Angedenkens, die noch gab?“

„Nein, sie bekamen sich nicht,“ klang es ernst zurück.

„Wie schade,“ spöttelte er. „In einer richtiggehenden Silvester-geschichte sollten sie sich am Schlusse kriegen. Aber schließlich — es kann ja auch mal anders kommen. Nicht wahr, gnädige Frau?“ —

Und als sie nicht antwortete: — „Vielleicht wirkt das sogar aparter. Die heutige Heldin heiratet stets den andern. Den Stärkern —“

„Wieso den Stärkern?“ fragte sie mit einem leisen Zittern in der Stimme.

„Ich meine natürlich keinen Herkules, sondern den, der über den Nebenbuhler siegte. vermöge — nun, sagen wir prosaisch — seines Geldes —“

Jutta v. Merrenthiens sah an ihm vorüber in weite Fernen.

„Ob der — der mit dem Geld — auch immer der Stärkere bleibt?“ fragte sie aus ihrem Träumen heraus. „In der Silvester-Erzählung blieb er es nicht —“

„Und Ihre Heldin, gnädige Frau, was tat sie? Brach sie die Fesseln, die sie sich freiwillig angelegt?“

„Nein,“ klang es leise zurück. „Sie wollte es, bevor das neue Jahr heraufzog. Da stellte das Schicksal Hindernisse in den Weg. In letzter Stunde. Unüberwindbare. Sie blieb —“

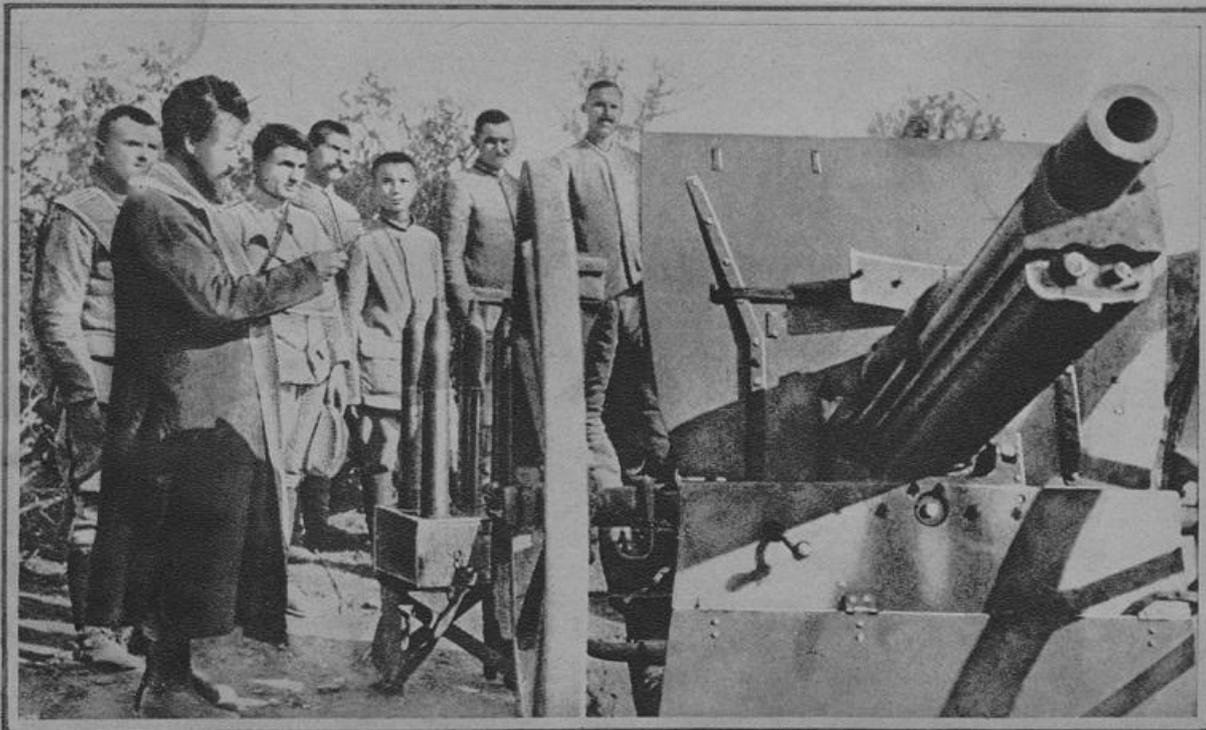
Ein hares Lachen durchschnitt das Schweigen des Wintermorgens.

„Kann ich Ihrer Heldin auch nicht verdenken. Wozu sich in Ungelegenheiten stürzen, wenn man doch einmal drin sitzt im warmen Nest?“

Und als sie schwieg: „Zuguterletzt trägt so ein kleines ‚heimliches Weh‘ nur eine stimmungsvolle und interessante Note in das Einerlei der Tage.“

Jutta v. Merrenthiens beachtete den grausamen Spott seiner Worte nicht. Aus weiten Fernen kam ihre Stimme zurück.

„Die Frau in der Silvester-Erzählung liebte den Mann, dessen Namen sie trug, schon damals nicht, als sie ihm ihr Jawort gab



Einjagung einer serbischen Kanone durch einen Feldgeistlichen vor dem Kampfe.

Nach einer Abbildung in einer ausländischen Zeitschrift.

Trotzdem war die Ehe eine einwandfreie. Bis sie, die Frau, dann eines Tages Zeugin einer — einer Feigheit ihres Mannes wurde. — Der andere aber! — sie lächelte — „es stand nämlich in ihrem Leben schon mal ein anderer, wie's sich in einer ‚richtiggehenden Geschichte‘ gehört, und wie's bisweilen ja auch im Leben vorkommt — der hatte sich als junger Arzt einst für einen schwerverbrühten Heizer zu schmerz- und gefährlichen Transplantationen hergegeben —“

Bredinghoven lachte. „Ach so! Na ja, ich dachte schon, er hätte ein halbes Duzend Menschen aus dem Wasser geholt. Der übliche Edelmut der Romanhelden!“

Jutta Merrentshien aber fuhr in tiefem Ernste fort:

„Herr v. Bredinghoven, ich kenne auch Fälle aus dem Leben. Um nur mal einen zu er- hnen. Man hat mir davon erzählt: Es war da im Osten mal eine kleine Dragoner- abteilung, die hatte bei einem Erkundungs- ritt eine Sprengung vorbereitet. Die Lun- ten waren bereits ent- zündet, und es hieß sich heranhalten, umso- mehr, als der Feind die Patrouille entdeckt hatte und sie unter Feuer nahm. Da konnte einer der Soldaten, der bereits verwundet, nicht wieder aufstehen, zumal das Pferd infolge der Detonation einer Gra- nate sich wie rasend gebärdete. Der Offizier befahl den übrigen Leuten, sich unverzüg- lich in Sicherheit zu bringen. Nur er allein blieb mit dem Mann zurück, und es gelang ihm mit vieler Mühe, ihn wieder hinaufzu- bringen. Er selber kam dann in eine gleiche und noch bei weitem gefährlichere Lage. Es bandelte sich da um Sekunden, um Bruch- teile von Sekunden. Ums Haar war' er zerrissen worden —“

Eine Röte war Bredinghoven in das Gesicht getreten. „Schädige Frau“, sagte er, „warum erzählen Sie mir das, heut am Silvester- tage? Ich war im übrigen nichts weniger als ein Held. Das Schicksal hat es bewiesen. Nicht mal die Frau vermocht' ich zu zwingen. Ein anderer war härter, schlug mich um Hieselängern —“

Jutta Merrentshien war aufgestanden. Sie sah ihn an, tieferrnit und traurig.

„Wozu so viel harter Spott! Sie wissen, Herr v. Breding- hoven, wenn auch nicht Alles, so doch, was mein Schicksal lenkte. Die Großmutter. Sie war die Frau danach. Rühl,

herrisch, berechnend. Vielleicht meinte sie es gut auf ihre Weise. Die mittellose Entelin und Waise sollte versorgt werden. Möglichst glanzvoll selbstverständlich. Ich war noch ein Kind sozusagen. Wehrlos dieser Frau gegenüber, aus deren Hand ich aß. Was hatte ich auch gelernt, ich meine für den Kampf mit dem Leben. Von allem etwas, doch nichts, was mich in unab- hängiger Weise auf eigene Füße gestellt hätte. Mein Vetter Bodo und späterer Gatte unterhielt schon damals zwei meiner Brüder. Der eine sah' im Zuchthaus — ohne ihn. Es gibt doch Gründe, Hindernisse —“

Er wollte etwas erwidern, sie aber setzte noch hinzu:

„Ich weiß auch, weshalb Sie mir hier am Silvestermorgen in der Waldeseinsam- keit begegneten. Es war kein Zufall. Zu- fälle spielen in No- manen. Sie suchten mich, wie der Jäger dem Wild nachspürt. Sie wollten mich noch einmal stellen, bevor Ihr Urlaub abließ. In einem Silvester tat ich Ihnen einen Schmerz an. Nun wollten Sie — in letzter Stunde auch sozusagen — sich noch einmal weiden an dem Fiasco. Woll- ten diese Erinnerung mit hinaus in die Gefahren nehmen. Sie wollten noch einmal triumphieren als — der Stärkere.“ —

„Der Stärkere? — Jutta —“ er griff nach ihren Hän- den mit einer fast brutalen Gewalt — „der Stärkere?“ —

Sein braunes Ge- sicht war blaß ge- worden. „Jutta — zerreiß die Fesseln! In letzter Stunde! Noch ist es Zeit —“

Sie sah ihn an mit einem traurigen Lächeln.

„Hans Dieter, sie können sich nicht immer liegen. Auch nicht

in einer Silvester-Geschichte. Es muß zur Abwechslung auch wohl mal andere Schlüsse geben... Ich habe Ihnen einst einen Schmerz getan — und wollte wieder gut machen, so weit es möglich ist. Was ich Ihnen geben konnte in letzter Stunde, in einer Stunde des Scheiterns, von dem wir nicht wissen, ob ihm ein Wiedersehen folgen wird — ich habe es getan, vielleicht mehr, als ich durfte. Nehmen Sie es mit hinaus in die Gefahren —“

Stumm beugte er sich über ihre Hand, und durch das Schweigen des weißen Wintertages ging sie heim.



**Justizrat Ernst Kehren, Düsseldorf, Major der Reserve, der Vorstand der neugegründeten Kriegsamtstelle in Düsseldorf.**

Die Tätigkeit der Kriegsamtstelle Düsseldorf umfaßt die Bezirke des 7. und 8. Armeekorps. Ihr sind zwei Kriegsamtstellen in Münster und Koblenz, Stütz der Generalkommandos dieser Korps, unterstellt. Die neue Kriegsamtstelle wird im Heinen genau nach dem Muster des Kriegsamts organisiert und ist eine der wichtigsten Nachrichtenorganisationen des Kriegsamts.

Trotzdem war die Ehe eine einwandfreie. Bis sie, die Frau, dann eines Tages Zeugin einer — einer Feigheit ihres Mannes wurde. — Der andere aber“ — sie lächelte — „es stand nämlich in ihrem Leben schon mal ein anderer, wie's sich in einer „richtiggehenden Geschichte“ gehört, und wie's bisweilen ja auch im Leben vorkommt — der hatte sich als junger Arzt einst für einen schwerverkrühten Heizer zu Schmerz-

und gefahrvollen Transplantationen hergegeben. Bredinghoven lächelte. „Ach so! Na ja, ein halbes Duzend Menschen aus dem Wadelmut der Romanhelden!“

Jutta Merrentshien aber fuhr in tiefem Ernste fort:

„Herr v. Bredinghoven, ich kenne auch Fälle aus dem Leben. Um nur mal einen zu erwähnen. Man hat mir davon erzählt: Es war da im Osten mal eine kleine Dragonerabteilung, die hatte bei einem Erkundungsritt eine Sprengung vorbereitet. Die Lunten waren bereits entzündet, und es hieß sich heranhalten, umso mehr, als der Feind die Patrouille entdeckt hatte und sie unter Feuer nahm. Da konnte einer der Soldaten, der bereits verwundet, nicht wieder aufstehen, zumal das Pferd infolge der Detonation einer Granate sich wie rasend gebärdete. Der Offizier befahl den übrigen Leuten, sich unverzüglich in Sicherheit zu bringen. Nur er allein blieb mit dem Mann zurück, und es gelang ihm mit vieler Mühe, ihn wieder hinaufzubringen. Er selber kam dann in eine gleiche und noch bei weitem gefährlichere Lage. Es bandelte sich da um Sekunden, um Bruchteile von Sekunden. Ums Haar war' er zerschissen worden.“

Eine Röte war Bredinghoven in das Gesicht gekommen. „Ja, Jean“, sagte er, „warum erzählen Sie mir das? So war im übrigen nichts weniger als bewiesen. Nicht mal die Frau vermocht ich zu erzwingen. Ein anderer war stärker, schlug mich um Pferdehalsen.“

Jutta Merrentshien war aufgestanden. Sie sah ihn an, tieftraurig und traurig.

„Wozu so viel harter Spott! Sie wissen, Herr v. Bredinghoven, wenn auch nicht alles, so doch, was man Spätsal lenkt. Die Großmutter. Sie war die Frau danach. Rühl,

herrisch, berechnend. Vielleicht meinte sie es gut auf ihre Weise. Die mittellose Entelin und Waise sollte versorgt werden. Möglichst glanzvoll selbstverständlich. Ich war noch ein Kind sozusagen. Wehrlos dieser Frau gegenüber, aus deren Hand ich ab. Was hatte ich auch gelernt, ich meine für den Kampf mit dem Leben. Von allem etwas, doch nichts, was mich in unab-

auf eigene Füße gestellt hätte. Mein Vetter Bodo hatte unterhielt schon damals zwei meiner Brüder. im Zuchthaus — ohne ihn. Es gibt doch Gründe, Hindernisse —“

Er wollte etwas erwidern, sie aber setzte noch hinzu:

„Ich weiß auch, weshalb Sie mir hier am Silvesterabend in der Waldeseinsamkeit begegneten. Es war kein Zufall. Zufälle spielen in Romanen. Sie suchten mich, wie der Jäger dem Wild nachspürt. Sie wollten mich noch einmal stellen, bevor Ihr Urlaub abließ. In einem Silvester tat ich Ihnen einen Schmerz an. Nun wollten Sie — in letzter Stunde auch sozusagen — sich noch einmal weiden an dem Fiasco. Wollten diese Erinnerung mit hinaus in die Gefahren nehmen. Sie wollten noch einmal triumphieren als — der Stärkere.“ —

„Der Stärkere? — Jutta —“ er griff nach ihren Händen mit einer fast brutalen Gewalt — „der Stärkere?“ —

Sein braunes Gesicht war blaß geworden. „Jutta — zerreiße die Fesseln! In letzter Stunde! Noch ist es Zeit —“

Sie sah ihn an mit einem traurigen Lächeln.

„Hans Dieter, sie können sich nicht immer kriegen. Auch nicht erwidern. Es muß zur Abwechslung auch meine Schlüsse geben... Ich habe Ihnen einst getan — und wollte wieder gut machen, so weit es möglich ist. Was ich Ihnen geben konnte in letzter Stunde, in einer Stunde des Scheiterns, von dem wir nicht wissen, ob ihm ein Wiedersehen folgen wird — ich habe es getan, vielleicht mehr, als ich durfte. Nehmen Sie es mit hinaus in die Gefahren —“

Stumm beugte er sich über ihre Hand, und durch das Schweigen des weißen Wintertages ging sie heim.

**A** 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

**R** **G** **B** **M** **W** **G** **K** **C** **Y** **B** **M**

**TIPPEN® Gray Scale**

© The Tiffen Company, 2007

**Justiz**  
**der Vorste**  
Die Tätigkeit d  
korps. Ihr für  
Generalkommand  
Heimen gevan

**er Reserve,**  
**le in Düsseldorf.**  
te des 7. und 8. Arme  
und Koblenz, Sitz der  
samtstelle wird im  
jekt und ist eine der  
samt.